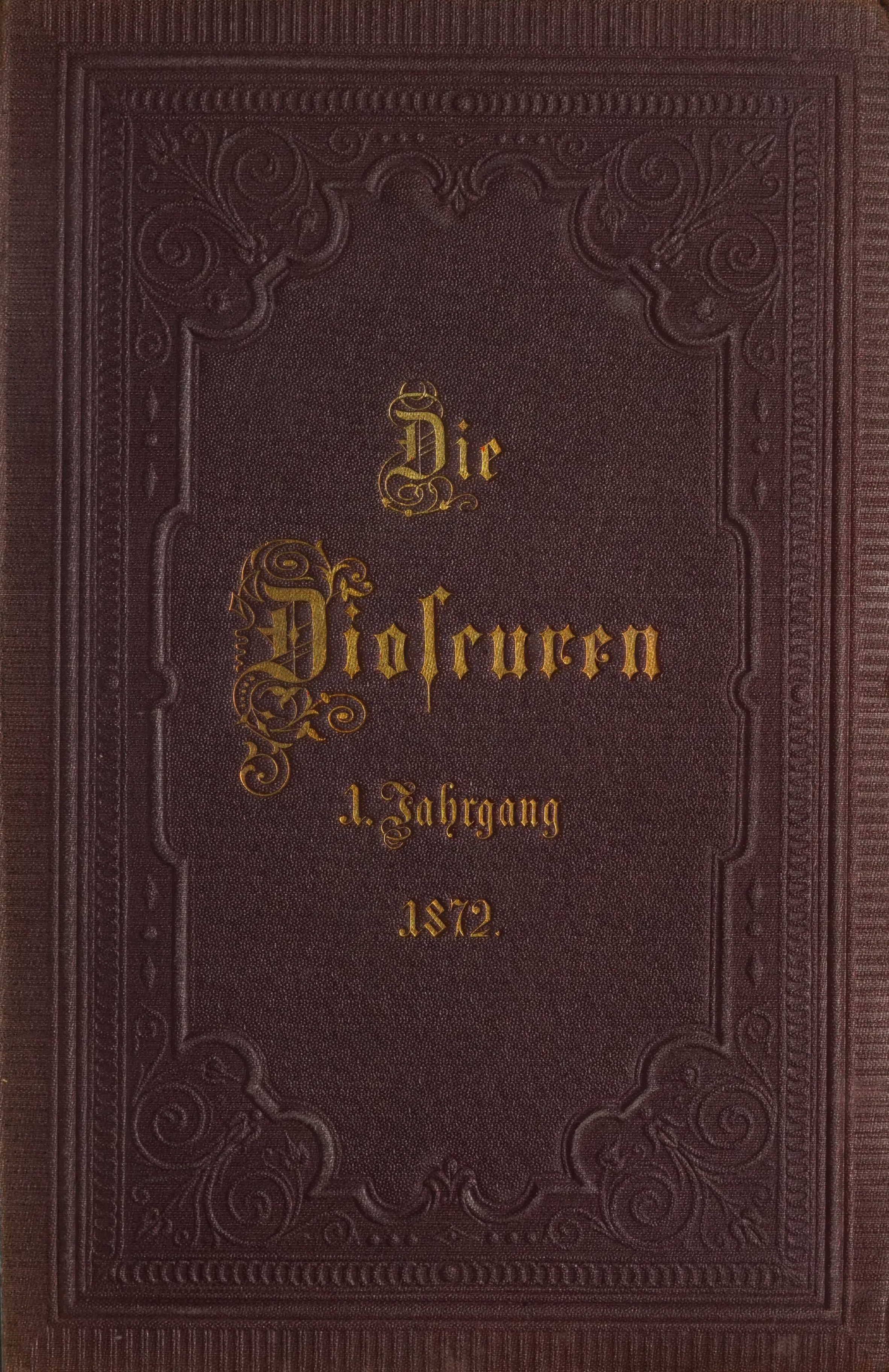
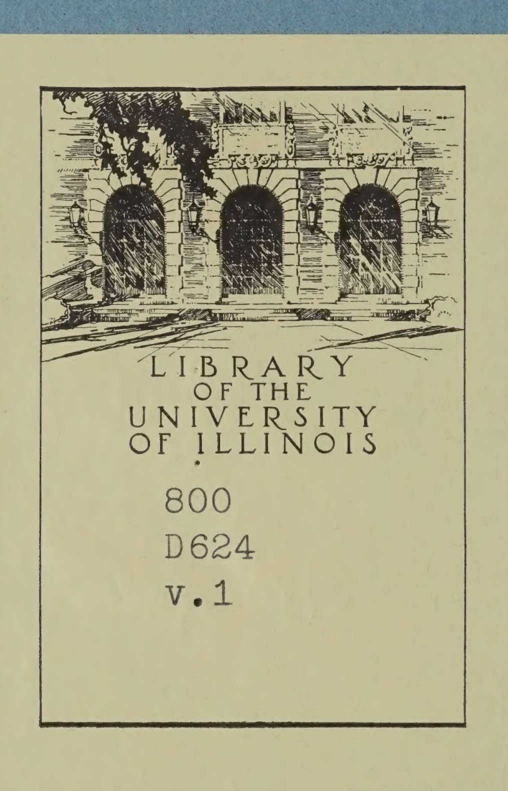

Die
Dioskuren
1. Jahrgang
1872.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

Die Dioscuren.

Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Erster Jahrgang.

Selbstverlag des Vereines.

Wien, 1872.

In Commission bei L. Rosner, Tuchlauben 22.

Druck von C. Gonschorowski, Schottenring 8.

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Mit dem vorliegenden Jahrbuche verläßt der erste allgemeine Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie zum ersten Male den engen Kreis seiner unmittelbaren Vereins-Interessen, um auf ein weiteres Gebiet des öffentlichen Wirkens zu treten. Hoffentlich wird in erster Linie die Publication selbst rechtfertigen, was vielleicht Gewagtes und nicht streng von den Aufgaben des Vereines Gefordertes in dem Unternehmen gefunden werden mochte. Bietet sie doch, wie man auch über das Einzelne urtheilen mag, im Ganzen wenigstens, ein lebendiges Zeugniß für die Macht der Association an sich, weist sie doch die Verkörperung der allgemeinen Grundsätze auf, die den Beamtenverein geschaffen und gefördert haben. Schließlich ist es eben auch der Gedanke der Sammlung einzelner Kräfte, der Vereinigung getheilter Arbeit, der Zusammenschließung gleichartiger Bestrebungen, die hier seine flügge gewordenen Schwingen neu entfaltet. Und in diesem Sinne mag man immerhin das Jahrbuch mit einem modernen literaturgeschichtlichen Worte als ein Stück Selbstbekenntniß des Vereines auffassen und bezeichnen.

Die Ideen, von welchen die Herausgeber der Dioscuren bei der Zusammenstellung des Werkes ausgegangen sind, ergeben sich hiernach im Wesentlichen von selbst. Es galt ihnen, die Universalität der Vereinszwecke auch auf diesen Einzelgegenstand zu übertragen, keine wirkliche und anerkannte Kraft zu übersehen, keine zukunftsreiche und zu Hoffnungen berechtigende auszuschließen. Der Gedanke der Genossenschaft sollte das Ganze tragen, dem Einzelnen Stütze sein. So glaubte das Jahrbuch auch die Grenzen des Unternehmens, selbst die geographischen, nicht allzu enge ziehen zu sollen. Im literarischen Sinne bezeichnet uns Deutsch-Oesterreich nur eine engere Heimat, ein Tochterland inmitten jener großen Entwicklung, welche dem deutschen Namen seine inneren Ehren geschaffen, noch ehe er sich die äußeren erstritten. Einer geistigen Verbindung Ausdruck zu geben, die unser Stolz, gleich-

zeitig unsere Stärke ist, erschien uns ein Recht mehr noch als eine Pflicht. Die lebendige Theilnahme, welche die Idee des Beginnens in Deutschland gefunden, beweist, daß damit nur erwidert wurde, was auch von der anderen Seite empfunden wird. Es sind mehrere glänzende Namen der außerösterreichisch-deutschen Literatur, welche die Herausgeber der Dioscuren ihren Lesern theils in diesem Jahrgange bereits vorzuführen so glücklich sind, theils im nächsten Jahrgange bringen werden.

Andererseits ist es aber doch ein specifisch heimischer Gesichtspunkt, von welchem aus das Jahrbuch betrachtet werden will. Das Wort von den unerschöpflichen Hilfsquellen Oesterreichs ist allerdings wenig mehr im Schwunge, seit ernste Ereignisse uns die Pflicht des Bescheidens in Wort und That auferlegt haben, seit man uns immer wieder auf die Schwierigkeiten unserer inneren Lage, auf den unproductiven Streit unserer Volksbestrebungen, auf die Gegensätze verweist, die unser öffentliches Leben verwirren. Niemand in der That denkt mehr daran, für phantastische Schätze prahlerische Zinsen einfordern zu wollen. Aber es ist gewiß, daß auch die Schwierigkeiten eines Staates ihre positive Seite haben. Die Nationalitäts-Bestrebungen in Oesterreich, so verkehrte Richtungen sie zuweilen einschlagen mögen, erscheinen in edlerem Lichte, wenn man an die Bedürfnisse, wenn man an die Thatsachen selbstständiger Culturentwicklung denkt, die auch ihnen zu Grunde liegen. Dies gilt vor Allem in Ungarn, wo eine lebendige Bewegung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Elemente einer sehr bedeutenden Literatur geschaffen hat, die uns zugleich tiefe Einblicke in das nationale Wesen und die Eigenart des magyarischen Volksstammes gestattet. Das Jahrbuch hat daher in seinem Bestreben, dem deutschen Lesepublicum auch solche, fast noch unberührte Schätze unseres geistigen National-Reichthums zuzuführen, zunächst an die magyarische Literatur angeknüpft. Möge dies zugleich als ein Zeichen fördernden Einvernehmens

auf dem Gebiete geistigen Lebens anerkannt werden. Wir verhehlen uns nicht, damit einen sehr bescheidenen Anfang gemacht, mehr die Absicht angedeutet, als die Ausführung begonnen zu haben. Aber allerdings nehmen wir für diese Absicht den Standpunkt vaterländischer Anerkennung und Ermuthigung in Anspruch. Oesterreich wird an Ansehen und Geltung zunächst gewinnen, wenn man es verstehen lernt, und das Verständniß dieses Mosaiks von Völker-Individualitäten erschließt sich nicht auf der Oberfläche der politischen Erscheinungen; es ruht vielmehr in dem innersten Wesen der einzelnen und national gesonderten Theile seines Culturlebens, das wiederum zunächst in der Stammes-Literatur seinen Ausdruck findet. Dafür auf heimischem Boden, im Sinne der Heimat einen Mittelpunkt zu schaffen, ist eine Aufgabe, welche sich die Dioscuren gestellt und zu deren Erfüllung die Herausgeber — sie dürfen es wohl sagen — mit Ernst und Gewissenhaftigkeit ihre Vorbereitungen getroffen haben.

Und so verläuft dies Geleitswort des Jahrbuches — wie das schon Sitte periodischer Publicationen ist — in eine Verheißung an die Zukunft. Aber in eine Verheißung, die sich nicht niedere Ziele gesteckt hat, und für die man eine Abschlagszahlung vielleicht schon in dem heute Gebotenen erkennen wird. Der österreichische Beamtenverein wenigstens erfüllt nur eine Pflicht, wenn er der warmen, eifrigen und uneigennützigen Unterstützung gedenkt, die dem Unternehmen von allen Seiten entgegengebracht worden, und nicht ohne Genugthuung mag er dabei insbesondere auf die Thatsache blicken, daß die weitaus überwiegende Zahl der Beiträge für das Jahrbuch dem Kreis der Standes-Genossen entstammt. Auch auf diesem Gebiete hat sich gezeigt, daß die Kraft des Vereines in ihm selbst ruht, daß er selbst zu schaffen befähigt, was er selbst zu genießen berufen ist. Eine so anmuthige und gefällige Erläuterung des Verhältnisses von Selbsthilfe

und Selbstständigkeit war vielleicht gerade bei den ernsten Aufgaben unserer Verbindung erhöhtes Bedürfniß.

Wir brauchen übrigens kaum hinzuzufügen, daß die Rücksicht auf dies Verhältniß allerdings, wenn nicht den Grund, so doch den nächsten Anlaß zu der vorliegenden Veröffentlichung geboten hat. Es ist ein ehrendes Zeichen moderner Vereinsthätigkeit, daß man heute von Egoismus der Vereine spricht, wie sonst von Selbstsucht der Einzelnen. Jener Egoismus hat eben ein gut Theil dazu beigetragen, der Selbstsucht der Persönlichkeit engere Schranken zu ziehen, edlere Ziele zu weisen. Und ein derartiges Ziel schwebt heute dem Beamtenvereine vor.

Es ist die Errichtung einer höheren Töchterschule für unsere Standesgenossen, welche der erste österreichische Beamtenverein in's Auge gefaßt, und der er den Ertrag dieses literarischen Unternehmens zuzuwenden gesonnen ist. Auch dieser concrete Zweck wird hoffentlich über manche Mängel hinwegsehen lassen, die letzterem anhaften. In der Hauptsache behauptet doch die Erwägung ihr Recht, daß dem Gedanken der Bildung und der Sache des Geistes zu Gute kommt, was von Bildung und Geist geboten wird.

Wien, April, 1872.

Vereint!

„D'rum steht nicht mehr so alleine
Und schließt euch redlich an:
Zu irgend einem Vereine
Gehört ein deutscher Mann.“*)

Ihr schlichten, biederen Worte,
Ihr tönt wie Glockenerz,
Ihr ruft in jegliche Pforte,
Ihr schlagt an jedes Herz.

Wir sangen euch in der Runde,
Ihr wecktet Mannesmuth
Als wir uns einten zum Bunde,
Zu schirmen Ehr' und Gut.

Zum Bunde, der keine Schranke,
Der nicht die Kräfte engt,
Wenn Hochgefühl, wenn Gedanke
Nach schönen Zielen drängt,

Um dort den Edlen, den Besten
Wetteifernd nah zu stehn,
Die wir bei unseren Festen
Als liebe Gäste sehn.

Das Banner, das wir entfalten
Hoch über den Partei'n,
Das eint im ehrlichen Walten
Uns ohne Bündelei'n.

Nicht denkt der Grenzen und Raine,
Wir alle zählen dann
Zu einem einz'gen Vereine
Mit jedem wack'ren Mann

*) Deutsche Lieder von A. H. Hoffmann v. F.

Die Dioscuren.

I.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben
wird, ist Bildung.

Göthe.

Musik.*)

Von

Franz Grillparzer.

(Gedichtet 1812.)

Sei mir gegrüßt, o Königin!
Mit der strahlenden Herrscherstirne,
Mit dem lieblich tönenden Munde
Und dem Wahnsinn sprühenden Blick,
Schwingend das zarte Plektron,
Ein mächtiger Szepter in Deiner Hand

Sei mir gegrüßt, Herrlichste
Unter den herrlichen Schwestern!
Lieblich sind sie die Huldinnen alle,
Die, am Throne des Lichts gezeugt,
Von unsterblichen Müttern geboren,
Gerne wieder zur Erde steigen,
Boten einer vergang'nen,
Verkünder einer künftigen Welt!

Lieblich sind sie die Huldinnen alle,
Wenn sie, der Sterblichkeit Nebelkleid
Um die leuchtenden Schultern geworfen,
Wie Apollo unter den Hirten,
In dem Kreise der Menschen weilen
Und in der Fremde dürren Boden
Palmenreiser der Heimath pflanzen;
Menschen ähnlich, und dennoch Götter,

*) Mit Bewilligung der Erben dem Nachlaß entnommen.

Beide Welten liebend verbinden,
Hernieder zur Erde den Himmel ziehn,
Und den Menschen zu Göttern erhöhn.

Lieblich sind sie die Huldinnen alle; —
Doch wie die Rose unter den Blumen
Strahlst Du hervor aus dem Chor der Schwestern.

Als das Recht von der Erde verschwunden,
Und die Unschuld zum Himmel gefloh'n,
Dienen lernte die freie Geberde,
Lügen das heitere, offene Auge,
Und das Wort, das heilige, wahre
Sich in schändende Fesseln schlug:
Da wardst Du von den Göttern gesendet
Als Vertraute besserer Seelen,
Deine Sprach' ihrem Munde zu leih'n.
Freudig eilten sie Dir entgegen,
Sanken vertrauend Dir in den Arm,
Und Lieb' und Hoffnung, und Scham und Reue
Flüsterten leis' in Deinen Busen,
Was sie erreicht, und was sie verloren,
Was sie geträumt, und wie sie gefühlt.

Seitdem stehst Du dem Menschen zur Seite,
Eine helfende Trösterin.
Wo er weilt und wo er wandelt,
An des Unglücks gähnendem Absturz,
Auf der Freude Blumenhöhe,
Ueberall tönt Deine Stimm' ihm entgegen
Wie ein Ruf aus besseren Welten,
Klagend, tröstend, freundlich erhebend
Von der Wiege bis in's Grab.

Sanft stehst Du an der Wiege des Knaben,
Der kaum dem Schooß der Mutter sich entwand,
Dem noch in einer trüben Welle
Taumelnd sein Ich und die Außenwelt schwimmt,
Dem kaum der Schmerz noch ahnend gelehret,
Daß er zum Leben — voll Schmerzen! — erwacht.
Wie er so daliegt und jammert und klaget,
Da tönt ein Laut in seine Ohren,
Der erste Strahl in der irdischen Nacht.
Aus der Wärterin einfachem Liede
Spricht Dein Mund dem Klagenden zu:
„Dulde! — Lerne bei Zeiten dulden!
Ist doch Leiden des Lebens Name!

Wenige Stunden und es ist vollbracht."
Und Du legst in des Kleinen Wiege
Einen treuen, liebenden Bruder,
Der durch das Leben ihn begleitet,
Helfend und treu ihm zur Seite steht
Jeden Kummer halb ihm abnimmt,
Jede Freude vertausendfacht,
Und am Ziele der Lebensbahn
Ihn in die off'nen Arme nimmt,
Legst den Schlummer ihm an die Seite —
Und der Knabe lächelt und — schläft!

In der Trompete muthigen Tönen
Rufst Du den Jüngling in's Schlachtgewühl,
Leitest den Starken, ermuthigst den Schwachen,
Jubelst ob dem geschlagenen Feind,
Verkündest die Siegesbotschaft dem Lande,
Weinst' den Gefallenen nach in's Grab.

Aus der Zither melodischen Saiten
Klagst Du dem Mädchen des Liebenden Glut;
Wo die Sprache das Wort verweigert,
Borgest Du hilfreich den lieblichen Klang.
Und das Mädchen hört die Klage,
Ahnung und Scham bestürmt ihren Busen,
Zögernd folgt sie dem süßen Zuge,
Gleich den Saiten bebet ihr Herz,
Und auf der Töne goldenen Schwingen
Ziehet die Liebe siegend ein.

An des Altars geschmückten Stufen,
Empfängst Du jauchzend die schamhafte Braut,
Scheuchst von der Stirn ihr das zagende Bangen,
Zeigst ihr die nahende Seligkeit.

So durch alle Gewinde des Lebens
Geleitest Du liebreich den Erdensohn,
Hilfst ihm erklimmen die steilen Stufen,
Und streust auf jede mit mildem Sinn
Deine Rosen oder Zipressen,
Freuden, oder Mitleidsthränen.
Und wenn endlich das Leben verklungen,
Der letzte Seufzer der Brust verweht,
Wankst Du stöhnend hinter der Bahre,
Hinüber zeigend in lichte Fernen,
Glaub' und Hoffnung an leitender Hand!

Wo ist eine Macht, die Deiner gleichet,
Eine Gewalt, die Deiner sich naht,
Wenn Du auf Sturmesflügeln einherbraust,
Wenn Du mit Zephirslispeln säuselst,
Wenn Du des Muthes glimmenden Funken
In die zagende Seele schleuderst,
Und den Funken zur That entflammst;
Wenn Du im duftenden Myrthenhain
Mit süßer Ahnung das Herz beschleichst, —
Wo ist eine Macht, die Deiner gleicht?

Bewehrt mit Deinem flammenden Schwert
Schlug Tirtäus des Feindes Gewalt,
Felsen gehorchten Deinem Worte,
Da Du aus Amphions Leier gebotst,
Aus der Unterwelt heulenden Klüften
Zog die Geliebte des Orpheus Gesang.

Wie bildsamer Thon, wie weiches Wachs
Ist des Menschen Herz in Deiner Hand.
Timotheus' Leier tönt,
Und Persepolis flammt;
Händel greift in die Saiten,
Und Persepolis flammt noch einmal
Vor den Augen der trunkenen Hörer!

Wer kann genug Deinen Zauber preisen
Liebliche, milde, freundlich holde!
Schönste unter den reizenden Schwestern!
Fühlende Freundin fühlender Seelen!
Was der Mime nur schwankend stammelt,
Was der Dichter zu laut verkündet,
Lispelt vernehmlich Dein Saitenspiel.
Sei die Dichtkunst noch so gepriesen,
Sie spricht doch nur der Menschen Sprache —
Du sprichst wie man im Himmel spricht.

Darum sei mir dreimal gesegnet,
Hohe, strahlende Königin;
Ewig soll meine Lippe Dich preisen,
Und in den Klang meiner Weihgesänge
Mische sich jauchzend der Jubel der Welt! —

Prolog

zu Mozarts Requiem bei Grillparzer's Todtenfeier.

Von

S. H. Mosenthal.

Kaum ist ein Jahr verrauscht, daß diese Hallen
Sich zum Geburtsfest unsres Dichters schmückten,
Und heut schon ragen sie in Trauerflor,
Zu seiner Todtenfeier uns zu einen.
Todt? Nein! Der Dichter endet, wenn die Hand
Das gold'ne Saitenspiel nicht mehr berührt.
So war sein Leben längst für uns ein Traum,
Und nur sein Dichtertraum war uns ein Leben.
Er lebt, so lang die deutsche Zunge klingt,
So lang das reine, hehre Ideal
Auf deutscher Bühne sich verkünden darf,
Und Sappho, Hero und Medea reihen
An Iphigenie, Gretchen, Leonore,
Johanna, Isabella und Maria,
Der Musen Neun-Gestirn, ergänzend an.

Der Dichter lebt. Allein uns starb der Mensch,
Der edle Mensch, der unter uns gewandelt,
Gebeugt und murmelnd durch die Straßen schritt,
Als ob sein Geist in andern Welten schwärmte.
Allein von seines Stübchens hoher Warte
Umfing sein milder Blick auch unsre Welt,
Und wer an seines Geistes klarem Born
Zu schöpfen kam, verließ ihn frisch gelabt;
Denn Weisheit troff von seiner Lippen Saum,
Und Witz erleuchtete das schöne Auge;
Von allem Großen, was die Welt bewegte,
Entklang ein lautes Echo seiner Brust;
Mit heißer, jugendlicher Glut umfing
Sein Herz sein Vaterland, sein Oesterreich,

Ob auch sein Mund verstimmt den Musen schwieg,
Im Rath der Völker stimmt' er für das Recht!

So lebt' er uns, so lebt' er seinem Wien,
Ein Wahrbild Wiens, so wie St. Stefans Thurm.
Denn wenn die deutsche Jugend ferner Zonen
Mit Goethe, Schiller seinen Namen nannten,
Wie Namen heil'ger Schatten, andachtsvoll —
Er lebt — hieß es — Grillparzer lebt in Wien!

Er starb in Wien. Welch feierlicher Zug!
Das Haus des Kaisers schreitet ihm voran,
Es folgt das Reich, die Stadt und die Armee,
Der Kunst, der Wissenschaft, der Jugend Blüthe.
Ist's ein Monarch? Ein Held? Ein Triumphator,
Den man zu Grabe trägt? — Ein Dichter ist's:
Die Pracht, die er im Leben stets gefloh'n,
Umgiebt des schlichten Mannes stolze Bahre,
Ein Dichter ist's — der Dichter Oesterreichs!
O Heil dem Dichter, der sein Volk verstand,
Und Heil dem Volk, das seinen Dichter ehrt!

Er ruht in Wien. In Wien, in dessen Schooß
Beethoven, Mozart, Gluck und Schubert ruh'n,
Das Friedrich Halm und Friedrich Hebbel birgt,
Und seinen Ottocar und Jaromir,
Und seine Sappho. Wer behauptet noch,
Daß du, mein Wien, nicht mehr zu Deutschland zählst?
Du bist der deutschen Kunst Persepolis!

Er war ein Dichter. Wem verkünd' ich das?
Doch seine zweite Liebe war Musik!
Vertraut mit ihrer heil'gen Harmonie,
Entlockt' der Greis noch in der stillen Zelle
Geliebte Töne seinem Instrument.
Beethoven, Schubert traten brüderlich
Zu ihm heran und grüßten ihn in Tönen,
Und Du vor Allen, sonnenklarer Mozart,
Warst seiner Seele Licht in trüben Stunden;
In Deiner Töne Wellen taucht' er oft
Und stieg verjüngt aus Deines Wohllauts Bad.

So komm auch jetzt, die fromme Menge lauscht,
Und laß Dein „Tuba mirum“ ihm erschallen;
Doch wenn der Todtenklage Klang verrauscht,
So führ' ihn ein in jene „heil'gen Hallen“,
Um dort, in der verklärten Geister Schaar
Als ein verklärter Geist mit Dir zu wallen.

„So Einer“.

Von

Anastasius Grün.

Mit flatternden Federbüschen,
Mit schmetterndem Hörnerklang
Ziehn Jäger, die schmucken frischen
Gesellen, das Dorf entlang.

Sie ziehn an des Landes Gränzen,
Vorposten zu treuer Wacht,
Die Waffen funkeln und glänzen,
Der Taktschritt dröhnt mit Macht.

Ein Weib sitzt an der Schwelle,
Ihr Knäblein an der Brust,
Dem leuchten die Aeuglein so helle,
Das klatscht in die Hände vor Lust.

„Geduld, du Schelm, du kleiner,
Die Jahre verrinnen schnell,
Dann wirst auch Du wohl so Einer,
Solch schmucker, frischer Gesell!“

Die Tritte, die Klänge allmählig
Verhallen am Waldessaum;
Die Mutter, stolz und selig,
Träumt schönen Zukunftstraum:

„O Kind, geboren in Schmerzen,
So hilflos noch und zart,
Erstarke am Mutterherzen
Zu rechter Mannesart!“

„O blühe, du holde Blüthe,
O wachse frei von Harm;
Dich schirme, bewache, behüte
Mein Aug', mein Herz, mein Arm!

„Doch wie viel Müh'n und Gefahren
Noch bis an's ferne Ziel!
Von sorgenschweren Jahren,
Durchwachten Nächten wie viel!

„Mit Wonne den eigenen Schlummer
Leg' ich dem deinen zu;
Mein sei die Angst und der Kummer,
Dein sei die Lust und die Ruh'!

„Ja, ganz vergessen meiner,
In dir nur leb' ich allein;
Dann wirst du wohl auch so Einer,
Mein Stab, mein Stolz einst sein." —

Horch, wüster Schall durchzittert
Der jungen Mutter Traum;
Es hat gar schlimm gewittert
Am fernen Waldessaum.

Die Bahre von Tannenästen
Jetzt tragen Krieger vorbei,
Sie bringen der Tapfern Besten,
Getroffen vom Todesblei.

Von blindem Erz zerrissen
Der edle Lebensdocht,
An dem so treubeflissen
Die Mutterliebe flocht!

Ach, all die Müh'n und Sorgen,
Die Jahre kummerbewegt,
Auf daß man so Einen morgen
An's Mutterherz dir legt!

Ein religiöses Selbstbekenntniß Friedrich Hebbels.

Mitgetheilt
von
Emil Kuh.

Wie ein Dichter oder Künstler zu den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechtes steht: dies zu wissen wird uns jederzeit von hohem Werthe sein. Zwar geben darüber die Werke eines Dichters Aufschluß, aber denn doch nur im Ganzen und Großen, nicht im Einzelnen, nicht vollkommen deutlich. Erst aus den persönlichen Geständnissen werden wir sein Verhältniß zu den Problemen uns klar machen können, denen die Religion auf dem sinnlich-mystischen Wege, die Philosophie auf dem des Denkens näher zu kommen sucht.

Friedrich Hebbel ist ein Dichter, dessen metaphysischer Zug besonders stark hervorspringt. Seine Neigung zu mythisch phantastischen Scenen und Bildern ist auf diesen Zug zurückzuführen, nicht etwan, wie Manche meinen, auf romantische Liebhabereien, auf eine grillenhafte Lust an dem Halbdunkel der Vorgeschichte. Religiös erzogen, mit Bibeleindrücken aufgewachsen, hielt er im Jünglings- und Mannesalter die Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen unwandelbar fest, sogar in der kurzen Zwischenzeit speculativer Irrfahrt, und das Gefühl der Abhängigkeit des Menschen von einer höheren Macht, worauf die Lehre Schleiermachers ruht, behielt in ihm stets das Uebergewicht. Die Gestalt des Daniel in der Judith, des Blöden in der Genovefa, die Erscheinung der heiligen drei Könige in Herodes und Mariamne, der Kaplan und Dietrich von Bern in den Nibelungen, der religiöse Hintergrund der Maria Magdalena und des Demetrius, sowie viele seiner lyrischen Gedichte bekräftigen das Gesagte in zweifelloser Weise.

Aus dem reichen Material an Gesprächsmittheilungen, Tagebuch-Aufzeichnungen und Briefen will ich hier zur Charakteristik dieser Seite in Hebbels Natur ein Selbstbekenntniß des Dichters hervorheben. Auf

einer Reise, im Jahre 1859 hatte er die Bekanntschaft eines protestantischen Pfarrers, Luck aus Wolfskehlen bei Darmstadt, gemacht, mit welchem er einige Briefe wechselte, die sich um die religiöse Frage bewegen. Luck, leicht erregbar und nicht ohne poetische Anlage, wollte, wie es schien, seine Verehrung Hebbels mit seinem Christenthum in erwünschten Einklang bringen, wobei sein Eifer von dem Anflug des Bekehrungsversuches nicht frei blieb. Hebbel, seit jeher Verhandlungen ausweichend, wenn sie das undefinirbare Etwas strebsamer Poeten betrafen, welche verlangten, daß er ihrem Talente sozusagen die Nativität stelle, ging auf geistige oder Herzenskrisen sofort antheilsvoll ein, sobald sie seinen Rath oder seine Hilfe in Anspruch nahmen.

In dem ersten der Briefe Hebbels bemüht sich der Dichter den Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus seine Stellung zum Christenthum aufzufassen sei. Alle Meinungsverschiedenheiten, sagt er, wären darauf zurückzuführen: ob man die Religion oder die Poesie, welche beide einen gemeinschaftlichen Ursprung und Zweck hätten, für die Urquelle halte. Er seinerseits müsse sich für die Poesie entscheiden, und er könne so wenig in den religiösen Anthropomorphismen als in den philosophischen Doctrinen etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezifisch Verschiedenes entdecken; es seien für ihn Alles Gedanken-Trauerspiele, in denen bald der Intellect, bald die Phantasie vorschlage, bis Beide sich im reinen Kunstwerke durchdrängen und in gegenseitiger Sättigung zusammen wirkten. Damit verschwinde denn für ihn der christliche Gottmensch, wie der griechische und persische, oder vielmehr sie alle träten in die symbolische Sphäre zurück. „Sollte Ihnen das zu profan klingen“, setzt er hinzu, „so erwägen Sie, daß ich ja von der Religion nicht geringer, sondern von der Poesie, der Allumfasserin, nur höher denke; jedenfalls glaube ich nicht, daß es einen Dichter geben kann, dem die universellen Formen des Dramas und des Epos zu Gebote stehen und der zu der positiven Religion ein anderes Verhältniß hat. Calderon werden Sie mir nicht einwenden wollen; es fehlt ihm eben das Beste, wenn man ihn in Herz und Nieren prüft.“

Der erste Brief Hebbels rief eine Antwort hervor, welche den Charakter der Gereiztheit nicht verläugnete. In Sticheleien und ironischen Wendungen machte Luck seinem gepreßten geistlichen Herzen Luft; Hebbels Vertheidigung seiner Denkfreiheit nannte er einen Angriff auf seine eigene und den ganzen Brief ein hieroglyphisches Bekenntniß. Die Erwiderung Hebbels ließ es nicht an Schärfe fehlen. „Ich habe Sie nicht darüber zur Verantwortung gezogen“, heißt es in dem zweiten Briefe, „daß Sie glauben, was ich nicht glaube, sondern Sie mich darüber, daß ich nicht glaube, was Sie glauben. Ich habe mich einfach vertheidigt und schon das hätte ich, ohne Ihnen irgendwie zu nahe zu treten, ablehnen können, denn jeder Bekehrungsversuch ist ein Griff in Herz und Eingeweide hinein, und ich brauche mir das Kitzeln mit einem Secir-Messer nicht darum gleich gefallen zu lassen, weil derjenige, der es ansetzt, es in guter Meinung thut. Ich habe mich weiter in meiner Vertheidigung auch des leisesten Gegen-Angriffs enthalten, und, obgleich ich den Dichter sprechen

ließ, da Sie diesen angeredet hatten, mir keineswegs ein künstlerisches Privilegium zu erschleichen gesucht, sondern mir bloß das allgemeine Menschenrecht, auf dem das große Prinzip der Reformation beruht, reservirt. .“ Diese Erwiderung, ebenso maßvoll als energisch durchgeführt, hatte wiewohl keine Ausgleichung der einander entgegengesetzten Ansichten und Anschauungen, so doch eine Verständigung zur Folge. Den dritten der Briefe theile ich seinem Wortlaute nach mit.

„Gewiß können wir jetzt Frieden schließen, oder vielmehr auf den alten Friedensfuß zurückkehren. Mein Standpunkt hat nichts Ausschließliches, ich ehre einen jeden und lasse es ganz dahin gestellt, wer den besseren hat; ich will nur nicht von dem rohen Zufall der Geburt, der dem Menschen seine Religion anweist und den er nicht korrigiren kann, ohne das allen Völkern gemeinsame und schwer in’s Gewicht fallende Vorurtheil gegen Renegaten hervorzurufen, sein zeitliches und ewiges Heil abhängig gemacht wissen. Die absolute Philosophie gebe ich Ihnen von Herzen preis, wenn ich auch an ihr schätzen muß, daß sie selbst in ihren ärgsten Verirrungen nur den intelligibeln Menschen angreift, nicht, wie die absolute Religion, den moralischen, denn wenn Hegel Jemand das Begriffs-Vermögen abspricht, so liegt in dem angeschuldigten Mangel zugleich die Rechtfertigung, wenn demselben Individuum aber die Sünde gegen den heiligen Geist vorgeworfen wird, so gibt es keine Rettung mehr, denn der absichtlichen Verstockung muß die Verdammung folgen. Friedrich Schlegel erklärte seinem Freunde Tieck einmal, die himmlischen Gestirne würden dereinst zusammen rücken und in der Form des Kreuzes auf die Erde herabblitzen; ob er bei Tieck damit etwas ausrichtete, weiß ich nicht, aber für mich würde auch das, wenn es plötzlich geschähe, nichts weiter sein, als eine zufällige Constellation der Himmelslichter, über die ich mich bei den Astronomen Raths zu erholen hätte. Eben so wenig freilich kümmert es mich, wenn der Philosoph mir versichert, er habe den Ring Salomonis wieder aufgefunden und trage ihn am Finger; wie seine Diamanten auch funkeln und schwache Augen blenden mögen, ich weiß, daß kein Talisman darunter ist, weil keiner darunter sein kann. Dabei verkenne ich durchaus nicht, daß mein Standpunkt sein Gefährliches hat, denn wenn es auf der einen Seite fest steht, 'daß die Welt jeden großen Fortschritt nur durch Individuen machte, welche, seien es nun Religionsstifter, Feldherren oder Künstler, das Gesetz aus sich selbst nahmen und mit den Zuständen und Anschauungen brachen, die sie vorfanden, so läßt es sich auf der anderen Seite nicht läugnen, daß das Prinzip scheußliche Karrikaturen erzeugt, die sich wohl gar, wie der blöde Sand, in ihrem Dünkel zu Weltrichtern aufwerfen. Aber genau besehen werden das immer Nachbeter sein, die, sobald sie die Theorie in Praxis umzusetzen suchen, der bürgerlichen Gesellschaft verfallen, während, wenn man ein Absolutes für Millionen aufstellt, die schlimmsten Triebe der menschlichen Natur unter heiligem Deckmantel rasen und ungestraft von der einzelnen Ketzer-Verfolgung zur Bekehrung oder Vertilgung ganzer Völker durch Feuer und Schwert fortschreiten können, wie die Geschichte es uns schaudernd lehrt. Es steht daher ein Unendlich-Kleines dem Unendlich-

Großen gegenüber und da ist die Entscheidung leicht. Doch, wozu mehr; wir sind im Grunde ja einig. Auch ich halte es für schwerer, das Vaterunser zu beten, als alle Schlachten Napoleons zu gewinnen, ja ich bezweifle es stark, daß es auf Erden schon gebetet worden ist, aber freilich nur wegen seiner ethischen Voraussetzungen, die ich nicht ausschließlich vom Christenthum abhängig machen kann, wenn dieses ihnen auch in diesem Gebet für alle Zeiten eine unübertreffliche Fassung gegeben hat. Wenn ich sagte, dem Dichter sei das Geheimniß des Lebens anvertraut, so dachte ich allerdings nicht, wie Sie auch selbst schon bemerken, an's Wissen, sondern an's Können, nicht an's Erklären, sondern an's Hinstellen und Eins hängt im geistigen Gebiet so wenig, wie im physischen, vom Andern ab, hier aber macht Jedermann die Erfahrung, daß er frisches Blut in Circulation setzen kann, ohne den Blut-Umlauf zu kennen, wie Haller. . .“

Daß Demuth und freier Blick einander nicht aufheben: dafür treten alle tieferen Menschen den Beweis der Wahrheit an, dies bestätigen nicht minder die von Hebbel mitgetheilten Briefstellen. Noch eindringlicher als in diesen Schriftstücken hat Hebbel in seiner Correspondenz mit Friedrich von Uechtritz, dem Dichter des „Alexander und Darius“, dem Freunde Immermann's und Tieck's, die religiöse Frage erörtert. In einem bedeutsamen Worte aus einem der letztgenannten Briefe Hebbel's möge das hier angeschlagene Thema ausklingen.

„Wenn der absolute Christ mir die Versicherung gibt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns Anderen vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für allemal gelöst sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besonderer Sinn zu Theil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserm Schweiß und Blut zu erkaufen suchen. Das ist dann Gnadenwahl und als solche der konsequente Abschluß eines erst durch sie vollkommen gerundeten Mysteriums. Wenn er mir aber statt dessen zuruft: mit nichten, Sünder; Componisten, Dichter und Künstler mögen sich auf einen besonderen Sinn berufen, aber ich bin dir in der Zerknirschung voran u. s. w., so wende ich ihm den Rücken und sage: weiche von mir, du Heuchler, deine Demuth ist verkappter Hochmuth! Denn dann habe ich den Papst vor mir, der, mit göttlicher Allwissenheit und Unfehlbarkeit bekleidet, in die Herzen schaut und sich in den Groß-Inquisitor verwandelt, sobald es ihm gefällt. Wäre ich selbst Christ, so würde ich mich jedes Streits über den Kelch begeben, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Concordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christenthums hoch über den aller anderen Religionen stelle, so würde ich es unendlich beklagen, wenn sie wirklich herein bräche. . .“

Gedichte

von

Adolf Ritter v. Tschabuschnigg.

1.

In der Einsamkeit.

Wie viel, Geliebte, hätt' ich noch zu sagen,
Doch stumm ist euer Mund, das Ohr geschlossen,
In das der Strom der Liebe sich ergossen
In irdischer Gemeinschaft schönen Tagen.

Wem soll ich noch von Weh und Sehnsucht klagen,
Wo sind der Freunde glückliche Genossen?
Gleichgiltig horcht die Menge, fast verdrossen,
Da stirbt das Wort in zweifelndem Verzagen.

Gedanken, der Begeisterung entsprossen,
Gefühle, Kinder einer heil'gen Stunde,
Des Herzens Einsamkeit hält sie verschlossen;

Kein Wort der Treue gibt von ihnen Kunde;
Vielleicht gelingt's, sie auf der Liebe Schwingen
Zum Stelldichein jenseit des Grabs zu bringen.

2.

Vom Wechsel der Zeiten.

Blendend brennt der Mittag nieder
Auf den Sand, wie Glut der Esse,
Mit dem Wagen schwer beladen
Ziehen Kaufherren auf die Messe.

Traurig knarren Rad und Achse,
Müde gehn im Sand die Rosse,
Spießbewehrt in Pluderhosen
Reiten Knechte vor dem Troße.

Plötzlich bricht es aus dem Busche,
Junker sind's, die Stegreif ritten,
Schnell entfliehn die Pickenreiter
Trotz der Krämer Angst und Bitten.

Leichte Sohlen sind das Beste,
Rette Jeder Wanst und Kragen!
Nur ein feistes Bürgerlein
Duckt sich heimlich unter'm Wagen.

Lachend zu der Rößlein Freude
Hau'n die Junker durch die Stränge:
Habt ihr gutes Zeug geladen?
Feine Waare, und in Menge?

Tuch genug, um zu bekleiden
Eine Reichsstadt, Sammt und Felle; —
Hohen Muthes theilen sie
Stoff und Tücher Ell' um Elle.

Auf den Streithengst hinter'm Sattel
Wird die Beute aufgebunden.
Als versorgt der letzte Ballen,
Ist der Spuk im Wald verschwunden.

Und vorsichtig unter'm Wagen
Kriecht der Krämer vor im Grase,
Dräuhend mit dem Ellenstab',
Reibt er sich die wunde Nase:

Holla, sachte, edle Herren!
Wandelbar sind Zeit und Sitten,
Was ihr heute eingesackt,
Gebt ihr doppelt ohne Bitten.

Tragt nur erst aus unserem Tuche,
Statt des Stahls, auf Markt und Straße
Weiche Wämser, und wir messen
Wuchernd mit demselben Maße.

3.

Ein Brautzug.

Im alten Dome, wo der Kreuzgang endet,
Bedeckt ein Grabstein das Gewölb' der Grüfte,
Er zeigt ein Paar, um dessen Marmorhüfte
Altfränk'sche Tracht, an Falten reich, sich wendet.

Die ew'ge Lampe hängt dabei, und spendet
Ein mattes Licht durch schwere Weihrauchdüfte;
Wie scharf das Aug' des Marmors Züge prüfte,
Erkennbar sind sie kaum, das Zwielicht blendet.

Ein Kreuz steht über'm Haupt des schlichten Paares,
Starr sind die Hände im Gebet gefaltet,
Dahinter knien sechs Kinder langen Haares:

Längst ist die Zeit vorbei, da sie gewaltet.
Da tritt der Küster vor im Festtalare,
Bald strahlen Glanz und Kerzen vom Altare.

Und prachtvoll naht in festlicher Geberde
Ein Hochzeitszug, das Brautpaar in der Mitte,
Den Grabstein treten arglos ihre Schritte,
Als wär' das Glück gebannt zu ihrem Herde.

Den Bund zu weihn für Freuden und Beschwerde
Nippt jeder Mund am Kelch nach alter Sitte;
Seid fruchtbar wie der Weinstock, geht die Bitte,
Auf Erden geb's kein Glück, das euch nicht werde!

Der Segen wiederhallt im Klostergange,
Befriedigt lächelt unter'm Myrthenkranze
Die holde Braut am Arm des jungen Gatten,

Die Grüfte dröhnen selbst vom frohen Klange,
Es sieht der Blick, berauscht von all dem Glanze,
Daneben nicht des Grabsteins fahle Schatten.

Gedichte

von

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

1.

Verborgenes.

Der Frühling kam, doch Schnee und Eis
Will fest und starr verbleiben,
Und spärlich wagt das junge Reis
Noch Knospen kaum zu treiben.

Die Erde sieht so freudelos,
So kalt und öd', so nüchtern,
Es blickt aus halbverdorrtem Moos
Das erste Veilchen schüchtern;

Doch kann aus seinem Kelch empor
Kein süßer Athem steigen,
Weil ihm der duft'ge Hauch erfror,
Der seinem Wesen eigen.

Und doch er lebt! wenn auch versteckt
In seines Kelches Tiefe,
Wenn auch kein Sonnenstrahl ihn weckt,
Und wenn er ewig schliefe.

Er lebt so wie der Sterne Licht
Beim hellen Mittagsscheine,
Gewahrt sie auch das Auge nicht
Sie glüh'n in voller Reine!

Wie ungeweint die Thräne lebt,
Die still in's Herz gedrungen,
Wie in der Dichterseele bebt
Das Lied — auch ungesungen.

2.

Venedig.

Sehnsucht will die Flügel spreiten
Und mich dünkt ich sei Dir nah!
Und ich trieb' auf deinen Weiten
Dunkelblaue Adria!

Und es steigt aus deinen Fluten
Lichtdurchblinkt und spiegelglatt,
In des Abends letzten Gluten
Leuchtend die Lagunenstadt.

Auf San Marco's Kuppelspitzen
Spielt der letzte Sonnenblick
Und San Marco's Kuppeln blitzen
Aus der blauen Flut zurück.

Rosenroth und silberhelle
Schwebt ein Wölkchen drüber her
Und die Gondel theilt die Welle,
Und das Ruder schlägt in's Meer.

Gleich der stillen Wasserrose
Schwebt Venedig auf der Flut,
Und die See, die grenzenlose,
Rings als seine Grenze ruht.

Seine schweigenden Paläste
Sprechen dir zum Herzen tief, —
Einer großen Vorzeit Reste,
Die im Meeressand verlief.

Dunkel wie die Schrift der Runen,
Dringt ein Wort aus jedem Stein,
Und es senkt in die Lagunen,
Sein Geheimniß sich hinein.

Zauber will das Herz umweben,
Und die Brust sie hebt sich kaum:
Ist das traumgeword'nes Leben,
Oder wahrgeword'ner Traum?

3.

Tagesanbruch.

(Nach Longfellow.)

Ein Hauch steigt aus dem Meeresschaum
Und ruft: Ihr Nebel all', gebt Raum!

Begrüßt das Schiff und ruft: Erwacht!
Matrosen auf! Es weicht die Nacht!

Und jagt in's Land, durch Feld und Haag,
Erwacht! Erwacht! es naht der Tag.

Sagt zu den Wäldern: Jubelt Ihr!
Entrollt das blätt'rige Panier!

Berührt die Vöglein, leichtbeschwingt:
Die Flügel auf! Erwacht und singt!

Eilt nach dem Hof und sagt dem Hahn:
Stimm' an dein Lied, der Tag bricht an!

Und flüstert zu der gold'nen Saat:
Verneige dich, der Morgen naht!

Und schallt im Thurm der Glocke zu
Den neuen Tag verkünde du!

Streicht durch den Kirchhof hin und spricht
Mit leisem Weh': Noch nicht! Noch nicht!

Mozart und die Prager.

Von
Joseph Alexander Freiherr v. Helfert.

Otto Jahn gibt in seinem classischen Werke über Mozart (Bd. IV. S. 278 f.) ein anschauliches Bild des reichen Musiklebens, das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf den Landsitzen der böhmischen Dynasten-Geschlechter waltete und in der altberühmten Hauptstadt des Landes in gewisser Hinsicht seinen Mittelpunkt fand. Das schönste Denkmal hat sich dieses Musik-Leben durch das rasche Verständniß und die anerkennungsvolle Würdigung gesetzt, welche die Schöpfungen des lieblichsten und liebenswürdigsten Meisters im Bereiche der Töne in allen Kreisen der Bevölkerung Prags fanden, ein Verständniß und eine Würdigung, worin die böhmische Metropole ganz insbesondere das Wiener Publicum geraume Zeit hindurch weit hinter sich ließ. Mag sich auch das durch übermäßigen Gebrauch leider zu Tode gehetzte Wort: „Die Prager verstehen mich!" als genau so von Mozart gesprochen nicht nachweisen lassen, der Sache nach hat der Ausspruch den vollen Grund der Wahrheit für sich. Wir beabsichtigen in den folgenden Zeilen der Hauptsache noch nichts Neues zu bringen — und wer vermöchte dies auch so leicht nach einem biographischen Denkmal von solcher Gediegenheit und Allseitigkeit! —; wir bescheiden uns vielmehr für diesmal mit der Rolle eines Kompilators, indem wir die in Otto Jahn's umfangreichem Werke enthaltenen Stellen, die mit dem von uns gewählten Vorwurfe in Zusammenhang stehen, aneinanderreihen. Nur zum Schluße wollen wir uns erlauben eine, wie es scheint in Vergessenheit gerathene Thatsache anzufügen, die wir so glücklich waren, bei Gelegenheit anderweitiger Forschungen, aus einem vergilbten Zeitungsblatte herauszufinden.

Das Verdienst des Prager musikalischen Publicums in der Werthschätzung Mozart's bei dessen Lebzeiten, bezog sich bekanntlich zumeist auf die Opern des greisen Tondichters und begann mit der Aufführung der „Entführung aus dem Serail", die im Jahre 1785 auf die ständige Bühne kam. „Es war", schrieb damals der Kritiker Niemtschek (Němeček), „als wenn das, was man hier bisher gehört und gekannt hatte, keine Musik gewesen wäre! Alles war hingerissen, alles staunte über die neuen Harmonien, über die originellen, bisher ungehörten Sätze der Blas-Instrumente" (Jahn III. S. 77). Ein Jahr später wurde mit nicht geringerem Erfolge „Figaro's Hochzeit" gegeben, und den ganzen Winter hindurch fast ununterbrochen gespielt: „Figaros Gesänge wiederhallten auf den Gassen, in Gärten, ja selbst der Harfenist auf der Bierbank mußte sein „Non piu andrai" ertönen lassen, wenn er gehört sein wollte." (IV. S. 284.) Bald darauf erhielt Mozart eine Einladung

persönlich nach Prag zu kommen, Graf Johann Joseph Thun stellte ihm sein Haus zur Verfügung; dem Schreiben war eine „Poesie, die über ihn gemacht worden", beigelegt. Im Januar 1787 entsprach Mozart der freundlichen Aufforderung und fand in Prag eine Begeisterung für seine Musik und eine herzliche Theilnahme für seine Person, die ihn in die freudigste Stimmung versetzte. Auf einem Balle des Baron Bretfeld nahm er heiter wahr, wie die Leute zur Musik seines Figaro, „in lauter Contretänze und Teutsche verwandelt, so innig vergnügt herumsprangen; denn hier wird von nichts gesprochen", schrieb er an Gottfried von Jacquin nach Wien, „als Figaro, keine Oper besucht als Figaro und ewig Figaro: gewiß große Ehre für mich." Als sich während einer Aufführung des „Figaro" im ständischen Theater der Ruf seiner Anwesenheit im Hause verbreitete, klatschte ihm, nachdem die Ouverture beendigt, das ganze Publicum Willkommen und Beifall zu. Mozart war mit dem Vortrage sehr zufrieden, besonders mit den Leistungen des Orchesters; in einem eigenen Schreiben dankte er dem Dirigenten desselben Joseph Strobach. Die zwei Concerte die er in Prag gab erhöhten den Enthusiasmus des Publicums indem sie zugleich seine Cassa füllten. „Nie sah man das Theater so voll Menschen, nie ein stärkeres Entzücken als sein göttliches Spiel erweckte" (Niemtschek). Zu dieser Zeit war es wo Mozart die Aeußerung entschlüpfte: „für ein Publicum, das ihn in der Weise verstehe und ehre wie das Prager, würde er gern eine Oper schreiben." Der Impresario Pasquale Bondini nahm ihn beim Wort und ein Vertrag wurde aufgesetzt (IV. S. 289.)

Die Oper, zu der da Ponte den italienischen Text lieferte, war bekanntlich „Don Giovanni". Schon im September desselben Jahres kam Mozart zum zweiten Mal nach Prag um das Werk, das ihm die Unsterblichkeit sichern sollte, zu vollenden und auf die Bühne zu bringen. Bondini hatte ihm „bei den drei Löwen" am Kohlmarkt Nr. 420, das seither mit einer bezüglichen Gedenktafel versehen wurde, eine Wohnung gemiethet: als später da Ponte nachkam, quartirte der Impresario diesen im anstoßenden Hause „zum Platteis" ein, so daß Dichter und Compositeur sich aus ihren Fenstern bequem sprechen und unterhalten konnten. Viele Zeit brachte Mozart im Weingarten des Künstlerpaares Duschek auf dem Smichov, der s. g. Bertramka Nr. 169 zu, wo man noch das Gartenzimmer zeigt, das er bewohnte, so wie den steinernen Tisch nächst der Kegelbahn, wo er, während ihn auf dieser nicht die Reihe traf, fortgearbeitet haben soll. Noch eine ganze Reihe höchst charakteristischer Züge knüpfen sich an die Ausarbeitung und Vorbereitung des „Don Juan". So über das Zustandebringen der Ouverture, wofür ihm seine Frau in der Nacht vor der ersten Aufführung Punsch kochen und allerhand Märchen von Aladins Wunderlampe, vom Aschenbrödel rc. vorerzählen mußte und ihn dabei oft zum hellen Auflachen brachte, während er in einem Zuge weiterschrieb und um 7 Uhr früh, wo sich der Copist einstellte, mit der Ausarbeitung zu Ende war (III S. 421 f.). Dann wieder verschiedene Zwischenfälle bei der Probe, wo z. B. der Sängerin Theresa Bondini der berühmte Aufschrei als Zerline nicht gelingen wollte, bis sie Mozart unerwartet heftig angriff und sie nun wirklich aufschrie,

worüber jener lachend sagte: „So ist's Recht, so muß es sein!" Oder die Geschichte mit dem alten Posaunisten, der bei einer Stelle mürrisch sagte: „Das kann man so nicht blasen und von Ihnen werde ich es auch nicht lernen!" „Gott bewahre, daß ich Sie Posaune blasen lehren wollte", erwiederte gutmüthig der Tonsetzer; „geben Sie mir die Stimme her, ich will sie ändern", was er auch vom Fleck weg that. Manchmal gab es Augenblicke wo Mozart seiner Sache nicht ganz sicher zu sein schien, wie er denn in einer solchen Stimmung auf einem Spaziergang zu dem Orchester-Director Joseph Kuchař äußerte: ob doch wohl seine Oper so durchgreifen werde wie der Figaro. Als ihn jener versicherte, wie er daran nicht zweifle und wie alles was von ihm komme vom Prager Publicum mit Enthusiasmus werde aufgenommen werden, erwiederte Mozart, daß ihn das Urtheil eines solchen Kenners befriedige, daß er sich aber auch Mühe und Arbeit nicht habe verdrießen lassen um für Prag etwas vorzügliches zu leisten (IV. S. 300). Am 29. October 1787 fand die erste Aufführung statt. Bei der Ouverture, die das Orchester vom Blatt spielen mußte, waren, wie Mozart einem Mitwirkenden zuraunte, „zwar viele Noten unter die Pulte gefallen", doch ging sie im ganzen „recht gut von statten". Das Publicum aber hatte kein Auge für das was etwa „unter den Pulten" lag, es war ganz Ohr für das entzückende und überwältigende, was über den Pulten die Tonwellen in Bewegung gesetzt hatte. Ein stürmischer Beifall brach los, der sich von Nummer zu Nummer wiederholte und diesen Abend wohl zu dem rauschendsten Triumphe gestaltete, den Mozart während seines Erdenwallens erlebte. Von diesem Augenblicke war der „Don Juan" in Prag eingebürgert und erlebte eine Aufführung nach der anderen, was Mozart zu um so größerem Troste gereichte, als dasselbe Werk in Wien, wo es im Mai 1788 zum ersten Mal aufgeführt wurde, nur mäßig gefiel und erst allmählig sich Beifall errang.

Den dritten Anlaß, wo Mozart mit den Pragern in persönliche Berührung kam, bot die Thronbesteigung des Kaisers Leopold II. „und wiederum waren es die Prager," bemerkt Jahn IV S. 568, „welche gut machten was man in Wien versäumte". Mozart empfing nämlich um die Mitte August 1790 von den böhmischen Ständen die Einladung, zur Feier der Königskrönung eine neue Oper zu componiren. Die Zeit drängte im höchsten Grade, denn schon in der ersten Hälfte September sollte der Act vor sich gehen. Die Wahl des Textes fiel auf Metastasio's „La Clemenza di Tito." Auf der ganzen Reise nach Prag beschäftigte sich Mozart mit seinem Werke, Abends im Wirthshause brachte er zu Papier was er den Tag über während des Fahrens im Kopfe ausgearbeitet hatte. Am 6. September fand die Aufführung unter sehr ungünstigen Umständen statt; es war unmittelbar nach der Krönungstafel, und die Zuschauer und Zuhörer hatten zu einem großen Theile den Kopf mit anderen Dingen voll. Mozart zeigte sich über die ziemlich laue Aufnahme seiner neuen Oper sehr niedergeschlagen; hielt er doch so viel auf das Urtheil der Prager und hatten ihn doch diese stets so aufmunternd gefeiert! Auch trug er schon damals den Keim seines frühzeitigen Todes in sich, er gebrauchte ohne Unterlaß Arzneien, er

sah blaß aus, seine sonst so heitere Miene war herabgestimmt, kaum daß er zeitweise in Gesellschaft wieder lachen und froh sein konnte. Als er aus dem Kreise seiner Prager Freunde Abschied nahm, weinte er wie ein Kind (IV. S. 568—570).

Dreizehn Monate später lag er auf der Bahre; am 5. December 1791 war er gestorben, am 6. wurde er begraben, ohne Begleitung, ohne Feierlichkeit, ja ohne daß sich ein Merkmal seiner Ruhestätte erhalten hätte. Die etwas mysteriöse Geschichte der angeblichen Auffindung von Mozart's Schädel und der Wiederbestattung desselben in den letzten Jahren werden wir, die wir uns ohne unser Zuthun theilweise in dieselbe verflochten sehen mußten, vielleicht ein andermal der Oeffentlichkeit übergeben; einstweilen haben wir sie in unseren Aufzeichnungen niedergelegt.

Die Nachricht von dem Trauerfall am 6. December konnte bei den unbehilflichen Verkehrsmitteln jener Tage vor dem 10. kaum in Prag sein; vom Tage darauf datirt ein Privat-Schreiben von daher (IV. S. 686 [21]), worin es heißt: „Nun er todt ist, werden wohl die Wiener erst wissen was sie an ihm verloren haben . . . Weder sein Figaro noch sein Don Juan machten in Wien Glück, doch desto mehr in Prag." So war es denn auch nach dem Hinscheiden des großen Meisters nicht die Stadt in welcher er seine Seele ausgehaucht, sondern die Hauptstadt Böhmens, die ihm eine ehrende Todtenfeier bereitete. Während die „Wiener Zeitung" von einem einheimischen Trauerfeste nichts zu bringen hatte, ließ sie sich am 24. December 1791, Nr. 103 S. 3271, aus Prag schreiben wie folgt:

„Die Freunde der Tonkunst in Prag, haben daselbst, am 14. d. M. in der Kleinseitner Pfarrkirche bey St. Niklas, die feyerlichen Exequien für den am 5. allhier verstorbenen Kapellmeister und k. k. Hofkomponisten Wolfgang Gottlieb (sic!) Mozart, gehalten. Diese Feyer, war von dem Prager Orchester des Nationaltheaters, unter der Direktion des Herrn Joseph Strohbach, veranstaltet worden, und alle Prager berühmten Tonkünstler nahmen daran Theil. An dem dazu bestimmten Tage wurden durch eine halbe Stunde alle Glocken an der Pfarrkirche geläutet; fast die ganze Stadt strömte hinzu, so daß weder der wälsche Platz die Kutschen, noch die sonst für beynahe 4000 Menschen geräumige Kirche die Verehrer des verstorbenen Künstlers fassen konnte. Das Requiem war von dem Kapellmeister Rößler, es wurde von 120 der ersten Tonkünstler, an deren Spitze die beliebte Sängerin Mad. Duschek stand, vortrefflich ausgeführt. In der Mitte der Kirche stand ein herrlich beleuchtetes Trauergerüste; 3 Chöre Pauken und Trompeten ertönten im dumpfen Klange; das Seelenamt hielt der Herr Pfarrer Rudolf Fischer; 12 Schüler des Kleinseitner Gymnasiums trugen Fackeln mit quer über die Schulter hangenden Trauerflören und weißen Tüchern in der Hand; festliche Stille war umher, und tausend Thränen flossen in schmerzlicher Rückerinnerung an den Künstler, der so oft durch Harmonie alle Herzen zu den lebhaftesten Gefühlen gestimmt hat. . ."

Die Stylistik der „Wiener-Zeitung“ war zu keiner Zeit vorzüglich gerühmt, und so wird sich denn der geneigte Leser auch hier die „Fackeln mit quer über die Schulter hängenden Trauerflören“ und detto mit „weißen Tüchern in der Hand“ gefallen lassen und den guten Willen für die bedenkliche That nehmen müssen. So viel geht aus der etwas unbehilflichen Darstellung jedenfalls hervor, daß die Hauptstadt Böhmens den großen Maestro im Tode zu feiern wußte, wie sie ihn im Leben gefeiert hatte, daß die Feier eine für Prager Verhältnisse großartige genannt werden konnte und daß dieselbe in zartsinniger Weise angeordnet war. Wie die St. Niclas-Kirche auf der Kleinseite zu einer Auszeichnung kam, die vielleicht die St. Gallus-Kirche auf der Altstadt mit mehr Recht in Anspruch nehmen konnte, wüßten wir allerdings nicht anzugeben; sicher aber war es nicht bloßer Zufall, daß der Sängerin Duschek die erste Rolle unter den ausübenden Kräften zufiel; waren es doch sie und ihr Mann, die zu Mozart's liebsten Freunden zählten und die ihm auf ihrem Weingarten Bertramka so viele Stunden frohen Schaffens und heiterer Geselligkeit verschafft hatten . . . . .

Einen kleinen Umstand wollen wir noch anführen, der beweist, zu welcher Volksthümlichkeit Mozart während seiner drei kurzen Aufenthalte in Prag gelangt war. Welches Pragers Erinnerung in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts zurückreicht, dem wird noch heute die Gestalt eines alten, etwas säbelbeinigen Mannes vorschweben, der bei jedem Wetter in Strümpfen und Schnallenschuhen, die Haare gepudert und rückwärts in einen Haarbeutel auslaufend, ein kleines Hütchen auf dem Haupte und seine Harfe in der Hand, durch die Straßen wackelnd gesehen werden konnte. Der einfache Mann hatte es dahin gebracht, wohin oft die geistvollsten und verdientesten Männer vergebens zu gelangen streben: zu dem horazischen „digitis mostrari et dicier hic est!“ Der Mann war eine stadtbekannte Figur, alle Leute wußten von ihm. Die boshafte junge Welt hieß ihn von seinem Zöpfchen „Copánek“, aber blickte ihm gleichwohl mit einem gewissen Respect nach; „denn“ — so wurde jeder Uneingeweihte belehrt — „den hat der Mozart gekannt, hat sogar ein Lied für ihn componirt, das des Mannes größter Stolz und Ruhm ist!“ Und stolz war der Mann und wußte sich den Ruhm zu schätzen, von dessen Abglanz er gleichsam einen Theil mit sich herumtrug. Er dünkte sich etwas höheres als seine saiten-zupfenden Berufsgenossen; er sammelte keine Kreuzer ab wie sie, er ließ sich nur mit Silbermünze bezahlen. Als es freilich mit der Fingergeläufigkeit nicht mehr wie in früheren Jahren ging, mußte er sich wohl auch mit Kupfer begnügen; doch unter einem Groschen durfte man ihm nichts anbieten. So wandelte der alte Copánek viele Jahre herum, ein lebendiges Gedenkzeichen an den Meister, der zu verschiedenen Malen in den Mauern der Stadt gewirkt hatte, bis zuletzt auch an seine Thür der dürre Mann mit der Stundenuhr klopfte und ihm die Harfe niederzulegen befahl, auf der er ein halbes Jahrhundert früher dem großen Mozart vorgespielt und dessen Beifall errungen hatte. Prag aber war mit dem Tode des alten Harfenisten um eine seiner Ortsberühmtheiten ärmer.

Aus einer Thebaide des Schmerzes.

Dichtungen

von

Hieronymus Lorm.

1.

Verlassenheit.

Ich bin allein, verlassen!
Wer lauter Lust geneigt,
Muß stolzes Unglück hassen,
Das still verachtend schweigt.

In Hellas blüht das Leben
Mit frohem Herzensschlag,
Und Hochzeit hat's gegeben
In Rom noch jeden Tag.

Die Welt verlacht auf Trümmern
Von Welten ew'gen Schmerz!
Wie sollte sie sich kümmern
Um ein vergänglich Herz!

2.

Der Geist des Weh's.

Was mir das Herz zerreißt,
Ich kann es dir nicht klagen!
Des Weh's geheimster Geist
Vermag kein Wort zu sagen.

Er schaudert vor dem Laut:
Er hört die Herzen brechen!
Einst klang ein Wort, — ihm graut,
Ein zweites selbst zu sprechen.

Er webt das Leichentuch
Des Himmels und der Erde,
Seit er vernahm den Fluch
Des ersten Wort's: Es werde!

3.

Frühling.

Wohl, der Frühling ist so schön!
Wonn'ger Duft und süß' Getön,
Unschuldsvolle Werdelust
Dringt durch's All und hebt die Brust.

Doch es bleibt verborg'nes Weh
Eingedrückt dem Blüthenschnee,
Und nach ewig Fernem ruft
Sehnsucht wach der wonn'ge Duft.

Denn der Zauber der Natur
Ist ein hold Versprechen nur,
Halb gegeben, halb verhüllt,
Das sich nimmermehr erfüllt.

4.

An ein Mädchen.

Wenn Du gleich dem jungen Vogel
Singst in Frühling's Morgenluft,
Wähn' ich, daß die eigne Jugend
Mich mit Deiner Stimme ruft.

Einen Strauß von wilden Blumen
Birgst Du zaghaft meinem Blick;
Saugst Du wohl aus seinen Blüthen
Erster Liebe hold Geschick?

Ach, mich dünkt, ein böser Zauber
Hielte Dein Vertrau'n zurück!
Unter Deinen blauen Blumen
Fänd' ich mein verlor'nes Glück.

5.

Die Nonne.

Dürft' ich nimmer um euch klagen,
Süße Freuden dieser Welt?
Streng nach den gebot'nen Pflichten
Will ich auf die Lust verzichten,
Doch dem Kummer nicht entsagen,
Der mein Herz gefangen hält.

Opfern mußt' ich all' mein Sehnen,
Nach des Glück's verheißnem Licht:
Holden Traum und träumend Wachen,
Opfern meiner Jugend Lachen —
Doch das Opfer meiner Thränen,
Strenger Gott, verlange nicht!

6.

Ein Moment.

Mich überkömmt ein seltsam Dämmern,
Ein Licht in dumpfer Todesruh',
Und einem räthselhaften Hämmern
Des Herzens hör' beglückt ich zu.

Es steigt empor in Nebelfarben,
Verfehlt, versäumt, geopfert Glück!
Die Wünsche, die in Thränen starben —
Was führt mit Lächeln sie zurück?

Erfüllung ist's, was sie geleitet,
Mir unbekannt, doch hold verwandt,
Daß des Entzückens Schauer gleitet
Bis in's geheimste Lebensband.

Nicht denkt mich das Geschick zu laben!
Der Nerv des Glück's, mir fühlbar kaum,
Will einmal doch empfunden haben,
Wär's auch nur im verworr'nen Traum.

7.

Weltschweigen.

Unhörbar wandeln Tag und Nacht,
Unhörbar wächst die Pflanze;
Wenn einzeln wo ein Laut erwacht —
Geheimniß ist das Ganze!

Wie sinnlos schallt dem Ohr vorbei,
Dem aufmerksamsten Lauschen,
Des Vogels Lied, des Schakals Schrei,
Des Meer's, des Waldes Rauschen!

Und selbst dem tiefsten Menschenwort
Will nicht der Geist entsteigen,
Der brütend deckt der Schöpfung Hort
Mit ewig finsterm Schweigen.

Kaum daß der Liebe sel'ger Schmerz
Es beicht' mit gold'nen Glocken —
Das Schicksal hebt die Faust — das Herz
Verstummt, zu Tod erschrocken!

8.

Kummer.

Wie ist's für mich so traurig,
Wie ist's für mich so schaurig,
Und freudenlos in dieser Welt!
Bei Hoffen und bei Wähnen,
Bei Seufzern und bei Thränen
Das Leben allgemach verfällt.

Was tönt wie froh Erinnern,
Was hallt in meinem Innern
Von unbekannter Lust zurück?
Ein Traum umfängt den Kummer,
Er lallt in kurzem Schlummer
Ein unverständlich Wort von Glück.

9.

Gesang der Sehnsucht.

Was einer Welt Besitz den Sieger lehrt,
Ist, daß ihm nicht das Höchste ward bescheert;
Die Sehnsucht bleibt! Ihr Ziel, das ferne, dunkle,
Erobert nicht die Liebe noch das Schwert,
Doch ahnt und träumt Erfüllung aller Sehnsucht
Ein einsam Herz, das nicht die Welt begehrt.
Es gleicht das Herz der Urne des Braminen,
Der bettelnd bei den Reichen eingekehrt.
Sie brachten Edelsteine, Gold und Früchte,
Und haben prahlend manchen Schrein geleert,

Doch füllt sich das Gefäß nicht bis zum Rande,
Mit allen Schätzen dieser Welt beschwert,
Bis eines Kindes reine Hand die Gaben
Um einen Lotosstengel nur vermehrt.
So bleibt stets ungesättigt heil'ge Sehnsucht,
Ob ihr das Reichste dieser Welt gewährt,
Indeß ein Frühlingshauch, ein Blick, ein Lächeln
Die Seele füllt, als hätt' sie nie entbehrt.

10.

Der Tod.

Gibt's Süß'res als ein letztes Leiden,
Mehr Wonne als verblutend Weh?
Ich werde still vom Leben scheiden,
Als wie im Wald ein wundes Reh.

Ein Selbstbefrei'n, ein Lossichringen
Vom Geist und von des Menschsein's Noth,
Ein friedensseliges Verschlingen
Mit allem Todten ist der Tod.

Die Felsen, Bäume, Quellen, Blüthen,
Mit ihrem vorbestimmten Loos,
Das sie unwandelbar sich hüten,
Sie nehmen mich in ihren Schooß.

In's ewig Unbewußte spüle
Der Tod mein Sein getrost hinaus.
Noch weiß ich von mir selbst und fühle
Das Glück der Ewigkeit voraus.

Nicht dem Geschick muß überlassen
Natur, was nicht von Puls bewegt!
Ihr Mutterarm wird mich umfassen, —
Wenn nur mein Herz erst nicht mehr schlägt.

Aus Franz von Ruhwald's Nachlasse.

(Geb. 17. April 1819 zu Prag, gest. 11. Juli 1845 zu Arnau.)

1.

Nachts.

Die Nacht, die schwarze Mutter, hält
In ihrem dunklen Arm die Welt;
Sie blickt ihr still in's Herz hinein
Mit Sternenaugen, mild und rein.

Als spräche sie: „Die ich gebar,
O Welt! als ich allein noch war,
Du sinkst, wie es mir wol bewußt,
Einst wieder an die Mutterbrust.“

„Dann sprüht in seinem letzten Brand
Das weite Stern- und Sonnenband.
Es deckt der Welt versunk'ne Pracht
Mit ihrem Haar die alte Nacht!“

Ich stand allein am Waldessaum,
Im Herzen einen bösen Traum.
Da war's so still, so schauerlich;
Der Nachtwind durch die Föhren strich.

Vom Baume fielen Blatt um Blatt;
Es war, als zöge schwer und matt,
Die Zeit, die Riesengreisin, sacht,
Mit leisen Tritten durch die Nacht:

Als zöge sie der ew'gen Ruh,
Dem Ende aller Tage zu. —
Da trat der Mond aus Wolkenreih'n,
Und warf sein Gold in's Thal hinein.

Von ihm die alte Sage geht,
Daß d'rin der König David steht,
Und zu der Harfe singt sein Lied,
Wenn voll der Mond vorüber zieht.

Mir war es, als der Mond erschien,
Als hört' ich Sang durch Lüfte zieh'n:
Nicht hört' ich mehr den Tritt der Zeit—
Er sang wol von der Ewigkeit!?

2.

Die Tanne im Lenze.

Grüne Tanne, grüne Tanne,
In dem Lenz, wie scheinst du fahl,
Wenn um dich, mit frischem Laube
Eichen steh'n im Sonnenstrahl!

Hast den Winter überdauert,
Frost und Sturm, da bliebst du grün;
Doch der Lenz, der Blütenbringer,
Hat dir keinen Glanz verlieh'n.

Wilde Schmerzen überwunden
Hast du, männlich starke Brust;
Doch wie welk mußt du erscheinen
Neuerweckter Jugendlust!

3.

Blätterrauschen.

Die Blätter umrauschen im Lenze
  Die Blüten am grünenden Baum,
Sie rauschen von Hoffen und Lieben
  So manchen seligen Traum.

Im Herbste rauschen sie wieder
  Am Boden, verdorrt und roth,
Doch sind es gar traurige Lieder
  Vom Scheiden, Entsagen und Tod.

4.

Am Abend Sterbende sind zu beneiden.

Am Abend Sterbende sind zu beneiden;
Der holde Wahn umfächelt sie im Scheiden
Daß auch die Sonne schwindet und versprüht,
Wenn aus der Brust das warme Leben flieht.
Das Abendroth bestreut mit Purpurblüten
Die bleichen Wangen, und der Abendstern,
Der harrt, ein Führer schon am hocherglüten
Gewölbten Himmel, freundlich in der Fern.
Die Nacht umwindet wie mit Trauerflören
Die schlanken Tannen in dem duft'gen Wald:
Nur von den Bergen flammt's wie von Altären,
Die Abend- und die Sterbeglocke schallt!

Erinnerungen an General Prim.

Von

Michael Klapp.

Als ich in den ersten Tagen des October 1868 in Madrid angelangt war, hatten die Helden der September-Revolution, Serrano, Topete und Prim bereits alle ihren feierlichen Einzug gehalten und von dem altspanischen Königssitze Besitz ergriffen. General Prim war der Letzte eingezogen. Ich fand noch den Triumphbogen, den man ihm gebaut, die pomphaften, stolzen Inschriften, die man ihm auf Bannern und Fahnenstangen entgegengetragen, fand sogar noch Ueberreste des Blumenregens zerstreut umherliegen, mit dem man seine Wege beehrte. Die ganze politische Luft von Madrid war von Prim erfüllt, sein Name war auf allen Zungen, sein Bild in den Händen aller Verkäufer der Puerta del Sol; er war der begehrteste photographische Artikel des Tages. So wie sein Einzug lärmender war, als der seiner Revolutions-Collegen, so blieb auch das innere Andenken an ihn ein solennes. Man hatte ihn ja allgemein als den Mittelpunkt der Erhebung angesehen, als die treibende Seele derselben. Man wußte es sehr wohl, daß der ehrliche, schwache Topete und der minder ehrliche, aber ebenso schwache Serrano die Revolution nicht bis zum ersehnten Endziel geführt hätten, wäre nicht der exilirte, abenteuernde Treiber vor ihnen hergewesen. Topete inaugurirte den Aufstand auf seinem Admiralschiffe, Serrano stellte sich an die Spitze seines Regimentes, den bisher unsichtbar politischen Kopf erhält die Revolution aber erst mit dem Augenblicke, da der in Bedientenlivrée auf spanischem Boden wieder erscheinende Prim auftritt. Diesem Kopfe gilt auch all' die Verehrung, die in den Flitterwochen der Revolution an Prim verschwendet wird. Es gab dazumal keinen populäreren Mann in Spanien und in der Hauptstadt vor allem, als Prim. Wo er sich sehen ließ, sammelte sich das Volk der Straße um ihn, schloß ihn in seinen Kreis und regalirte ihn mit seinen lärmenden Zurufen. „Y viva el General Prim“ erscholl es hier; „Y viva

el Conde de Reus!“ erscholl es dort. In der Umarmung eines solchen freudig aufgeregten Volkshaufens habe ich den gefeierten Revolutionsführer gleich das erste Mal in Madrid zu Gesicht bekommen. Lärmen und Schreien der Menge hatten mich — es war Abends und ich hielt auf dem Balcon meines Zimmers im Hotel de los Principes auf der Puerta del Sol eine angenehme Siesta nach dem Diner — heruntergelockt. Aus der schönen Alcalastraße sah ich Menschenmassen sich herunterwälzen. Das war ein Geschrei, das der illustrado pueblo (erlauchte Volk) von Madrid anschlug, wie es einem nördlicher geborenen Menschenkinde, gleich mir, ganz ungewohnt war. Der lange gewaltige Menschenzug, den ich an mich herankommen ließ, war von gemischter Zusammensetzung: Caballeros in feinen Anzügen und glänzenden Cylindern, Jungens in rother Rundkappe, Bauern in breiten Sombreros, den groben buntfarbigen Plaid um die Schultern geschlagen, Soldaten in militärischem Negligé, Bettler in malerischen, zerfetzten Mänteln, altes, häßliches Weibsvolk, junge, reizende Sennoritas, Alles, Alles im bunten Durcheinander, Alles schreiend, mit Tüchern und Mützen schwenkend. Und mitten unter ihnen, wohlgemuth einherschreitend, immer nnd immer grüßend ein Mann im einfachen Waffenrock, der auf dem Stehkragen zwei goldene Sterne hatte, ein ovalgeformtes, weißes Käppi, das breite Goldborten trug, auf dem Haupte, ein Mann von zierlicher schlanker Figur, höchstens mittelgroß zu nennen, dem alles martialische Haudegen- und Hidalgomäßige, das man sich gewöhnlich unter einem solchen spanischen Pronunciamentomacher vorzustellen pflegt, vollständig abgeht, — das war der Mann des Tages, das war Prim! Ich habe einen gewöhnlichen Soldatenkopf erwartet und sah einen Kopf, wie ihn Tintoretto zu malen pflegte, einen Kopf von jenem mysteriösen Glanze, der zum „Interessanten“ gehört. Das tief intensive Schwarz seiner Augen, seines Haares und des in dünner Linie gezogenen Backen- und Schnurrbartes, frappirt sogar in diesem an dunklen Gestalten gerade nicht armen Lande und, vereint mit dem olivenfarbenen Teint, deutet es auf große Leidenschaftlichkeit. Weit entfernt von eiserner Soldatenruhe, geht ein Zug von stäter, innerer Unruhe durch das Soldatenantlitz. Man glaubt in ihm eine rastlose Jagd nach großen Erfolgen deutlich ausgeprägt zu sehen. Man muthet diesem Kopfe kühne Gedanken zu, Energie, Festigkeit und Härte des Willens, eine glänzende Thatkraft. Nicht mit Unrecht. Der Mann, der 1870 den Kugeln einer Mörderbande erlegen ist, hatte manchen kühnen Gedanken in seinem Leben und keiner der wenigst kühnen war die September-Revolution, die ihn an die Spitze der Nation gestellt und ihn so populär gemacht hat, wie ich es vor mir sah. Ausgestoßen aus Spanien von Isabella Bourbon, betrat er eben den Boden des Vaterlandes wieder; ganz so wie er es wollte, wie es sein Ehrgeiz sich ausmalte, als der erste Mann Spaniens, während die erste Frau Spaniens vor seinen Bannern Reißaus nehmen mußte. Sein Blick, sein Wort hatten dazumal die Geltung und Wichtigkeit des Gewaltigsten, und sie haben sich diese Bedeutung bis zu dem plötzlichen jähen Ende, das sein Leben

nahm, zu erhalten gewußt. Sein Wort wog Alles auf in der Wagschale des Congresses, sein Wille machte sich zu dem der Nation, er beherrschte die Situation in den Zeiten vor dem Zusammentritt der Cortes, Niemand, Niemand theilte mit ihm mehr als nominell die Herrschaft, als der Congreß zusammentrat, denn auch Serrano hieß nur Regent, Prim aber war es. Er hatte die Wahl, einen Präsidentensitz in der Republik einzunehmen oder eine Königskrone zu vergeben — zu seinem eigenen Unglück wählte er das Letztere. Und er vergab auch die Krone und zwar nach eigenem Gutdünken und nicht nach dem der Nation und das kostete ihm das eigene Leben. Er starb unter Mörderhänden, aber sein Wille war geschehen. Sein letzter Gedanke ist erfüllt über sein Grab hinaus, aber sein Andenken wird, wenn nicht Alles trügt, schwer unter der Last der Consequenzen dieses seines letzten Gedankens, in der Nation an dieser Erfüllung zu leiden haben. Doch — zurück zu meiner ersten Begegnung mit Prim.

Sollte man nicht glauben, der in jenen Tagen, da ich den General zum erstenmal sah, so auf's nationale Schild gehobene Prim müßte freudig erregt aus dem Meer von Ovationen, in das man seinen Namen warf, emporgetaucht sein? Er sah mir nicht darnach aus. Er nahm eine kalte, verschlossene Miene dem jubelnden Volke gegenüber an, sein Blick erglänzte nicht, wie es in diesem Freudentaumel hätte erglänzen müssen, sein Dank, seine Begrüßungsweise waren vornehm, er schien kein übergroßer Freund solcher Demonstrationen. Das war aber kein Grund, ihn damit zu verschonen. Die Prim-Feier hielt an durch die ganzen ersten Monate, die dem September folgten. Sie pflanzte sich von der Straße ins Haus und ins Theater fort. Prim wohnte in der ersten Zeit, da die neue Organisation noch nicht im Gange war, im Hotel de Paris, an der zur Puerta del Sol auslaufenden Ecke der Alcalastraße. Vor diesem Hotel gab es nun den Tag über und bis tief in die Nacht hinein Spectakel; war der General zu Hause, so half ihm nichts, er mußte auf den Balcon hinaus, wenn es gerade einem Haufen „Voluntarios de la libertad“ (Freiwillige der Freiheit), wie man die Nationalgarde hieß, die dazumal überall das große Straßenwort führte, gefiel, den General zu Gesichte zu bekommen. Diese „Voluntarios“ legten überall, wo sie den General sahen, gleichsam Beschlag auf ihn, er konnte nicht ungestört von seinem Kriegsministerium nach Hause gelangen, ohne daß ihn nicht gleich ein Dutzend dieser Straßenhelden, die dazumal noch nicht uniformirt waren und bloß in ihren zerfetzten Kleidern, den Säbel um den Leib geschnallt, der manches Andere zu seiner Bedeckung nothwendiger gehabt hätte, das Gewehr auf der Schulter, in die Mitte nahmen und mit ihm über die Alcalastraße stolzirten. Für diese Voluntarios hatte Prim sein Faible, ihre Huldigungen ließ er sich am liebsten gefallen, und er ertrug um ihretwillen so manche üble Nachrede von Seite der Armee, die sich damals überall im Dienste von ihnen verdrängt sah. Es hatte ihn auch später viel der Ueberwindung gekostet, ihnen verschiedene Wachtplätze, wie z. B. im Gubernio (Ministerium des Innern), zu entziehen. Er wußte es von

vornherein, daß er sich mit diesen „Freiwilligen der Freiheit“ gut verhalten müsse, sollte seine Herrlichkeit nicht bald in Trümmer gehen. Seine Armee mußte er sich erst umbilden, um sich auf sie verlassen zu können, noch waren ihre Elemente, namentlich was die Führer anbelangte, nicht purificirt von bourbonischen, carlistischen, klerikalen Schlacken. Es waren erst ein paar Wochen seit dem Ausbruche der glorreichen Revolution verflossen und schon wurden die uniformirten Krakehler recht hörbar. Sie waren eifersüchtig — oder stellten sich bloß so — auf die Marine, die ausnahmsweise die Revolution gemacht hatte, eifersüchtig auf die Voluntarios, die so keck herumstolzirten, als wollten sie sich herausnehmen, zu sagen: Diese politisirende, intriguirende Soldateska sei überflüssig und man könne sie ohneweiters nach Haus schicken, und ihnen die Vertheidigung und die Huth des Vaterlandes überlassen. Das fing an ein böser Geist zu werden, der in der Armee herrschte, und da hieß es nun ausrotten, wie und was nur immer anging. Die Zeit hindurch, die Prim zur Heranziehung seiner progressistischen Officiere brauchte, mußte er mit den Voluntarios kokettiren. Und er that es auch keinen Moment länger, als er es brauchte. Er diplomatisirte mit den Freiwilligen der Freiheit, wie er mit seinen Collegen und mit der Regierung diplomatisirte. Das Diplomatisiren verstand er ja überhaupt aus dem ff. Er hatte alle diplomatischen Künste, die kleinen in vorderster Reihe, inne, und schon deßhalb geschah immer das, was Prim wollte. Der Diplomat überragte in ihm weit, weit den Soldaten. Wie diplomatisch seine Verschwörung mit Topete und Serrano zusammen angelegt war! Mit den zwei eingefleischtesten Unionisten, von denen der Eine auch noch ein ganz unverholener und ergebener Diener Montpensier's ist, hatte er das Werk begonnen und seinen Collegen Versprechungen geben und Hoffnungen machen lassen, die er selbst gar nie zu erfüllen gedachte. Die Geschichte kennt den großen Gefoppten der September-Revolution, den Prinzen, der seine Geldsäcke leerte und aus seiner angeborenen Knauserei herausging, um ein „königliches Geschäft“ mit der Nation zu machen, ein Geschäft, aus dem dann nichts wurde, nichts werden konnte, weil Prim dagegen war. Die Herren Serrano und Topete, die Revolutionsmacher und Thronsensale Montpensiers, die das Draufgeld des neuen Throncandidaten schon in Händen hatten und mit demselben operirten, ließen sich damals nicht träumen, daß die königliche Lücke, die Isabella im Lande gelassen, von einem ganz anderen Prinzen ausgefüllt werden wird, als der war, der dazumal in Portugal das Brod des Exils aß. Warum hätte ihnen auch Prim das voraus sagen sollen? Da wäre er ja nicht der feine Diplomat gewesen, der mit großem Stolze von sich gerne sagte, daß er es gewesen, der zuerst die mexicanische Intrigue Napoleon III. durchschaut und gekennzeichnet hat! Und dann wäre ja die Revolution gar nicht, oder gar ohne ihn gemacht worden! Da that er lieber mit, fütterte seine lieben Collegen mit Versprechungen, und als er dann sich zum Herrn der Situation zu machen wußte, sagte er den Sensalen, mit ihrem Kaufherrn in Portugal sei es nichts, er könne höchstens sein Geld zurück-

verlangen, sonst nichts. Serrano und Topete waren überlistet. Es war gewiß keine Kunst, den guten Topete herumzukriegen, aber sicher war es ein feines diplomatisches Stückchen, den großen Marschall Serrano so unter den Regierungspantoffel zu bekommen, wie ihn Prim brauchte. Der Sieger an der Alcolea-Brücke war nicht tapfer genug, um seinen Collegen in den Staub hinzuwerfen. Er versuchte es auch gar nicht und begnügte sich mit der bequemen Rolle, die ihm Prim zugedacht, weil er sonst gar keine bekommen hätte. Prim ging hin und kleidete den Marschall-Befreier in den Schlafrock eines sogenanten Regenten, ließ ihn ein prachtvolles Schloß beziehen, kostbar leben und immer guter Dinge sein. Man sprach von Serrano hierauf ebensowenig, wie von seinem Re Antonio I. Prim aber ging sich nun seinen König selbst suchen.

II.

Dreimal während meines längern Madrider Aufenthaltes kam ich mit General Prim in persönliche Berührung. Das erste Mal — es war kurz nach meinem Eintreffen auf dem Revolutionsschauplatze — führte mich ein angesehener Bankier beim General ein. Ich traf den mit allen spanischen Regierungen, wie sie seit zwanzig Jahren im Lande etablirt worden, eng liirten Geldmann eines Abends auf der Plaza Mayor, dem einstigen Autodafé-Schauplatze, und hatte nichts weniger im Sinne, als den derzeitigen Alleinmachthaber Spaniens näher kennen zu lernen. Aber mein guter, liebenswürdiger Financier nahm mich unter den Arm und sagte: „Ich gehe zu Prim, wollen Sie mitkommen?“ Es war neun Uhr und mit meinen heimathlichen Anschauungen schien mir die Stunde, bei einem Minister ungeladen eine Aufwartung zu machen, gerade nicht die richtige. Mein Bankier nahm mir aber augenblicklich alle Bedenken, indem er kurzweg sagte: „Sie gehen mit mir und fürchten Sie sich nicht, Prim wird Sie nicht nach den Colonien abschieben lassen.“ Nun auch ohne diese Sicherheit vor einem „spanischen Schub“ wäre ich mitgegangen, hätte ich damals gewußt, was ich später erfahren, daß in Madrid das Ein- und Ausgangs-Ceremoniel bei spanischen Staatsmännern kein so rigoroses, wie bei uns ist. Bis in die späte Nacht hinein kann man in Madrid die Minister auf ihren Bureaus aufsuchen, und die altspanischen Etikettegesetze finden auf diese Besuche durchaus keine Anwendung. Wir gelangten bald auf die Puerta del Sol zum Hotel de Paris, wo General Prim noch wohnte. Im Vorzimmer gab es Leute genug, Civil und Militärs, die des Eintrittes zu dem General harrten. Die Karte des Bankiers aber allein schon bewirkte, daß wir mit Umgehung der Frühergekommenen, sobald der eben anwesende Besucher das ministerielle Kabinet verlassen, zum Eintreten eingeladen wurden. Wir traten in einen, mit ziemlich gewöhnlicher Hotel-Eleganz ausgestatteten Salon,

dessen Atmosphäre von Cigarettenrauch stark erfüllt war. Der General, in einem einfachen Waffenrock, ging lebhaften Schrittes auf meinen Begleiter zu und schüttelte ihm, ein wohllautendes „Buenas“ rufend, aufs freundlichste die Hand. Ich wurde vorgestellt und der General reichte auch mir sogleich die Hand und bot mir einen Fauteuil.

Sodann begann das Gespräch zwischen den beiden Männern in spanischer Sprache, von der ich dazumal und erst wenn sie so hastig gebraucht wurde, wie das zwischen Prim und meinem liebenswürdigen Begleiter in ihrem Gespräche der Fall war, noch sehr wenig verstehen konnte. Ich ließ die Männer ihre Geschäfte abwickeln, nahm von den mir dargereichten Cigaretten und betrachtete mir den allmächtigen Revolutionär von Cadix. Ich fand seinen Kopf in der lebhaft gesticulationsreichen Unterhaltung, die er eben pflegte, nur noch interessanter, das schöne Auge leuchtete noch mehr im geistvollen Glanze, die schlanke Figur erging sich in den formschönsten Bewegungen und das Wort erklang so männlich nnd doch so weich aus seinem Munde. Ich stand als bloßer mechanischer Zuschauer schon unter dem Eindrucke der Liebenswürdigkeit, den dieses Mannes Wesen ausstrahlte, den Eindruck, den der General von jeher auf Frauen gemacht, begriff ich nun vollkommen. Es lag ein großer Zauber in seiner Persönlichkeit, hervorgerufen von seiner einnehmenden Erscheinung, genährt durch das geistige Fluidum, das seinen Blick und seine Sprache durchzog. Die intimere, spanisch geführte Unterredung dauerte eine halbe Stunde ungefähr. Nun wandte sich der General mir zu und knüpfte in französischer Sprache mit mir an. Er sagte, es freue ihn, daß die spanische Revolution auf so viel Theilnahme nach Außen stoße und daß selbst ein Wiener Journal seinen Beobachter über die Pyrenäen zu schicken, für werth halte. Ich sagte hierauf — was auch wahr war — daß auf Spanien und seine Regeneration die Blicke ganz Europas ruhen, und daß selbst bei uns zu Hause die endlich gelungene Verjagung der Bourbonen alles Interesse in Anspruch nehme. Nach einigen Fragen über meine Reise, mein Quartier, meine ersten Eindrücke, bat er mich aufs höflichste, ihn in einigen Tagen aufzusuchen und zwar in seiner neuen Residenz, dem Palais des Kriegsministeriums, das er in zwei Tagen zu beziehen gedenke. Wir gingen, vom General bis an die Thüre geleitet. Mich hatte das so kurz währende Zusammentreffen mit Prim aufs angenehmste angeregt und ich sprach meinem Bankier den vollsten Dank aus für die interessante Ueberraschung, die er mir bereitet . . .

Ich ließ vierzehn Tage verstreichen, ehe ich meinen Besuch wiederum erneuerte. Einestheils dachte ich mir den General mit Geschäften überhäuft, anderentheils hatte ich selbst die Orientirungswochen in einer mir wildfremden Stadt und Situation durchzumachen. Anfangs November ging ich aufs Neue zum General Prim. Die politische Situation fing an, aus dem Stadium des öffentlichen Enthusiasmus herauszutreten und die Bedächtigkeit auf die neue Regierungsform begann sich zu regen. Die provisorische Regierung hatte ihr erstes Circular-Schreiben an die auswärtigen Mächte erlassen, und darin schon waren die ersten Keime

des Zwiespaltes der drei Revolutionsmänner von Cadix, die Abneigung vor einer effectiven Constituirung einer Republik ersichtlich, wenn sie auch noch mit allerhand schönen Phrasen in einem diplomatischen Gestrüpp zusammenlagen. Serrano und Topete, die aus ihrem Monarchismus kein Hehl machten, waren bereits um ein Stückchen Popularität bei den Massen gekommen, Prim's Stern aber glänzte noch in alter Helle. Der General wußte aufs Geschickteste mit der Volksgunst zu arbeiten, er wußte sich vor jeglicher monarchischer Passion scheinbar freizuhalten, er wollte dazumal noch an keinen König denken und auch nicht von einem solchen gesprochen wissen, am wenigsten aber schon damals von Anton Montpensier, den Serrano und Topete schon auftauchen ließen. Die Cortes und wieder die Cortes! hieß es damals, haben zu reden, und Prim hörte nicht auf von der „soberania nationale“ zu reden. Und er redete so lange von dieser, bis man ihm den Respect vor dieser wirklich glaubte. So erhielt er sich seine Popularität unversehrt. Dennoch traf ich ihn, als ich ihn das zweite Mal aufsuchte, diesmal in dem monumentalen Palazzo des Kriegsministeriums in der Calle de Alcala, gedrückter, unzuversichtlicher, nicht so heiteren Muthes, wie ich ihn im Hotel de Paris gesehen. Er empfing mich wiederum in liebenswürdigster Weise und ließ eine ziemliche Anzahl von Pronunciamentomachern, die sich im Vorzimmer laut herumtrieben, warten. Nach einigen Empfangsfragen, wie ich mich eingewöhne in das fremde Leben und Treiben u. s. w. sprang der General selbst auf den Stand der Dinge über und frug mich, wie ich mit der Haltung des Volkes zufrieden sei. Ich gestand meine Bewunderung über die würdige Abwickelung so fauler Verhältnisse, und über die ruhige Grandezza dieser Revolution ein. Ich erlaubte mir auch die Bemerkung, daß es ein beglückendes Gefühl sein müsse, eine solche unbeschränkte Popularität zu genießen, wie sie das Schicksal jetzt gerade dem General zu Theil werden läßt. Der General lächelte und sprach dann: „In Spanien kann man auf solche Popularität nicht lange bauen. Die Volksstimmung ist bei uns wie der Wind, er springt um, ehe man sichs versieht, und ein spanisches Sprichwort sagt: Dal árbol caido todos hacen lena. (Vom gefallenen Baume macht man altes Holz.)“ — Auf meine Erwiederung, daß bei dem großen Ansehen, dessen er sich im Augenblicke bei allen Parteien, die „neukatholische“ ausgenommen, (Prim war von jeher ein abgesagter Feind der Clericalen) versichert halten könne, ein solches Umspringen des Volkswindes nicht leicht möglich, sagte der General: „Wissen Sie denn auch, wie lange ich mir das Ansehen bei allen Parteien erhalten können werde? Sie wollen es nicht mit mir verderben, weil mir jede von ihnen für die Zukunft ihre eigenen Pläne zutraut. Die Unionisten sind sicher, daß ich den Herzog von Montpensier auf den Thron setzen, die Bourbonisten wieder, daß ich Isabels Söhnchen auf meinen Armen in die Cortes tragen werde, die Republikaner geben die Hoffnung nicht auf, daß ich ihnen einen Präsidenten geben werde. Mit einer von diesen Parteien werde ich es doch bald verderben müssen, und dann sollen Sie sehen, wenn Sie noch hier sind, wie es mit meiner Popularität stehen wird. Ich will es versuchen einmal dem Vaterlande

und keiner Partei zu dienen." — Wie schön klang dieser letzte Satz in Prims Munde! Das war ein Programm, aber bei aller patriotischen Bestimmtheit denn doch, was die Ziele anbelangt, ein dunkles, ein Programm von jenem mysteriösen Glanze, den Prim's Augen hatten. Ich hatte nicht übel Lust, mich zu erkundigen, mit welcher Partei es Prim doch werde verderben müssen, vielleicht war auf Umwegen dies zu erkundigen. Es ist gut, daß ich dies nicht gethan, denn der General stand auf und sagte zu mir: „Kennen Sie vielleicht den Correspondenten des ***? (hier nannte er ein angesehenes englisches Blatt) Das ist ein Kauz! Er kommt gestern zu mir, ich plaudere mit ihm, wie ich mit Ihnen plaudere. Der Mann aber ist nicht zufrieden mit dem, was ich sage, er will mehr wissen, und so frägt er mich denn mit einer Naivetät, die mich lachen gemacht, ob ich es vorziehen würde, König von Spanien oder Präsident der spanischen Republik zu werden? Ich sagte ihm hierauf, er möchte denn doch heute etwas Anderes telegraphiren, was er nicht sicher wisse, ich würde weder das Eine noch das Andere werden, ohne es ihn vorher wissen zu lassen. Und er ging sehr befriedigt von hier, als hätte er schon die Nachricht für sein Blatt in der Tasche. Was sagen Sie zu ihrem englischen Collegen? Da lob' ich mir die Discretion eines deutschen Specialcorrespondenten!" Ich steckte das Compliment ein und gratulirte mir, daß ich meine oberwähnte Erkundigung unterdrückte. — An Anhaltspunkten in Bezug auf die Parteien, mit denen es Prim bald verderben werde, fehlte es mir im Verlaufe der nächsten Woche ohnehin nicht mehr. Den bereits in den Vordergrund gestellten Montpensier perhorrescirte Prim bald ziemlich laut im Conseil und in seinen Preßorganen. Seinen Collegen gegenüber wußte der General die Unbeliebtheit des „Orangen-Prinzen" (wie man Montpensier im Lande nennt, weil er die Orangen seines schönen Gartens in Sevilla an Oebstler verkauft) als Hauptmotiv der Unmöglichkeit dieser Canditatur in den wirksamsten Farben zu schildern, und die Unionisten, die des Prinzen Schleppe trugen, wußten nur zu bald, wie sie mit Prim daran seien. Aber auch die Republikaner merkten es eher, als es Prim lieb sein mochte, daß sie auf ihn keine Hoffnung zu setzen hatten. Prim machte auch kein Hehl daraus, daß er für die iberische Republick nicht schwärme. Seine Königssucherei fing auch in aller Stille lange, lange vor Einberufung des Congreßes an. Ferdinand von Portugal war zuerst die Lieblingsfigur seiner neumonarchischen Träume. Prim wandte Alles an, diesen Mann heranzuziehen, zu überreden, zu schmeicheln — umsonst. Da er thatsächlich an eine Restauration der Bourbonen mittelst des Knabens Alphons nicht dachte — wenn man sich auch am Tuillerienhofe darüber genug der Täuschungen machte! — so mußten seine Gedanken bei allen möglichen Prinzen herumschweifen. Aus einer letzten Unterredung, die ich mit dem General Ende Dezember hatte, und in der Prim bereits den Monarchisten ohne Rückhalt herauskehrte, weiß ich es, wie wenig Sympathie Prim für irgend einen italienischen Prinzen im Herzen trug. Deßhalb wurden schon damals italienische

Thronwerber (Cialdini war einer der Ersten, der als solcher nach Madrid gekommen) höflich auf die Zukunft beschieden. Prim konnte sich auf die Unionisten, auf Serrano und Topeto ausreden! Einen deutschen Prinzen für den spanischen Thron zu finden war, nachdem er auf Ferdinand von Portugal endgiltig verzichten mußte, einer von Prim's frühesten Gedanken. Aus seinem Munde hörte ich die Worte: „Wie schade, daß Euer Maximilian nicht mehr am Leben! Der wäre ein spanischer König geworden, wie ich einen kaum finden werde!“ — Auch des Hohenzollers Unglücksfigur tauchte schon damals vor Prim's Gedanken auf, und auch die Unterhändler für diesen fanden sich schon dazumal in Madrid ein. „Eine Verjüngung der Monarchie durch die deutsche Kraft und Intelligenz — so nannten Prim's Organe damals die Sache, und ich bin sicher, daß, soweit ich das Land kennen gelernt, ein deutscher Prinz auf dem Thron der Halbinsel auf mehr Sympathien gestoßen wäre, als der heutige Nachfolger Isabella's sie bisher gefunden hat. Aber es war einmal dieser Amadeus von Savoyen der Rest aller Prim'schen Königsspeculationen, und so mußte er ihn durchsetzen, wenn nicht auch dieser Letzte bald „Nein“ sagen sollte, denn man besinnt sich heutzutage wirklich, wenn Einem eine Krone angetragen wird, und dies mit Recht, wenn man sonst sein sicheres Ein- und Auskommen findet.

Amadeus sagte „Ja“ und Prim bezahlte dieses Ja mit seinem Leben.

Frühlingsgesänge

von

Karl Ziegler.

1.

Eingang.

Des Berges Gipfel sind schon hinter mir;
Die Pfade senken rascher sich zu Thale;
Die Schatten werden länger. Laßt noch hier
Ein wenig sonnen uns im Abendstrahle!

Wie herbstlich welkend zeigt sich schon die Flur;
Doch wehn die Lüfte noch so warm und labend.
Fast morgen-jugendhaft scheint die Natur,
Doch, es ist Herbst, und bald wird Nacht der Abend.

Sei's, wie es sei, ich kann nicht schweigend stehn,
Eh' sich für immer dieser Mund geschlossen!
Mag Grabluft auch empor vom Thale wehn,
Noch hält mein Herz des Lenzes Hauch umflossen.

Mein Sinnbild war die Rose, so ich trug,
Da ich als Jüngling schon mit frischem Werben
Zu Lenzes Ruhme meine Saiten schlug;
Im Dienst der Frühlingsmuse laßt mich sterben!

2.

Frühling ist da!

Frühling ist da! Woher er gekommen?
Ob er entsunken den Sternen der Nacht?
Ob aus dem Herzen den Weg er genommen?
Ob ihn der Sehnsucht Thräne gebracht?

Frühling ist da! Wer möchte noch fragen,
Wo er geborgen sein schlummerndes Grün?
Hört ihr die Nachtigallen nicht schlagen?
Seht ihr die leuchtenden Rosen nicht blühn?

Frühling ist da! O, laßt uns nicht fragen:
Wer ihn mit heiliger Sorge gehegt!
Rose und Nachtigall hör' ich es sagen:
Himmlische Liebe, du hast ihn gepflegt!

3.

Ermahnung.

Wenn ich einst gestorben bin,
Laß den finstern Jammer!
Nicht in Thränen sollst du knien
An der Grabeskammer!

Wenn des Lenzes Lüfte wehn,
Laß dein tiefes Weinen;
Denn ich werde auferstehn,
Werde dir erscheinen!

In des Frühlings reichem Grün
Kannst du mich erkennen,
Wenn die Rosen röther glühn,
Und die Sterne brennen!

4.

Frühlingsnacht.

Frühlingsnacht, du Gottgedicht,
Schönstes Lied der Erde,
Gieß uns mild dein Sternenlicht
In die Brust, daß hell sie werde!

Hauche deinen Blütenduft
Hin durch unsre Herzen,
Daß sie strömen in die Luft,
Duftgeword'ne Lebensschmerzen!

Gottesdichtung, Frühlingsnacht,
Unaussprechlich schöne!
Maigedüfte, Sternenpracht,
Das sind deine Harfentöne!

Lieder

von

Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz.

1.

Laß' uns nur nie den Tag bereu'n
  Da wir uns sah'n zum erstenmal;
Was mag in ihm verborgen sein
  An Glück und Liebe, Haß und Qual!

Des Glückes Schmied sind wir gar oft,
  O laß' uns gute Schmiede sein!
Damit was wir gewünscht, gehofft,
  Wir nicht am letzten Tag bereu'n!

2.

Winkt dir ein Liebchen hold und rein,
Dann sei es dein, dann sei es dein,
  Ja dein für immer!
Und frag' die Leute nicht um Rath,
Ob gut dein Herz gewählet hat,
  Nein, nie und nimmer!

Es macht so froh ein stiller Bund
Der nur zwei warmen Herzen kund
  Die sich zu eigen!
Und willst du süßes Liebesglück,
Dann säume keinen Augenblick
  Recht ernst zu schweigen!

Es sei dein Herz dem Grabe gleich
Darauf ein Stein so kalt und bleich
  Sich senk' bei Zeiten!
Doch wenn die Hochzeitsglocke klingt
Und auch der Stein vom Grabe springt:
  Dann sag's den Leuten!

3.

Vergeblich sucht mein Herz die Ruh'
  Blick' in die Stunden ich zurück,
Da du und ich und ich und du
  Ein einig Herz voll Lust und Glück.
Denn was ich auch erwerben mag
  Auf das ich lange, lange sann,
So sag' ich mir's doch jeden Tag:
  Die Zeit ist hin, da Berta spann!

Denkst du der süßen Nächte wol?
  Hell schwamm der Mond im Aeterblau,
Und du und ich, des Glücks so voll,
  Durchschritten jubelnd Park und Au'.
Wir träumten süß und ungestört
  Und dachten nie, ach! nie daran,
Daß einst ein Trauertag uns lehrt:
  Die Zeit ist hin, da Berta spann!

Ach ja! ach ja! die Zeit ist hin
  Und nimmer wird sie wie sie war,
Mir sagt's mein Herz, mein trüber Sinn,
  Mir sagt's mein gramgebleichtes Haar;
Und sagt's mir's draußen Baum und Strauch
  Und Blum' und Blüthe auf dem Plan,
So sagt's im Aug' die Thräne auch:
  Die Zeit ist hin, da Berta spann!

Aus der polnischen Literatur.

Ein Wort über Krasinski und seinen „Iridion"

von

Dr. Hein. Blumenstok.

Die großen Heroen der deutschen Literatur, Schiller und Goethe, waren schon längst zu Grabe getragen, als das Dreigestirn am Himmel der polnischen lyrischen Poesie seine glänzende Macht fortentwickelte und mit den Strahlen seines Lichtes das geistige Leben und Wirken in allen Theilen des einst selbstständigen Reiches erhellte. Adam Mickiewicz, Polens größter Dichterfürst, Graf Sigismund Krasiński und Julius Słowacki wirkten fast gleichzeitig. Sie alle waren Jünger der auf dem Gebiete der Dichtung hereingebrochenen romantischen Epoche, und doch lassen sich wenig Berührungspunkte zwischen ihren Werken aufweisen. Mickiewicz, dessen erstes Auftreten in die bewegte Zeit der Napoleon'schen Kriege fällt, imponirt durch eine Ruhe, welche an die besten epischen Schöpfungen der klassischen Literatur erinnert; er, der der eigentliche Mauerbrecher der romantischen Richtung der polnischen Poesie war, vermochte sich nicht ganz von den Banden des Klassicismus zu befreien. Sein Antipode Slowacki, dieser Meister der Redefigur, verlieh der von Mickiewicz geschaffenen poetischen Welt die schönste Hülle, ließ jedoch seiner überströmenden Phantasie oft so sehr die Zügel schießen, daß er nicht selten krankhafte Erscheinungen zu Tage förderte. Uebrigens war Slowacki, von dem Krasiński sagte, nur Liszt vermöge so zu spielen, wie er schreibe, der einzige polnische Dichter, der sein dramatisches Talent mit ziemlichem Erfolge erprobte.

Krasiński verfügt weder über die vollendete Form, den kalt ermessenden und sicheren Gedankenflug Mickiewicz's, noch über den wahrhaft übersprudelnden, zündenden, oft an Shakespeare mahnenden Phantasiereichthum Slowacki's, aber auf seinen Schöpfungen ruht ein

eigenthümlicher Schimmer der Verklärung. Ein strenger Glaube zeichnete diesen Dichter aus, und so kam es, daß sein poetischer Geist sich meistens bis in die Regionen des religiösen, den Wenigsten verständlichen Mysticismus verstieg. Krasiński, der in früher Jugend sein Vaterland verlassen mußte, glaubte eine Schuld seines heißgeliebten Vaters der Nation gegenüber sühnen zu sollen, er dichtete mit dem Blute seines Herzens, gequält von physischen Leiden, denen er im Jahre 1859 erlag, heimgesucht von Familienunglück, und bekannte sich nur seinen nächsten Freunden gegenüber als der Verfasser seiner Dichtungen. Der „anonyme Dichter" opferte bei Lebzeiten seinen Ruhm, um den Namen des Vaters um so nachhaltiger von den Schlacken zu reinigen. Seine Werke durchzieht ein elegischer Schmerz von seltener Stärke, ein abstractes Ringen nach unerreichbaren Idealen, seine Verse erklingen in musikalischer Harmonie, glänzen in prachtvollem Colorit der malerischen Bilder, schweben jedoch, mit geringen Ausnahmen, in einer der Wirklichkeit entrückten Welt; man könnte Krasiński den transcendentalen Poeten und Mystiker par excellence nennen. Krasiński fühlte sich, um uns der Worte Wallensteins zu bedienen, „dem Weltgeiste näher gerückt", „stellte Fragen an das Schicksal" und pflegte sie auch zu beantworten. Askese, Mysticismus und Prophetie sind verwandte Erscheinungen. In seinen „Psalmen", die den Gipfelpunkt lyrischer Ergüsse erreichen, sah er ein Jahr früher die Bauernrevolte (1846) in Galizien voraus. Dieser Umstand verschaffte seinen andern Weissagungen in Betreff der Auferstehung Polens in den Augen der schwärmerischen Landsleute einen nicht geringen Grad von Glaubwürdigkeit, und da er in seinen Poesien die Idee eines Martyriums ohne jeglichen Kampf, eines lediglich moralischen Widerstandes, der sogenannten passiven Opposition verherrlichte, was allerdings damals als conservativer Fortschritt der offenen Revolution gegenüber anzusehen war, so werden die mystischen Dichtungen Krasiński's von dem künftigen Historiker nicht als die letzte Ursache der im Jahre 1861 in Polen begonnenen Bewegung, des ursprünglich nur passiven, auf Gebeten und Gesängen gestützten Widerstandes angesehen werden können. Niemand, nur der Eingeborene, vermag die Tragweite und den gewaltigen Einfluß der lyrischen Poesie eines Mickiewicz, Slowacki, Krasiński auf die Gemüther der Polen, auf all' ihr Thun und Lassen zu ermessen; die Polen stehen unter der souverainen Herrschaft der nationalen Poesie. Im 19. Jahrhundert haben, wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt, zwei Nationen eine ausschließlich poetische Erziehung genossen, die Polen und Griechen.

Noch eine andere Eigenthümlichkeit der polnischen Poesie und Kunst darf nicht unerwähnt bleiben. Der polnische Dichter und Künstler verläßt in seinen Gebilden nicht den nationalen Kreis; er ist in demselben so fest gebannt, daß er ihm nicht entrinnen kann. In dem Maße, als sich ein polnischer Künstler auf die Bretter der Weltbühne wagt, beginnt er in seiner Heimath fremd zu werden. Als polnische Künstler finden Lipinski und Chopin nur in ihren echt nationalen Weisen den rauschendsten Beifall unter den Polen, der Pinsel Matejko's und Grottger's, wiewohl

Letzterer im Ausland lebte, verweilt nur bei Bildern aus der polnischen Geschichte, und die bedeutendsten Werke der polnischen Dichter, Geschichtsschreiber und dramatischen Schriftsteller gelten größtentheils der Charakteristik rein polnischer Begebenheiten oder Zustände. Diese Erscheinung ist keine exklusiv polnische. Alle politisch unselbständigen, nach Unabhängigkeit ringenden, in dem großen Staaten- und Völkerkreise nicht aufgenommenen Nationen bewegen sich auf dem Gebiete der Kunst und Literatur in durchaus nationalen Bahnen. Es kann nicht hier unsere Sache sein, die Ursachen dieser Erscheinung zu erörtern, wir erwähnen derselben nur deshalb, weil die ersten Werke Krasiński's ausnahmsweise einen mehr europäischen Charakter an sich tragen. Er war zuerst bestrebt, Probleme, welche die ganze Welt bewegen, zu ergründen und zu lösen, und ließ sich erst in den spätern Jahren von dem nationalen Wirbel fortreißen.

Ein solches Werk ist sein „Iridion," eine von lyrischen Ergüssen oft unterbrochene, mit brillantem Prologe und gleichem Epiloge versehene dramatische Allegorie. Sie ist die Frucht eines kurzen Aufenthaltes des Dichters in Rom. Der Anblick der ewigen Stadt erweckte in seiner Brust das Verlangen, den Kampf der verschiedenen Welten und Elemente beim Untergange Rom's zu schildern. Krasiński verlegte die Handlung seines dramatischen Poems in das 3. Jahrhundert nach Christi Geburt, die Zeit des Absterbens des römischen Staates, der vollständigen Auflösung jeglicher gesellschaftlicher Bande, des Aufeinanderprallens des leblosen Heidenthums, des noch formlosen Christenthums und des überschäumenden Barbarenthums. Es war die Zeit der letzten Festgelage der von den Prätorianern erhobenen und gestürzten Cäsaren, und aus den finsteren Katakomben, der Zufluchtsstätte der ersten Christen, sollte neues Leben erstehen. Krasiński entrollte ein Bild des Verfalles, der nationalen und geistigen Verkommenheit der einstigen Roma und der Racheversuche des unterjochten Griechenlands gegen seinen tief gesunkenen Gebieter. Rom war entnervt an Geist und Kraft, es sollten sich Geist und Kraft vereinen, um Rom zu Falle zu bringen. Dieß versinnlicht Krasiński sehr schön in dem Bunde der Ehe des Griechen Amphilochus mit der Germanin Chrimhilde, welche Jener sich zur Gattin aus Skandinaviens Bergen holt. Iridion und Elsinoe sind die Sprößen dieser Ehe und erblicken das Licht der Welt auf römischem Boden. Gleichsam als Träger der Ideen dreier aufeinander folgenden Epochen, des Klassicismus, des Barbarenthums und des Christenthums erscheint der Held des Dramas als Träger dreier Namen: Iridion — Sigurd — Hieronymus. Iridion soll Rom bezwingen. In einem Zeitalter, wo die Nachkommen der Scipionen, der Cassiusse, der Marius und Sylla's — als Gladiatoren sich der Schaulust des Volkes preisgaben, mochte das Werk der Vernichtung einem zu Rom geborenen Abkömmlinge eines Griechen und einer Germanin nicht schwer fallen. Iridion erscheint als Christ, ausgestattet mit griechischer List, einem Erbtheile des Vaters, mit germanischer Kraft, einem Erbtheile der Mutter. Zum Werke der Vernichtung soll Heliogabal, der Beherrscher

Roms, des Narren Caracalla tolles Kind, mithelfen, verleitet und umstrickt von der Schwester Iridions, Elsinoe, welche sich dem Moloche der sinnlichen Lust opfern wird, um die Schande der Väter zu sühnen und die Leiden so vieler Völker zu beenden.

Die Charakteristik des Heliogabal ist eine wahrhaft meisterhafte; man fühlt sich in die alten römischen Zeiten zurückversetzt und der Versuch Robert Hamerling's, unseres genialen Dichters, Aehnliches in seinem „Ahasverus" zu schaffen, kann neben der Leistung eines Krasiński nur bescheidene Ansprüche erheben. Heliogabal, so genannt nach dem Gotte Halgah-Baal oder Mitra, dessen Erzpriester er war, bestieg im fünfzehnten Lebensjahre den Thron der römischen Cäsaren, um nach drei Jahren den Schwertern der Prätorianer zu erliegen; während der kurzen Zeit seiner Regierung wurden ihm alle Genüsse zu Theil, die nur die Macht zu verleihen vermag. Er war nie jung — so äußert sich Krasiński über Heliogabal — sein Name gleicht dem verkörperten Alter. Langweile und Wollust — sind die Kennzeichen seines Charakters. Heliogabal befriedigte nicht seine Leidenschaften, weil er keine empfand, er fühlte nur die Lust, sie zu empfinden, er suchte in der ganzen Natur, im ganzen Staate, in seinem ganzen Ich, irgend eine Anregung, einen Funken, der im Stande wäre, irgend eine Flamme in seiner Brust zu entzünden; in dieser unglücklichen Sucht verrann ihm das Leben, und was er that, war Laune. Heliogabal war ein Greis mit Hinblick auf seine Umgebung, er selbst war jung — daher der ewige Zwiespalt, das Unvermögen neben dem Verlangen. Das Heidenthum offenbarte sich in Heliogabal in der ganzen Machtfülle — jedoch vergebens. Sein ganzes Leben galt der ihm verzehrenden Pein — Mittel zu finden, um keine Langweile zu empfinden. Wir bedauern, hier nicht der Phantasie des Dichters folgen und alle jene Handlungen nicht aufzählen zu können, welche Heliogabal unternahm, um keine Langweile zu empfinden. Der Gott Halgah-Baal mußte beispielsweise nach Rom übersiedeln, die Pallas-Athene ehelichen, sich dann von ihr trennen und die Venus aus Karthago zur Gattin wählen. Um keine Langweile zu empfinden, ward Heliogabal Rosselenker und sammelte die im Circus ihm zugeworfenen Münzen, dann wurde er besoldeter Musicus; er ließ — um keine Langweile zu empfinden — den Pomponius Bassus ermorden, dessen junge Gattin vom Körper des Gatten, den sie in Thränen aufgelöst beweinte, wegreißen und in sein Bett bringen, um sie Tags darauf wieder fortzuschicken. Um keine Langweile zu empfinden, wollte er sich überzeugen, ob ihn nicht eine reine, heilige Vestalin zu zerstreuen vermöchte. Niemand wagte es im Alterthume an eine Vestalin Hand anzulegen — daher erschien ihm der Gedanke neu und willkommen — er selbst riß die Atritia Severa vom Feuer der Vesta — Tags darauf sandte er sie zurück.

Eine nähere, eingehende Auseinandersetzung des „Iridion" und der sich darin abspielenden Handlung würde den bestimmten Rahmen unserer kleinen Arbeit weit überschreiten. Wir reproduciren nachstehends eine Scene aus dem Werke, eine Unterredung zwischen dem greisen Kinde Heliogabal und Elsinoe, der Schwester Iridions, um den Lesern wenigstens

einen schwachen Begriff von dem Ideengange der Dichtung zu verschaffen, wobei wir selbstverständlich auf die Wiedergabe der erhabenen Sprache, über die Krasiński verfügt, verzichten müssen.

* * *

Tempel in den Katakomben unterhalb des Kapitols. — Eine riesige Bildsäule Mitra's im Hintergrunde. — Man vernimmt die Klänge sich entfernender Musik. — Priester und Wahrsager verlassen die Katakomben. — Heliogabal, in der Kleidung eines Erzpriesters und Elsinoe bleiben zurück.

Heliogabal. Du warst Zeugin meiner Macht, blondhaarige Griechin. Ich habe mit dem Gotte des Lichtes und dem Genius der Nacht gesprochen und die größten Priester des Orientes waren ob meiner Worte und meines Opfers verwundert.

Elsinoe. Die Tochter der Eisregionen verachtet die schwachen, losen Götter, die in Weihrauchwolken zerfließen, von Flötentönen umgaukelt, mit dem Blute geängstigter Thiere und Säuglinge begossen werden — und auch die diamantene Sonne, die auf deiner seidenen Brust schimmert, gleicht nicht der Sonne, die die Schneeberge des Nordens beleuchtet.

Heliogabal. Schlange, die ich liebe, was begehrst du noch mehr?

Elsinoe. Zeige mir den Gott Odin, den Gebieter meiner Mutter, aus Eisen und Eichenholz gezimmert, den Strömen des Himmels, dem Hagel und Stürmen ungebeugt Trotz bietend, mit der Trinkschale, in der das Blut der Helden schäumt, die Felsen des Südens reihen sich zur Lehne seines Thrones, Odin, auf Felsen gestützt, das Antlitz gegen die See des Nordens gewendet, die in eisigen Massen zu seinen Füßen zerstiebt. (Sie ergreift einen Hyacinthenkranz und wirft ihn dem Heliogabal zu.) Ihr welken Blumen, gehet zur kranken Blüte, ich aber, der Sproß einer Priesterin der Cymbern, werde diesen Flaum nicht berühren. (Geht ab.)

Heliogabal. Bleibe, im Namen des undurchdringlichen Baal flehe ich dich an — bleibe o Nymphe! Ich bin Erzpriester, ich bin schön, ich bin Apollo aus Delos — kraft der Ebenheit meiner Wangen hat mich einst eine ganze Legion zum Herrscher erkoren. Nymphe, bleibe, ich befehle es dir. Ich bin Augustus, Antonius, Aurelius, der Beherrscher Roms, Afrikas, Indiens. Du schweigst? Warum blickest du so kalt und durchbohrend? Ich habe dich mit Ohrgehängen, Armbändern, mit Purpur, mit Edelsteinen überhäuft, ich habe dir Festessen geboten, von denen die Frauen Sardanapals nicht träumten, hundert Löwen haben sich gestern dir zu Ehren zu Tode gebissen — ich habe alle Buhlerinnen vertrieben, und du verharrst noch immer dem Marmor gleich, unbeugsam, glanzstrahlend und frostig.

Elsinoe. Du störest mich, du störest mich, Jüngling, genährt vom Hirne der Lerchen und Nachtigallen. Ich weilte in der Walhalla, unter meinen Ahnen, die auf ihren Sitzen thronen, Jeder zu seinen Füßen den Sarg des Feindes — das Geräusch deiner Worte hat meine fernen — unfaß-

baren Gedanken unterbrochen. Was willst du, was wünschest du von mir? es wird spät. Zu dieser Stunde stehen mir meine Götter am ehesten Rede. Lebe wohl Augustus — Cäsar — Aurelius.

Heliogabal. O du Blauäugige, der Frauen schönste und anmuthigste, ich beschwöre dich, ich flehe dich an, sieh' — ich zittere, ich ersterbe vor dir. Ihr Götter und Göttinnen! — Keiner von Euch hat in ganz Asien einen gleichen Kopf, einen gleichen Busen, gleiche Lazuraugen geschaffen.

Elsinoe. Stille — inmitten der Stürme dringt die Stimme meiner Mutter zu mir.

Heliogabal. Ich will mich an den Stufen des Altars hinstrecken und die Zehenspitzen deiner weißen Füße küssen. (nähert sich ihr.)

Elsinoe. Gegen mich bedarf es eiserner Arme und solcher Lippen, die von einem grausigen Liede, dem Schlachtenliede ertönen. Knecht der Prätorianer — begib dich zu den Prätorianern!

Heliogabal (vor dem Altare hinstürzend.) Fluch dir, du wirst frühzeitig enden, — im Angesicht des ganzen Volkes werde ich dich ans Kreuz schlagen lassen. Erhöre mich doch Schönste der Schönen! Genügt dir ein Caesar nicht, ich will dir den Gott Mitra zeigen. Ich will dich zu Mitra's Braut erküren. Ich vermag Alles. — Noch einen Augenblick weile bei mir — ich fühle mich wohler, wenn du auch nur in der Ferne mir nahe bist. Ich bin elend, bin so jung und schon von Verschwörungen und Todesgefahren umsponnen. Ich empfinde Langweile, es quält mich Langweile und keine Gegend der Welt vermag mich zu trösten. Das Blut der Menschen und Thiere, die Wohlgerüche des Weihrauchs und der Blumen freuen nicht mehr Heliogabal. Du hörst nicht? Soll ich rasend zu Grunde gehen? Nymphe, Elsinoe! Da — hier wollen wir einschlafen und träumen neben einander, Hand in Hand, Schläfe an Schläfe!

Elsinoe. Ja — schlafe, bis ein Centurion erscheint und den Caesar erschlägt. Unglückseliger, sage mir, wo ist deine Rüstung? Verblendeter, mit diesen Fingern aus Wachs vermöchtest du den Griff dieses Schwertes nicht zu erfassen! Warte — ich will meine Götter befragen, ob dir noch ein rettender Ausweg geblieben ist. (Sie geht.)

Heliogabal. Zu Hilfe, dem Imperator zu Hilfe! (es treten Wahrsager, Priester und Eutychian ein.)

Der Chor der Priester. Was geschieht dem Sohne der Sonnen, dem Kenner des Unbekannten, dem Herrn der Opfer? Auf seine Lippen hat sich ein Thau von Schaum gelegt, der Stern der Pracht ist auf seiner Brust geborsten, und sein bald stierender, bald kreisender Blick scheint nach Blut, scheint nach Wollust zu haschen, aber er erblaßt und scheint sich nach ewiger Ruhe zu sehnen.

Heliogabal. Furien zerreißen meine Glieder. Ich weiß, ich weiß.

Eutychian. Evoe Bacche! Mein Schüler ist wie du trunken, als du Indien im trunkenen Zustande erobertest.

Heliogabal. Aleksanos wird mir den kalten Todesstahl in den Hals jagen; — deinen Kopf Cäsar! Schützet mich — Jedem von Euch 10 Talente.

Eutychian. Für 10 Talente bin ich der Erste, der Cäsar'n erschlägt!

Heliogabal. Habt Erbarmen! Die Sonne wird sich an Euch rächen.

Der Chor. Erhebe dich göttlicher Cäsar! Du bist unser Herr und deinem Willen ist die ganze Erde unterthan! Die dir abholden Götter — neidisch um deinen Ruhm — haben dir zur Qual diese verderbliche Vision gesandt, aber dieser Schein wird im ew:gen Feuer, im allerreinsten Lichte Mitra's, gleich einer unlautern Welle im Blau des Oceans, gleich dem Körper der Semele in der Gewalt Jupiters zerfließen!

Heliogabal (sich aufrichtend). Reicht mir die Hand, Sclaven — wer hat Euch hieher beschieden? — Ich will, daß sie mein Lager theilt — hört Ihr? ich will, daß ihr Körper in meinen Armen erzittere — sonst fallet Ihr Alle, so wie Ihr da vor mir stehet, den Krallen der Leoparden zum Opfer.

Eutychian. Me Hercule! Wenigstens einem Löwen, wie ich's verdiene.

Heliogabal. Schweig! — Für Scherze habe ich heute keine Laune — wo bleibt sie?

Der Chor. Aus der Dunkelheit erhebt sich ihre Gestalt. Ihr fremder Gott kämpft mit unserm Gotte!

Heliogabal. Schweiget! höret!

Elsinoe (im Hintergrunde auf einem mit Hieroglyphen gezierten Steine). Ich habe sie alle befragt. Anfangs schwiegen sie, Jeder auf seinem Throne sitzend, so wie er nach abgehaltenem Festmahle eingeschlafen war. Ich habe sie Alle befragt. Des Einen schwarze Rüstung erdröhnte. Nur Einer erwachte und führte die nicht ganz geleerte Schale den ruhenden Lippen zu.

Ich habe sie Alle befragt — und als die Schale die Lippen berührte, machte sich ein Tropfen Bluts frei und fiel, die Himmelsflächen durchkreuzend, mir auf die Stirne.

Heliogabal. Rede, o Gotterkorene! — nicht wahr, noch bin ich nicht verdammt, ich werde vor Zeiten nicht enden?

Elsinoe. Auf die Knie, Alle! Der Götter Urtheil tönt in meiner Seele.

Heliogabal (kniend). Vergieb, großer Mitra!

Eutychian (kniend). Gute Nacht, großer Mitra!

Der Chor (kniend). Tod der Fremden! Heiliger, dreifacher, schnellfliegender Mitra!

Elsinoe. Und da erblickte ich auf den irdischen Ebenen einen in Eisen und Schrecken gewappneten Mann. Sein Antlitz war ruhig, gleich der Oberfläche der tiefen Gewässer — in seiner Rechten strahlte das Siegesschwert. Ich erkannte ihn — ich verstand nichts — ich traute mir nicht. Aber die nächtlichen Stürme gaben seinen Namen wieder und von Walhalla's Gipfeln ertönte eine Stimme: Er wird Cäsar'n erlösen!

Heliogabal. Sein Name, sein Name?

Elsinae. Sygurd, der Sohn einer Priesterin — (sie verläßt den Stein und nähert sich Heliogabal). Wälze dich nicht mehr im Staube — erhebe dich und Ihr Alle verlasset uns. (Sie entfernen sich).

Elender! wie — wenn Du den Rücken der Meereswellen besteigen und auf ihnen wie auf einem Rosse ohne Zaum einhertraben solltest? wie — wenn du eine ganze Nacht im Schnee, umgeben von Schaaren von Raben liegen und in das eisige Auge des Mondes blicken müßtest? — wie armselig bist du sammt deinem Purpur und deinen Göttern! Indeß zittere nicht, verzweifle nicht, denn es wird dich der Sohn des Amfilochus, eines Griechen, dem Abgrund entreißen.

Heliogabal. Wer? Dein Bruder — Iridion — ja! Sein schwarzes Auge schleudert wunderbare Blitze. Möchte doch das ganze Volk nur einen Kopf tragen, den man mit einem Schlage herunterhauen könnte! Dann möchte ich ruhig an deiner Brust einschlafen, ruhig träumen! Iridion, Sohn des Amfilochus! Er wird mir ein guter Genius werden — sprich es noch einmal!

Elsinoe. Reich' mir die Hand Jüngling, und befürchte nichts, so lange meine Götter Dich bewahren. (Führt ihn fort).

. . . .

Eine seltsame Einsiedelei.

Von

Heinrich Noe.

Von allen Thalgebieten der Umgegend von Meran ist sicherlich kein einziges, welches so viele Denkmäler aus dem Alterthume, das heißt aus römischer und vorrömischer Zeit in seinem Schooße birgt, als der Nonsberg. Hier, wenn überhaupt irgendwo, ist vielleicht noch einmal die Lösung jener etruskischen, rhätischen und übrigen, theilweise namenlosen, Räthsel denkbar, welche zu so zahllosen Kämpfen mit der Feder begeistert haben. Der Boden der „Anaunia“ mag einmal sich öffnen und noch merkwürdigere Zeugnisse ablegen, als die berühmte Tafel von Cles oder die etruskischen Grüfte von San Zeno. —

Das Hauptmassiv dieses wunderlichen Gebietes besteht aus Dolomitbergen und zwar von seinem obersten bis zum untersten Ende. Es ist jener Dolomitzug, der sich um die krystallinischen Massen der westlichen Südalpen herumschlingt und vom obersten Nonsberg an bis zum Lago Maggiore ein Bollwerk zwischen diesen und der Ebene aufhäuft.

Mitten zwischen diese Dolomitwände haben sich aber mächtige jüngere Schichten eingeschoben, welche in allen Richtungen von den Wassern ausgewaschen und durchfurcht sind. So zeigt sich hier das in Tirol einzige Schauspiel eines Thales, welches allerdings durch die öst- und westlich neben der allgemeinen Senkung herlaufenden Wände sich im Ganzen diesen gegenüber als ein Thal ausweist, in sich selbst dagegen ein Wirrsal tief eingerissener secundärer Thalsohlen bietet, die abermals durch seitlich eingedrungene Wasser zerklüftet sind, so daß Thal in Thal mehr als ein Dutzend Mal auf geringem Flächenraume erscheint, in einander hineingeschachtelt, gleich jenen chinesischen Bechern, deren einer viele andere kleine in sich schließt — ein ganzes Land voll von jäh geneigten Hochflächen und schauerlichen Abgründen, vortretenden Hängen und tosenden Tobeln.

Die alte Anaunia hat ihr Südende bei dem Engpasse der Rocchetta, ihr nördliches dagegen auf dem waldigen Zampenpasse, italienisch

Le palate genannt, und zwischen beiden ein Gefälle von etwa viertausend sechshundert Fuß.

Dieser Senkung entsprechend ist auch die Verschiedenheit des Aussehens dort unten, wo sich die graue Dolomitpforte gegen das fieberreiche Gelände von San Michele öffnet, von dem dort oben, wo die deutschen Bauern in kühlen Fichtenwäldern hausen.

Unten staubige Straße, kahle Hänge, wenige grasgrüne Föhren-Oasen in den Weingeländen und Fruchtgärten — jeder Fleck Erde bis zu den schwindeligen Abgründen der zahllosen Quertabel hin vom Fleiß der Menschen ausgebeutet — Schlösser und Burgen auf allen Höhen, Weinberge vom Abrutschen in den wasserdurchtosten Abgrund hier und dort durch aufgehäufte Steine geschützt, wälsche Lotterhäuser — droben dichter Wald und duftige Bergwiesen, Schindeldächer mit Steinblöcken, wohlgenährtes, etschländisch redendes Bauernvolk.

Fast ununterbrochen zieht sich zwischen beiden das seltsame Nebeneinander von wohlbebauten Fruchtfluren und schwindelnden Abgründen fort. Den Glanzpunkt des Interesses aber bietet die bei dem erwähnten San Zeno einmündende Schlucht, von einem Bache durchrissen, der auf dem vielgerühmten Roën-Berge zusammenrinnt. In eben dieser Schlucht findet sich das Heiligthum des Romedius, einzig unter den geweihten Orten des Berglandes. Bevor wir dieses selbst betreten, gönnen wir der Schlucht, dem wilden Vorhofe dieses Allerheiligsten, einige Worte.

Heute wird der Eingang des finsteren Tobels wenigstens durch einige Mühlen belebt, klappernden Mühlen, in deren Räderwerk reichliches Bergwasser herabstürzt. Vor mehr als vierzehn Jahrhunderten aber mag es schier eine Kunst gewesen sein, in den dichten Wäldern den Eingang in diesen Abgrund zu finden und der Legende vom Bären, der einst das Pferd des heiligen Romedius zerriß, darauf aber den Heiligen selbst auf seinen Rücken nahm, kann, was den Bären anbelangt, die Wahrscheinlichkeit gewiß nicht abgesprochen werden.

Nirgends in der Welt, meine ich, gibt es eine Einsiedelei, die sich einen Ort erwählt hat, dessen Umgebung ein einbildungsbegabter Asket selbst ersonnen und in Felsen und Wäldern verkörpert zu haben scheint.

Der Geist der Askese weht aus dem Schlunde und von den kahlen Felsen — es ist ein natürliches Karthäuser-Kloster.

Die Wände gleichen den Felsen des Kirchhofes von St. Peter zu Salzburg, in welche gleichfalls die Ueberlieferung Gestalten von Heiligen und Blutzeugen versetzt — es sind steile, auf der Oberfläche wellige Mauern von Jura-Gestein. Aus ihren Rißen sickert Wasser zum Bach des Roën, der mit seiner geringen Fluth die Schlucht fast völlig ausfüllt und die Geisterchöre des Wiederhalles weckt. Ueberall plätschert es und haucht es kalt in den Windungen der gestreiften gefurchten Felsen. Sie sind kahl, weil keine Wurzel auf ihnen Grund fassen kann, und nur von den scharf abgeschnittenen Rändern droben schauen die Fichten herab. Selten erblickt man unter ihnen, zwischen der Höhe und der summenden Tiefe einen zitternden Strauch.

Manchmal hängen die Felsen gar über und an Stellen, an welchen die Sonne eindringt, verwundern wir uns über die grellen Schlagschatten. Immer lärmender werden die Wasser, je mehr wir dem waldigen Hintergrunde uns nähern. Wäre der Strom reicher, so sähen wir die erschütternste „Klamm“ der Alpenwelt vor uns. Für die Mühlen draußen läuft ein Wassergraben ober dem Wege, der sich einmal durch einen Tunnel Bahn bricht.

Zur Rechten erblickt man einen Felsen, mit welchem die Legende ihr, für alle derartigen Orte, wiederkehrendes Spiel getrieben hat. Dort oben versuchte der Heilige zuerst, sich eine Stätte seiner Andacht zu gründen. Aber die Vögel kamen und schleppten die Geräthe fort und trugen sie auf einen anderen Felsgrat, eben dorthin, wo heute das begnadigte Haus steht. Jetzt sieht man da oben nichts mehr, als jene der Aeste beraubte Fichten, wie sie überall in Passeier und anderen Nebenthälern des Etschlandes stehen und in ihrem so verstümmelten Zustande mehr Mastbäumen, als „Säulen“ des deutschen Waldes gleichen.

Wem die Einsiedelei nicht gezeigt wird, dem mag an der Stelle, an welcher sie zum erstenmale erscheint, nur der Zufall zu ihrer Entdeckung verhelfen. Urplötzlich taucht auf einem spitzigen Felsen ein Haus und eine vorspringende Terrasse auf, zu welchem der Plan allerdings mehr von Vögeln, die sich auf die Zimmermeisterei verlegt haben, als von Menschen herzurühren scheint. Grüne Baum- und pechschwarze Schattensäulen erheben sich unter ihm um den Bach am triefenden Felsen.

Der Zugang, von hier aus scheinbar unmöglich, ist dennoch viel leichter, als man vermuthen mag. Und so bedarf es denn nur weniger Augenblicke bis wir im Vorhofe der fünf Kirchlein stehen, die sich terrassenförmig über einander, durch Treppen und Gänge verbunden, erheben — ein getreues Conterfei buddhistischer Wallfahrtsorte.

Einen weit geringeren Eindruck mag der erste Anblick des Gnadenortes auf diejenigen Pilger machen, welche nordwärts, von der Höhe von Salter, herabkommen. Diese sehen ihn zuerst tief unter sich und an der Stelle dort oben, wo hart am Rande des Abgrundes ein höchst bedenklicher Betstuhl angebracht ist, verschwimmt der schwindelnde Fels mit seinen Kirchlein fast mit der Sohle des wasserdurchrauschten Tobels.

Natürlich beziehen sich fast sämmtliche Inschriften an den weißen Mauern auf den Heiligen.

Die Legende, welche über diesen verlautet, sagt, daß der Sohn des Grafen von Tour im Innthale die Burg seiner Väter verließ, um in der Weise so vieler heiliger Büßer Gott zu dienen. Er zog gegen Süden, wo damals der heilige Vigilius das Wort des Herrn den heidnischen Innwohnern verkündete, und fand im Nonsberge eine Stätte.

St. Vigilius, (dessen Fest beiläufig gesagt noch jetzt alljährlich in den letzten Tagen des Brachmonates zu Trient mit lauter Lustbarkeit, öffentlichen Umzügen, Feuerwerk und anderem Pomp gefeiert wird) lehrte im Etschland. In diesen Wüsteneien aber predigten auf sein Geheiß Sisinius, Marthyrius und Alexander das Christenthum. Deren vielbesuchte

Reliquien liegen in rothem Marmor hinter dem Hochaltare der prächtigen gothischen Kirche zu St. Zeno.

Es gibt nur wenig geschichtliche Nachrichten über den Büßer, der sich diesen einsamen Fels erkor.

Das Wenige, was nicht zur Legende gerechnet werden kann, hat der Pfarrer von St. Zeno, Andrea, in einem Schriftchen über die Kirche und die Märtyrer jenes Ortes veröffentlicht.

Ein Theil — und zwar nur der anfängliche und geringste — der Treppe, die zur alten Einsiedelei emporführt, liegt unter freiem Himmel.

Der übrige ist von den Mauern der Kapellen und Kirchlein überwölbt, ein steiler, jäh zum Gipfel anstrebender Gang — überall mit Votivtafeln und Weihgeschenken bedeckt.

Man wird diese Stufen nicht leicht betreten, ohne auf ihnen in irgend einer Höhe einen andächtigen Wallfahrer zu sehen, welcher sehr lange Zeit braucht, bis er bei dem begnadigten Gipfel angekommen ist, denn er bleibt auf jeder Staffel der schwindelnden Treppe stehen und sagt einige Gebete her, bevor er die nächste betritt. Dabei verfehlt sein Auge nicht, sehnsüchtig oder hoffnungsvoll auf den vielen gleißenden Figuren und Bildern von glücklicher Rettung aus vielfacher Gefahr umherzuwandern.

In halber Höhe etwa des wunderlichen Baues, dessen verschiedenartiges Aussehen sein allmähliges Entstehen in vielen Jahrhunderten bekundet, öffnet sich zur Linken ein helles Kirchlein, in welchem weder die brennende Ampel noch die Sammelbüchse für den heiligen Vater fehlt.

Nicht ohne besonderes Interesse dünkt uns unter den vielen Votivbildern des steilen Ganges eine Malerei, welche aus einem Erlebniß des früheren Priors in ihrer Weise Nutzen zieht für den Wunderglauben, der an der geweihten Stätte haftet.

Heut zu Tage wohnt der Prior ganz nahe bei der alten Herrenstube, dem dermaligen Gastzimmer der Wallfahrer. Sein Vorgänger im Amte hauste viel weiter oben zwischen den Kapellen mit ihren schweigenden Bildern — ganz einsam in einer dem Mittag zugewendeten Stube, aus deren Fenstern, die aus rundlichen mit Blei aneinander gereihten Glasstückchen bestehen, er nicht einmal den lebendigen Bach, sondern nur den summenden Nadelwald zu sehen vermochte. Diese Einsamkeit des alten Mannes wurde von einigen wälschen Uebelthätern benützt, um ihn auszurauben.

Auch das Pferd des Priesters versuchten die Räuber mit von dannen zu führen, doch gelang es ihnen nicht. Darum malt uns auch die Votivtafel gar deutlich das Rößlein unter dem Thore, wie es, durch einen übernatürlichen Bann zurückgehalten, sich sträubt, den Strolchen über die Schwelle zu folgen. Und so ist denn auch dieser Vorfall unter die wunderbaren Begnadigungen eingereiht, welche nicht aufhören, Sankt Romedii Einsiedelei und deren alten Glanz zu vermehren.

Zu der Zeit, als der Heilige selbst hier seinen Bußübungen oblag und vielleicht auch noch geraume Zeit später, stand nichts als ein winziges Kirchlein auf dem äußersten Felsgiebel. Dieses Kirchlein ist aber nun-

mehr so von anspruchsvollerem Mauerwerk umgeben, daß man jetzt in dasselbe hineingeht, wie aus einem großen Saale in ein dunkles Stübchen.

Die Kirche, welche Zingerle mit Recht eine „salonartige Vorkirche“ nennt, ist so an das uralte Denkmal der erhabensten Zeiten des Christenthums hingebaut, daß man vermeinte, nur in eine Seitenkapelle derselben zu treten, wenn die dunkelrothen romanischen Säulen und anderes wunderbare Zubehör des niedrigen Portales nicht eben an jene dunklen Tage der streitenden und leidenden Gemeinde erinnerte.

Wie anders mag es hier vor vierzehn Jahrhunderten ausgesehen haben! Gegen die Schwelle dieses Portales stürmte der Bergwind und statt der marmornen Treppen, rings mit beredten Bildern umhangen, führte ein rauher und schwindeliger Steig zu dem Gipfel, auf welchem der Einsiedler, der Welt entrückt, sich dem Himmel genähert zu haben wußte.

Vielleicht lag der Anachoret in der nämlichen Höhle vor dem geheimnißvollen Portale, die heut zu Tage durch eine Fallthüre geschlossen und dem Volke als „St. Romedii Kirche“ gezeigt wird.

Jenseits des dunklen Portales aber in dem finsteren Raume, in welchem die angezündete Kerze nur undeutlich die Flecken zeigt, welche anderthalb Jahrtausende halb verwischt haben — in diesem modrigen Gemäuer der alten Büßer wird sich Niemand des unsäglichen Zaubers erwehren können, der sich an solcher Stätte des Gefühles wie der Einbildungskraft bemächtigt.

In solcher Abwendung von der Natur, die sich aus dem Walde in die Dunkelheit eines ummauerten Kerkers flüchtet, in welchem auf goldigem Grunde alle Wunder des christlichen Olymps leuchten und inmitten dessen der Sinn sich aus dem Tagelichte fort unter die Palmen derjenigen versetzt, welche die Welt überwunden haben, begegnen wir einer der — heute — unerklärlichsten Aeußerungen menschlichen Wesens. Der gute Greis mit den leuchtenden braunen Jünglingsaugen geht endlich mit den Kerzen weiter und leuchtet uns, einige Treppen aufwärts, in das zweite, noch dunklere Kerkergemach.

Einige Wallfahrer sind uns nachgeschlichen und betrachten, augenscheinlich von der tiefsten Aufregung durchschauert, wie der Prior die Thüren des Kastens öffnet und nunmehr der Kerzenstrahl auf die silbernen Gefäße fällt, welche die Körperreste des Anachoreten umschließen.

Im untersten Fache liegt ein brauner Knochen, ich glaube das Schienbein. Oben aber sind kleinere Theile des Körpers in Silber und Glas verwahrt. Der edelste von diesen ist die Stirne des Heiligen. Der Prior bekennt, daß das dazu gehörige Hinterhaupt sich in der Kirche von Thaur befinde, wozu indessen die dortigen Verehrer den noch fehlenden Theil des Kopfes, die Stirne mit inbegriffen, sich nachträglich anfertigen ließen. So gibt es also zwei Stirnen des heiligen Romedius, ein Vorkommniß, welches nach Aussage Unterrichteter nicht allzuselten gefunden werden soll, wo es sich um Reliquien heiliger Männer und Frauen handelt.

Jetzt, wo der Fels mit zahlreichen Kapellen und Kirchlein vollständig überbaut, auf der Südseite völlig unter ihnen verschwunden ist, merkt

man freilich nicht mehr, einen wie schwindeligen Wohnsitz sich der Grafensohn von Thaun gewählt hat, als er der Welt entsagte. Aber eine fest gezimmerte Terrasse, die neben der alten Einsiedelei zum Vergnügen der Pilger über den Abgrund hinausgehängt worden ist, zeigt uns die Tiefe, über welche der Einsiedler sich betend erhob — und nicht Jeder mag ohne Gefühl der Angst auf die Planken vortreten, welche ihm den Zustand des Gipfels im vierten Jahrhundert versinnbildlichen.

Für den Kenner christlicher Kunstgeschichte muß dieser überbaute Felsen ein köstlicher Schatz sein und in der That verlautet Kunde von fleißigen Männern, die sich da Wochen lang, den Bleistift an der Hand, aufgehalten haben. Es wird also keineswegs an Abbildungen der steinernen Gestalten, der Fresken und anderer Gebilde in der Wallfahrtsstätte fehlen. Wir Anderen, denen die Kenntniß solcher Dinge gebricht, lassen es im Hinblick auf die gesehenen Dinge und auf die müden Wallfahrer, die, aus weiter Ferne dahergekommen, durch ihre Wanderung nach dem mystischen Orte, den schleppenden Gang ihrer täglichen Belastung unterbrochen haben, an Betrachtungen anderer Art genügen. Ist es in der That nur der Aberglaube, der vor anderthalb Jahrtausenden den Anachoreten und nunmehr die kümmerlichen Bauern nach diesem Gipfel mitten unter den Schrecknissen der Berge zog? Oder ist es, in anderer Weise, vielleicht der nämliche Trieb, welcher den Sternkundigen auf seine hohe Wärte, den Gelehrten in seine sonnenleere Zelle, den Entdecker in die weiten Weltmeere jagt?

Wir, die alle eines Geschlechtes Kinder sind, werden vielleicht mehr von gleichartigen Instinkten geleitet, als wir es gestehen wollen. Diejenigen, welche einst nach dem heiligen Grab suchten und die anderen, welche die letzten Gründe der Dinge erforschen, sind dann in ihrer Wesenheit nicht sonderlich getrennt. Beim Anblick dieser unwissenden Wallfahrer aber, die Staffel für Staffel betend erklommen, gedenken wir der Meinung eines amerikanischen Dichters, welcher sagte, das Leben sei aus Marmor und Schmutz zusammengesetzt und die wahre Einsicht erleuchteter Geister bestehe darin, in dieser Sphäre seltsam gemischter Elemente die Schönheit und Majestät zu unterscheiden, welche gezwungen sind, ein so ärmliches Gewand anzulegen.

Ghaselen.

Von

Franz Hermann von Hermannsthal.

1.

Wie ist, o Jugendfreund, die Weltgestalt geworden!
An Fülle überreich ist ihr Gehalt geworden!
Du stehst noch da, wo einst, im Fühlen und im Denken,
Und über Dich ist nicht der Zeit Gewalt geworden.
Wir aber haben stets im Strom der Zeit gebadet,
Da ist uns kein Zurück! und selbst kein Halt! geworden.
So sind die Glieder uns gelenk und warm geblieben,
Die auf dem Ufersand Dir starr und kalt geworden.
So kam es, daß Du uns als greiser Mann begegnet,
Indessen wir derweil — nur etwas alt geworden.

2.

Wie mächtig ist der Aar beschwingt von Gottes Gnaden!
Die Lerche, wie so süß sie singt von Gottes Gnaden!
Wie prächtig schmücken sich die Fluren und die Haine,
Wenn Winters starre Haft nun springt, von Gottes Gnaden!
Wie majestätisch tritt der Leu einher im Walde,
Den da sein Kraftgefühl durchdringt von Gottes Gnaden!
Wie herrlich prangt die Stirn im Lorbeer dem Poeten,
Dem ein unsterblich Lied gelingt von Gottes Gnaden!
Wie weckt's Begeisterung, wenn des Gesanges Welle
Beruf'nen Sängers Brust entklingt von Gottes Gnaden!
Wie strahlt das Angesicht des geisterfüllten Denkers,
Der neues Licht in's Wissen bringt von Gottes Gnaden!
Ja, fragst Du mich, woher all derlei Gaben stammen?
Da sag' ich mit Dir unbedingt: von Gottes Gnaden.

3.

Held Blücher sprach das Wort — ich war noch jung — „Vorwärts!“
Es schien, wie mir gesagt und gab mir Schwung — vorwärts.
So griff ich frischer an, was mir zu thun oblag,
Aus frischem Angriff ward Begeisterung — vorwärts!
Bald merkt' ich, daß die Welt auch auf das Wort aufhorcht,
Nach langem Winterschlaf ging's Sprung auf Sprung — vorwärts.
Auch Dir blieb unvernommen nicht dieß Wort, Nachtgeist,
Und darum sprachst auch Du zur Dunkelung: „Vorwärts!“
Merkst Du's denn nicht, so arg verblendet durch Blödsinn?
Du treibst ja selbst zu Lichtes Huldigung — vorwärts.

4.

Ich sehe Dich im reichsten Wissen prangen,
Was große Geister dachten oder sangen
Von der Natur, vom Menschenthum, von Göttern,
Dein lernbegierig Haupt hat es empfangen.
Wie rastlos trugst Du zu gehäuften Schätzen
Nach neuem Reichthum glühendes Verlangen!
Ihm bist Du in lebend'gen Idiomen,
So wie in längst verstorb'nen, nachgegangen.
Und bist Du glücklich? Ach, ich muß Dich finden
Stets trüber Stirn, in Zweifeln und in Bangen!
Weißt Du, warum? Es konnte nicht Dein Wissen
Vom kühlen Kopf in's warme Herz gelangen.

5.

Suchst Du nach dem Allerhöchsten im lebend'gen Kosmorama,
Siehst Du hier verehrt den Fetisch, dort das Knie gebeugt dem Brama.
Nein! Die göttlichere Gottheit ist der große Weltbefreier,
Der den Zwiespalt draus verbannte, der gewalt'ge Wischnu Rama.
Leicht mag noch in fernen Wäldern grausam Vitzliputzli herrschen.
Thoren! Allah ist der Höchste. Das verneint der Dalai Lama.
Götzendiener! Gottesleugner! Hört, Jehovah ist der Wahre.
Wer weiß, wie noch viele Andere, die noch nicht genannt die Fama.
Also eifern sie in Sprachen, ungelehrten und gelehrten,
Aber sind in der Grammatik noch nicht angelangt bei „Ama!“
Doch nicht eifern Scheiterhaufen mehr und Saracenenklingen,
Und so zagt nicht, tausend Acte hat ja noch das Menschheitsdrama.

Musik zur Ritterzeit.

Von

Hermann Meynert.

Bei Kriegszügen, bei Festtafeln und beim Tanze durfte im Mittelalter die Musik nicht fehlen; für jeden dieser Anläße aber bediente man sich der nämlichen Instrumente, welche, zum Theil abenteuerlich benannt und primitiv gestaltet, sich doch als Vorläufer und Vorbilder unserer heutigen erkennen lassen. Wir fassen bei der folgenden Schilderung zunächst Oesterreich in's Auge; sie würde natürlich auch auf die Nachbarländer anzuwenden sein.

Blaseinstrumente waren im dreizehnten Jahrhunderte die Posaune, die „Trumbe" (Trompete), die Pfeife, der „Holler" (ebenfalls eine Pfeifenart), die „Floyte" (Flöte) und die „Schalmeye" oder Rohrflöte. Der alte österreichische Sänger Seifried Helbling erwähnt um 1290 auch eine „Blatterpfeife" (Blaterpfifen), nach welcher in seinem Vaterlande „getreten", d. i. getanzt wurde. Zu den Schlaginstrumenten gehörte der „Tambor" (die Trommel), der „Sumber" (eine Art Handtrommel) und die Pauke. Als Saiteninstrumente dienten die Fiedel, welche mit einem Bogen gestrichen wurde, die „Herphe" (Harfe) und die „Rotte" (ein der Zither ähnliches Instrument).

Jedes dieser Instrumente hatte seine eigenen Künstler, und wie im Mittelalter alle Beschäftigungen in eine besondere Genossenschaft, Zunft oder Zeche hineinstrebten, soll es schon im Jahre 1288 eine „Trummeterzeche" bei der St. Nikolauskapelle zunächst St. Michael in Wien gegeben haben. Flötenspieler aus Böhmen durchzogen selbst ferne Länder und ihr Instrument blieb in Frankreich unter dem Namen der kleinen böhmischen Flöte bekannt. Ulrich von Liechtenstein, der Ritter und Sänger, konnte sogar auf Reisen sich nicht von seiner kleinen Leibkapelle trennen; seinem Hollerbläser, der zugleich einen Sumber schlug, folgten zwei „Fidelaere" (Geiger), welche „Reisenoten", d. i. Märsche, aufspielten. „Ihre süßen Töne thaten (machten) uns froh", berichtet Herr Ulrich von diesen Spielleuten.

Freilich waren alle jene Instrumente dazumal kaum etwas anderes als Lärmmaschinen; aber das eben liebte man, denn die rauhe Zeit nahm die Töne der Musik blos als eine Variation des „Krachs“ der Schlachten, und der ungestüme Sinn des Kriegsadels, der sich auch zum Lehnsherrn der Musik gemacht hatte, wollte nur mit geräuschvollen Weisen eingesungen sein.

Der Zeitgenosse Ottokar von Horneck hebt in seinen Gedichten die Reize dieser Lärmmusik, von welcher er sich sehr eingenommen zeigt, wunderlich hervor und rühmt den „großen Schall“ der Tamborn, Pauken und Posaunen. Bei einem Feste, das er beschreibt, machen die Herphen, Rotten und Fiedeln, die Posaunen, Pfeifen und Holler einen so gewaltigen Spektakel, daß, wie er selbst eingesteht, ein Nervenschwacher es nicht ausgehalten hätte („ain chranckches haupt wer betört, wer ez gewezen da na“). Als nun gar der Posaunen „Dos“ (Getöse), Flöten und „Tewber“ (Tambour), Schalmeien und Pauken mit großen „Heersumbern“ unter einander „pumpern“ da wird — man glaubt es ihm gern — der Schall „ungefug und groß.“

Im vierzehnten Jahrhunderte hatte sich der heiße Rittersinn noch wenig abgekühlt; die Musik und deren Werkzeuge blieben daher so ziemlich auf dem alten Fuße. Zu den bisherigen Instrumenten kamen, wie der Wiener Wappendichter Peter Suchenwirt uns belehrt, nun noch die Schellen, womit für den Wohllaut schwerlich etwas gewonnen war; auch „Portatiffe“ werden von ihm erwähnt, wahrscheinlich eine Art tragbarer oder Drehorgeln. An den Posaunen findet auch Suchenwirt so viel Geschmack, daß er sie von den Engeln im Himmel spielen läßt. Vielleicht hatte inzwischen die Construction mancher Instrumente sich vervollkommnet, da auch fürstliche Hände sich an ihrer Herstellung betheiligten. Der Herzog Albrecht IV. von Oesterreich hatte es in der Geschicklichkeit, nicht allein Tische, Kasten und Pulte, sondern auch musikalische Instrumente zu verfertigen, soweit gebracht, daß er für einen Künstler galt.

Zu der allmäligen Sänftigung der Instrumentalmusik trug auch wohl der Brauch bei, daß dieselbe beim Tanze nicht mehr das einzige Wort sprach, vielmehr der Gesang ihr hier den Vorrang abgewann. Der österreichische Dichter Wernher der Gärtner beschreibt die Tanzlust zu seiner Zeit: die Ritter halten zuerst ein Kampfspiel, und —

„Als sie das getaten,
Einen Tanz sie dann traten
Mit hochfärtigem Gesange,
Das kürzte die Weile lange.
Viel schier kam ein Spielmann,
Mit seiner Geige hob er an“ u. s. w.

Noch mehr scheint im fünfzehnten Jahrhunderte der Gesang beim Tanze vorgewaltet zu haben, und zwar vornehmlich bei dem „umgehenden“ oder „getretenen“ Tanze, der sich, im Gegensatze zu dem „hüpfenden“, ruhig im Kreise bewegte. Das „Treten“, welches zugleich den Tact angab, kam den Männern, der Gesang den Frauen zu; es ist daher bei Beschreibung solcher Feste ausdrücklich von den „Sängerinnen am Tanze“, von „Vorsängerinnen“ die Rede.

Im ganzen wurde die Musik jetzt etwas manierlicher. Manche der alten Namen, z. B. die der „Sumbern", der „Holler" u. s. w. verschwanden; die „Tamborn" bekamen weniger zu thun; die alte, schrille „Rotte" entpuppte sich zu der moderneren Laute, einem der Guitarre ähnlichen Instrumente; „Lautenslaher", Lautenschläger, wurden von da an häufig; in Wien auch bereits Lautenmacher genannt.

Indeß jenen überzarten und holdseligen Charakter, welchen unsere Ritterromane an die Laute zu knüpfen pflegen, hatte dieselbe in Wirklichkeit nicht, und vergebens würde man am gothischen Fenster einer Burg ein blondes Ritterfräulein mit der Laute im Arme gesucht haben. Vielmehr wurde die Laute mit derben Männerhänden „geschlagen" und daher nicht blos zur Begleitung des Tanzes, sondern auch zur Kriegsmusik verwendet. Die „Trumeter" erscheinen jetzt in vermehrter Anzahl; vereinzelt tritt auch die Sackpfeife, der Dudelsack, auf.

Hatte erwähntermaßen schon Albrecht IV. in gewissem Sinne auf die Tonkunst seiner Zeit eingewirkt, so übte Maximilian I. in dieser Hinsicht einen noch weit maßgebenderen und nachhaltigeren Einfluß. Wie dieser wunderbare Mann alles methodisch angriff, so stellte er sich auch für die Musik zwei ideale Vorbilder auf. Für die geistliche zunächst den König David, denn — so läßt er im „Weißkunig" von sich melden — „er hat am ersten in dem Lob Gottes nachgefolgt dem König David, er hat aufgerichtet eine solche Cantorei mit einem solchen lieblichen Gesang von der menschlichen Stimme, wunderlich zu hören, und solche liebliche Harfen von neuen Werken und mit süßem Saitenspiel, daß er alle Könige übertraf und ihm Niemand gleichen mochte". Für die Kriegsmusik, für das „fröhliche Saitenspiel der Streitbarkeit," nahm er sich sonderbarerweise Alexander den Macedonier zum Muster; denn „wiewohl der große Alexander große Länder bezwungen und sich des Saitenspiels erfreut, so hat doch der junge Weißkunig ein solch männlich fröhlich Pfeifen und Trummelschlagen aufgebracht und dermaßen in seinen Streiten gebraucht, wann er gegen seine Feinde in den Streit gezogen ist, haben dieselben Trummeln und Pfeifen nicht allein des Menschen Herz erfreut, sondern der Hall davon hat die Luft erfüllt."

Die Abbildung in „Weißkunig" läßt uns bereits ein wohlgeordnetes kleines Orchester erblicken; es gibt da Schnabelflöten und Querflöten, auch ein kleines gekrümmtes Horn mit großem Mundstück, dann eine Harfe, eine Laute; endlich Posaunen, Trommeln, Pauken u. s. w. Sogar eine Art Clavier ist zu sehen, das, wie es scheint, zweihändig gespielt wurde.

Dürfen wir der Meldung eines Zeitgenossen glauben, so wurden unter Maximilian I. „ganz neue Instrumente erfunden, welche die Alten nicht kannten. Hieher gehören die verschiedenen Blasinstrumente und jene Erfindung eines Goldschmieds ohne Pfeifen und Saiten, die man Regal nennt; jenes noch wunderbarere Instrument, das unlängst ein Mönch erfand und welches statt der Pfeifen gewisse in ein breites Holz geschnittene Höhlungen hat, die sich schlangenförmig winden und einen sehr angenehmen Ton von sich geben; dann ein Instrument, das vom Rhein nach Wien gebracht wurde und die Stimmen der Vögel nachahmte."

Man sieht, es wurde damals, wie auf vielen anderen so auch auf musikalischem Gebiete mehr als nöthig experimentirt, und mit Ausnahme des erwähnten Schlangenhornes, welches möglicherweise dem um achtzig Jahre jüngeren, angeblich in Frankreich erfundenen Serpent zum Muster gedient hat, sind daher jene gerühmten neuen Erfindungen eben so schnell wieder verschwunden, als sie aufgetaucht waren. Jedenfalls aber ging es durch Maximilians Anregung sehr rührig zu. Die Gunst, welcher sich die Musik an seinem Hofe erfreute, scheint sogar einen neuen Ausdruck veranlaßt zu haben; ein Instrument „hofiren" hieß nämlich zu jener Zeit so viel als ein Instrument spielen.

So wurde im Jahre 1514 vom Wiener Stadtrathe „dem Hanns Weingartmann Lautenschlager und dem Pauker, so vor der Fürstin, als ihre Gnaden hier eingezogen, gehofirt, auch dem Kilian Lautenschlager, dem Pollacken auf der langen Fidel, so alle vor der Fürstin und auf dem Scharlachmahl gehofirt haben", jedem eine Schenkung gereicht. Die „lange Fiedel" war vielleicht eine Art Violoncell.

Bei dem glänzenden „Dreikönigsfeste" zu Wien im Jahre 1515 erhielt Maximilian I. Gelegenheit, die Vorzüge seiner Kapelle an einem schreienden Gegensatze zu erproben. Die ungekannten Fremdlinge, welche da einritten, die Moskowiter, Polen, Lithauer, Preußen, Tataren und Türken, brachten auch eine abenteuerliche Musik mit. Einige von ihnen führten seltsam gestaltete weite Trompeten, die einen Schall wie die Wespen und Hummeln im Sommer von sich gaben; andere hatten Instrumente von einem scharfen, durchdringenden Tone. Fugger berichtet: „Es war auch ein Türk, der machte mit einer großen Sackpfeife ein abgeschmacktes Gelirl, und sein Jung mußte mit beiden Fäusten die Trommel schlagen."

Nach solcher Ohrenmarter mußte es den Anwesenden wie eine Erlösung vorkommen, als bei dem Hochamte, welches der Bischof von Wien, Georg von Slatkonia, ein in der Kirchenmusik sehr erfahrener Mann, hielt, die kaiserliche Kapelle sich mit lieblicher Musik hören ließ und zuletzt die Sänger das „Herr Gott, dich loben wir" anstimmten, wobei Meister Paulus, welcher dazumal für den vorzüglichsten Organisten in ganz Deutschland galt, den Gesang mit der Orgel begleitete. —

So hatte denn am Ende des Ritterthums die Musik die rauhe Schale abgestreift, welche im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ihr ziemlich anhaftete. Fast war es ihr in jener eisernen Zeit nicht anders als den Eisenrüstungen ergangen. Je mehr an die Stelle des Schwertes und der Ritterlanze die Feuerwaffen herandrängten, desto leichter und dünner gestaltete sich der nunmehr ohnehin unnütze Harnisch. Und ähnlich schmolz auch von der zarten Schutzwaffe der Seele, von der Musik, mehr und mehr das anfängliche harte, eiserne Wesen ab, sobald es ihr vergönnt war, aus der drückenden Dienstbarkeit des Krieges und des Faustrechtes herauszutreten.

Aus meinem poetischen Tagebuche.

(1870—71.)

Von Bauernfeld.

Wann kommen die Menschenherzen
Zu Ruhe und Genuß?
Es folgen den Jugendschmerzen
Die Altersleiden auf dem Fuß.

Wir sind die Greise,
Mehr alt, als weise.

Die Welt ist da, und ich darin
Ein Zweig vom Menschheitsbaum;
D'rum will ich träumen mit frischem Sinn
Den schönen Menschentraum.

Im Traume sprechen Hund und Katz' und Vögel,
Der Traum kennt keinen Zweck, noch festes Ziel und Regel;
Die Kunst hält edel Maß mit Bildern und Gedanken,
Sie ist ein schöner Traum mit blüh'nden Rosenschranken

Ernst sei auch im heitern Spiele,
Und Gedanke, der erweckt;
Nimmer nähert sich dem Ziele,
Wer kein Ziel sich vorgesteckt.

Ein schlammiger Teich wird trocken gelegt,
Die Frösche quaken und klagen;
Doch wer Verbesserungsprojecte hegt,
Wer wird darum die Frösche fragen?

Gibt's Ehrlichkeit? — Versteht sich, per se!
Es gibt ja auch vierblätt'rigen Klee.

Was hilft's Dir, wenn Du im Verein bist?
Du bist nur frei, wenn Du allein bist!

Ein doppelter Vortheil, mit Dir allein,
Und nicht mit den Uebrigen zu sein.

Und geht der Weg nach West oder Ost:
Du sattle gut und reite getrost!

Du sagst ein Wort, das mir gefällt,
Du sagst vielleicht das Rechte:
Er ging in eine „bess're Welt“ —
Die uns're ist die schlechte!

Vorsichtig gegen Schädlichen,
Nachsichtig mit dem Redlichen.

Der Deutsche spottet gern des Böhmen,
Der Ungar macht den „Schwaben“ schlecht,
Und wie sich die Völker beim Schopfe nehmen,
Sie haben leider Alle recht.

In irgend einer Form beschränkt, verkehrt, verdreht —
Und stolz darauf! — Man nennt's die Nationalität.

Mit Deinem eigenen Werthe decke Du
Die Fehler Deines Stammes zu.

Der große Peter war ein Russe —
Ihr Moskowiter seid aus ander'm Gusse!
Und so der große Napoleon —
Er war seiner eig'nen Thaten Sohn. —
„Und Kaiser Joseph?“ — Nehmt Euch in Acht!
Eine Schwalbe noch keinen Sommer macht.

Es martert Dich die Langeweile,
Drum jagt Dich die Neugier in rastloser Eile.

Das Wandern ist Naturgebot,
Dient der Cultur zum Heile;
Die Völker wandern so aus Noth,
Und die Touristen aus Langeweile.

„Morgen ist auch ein Tag!“ —
Wie man nur so faseln mag!
Carpe diem! Gedenk' der alten Kunde:
Kein Tag kommt wieder, keine Stunde.

Ein wirrer Traum ist unser Lebenslauf!
Du speculirst — da wachst Du auf;
Und wenn Du dichtest, schwindet jede Pein,
Lullst Dich in neue süße Träume ein.

Nur schöne Momente brachten Segen!
Was zählst Du die Stunden? Du mußt sie wägen.

Lust und Leid und Liebespein,
Jeder hat's erfahren,
Bis ins Alter klingt's hinein
Aus den jungen Jahren.

Die gold'ne Morgenwolke bringt nicht Segen,
Durchnäßt Dich Abends als ein kalter Regen.

Malst Du Blumen, malst Du Luft?
Fehlt das Fächeln hier und dort der Duft!

Was man in der Jugend wünscht,
Hat im Alter man in Fülle;
Doch die gold'nen Gaben schimmern
Matt, durch eine Nebelhülle.

Bin zufrieden, sollt' mir gleich
Manches Gute fehlen;
Diebe, weiß ich, werden reich —
Doch ich mag nicht stehlen!

Süßen Honig auszuheben
Scheu' den Stachel nicht der Bienen!
Bestes ist, in Lieb' und Leben,
Nie gefahrlos zu verdienen.

Nicht dem Eifer, nicht dem Haß
Werden schlimme Laster weichen,
Nur Geduld und edles Maß
Dient sie auszugleichen.

Iß Dich nie übersatt,
Lauf Dich nie übermatt,
Verschwende nur vom Ueberfluß —
Ersparst so Lebensüberdruß!

Rechts und links die Gaben spenden,
Wie man's übt und liebt,
Heißt nicht geben, heißt verschwenden;
Spender, auch mit vollen Händen,
Schau erst, wem er gibt.

Einsam lebt gelehrte Unke
In der Studien-Spelunke;
Um Unsterbliches zu dichten,
Willst auf's Leben Du verzichten?

„Was Welt und Leben? ich schließ' mich ab."
So gräbst Du Dir Dein eig'nes Grab!

Und wenn Dir Bart und Haare grauen,
Das Schöne sollst Du nie verachten,
Die holden Mädchen, lieben Frauen,
Nicht wie Amphibien betrachten!

All' die Verslein, all' die Reime
Trug ich innerlich im Keime;
Sint ut sunt! Was hilft's? Sie geben
Doch ein Stück von meinem Leben.

Ernst und Scherz, Gefühl und Witz —
Biografische Notiz!

Possen sind's, vermischt mit Klagen,
So aus alt und jungen Tagen.

Dichter leben so in Träumen,
Sich des Lebens zu versichern:
Im Winter unter Büchern,
Im Sommer unter Bäumen.

Es schwebt die goldene Morgenwolke
Stets vor dem lieben Jugendvolke —
Ein glänzend Unvergleichliches,
Ein himmlisch Unerreichliches.
Und nistet sich das Alter ein,
Es äugelt mit dem Jugendschein;
Das ist denn unser Lebenslauf:
Womit Du anfängst, hörst Du auf.

Gedichte

von Friedrich Bodenstedt.

1.

Beim Anhören der neunten Symphonie.

Wunderbarer Geist der Töne,
Deine Macht ist höh'rer Art:
Göttergleich wird Deine Schöne
Uns gestaltlos offenbart.

Was urewig, was unendlich,
Unsichtbar im Weltengang,
Machst Du dem Gemüth verständlich,
Aufgelöst in Ton und Klang.

Urwaldrauschen, Sturmestoben,
Meergebraus, Zorn', Lieb' und Streit
Wird zu holdem Bund verwoben
Und klingt aus in Seligkeit.

Alles Feste sprengt die Banden,
Das Getrennte wird gesellt,
Und aus Wohllaut auferstanden
Grüßt uns eine neue Welt,

Die mit seligem Erinnern
Selige Verheißung paart,
Das Vergangene im Innern
Und das Künft'ge offenbart.

Heerdenläuten, Kinderträume
Locken uns mit süßem Klang,
Und es klingen Büsch' und Bäume;
Alle Schöpfung wird Gesang.

Wunderbarer Geist der Töne,
Deine Macht ist höh'rer Art:
Göttergleich wird Deine Schöne
Uns gestaltlos offenbart.

Hauche Deines Wohllauts Fülle
Lösend in's bedrängte Herz;
Bis wir, ledig uns'rer Hülle,
Dir gleich, schweben himmelwärts.

2.

Es mag auch böhmisch Glas uns blenden.

Es mag auch böhmisch Glas uns blenden
Durch seinen demantgleichen Schein,
Es mag als Schmuck an schönen Händen,
Auf schöner Stirn getragen sein.

Doch seinen Werth macht nur der Glaube,
Daß es verdient solch stolzen Platz:
Der ächte Stein bleibt, selbst im Staube
Verloren, noch ein selt'ner Schatz.



Gedichte

von Dr. Karl Julius Schröer.

1.

Deutsches Lied aus Oesterreich. 1870.

Zu singen nach der Weise des herrlichen Liedes von Mebold:
Herbei, herbei, du deutsche Burschenschaft!
auch:
Herbei, herbei, du trauter Sängerkreis!

Schlägt noch ein deutsches Herz in Oesterreich,
So pocht es stürmisch jetzt zum deutschen Kriege!
Die Fahnen wehen himmelan „im Reich",
Glück auf, ihr Fahnen, weht voran zum Siege!
Uns haben sie hinaus zum Reich gebannt,
Und Frankreich lockt uns jetzt zum Werk der Rache:
Doch unser Herz schlägt nur der Einen, Einen Sache,
Wir kennen nur Ein deutsches Vaterland!

Mit bittrem Schmerz gedenken wir des Tags
Als jener Bruderdolch uns drang zu Herzen,
Dasselbe Herz, es schlägt noch muth'gen Schlags.
Doch denkt es jetzt nicht jener bittren Schmerzen.
Es denket jetzt und fühlet jetzt nur Eins:
Die deutschen Stämme drängen sich zusammen,
Das deutsche Land flammt auf, flammt auf in Kriegesflammen,
Denn Frankreich droht am Strande unsres Rheins!

Und ist es uns Gefesselten verwehrt
Die Schlachten unsrer Brüder mitzuschlagen,
Dann soll auch feiern unser gutes Schwert
Und keine Macht es zu mißbrauchen wagen!
Und jeder hör' es, der von Rache spricht:
Wir haben viel gelitten unverschuldet,
Um Oesterreich viel Leid und Schmach und Schmach geduldet:
Mit Frankreich **gegen** Deutschland ziehn wir nicht!

2.

Grillparzer. 1871.

Ein Nachklang zu den Festen.

Achzig Jahre muß man werden,
Dann wird liebevoll die Welt,
Dann darf ungekränkt auf Erden,
Wandeln so ein edler Held.
Ihm auch stiller wird's im Busen,
Ird'sche Schmerzen schliefen ein,
Ueberirdisch nur die Musen
Bringen Lust ihm oder Pein! —
Und des Neides böse Zungen
Schweigen alle nun zumal,
Und die Alten und die Jungen
Feiern ihn im Festessaal.
Doch er lächelt. Zu entziffern
Dieses Lächeln zweifl' ich nicht;
Gram im Antlitz sind die Chiffren,
Drauf des Lächelns Sonnenlicht
Sagen will: „Warum so lange
Ich geschwiegen? Fragt ihr noch?
Warum ich mit dem Gesange
Mich in's Kämmerlein verkroch?
's war, o glaubt mir, so am besten,
Und so lang' ich lebe, will
So ich's halten, fern den Festen
Sing' ich nur für mich so, still.
Wenn ich todt bin, mögt die Lieder,
Die Gefang'nen! — ihr befrei'n,
Daß sie regen ihr Gefieder,
Sterben oder fortgedeih'n,
Wie's dann kömmt! nur ich, ich werde
Fern sein, wenn sie fliegen aus,
Stille ruh'n, tief in der Erde
Ueber jeden Kampf — hinaus!
Ueber Clique, über Claque,
Die, so heißt's, verleih'n den Ruhm;
Huld'ge älterem Geschmacke
In der Dichtung Heiligthum.
Der zu Göttern euch erhebet,
Zu den Göttern geh' er ein;
Was von ihm auch dann noch lebet,
Das wird frei von Ird'schem sein,

Und daß er verkannt hienieden —
Klaget nicht: in seiner Brust
Wohnte ja der Schönheit Frieden
Und des Schaffens hohe Lust!“

3.

Aus dem Magyarischen.

Der Tarnootzer Schäfer.

Bin in Tarnootz Schäfer worden
Auf zehn Jahr;
Gute Weide hat das Vieh dort,
Das ist wahr!
Zwanzig Gulden und zehn Kreuzer
Ist mein Lohn;
Davon lebt ein Schäfer schon!

Zwanzig Paar ist meiner eig'nen
Schafe Stand;
Drangab' gab man fünfzig Kreuzer
Auf die Hand!
Hei, hab ich mich angetrunken,
Gut Getränk!
In der Görgeteger Schenk'.

Daß ich weiß, wo zu sie weiden
Eine Glock
Trägt bei mir ein jeder jeder
Leitebock;
Hinten steig ich, wie der Kaiser
Mit der Kron;
Seht, das kann ein Schäfer schon!

Werde schon so lange dudeln
Und schalmein,
Bis ich mir nicht find ein schönes
Schätzelein.
Auf der Pußta ist manch Blond' und
Braune doch:
Verliebt in mich sich eine noch!

Wenn sie's thut, recht hat sie und ich
Nehm sie schon,
Nenne sie mein liebes kleines
Weib zum Lohn;
Nicht in sieben Reichen gibt es
Dann ein Paar,
Als wir zwei und das ist wahr! —

4.

Aus dem Mittelhochdeutschen.

Lob der deutschen Frauen.

Von **Walther von der Vogelweide.**

Ihr sollt sprechen: schön willkommen!
Was ich bringe, weiß nur ich;
Alles was ihr je vernommen
Eitel Wind ist's, fragt ihr mich!
Daß man mich belohne
Hoff' ich, wenn's gelingt,
Daß ich euch was sage, daß euch lieblich klingt;
Dem Verdienste seine Krone!

Von den deutschen Frauen schallen
Soll mein Lied so wunderbar,
Daß sie nun erst soll'n gefallen;
Und dies ohne Lohn sogar.
Was wollt ich von ihnen
Sie sind mir zu hehr!
Und ich bin gefüge und verlang nicht mehr
Als beim Grüßen — holde Mienen!

Hab der Lande viel gesehen
Und der Besten nahm ich üb'rall wahr,
Doch mir müss' es schlimm ergehen
Könnt mein Herz ich jemals neigen dar,
Daß ihm könnt gefallen
Fremden Volkes Sitte,
Was hülf mich, daß ich viel unnütz stritte?
Deutsche Zucht voran geht allen!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und bis wieder her gen Ungerland,
Mag der Besten Heimath sein,
Die ich in der Welt hab je gekannt,
Darf dem Aug' ich trauen,
Dann, bei meinem Eid!
Stehn bei uns zu Land an Güt' und Lieblichkeit
Höh'r als irgendwo die Frauen!

Tüchtig ist der deutsche Mann,
Doch wie Engel sind die Frau'n gethan.
Wer sie nicht erkennen kann,
Unverständlich ist mir dessen Wahn.
Tugend, reine Minne,
Wer die suchen will
Komm' in unser Land, da ist der Wonne viel:
Lange müss' ich leben drinne!

Die ersten Stunden im Amte.

Erzählt von J. Florus Retland.

Auf dem großen Weltmarkte kann kein Artikel den Schwankungen des Anbotes und der Nachfrage entgehen, seien es bewegliche oder unbewegliche, erlaubte oder verbotene Waaren, schwarze oder weiße Sklaven.

Als man mich an dem zwar unsichtbaren aber nicht minder fühlbaren Nasenringe nach dem Markte führte, geschah es zu einer sehr ungünstigen Zeit. Vor vierzig und mehr Jahren kannte man die arkadischen Zustände von heute noch nicht. Man hatte keine unbesetzten Plätze vorräthig; man kam den hoffnungsvollen Staatsmännern der Zukunft noch nicht an der Schulpforte entgegen. Die censurirten Alltagsdramen der Zeitgeschichte wurden bei ausverkauften Häusern langweilig genug abgespielt. Staatsactionen gab es so gut wie gar keine. Wir lebten im tiefsten Frieden, bei einer Stättigkeit aller Einrichtungen, deren starre, leblose Formen an die Ablagerungen der azoischen Periode mahnten. Damals wußten wir noch nichts von einer freien Ausübung der Rechtsvertretung, sie dämmerte nicht einmal als Möglichkeit in den welken Herzen ergrauter Advocatursconcipienten. Die lieblich silberklingenden Namen: Notar, Consulent, Generalsecretär u. a. kannte man höchstens aus Personenlisten jenseits der Grenze gedruckter Lustspiele. Auch die bloße Anwartschaft auf unbesoldete Dienstplätze, ja auf Praktikantenstellen, war nicht ohne die Gunst der Großen und den Haß der Kleinen zu erlangen. Das Glückskind, an das ein solcher Ruf erging, riß sich aus der Umarmung seiner greisen Eltern, aus dem bildenden Verkehr mit Gleichgesinnten, und ergriff, ausgerüstet mit allen todten, lebenden und ohnmächtigen Sprachen, und den letzten Rest seiner Habe auf das Spiel setzend, den Wanderstab. Mit Verzichtleistung auf jede Behaglichkeit des Lebens, alle Bedingungen der Cultur von Meile zu Meile immer mehr hinter sich lassend, durchwanderte der Aspirant die ganze weite Monarchie von Nord nach Süd, von West nach Ost, um irgend ein, selbst im geographischen Lexicon Ritters vergessenes Städtchen zu erreichen, wo er die bedeutungsvollste Stunde seines Daseins zu erleben hoffte, die nämlich, in welcher der beneidete, nach einer, oft Monate andauernden

Probezeit, zum ersten Diensteide, mit allen seinen, Hoffnung und Begeisterung weckenden Schauern zugelassen werden sollte.

Es ist mit dieser Darstellung keineswegs auf das seltene und knappe Mitleid einer theilnahmslosen Gegenwart abgesehen; es mußten nur nothwendigerweise die Verhältnisse jener Zeit angedeutet werden, damit die, in meiner Erzählung geschilderten Charaktere ihre Erklärung finden.

Auch ich wurde in ein Städtchen nahe der Grenze des deutschen Auslandes verschlagen. Gleichwohl konnte ich mich zu den, vom Zufalle begünstigten zählen, denn ich sollte mich in diesem Exil doch nicht ganz verlassen fühlen. Es lebte mir dort ein Jugendfreund, welcher um einige Jahre früher als ich die Schulbank mit dem Actentische vertauschte, und im Posthause sein Glück erwartete, das, wie er träumte, unter Posthornklängen mindestens mit einem Sechsspänner angefahren kommen sollte. Kaum hatte er mich umarmt und mein Gepäck auf seine Stube bringen lassen, als er auch schon, eben so wolwollend als würdevoll, mir an das Herz legte, ja keine Stunde zu verlieren, um mich zum Dienste zu melden; denn es sei nicht unmöglich, daß ich mehreren Staatsdienstbeflissenen, welche alle gleichfalls dieser Tage auf ihre Amtsorte losstürmen, den Rang um einen Tag längerer Dienstzeit abgewinnen könne. Diese gutgemeinte Erinnerung erfüllte mich mit großer Achtung vor seiner bureaukratischen Ueberlegenheit, und übte einen so gewaltigen Eindruck auf mich aus, daß ich nach einer fast ruhelosen Nacht, den nächsten Tag schon in früher Morgenstunde, klopfenden Herzens vor meinem hochgebietenden Amts-Chef stand.

Der Mann hatte nichts abstoßendes und begegnete mir, wenn auch mit einer schwach behaupteten Amtsmiene, dennoch nicht unfreundlich, was mich nahezu dithyrambisch stimmte. Er wies mir ein, nichts weniger als einladendes Tischchen nahe der Rückwand des tiefen Zimmers an, wo nur die ungeschwächte Sehkraft der Jugend den steten Kampf mit der unbesiegbaren Dämmerung aufzunehmen vermochte.

Zunächst sollte ich einige Actenauszüge liefern, und die Form betreffend mir das Nähere von dem Sohne meines Herrn Principals sagen lassen. Das Orakel aus dem Posthause hatte mich auch auf dieses Söhnchen vorbereitet. Dieser kleine, und wie versichert wurde, boshafte Thunichtgut zählte kaum sechzehn Sommer, und athmete mit uns die drückende Kanzleistubenluft nur deshalb, weil er unter den wachsamen Augen seines Vaters dem Zeitpunkte entgegenreifen sollte, wo er in den Wald geschickt, und als Volontair einem Förster anvertraut werden konnte. Er beschäftigte sich in sehr untergeordneter Weise, mit dem Beschneiden des Papiers, dem Kippen der Federkiele und dem Siegeln der Amtsbriefe.

Ich begrüßte ihn freundlich, ja artiger als ich sonst Leuten seines Schlages zu begegnen pflegte; denn ich dachte dabei an seinen Vater, meinen Gebieter, und wollte mir in ihm keinen Feind erziehen. Aber diesen Knaben als Lehrer anerkennen, das war eine zu starke Zumuthung, gegen diese sträubten sich meine nahezu vierundzwanzig Jahre und mein stolzer Juristensinn. Auch konnte ich nicht absehen, welche Schwierigkeit es für mich haben könne, einen guten, bündigen Actenauszug zu liefern.

Ohne meine Umgebung weiter zu beachten, durchlas ich die mir übergebenen Schriften, brach einen Bogen Papier ganz säuberlich in der Mitte, und beschrieb die linke Spalte mit dem kurzen Inhalte der Verhandlung.

Das Bübchen vermochte seine Neugierde nicht länger zu zähmen; es schlich mir näher und beschaute lächelnd das Actenstück.

„Der Bogen ist nicht gut gefalzt“ — sprach es mit dem Ausdrucke der Schadenfreude — „der könnte ja nicht in das Geschäfts-Protokoll geheftet werden, welches an die Oberbehörde gelangt. Ein jeder Referatsbogen muß an der linken Seite noch einmal fingerbreit eingebogen werden, damit die drei Bindfäden durchgezogen werden können.“

Also dennoch, dennoch sollte ich von diesem Rangen in die Schule genommen werden! Niemals fühlte ich mich so beschämt, so gedemüthigt. Und dabei mußte ich schweigen, schweigen, denn er war seines Vaters Kind. Und war er überdies nicht auch im Rechte? Er docirte ja lediglich eine, mir leider unbekannte anderen aber geläufige, durch jahrelange Uebung geheiligte Gepflogenheit, die aus einem unanfechtbaren Bedürfnisse hervorgewachsen war. Das also haben mir meine zwölfjährigen Studien eingetragen! So wenig ausreichend war mein juridisches Wissen, worauf ich mir so viel zu gute that, daß ich nicht einmal über die drei Bindfäden hinausgekommen bin! O diese entsetzlichen Bindfäden! Mir war, als fühlte ich sie um meinen Hals geschlungen, so sehr schnürte mir der Zorn die Kehle zusammen; und vollends die drei Heftstiche, die gingen mir mitten durch das Herz.

Mein junger Kanzleidirector schien mit dem Eindrucke zufrieden, den seine erste Rüge auf mich geäußert hatte. Grinsend zog er sich hinter seine Siegelpresse zurück. Mit stummer Resignation langte ich nach einem reinen Bogen Papier, um das große Werk vom neuen zu beginnen. Kaum war es zu Ende gebracht, als Papa Vorstand die Thür seines Kabinetes öffnete und mich zu sich rief.

„Wir haben ein kleines Verhör vorzunehmen“, sagte er bedeutsam blinzelnd, „und Sie werden das Protokoll führen“.

Wie fühlte ich mich da mit einemmal hochgeehrt und beglückt, denn ich hoffte beweisen zu können, daß ich, wenn auch bis auf diese Stunde noch uneingeweiht in die Mysterien der amtlichen Heftkünste und des Schlingenschlagens, ich dennoch zu etwas Rechtem zu gebrauchen sei.

Mein Chef reichte mir die bekannte Drucksorte für Verhöre, mit den Hauptfragen, und ich nahm erwartungsvoll Stellung vor einem Pulte

„Sie haben als Jurist“, fuhr mein Chef fort, „unbezweifelt auch über den Vorgang bei Verhören Vorlesungen gehört. Aus der guten, alten Zeit hat man dafür ein Receptchen, das ich stets bewährt gefunden habe.“ Und nun recitirte er mit immer höher steigender Stimme: „Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando“. „Das ist das ganze Geheimniß der Inquisition. Kannten Sie es?“

Ich wagte in Bewunderung und Ehrfurcht ersterbend, nicht einzustehen, daß ich diese oberste Beschwörungsform des criminalistischen Höllenzwanges schon gehört hatte. Ich machte lediglich eine tiefe Verbeugung, die er eben so gut für eine Bejahung als für den schuldigen Dank gelten lassen konnte.

Vielleicht hätte ich noch mehr zu hören bekommen, allein die Thür des Vorsaales wurde geöffnet, und herein trat, unter Begleitung des alten Amtsboten, ein Bauernmädchen.

Es war noch zuviel von dem zerknirschten und dienstbeflissenen Lehrlinge in mir, als daß es mir auch nur hätte beifallen können, die neue Erscheinung auf einem so ernsten Schauplatze mit prüfenden Blicken zu betrachten. Auch stand ich an meinem Pulte viel zu ungünstig, um mir, ohne auffällig zu werden, diesen Genuß gönnen zu können. Eine, von tiefer Erregung zeigende, wolklingende Stimme war das erste, was ich von der Inquisitin kennen lernen sollte. Mit einer, in ihrer Sphäre selten vorkommenden reinen Ausdrucksweise beantwortete sie die Fragen über Namen, Alter und Wohnort. Sie hieß Anna Rein, war siebzehn Jahre alt, das einzige Kind einer Witwe aus einem, unserem Städtchen nahegelegenen Dorfe, und lebte mit ihrer Mutter von der Taubenzucht. Befragt um die Veranlassung ihrer Vorführung, erzählte sie ganz geordnet, daß sie in früher Morgenstunde einige Täubchen zu Markte tragen wollte. In der zur Stadt führenden Allee sei ihr ein Mann gefolgt, den sie nicht beschreiben könne, weil es unschicklich gewesen wäre, sich nach ihm umzusehen. Flüchtig nur habe sie seinen grauen Filzhut mit einer ungewöhnlich breiten Krempe wahrgenommen. Am Waldthor sei der Weggeldeinnehmer und ein Grenzjäger gestanden. Beide untersuchten den Tragkorb, worin die Tauben saßen, und zogen ein Päckchen hervor. Der Mann, der ihr früher fast auf der Ferse gefolgt war, sei nirgend zu sehen gewesen. Er, nur er könne das Päckchen, worin ausländische Lotterielose sich vorfanden, in den Korb geschoben haben. Sie sei empört über die Schlechtigkeit des Fremden, und könne mit den heiligsten Eiden betheuern, daß sie diese Papiere nicht übernommen, ja von denselben nichts gewußt habe.

„Ja, ja, so reden sie alle“, murmelte der Groß-Inquisitor. „Wir müssen ad specialia gehen, und die corpora delicti besehen. Schrecker“, rief er zu dem Diener sich wendend — „laßt Korb und Packet heraufbringen!“

Der Angeredete entfernte sich, kehrte jedoch alsbald zurück, seinem mächtigen Gebieter einen versiegelten Zettel übergebend.

„Unerhört!“ seufzte der gute alte Mann, als er kaum einen flüchtigen Blick in den Brief gethan hatte. „Der Teufelsjunge!“ Und schon griff er nach dem Stocke, der Thüre zueilend. Schrecker trug ihm den Hut nach. Der arme, geplagte Vater hat wahrscheinlich zuerst nach dem Nothwendigen gegriffen, und darüber das bloß Nützliche vergessen. Plötzlich besann sich der schwergeprüfte, kehrte zu mir zurück und raunte mir in der gutmütigsten Weise zu: „Bringen Sie das Verhör zu Ende. Sie können nicht fehlen. Nur das quis, quid, ubi . . . . genau beobachtet!“ Und schon war er, begleitet von dem Diener, durch die Thür verschwunden.

Ich sah mich nun plötzlich in eine mißliche Lage versetzt, ja einer Katastrophe gegenüber, die zu unerwartet eingetreten war, als daß sie mich hätte gefaßt finden können. Ohne alle Vorbereitung, ohne jemals einem Verhöre beigewohnt, ohne aus Vorakten mir Rath geholt zu haben, einzig und allein mit der alten Schablone: „quis, quid, ubi . . .“ ausgestattet, sollte ich in der dritten Stunde meiner Amtsthätigkeit schon wie ein gewandter

und erfahrner Untersuchungsrichter den so wesentlichen Grundbau für einen Strafproceß liefern, vielleicht der Angeklagten zum unverdienten Schaden, oder dem Amte zur Unehre, und mir zum Verderben. Daß ich in eine so bedrängnißvolle Lage gebracht worden war, dankte ich abermals dem kleinen Taugenichtse hinter der Siegelpresse, der in einem unbewachten Augenblicke irgend eine arge Schelmerei verübt haben mußte, die sein Vater persönlich auszugleichen gezwungen gewesen ist.

Meine geängstigte Seele durchflog in diesem fürchterlichen Momente alle drohenden Möglichkeiten. Konnte ich nicht auch absichtlich in diese Lage gebracht worden sein? War mir nicht eine wolberechnete Prüfung zugedacht? Ja, es war eine wahre Feuerprobe, die nicht wenig warm machte, und mir vollends das Blut in die Wangen trieb, als ich das Mädchen, welches mit aller Unbefangenheit mir gegenüber stand, anzublicken und anzusprechen genöthigt war. Wäre es der hartgesottenste Bösewicht gewesen, seine Gegenüberstellung hätte keinen so einschüchternden Eindruck auf mich gemacht, wie ihn der Taubenblick der reizenden Angeklagten zu üben wußte.

In einer fast allzulangen Kunstpause, die mir Zeit gönnen sollte, mich zu sammeln, betrachtete ich sie nur zu aufmerksam, obgleich ich immer wieder den zagenden Blick nach dem ungebührlich großen, röhrbrunnen=artigen, hölzernen Tintenfasse zurücklenkte, in das ich wiederholt die Feder eintauchte, ohne noch zu wissen, was ich schreiben werde

Anna hatte schon früher, ohne daß ich es wahrnahm, das Kopftuch fallen lassen, und der schönste Mädchenkopf war anmuthig gegen mich gewandt. Zwei tiefherabreichende, goldklare Haarflechten umrahmten zur größeren Hälfte das edle Oval eines im gleichen Grade ausdrucksvollen und blühenden Gesichtes, dem die sanften, blauen Augen die Milde sicherten, welche der Ernst, der sich um ihren reizend geschwungenen Mund gelagert hatte, ohne Erfolg zu bekämpfen versuchte. Ihr Wuchs war tadellos und von zarten Formen. Selbst ihr Gewand, an dem nichts zu finden war, das mit ihrem Stande nicht vereinbarlich gewesen wäre, hätte durch die geschmackvolle Einfachheit und durch eine wohlthuende Sorgfalt, die darauf absichtlos verwendet worden zu sein schien, sie unter allen Dorfdirnen als eine ungewöhnliche Erscheinung gekennzeichnet.

Schrecker kam mit dem Korbe und den Schriften, und brachte damit, zu meiner nicht geringen Befriedigung, die Verhandlung wieder in Gang. Nachdem er abgetreten war, nahm ich mit einer, der Verlegenheit so sehr eigenen Umständlichkeit die Besichtigung der beanständeten Gegenstände vor. Das ämtlich versiegelte Päckchen zu öffnen wagte ich nicht, zumal da mir, Zeugen fehlten. Um so genauer befaßte ich mich mit dem Stabkorbe, der einem Käfige nicht unähnlich, oben mit einem schneeweißen Leinentuche bespannt, und an einer Seite mit grünen Traggurten versehen war. Das ganze Geräth war so niedlich und reinlich, daß eine Papagena damit vor die Lampen hätte treten können.

Das Mädchen sah sogleich nach ihren Täubchen, die ängstlich flatterten als man sie herein gebracht, alsbald aber besänftigt und girrend ihre Schnäbelchen zwischen die Stäbe drängten, als ihnen Anna einige Körnchen reichte, die aus der kleinen rosigen Hand begierig aufgepickt wurden.

„Sie sehen, lieber Herr", sprach sie — „wie weit die Stäbe von einander abstehen, und daß ein doppelt so starker Brief, wie der hier liegende ist, dazwischen durchgeschoben werden könne. Würden diese werthvollen Scheine mir anvertraut worden sein, so wären sie wol in meiner Tasche besser aufbewahrt gewesen, als in der Steige."

Nun mußte endlich auch ich zu sprechen anfangen. Ich ermannte mich alsbald zu der scharfsinnigen Frage, ob sie denn an den Tauben keine Unruhe bemerkt habe, als sich der Fremde näherte. „Die armen Thiere waren unruhig", entgegnete sie, — allein das geschieht nicht selten, und ich achte nicht immer darauf."

Ich stellte noch einige fruchtlose Fragen, als Schrecker wieder eintrat, und schweigend ein beschriebenes Blatt mir übergab. Mit gänzlicher Vernachlässigung aller Courtoisie schrieb mir mein Hochgebietender, daß ich das Mädchen, wenn kein Geständniß und keine Sicherstellung der Person zu erzielen sei, ohne weiteres dem Amtsboten übergeben möge, der die Inquisitin in den Carcer abzuführen habe. Morgen könne das Protokoll in Gegenwart der Verhörszeugen zum Abschlusse gebracht werden. Der Nachmittag sei mir gegönnt, um meine Privatangelegenheiten zu besorgen.

Auf diese Wendung war ich am wenigsten gefaßt. Welche Scene stand mir bevor, wenn ich dem lieben Kinde die Schreckensbotschaft mittheilte. Konnte es, so meinte ich, eine ausgesuchtere Grausamkeit geben, als mich zum Herolde des furchtbaren Verhängnisses zu machen, das über die Schuldlose hereinzubrechen drohte, ja, dem sie unausweislich verfallen war, weil sie nichts einzugestehen hatte. Ich war ja von ihrer Schuldlosigkeit ganz und gar überzeugt, und nun sollte ich es geschehn lassen, sogar mitwirken sollte ich, daß dieses reine Wesen eine Nacht in Gesellschaft von Vagabunden, Strolchen und Gaunern verwimmern, daß an ihr eine Art von Tortur geübt werde, die sie entehren, verderben, vernichten mußte.

Und doch, was war zu thun? Erging an mich nicht der gemessenste Befehl? Konnte ich ihm entgegenhandeln, ohne dadurch mich und sie zu gefährden! Zu gut erkannte ich nur, daß ich noch viel zu unerfahren sei, um diesem harten Ukas ein Paroli biegen zu können. War denn aber auch schon Alles verloren, wenn diese Androhung durch meinen Mund an sie erging? Lag es denn nicht in meiner Gewalt, zu besänftigen, zu trösten, vielleicht sogar zu vermitteln? Konnte mir nicht noch innerhalb der nächsten Minuten ein glücklicher Gedanke kommen? Und wenn es einen Ausweg gab, lag nicht die Möglichkeit noch offen, daß der Ausblick nach ihm hin, bei weiterer Unterredung mit dem verständigen Mädchen, sich lichten, ja, daß es selbst ihn aufzufinden wissen werde;

Den Uriasbrief in der Hand ging ich einigemal auf und ab, endlich blieb ich vor dem holden Kinde stehen, das mit einem Gefühle voll banger Vorahnung das Unheilvolle der so lange vorenthaltenen Mittheilung aus meinen Zügen zu errathen schien.

Als ich die verhängnißvollen Zeilen zu lesen begann, verrieth meine Stimme die innere Erregung, die mich beherrschte. Ich war zu Ende. Anna starrte mich mit einem ihrer unvergeßlichen Blicke an, der zunächst den Eindruck des Schreckens, dann jenen eines namenlosen Bangens wiedergab.

Aber kein theatralischer Aufschrei, noch weniger eine Ohnmacht erfolgte. Nicht mit einer Fluth von Klagen, Betheuerungen und Verwünschungen beantwortete sie die empörende Zumuthung. Im ersten Augenblicke zuckte sie zusammen; es überfiel sie ein leises Zittern, und ihr Busen wogte in einzelnen Stößen. Sie rang sichtlich nach Fassung. Doch bald richtete sie sich auf, und mit einer tieferen, weniger klangvollen Stimme sprach sie: „Der Herr, der diesen Befehl erließ, scheint im Augenblicke einer unglücklichen Aufwallung gehandelt zu haben. Ich werde warten, bis er ruhiger wird. Er kennt mich nicht, und ich sehe ein, daß ich mich nicht selbst vertheidigen, mir nicht selbst rathen kann. Es muß nach meiner Mutter geschickt werden. O meine arme, arme Mutter!"

Bei diesen Worten versagte ihr die Stimme, und sie sank in ihre frühere, halbknieende Stellung zurück.

Wann wäre jemals der Ruf eines Kindes nach seiner Mutter ohne die allgemeinste Theilnahme vernommen worden! Auch in meiner Brust weckte er einen mächtigen Wiederhall. Waren es ja noch nicht volle zwei Tage, daß ich von dem duldsamsten, liebereichsten Herzen einer unvergleichlichen Mutter mich losgerissen, die gewiß stündlich die segnenden Worte still vor sich hinbetete, die letzten, mit denen sie in der bangen Stunde des Abschiedes mich von sich entließ. Es war mir, als hätte diese Kindesklage, die, wo sie immer vorkömmt, von Pol zu Pol eine immer gleiche, überwältigende Wirkung übt, auch meine Seele von dem auf ihr lastenden Amtsdrucke befreit, und sie plötzlich in die frische, freie Atmosphäre der reinsten Menschlichkeit entführt. Meine Zaghaftigkeit, mein Bedenken waren mit einemmal verschwunden. „Ja", rief ich mit aller Lebhaftigkeit meiner Jahre — „es soll nichts geschehen, bevor nicht von Ihrer Lage Ihre Mutter unterrichtet ist! Schreiben Sie ihr einige Zeilen, ich will für die Bestellung sorgen."

Schrecker schien nicht wenig von meiner Energie überrascht; doch sein gutmüthiges Gesicht verrieth keine Mißbilligung. Mein Blick schweifte hinüber nach den Engelszügen des Mädchens. Das Eingehen auf den ausgesprochenen Wunsch, die Hoffnung die Mutter zu sehen und mit ihrer Hilfe das Gewebe zu zerreißen, welches selbst zu durchbrechen Anna nicht vermochte, belebte nun wieder ihre Züge. Noch immer knieend wandte sie sich auf die anmuthigste Weise nach mir. Ihr Köpfchen nach rückwärts geneigt, blickte sie mit den reinen, ehrlichen, seelenvollen Augen, deren Email von den nur halbgetrockneten Thränen noch heller glänzte, mich unsäglich liebevoll an, und dankte mir mit wenigen herzinnigen Worten. Nicht leicht gibt es etwas mehr gewinnendes, hinreißendes, als einen in Zuversicht, Hingebung, Dank oder Begeisterung gehobenen Blick. Ist er doch auch der schönste, den jemals die Götter selbst von den Sterblichen empfangen haben.

Im süßen Selbstvergessen war ich nahe daran, länger als es gut gewesen wäre, im Anblicke des Himmels dieser Augen zu schwelgen. Der gute Schrecker stellte indeß zur rechten Zeit und mit dem feinen Takte eines Obersthofmeisters an mich die Frage, ob es nicht beliebe, seine wolbeaufsichtigte Wohnung im Amtshause für die kurze Zeit bis zur Ankunft der Mutter, dem Mädchen zum Aufenthalte anzuweisen.

Dieses Auskunftsmittel, auf welches sich Schrecker nicht ohne Nebenabsicht gut verstand, war mir, dem Neulinge, sehr willkommen. Auch Anna sah darin nichts arges: und dennoch war das angebotene Asyl nichts anderes, als ein unauffälliges Gefängniß, eine Gewahrsame, wobei Schrecker unter der Maske eines gutmüthigen Alten das Profoßenamt ausübte.

Nun hatte Anna noch einige Zeilen an ihre Mutter zu schreiben. Sie entledigte sich dieses Geschäftes mit vieler Gewandtheit, und das tadellose Briefchen hätte jeder Dame Ehre gemacht. In wenigen kurzen Sätzen schilderte sie ihre jüngsten Erlebnisse, erwähnte der schonenden Behandlung, die sie bisher erfahren, und schloß mit der Bitte, ihre Mutter möge dem Ueberbringer sogleich folgen. Bevor sie das Billet schloß, zog sie ein Stück Band aus ihren Haarflechten und siegelte es zu größerer Beglaubigung in den Brief ein.

Schrecker bot sich an, das Schreiben zu bestellen, sobald er Feierabend machen dürfe. Darauf einzugehen, hieß den Zweck des Schreibens vereiteln. Ich nahm den Brief an mich und sagte die sogleiche Absendung zu. Anna dankte mehr mit beredten Blicken als mit Worten.

Ich eilte nach der Post. Mein Freund stand hinter dem geschlossenen und verhangenen Verkehrsfenster und schied poste restante-Briefe aus, als ich eintrat und an den Hals meines Posa flog, dem ich nun mein jüngstes Erlebniß zu hören gab. Mir schien es, als billigte er mein Thun und Lassen von heute nicht durchgehends. Postbeamte sind von jeher als halbe Diplomaten im Verrufe. Möglich, daß er es klüger gemacht haben würde. Ich aber war mit mir vollkommen zufrieden, und bestürmte ihn, den Brief sogleich nach Oberndorf zu entsenden. Damit brachte ich den Mann der Bedenklichkeiten auf sein eigentlichstes Gebiet. Er mühte sich ab, mich zu überzeugen, daß weder ein Postwagen noch ein Briefbote in der Richtung nach Oberndorf verkehre, daß bei der Nähe dieses Ortes zur Post, die Bewohner die Briefe selbst aufgeben, wie auch die einlangenden abholen, und daß er jetzt keinen Boten beizustellen wisse.

„Wie weit ist es nach dem Dorfe", fragte ich.

„Kaum eine Poststunde".

„Wohlan, dann mache ich den kleinen Spaziergang und bestelle den Brief selbst."

„Robert, wo denkst Du hin? Wo bleibt das Amtsansehen?"

„Ich gedenke mehr auf den Amtseifer als auf das Amtsansehen zu halten" — entgegnete ich fast trotzig. „Sprich, kennst Du das Mädchen; ist es von tadellosem Rufe?"

„Wer wird Rein's Aennchen nicht kennen! Es ist nicht nur das hübscheste, es ist auch das besterzogenste Mädchen im Orte."

„Um so besser! Dann kann mein Vorhaben weder sie noch mich verdächtigen."

„Aber so etwas will dann doch ruhig überlegt werden. Laß uns zuvor zu Tische gehen; mit einem nüchternen Magen ist man immer etwas aufgeregt "

„Nein, nein, hier ist keine Secunde lang zu zögern, um das geängstigte Kind aus der peinlichen Lage zu befreien, in die es ein gewissenloser

Schurke gebracht hat; denn offenbar hat der Fremde, die Durchsuchung seiner eigenen Effecten befürchtend, das erbärmliche Taschenspielerstückchen ausgeführt und das Päckchen mit den Losen in den Korb des Mädchens geschoben. Dieser Elende kann niemals für den Schutz einer Schwester oder Tochter eingestanden sein, denn der Gedanke an sie müßte ihn zur Besinnung gebracht haben."

Während ich diese Worte mit allem Nachdrucke in die Welt hinausrief, bemerkte mein Freund, daß Jemand im Vorzimmer sich befinde, der unser Gespräch gehört haben müsse. Er öffnete das Verkehrfenster, und vor demselben stand ein Mann im mittleren Lebensalter, von gutem Aussehen und gefälligem Benehmen, der nach einem chiffrirten Briefe fragte. Als er diesen erhielt, entfernte er sich so hastig, daß ich nur noch bemerken konnte, wie er einen grauen Hut mit einer ungewöhnlich breiten Krämpe unter den Arm zu drücken sich bemühte.

„Das ist der Schurke, von dem ich eben geredet habe" — flüsterte ich meinem Freunde zu — „das ist der Mann, der unserem Schützlinge wieder zu Ehre und Freiheit verhelfen muß. Ich habe ihn erkannt an dem genau beschriebenen Hute."

„Sei doch besonnen, lieber Robert" — unterbrach mich der ruhige Kanzleimensch. „Wir werden doch den Fremden nicht bis auf die Straße verfolgen, und ihn festnehmen lassen, weil er einen breitkrämpigen Hut hat! Und angenommen, er wäre vielleicht der Uebelthäter; wie könnte er überwiesen werden, da ihn Niemand gesehen haben will?"

„Gleichviel! Laß den Mann nicht aus den Augen! Soeben tritt er in das Gasthaus, wohin auch Du zu Tische gehst. Mindestens ist es gerathen, ihn zu beobachten. Und nun will ich meinen Botenritt machen. Auf Wiedersehen!"

Und schon hatte ich das Posthaus verlassen, den Marktplatz überschritten und das Waldthor erreicht. An der Stelle, wo das arme Aennchen von rohen Häscherhänden berührt worden sein mochte, athmete ich schwer auf. Vom Thore an führte die mir beschriebene Straße, innerhalb einer dichten Baumreihe, ein gutes Stück bergab, das sich angenehm durchlaufen ließ. Bald aber hob sich der Weg und die Allee hatte ein Ende. Die Septembersonne that ihr Möglichstes. Die Herren bedienten sich damals noch nicht der Sonnenschirme, und ich gedachte wehmuthvoll der schattigen Straßen, Durchgänge und Arkaden meiner düsteren Vaterstadt. Die kurze Poststunde schien eine sehr angeheiterte Straßenbegehungs-Commission gemessen zu haben. Ich schritt doch ganz wacker aus, und noch immer war von dem Dörfchen nicht einmal ein Schornstein zu erschauen. Ich sah nach der Uhr, und war nicht wenig überrascht, daß ich ja erst eine halbe Stunde unterwegs sei. Bei solchen Eilgängen zählt die Erwartung die ganze Strecke, die sie vorausjagt zu dem wirklich zurückgelegten Wege, und täuscht so mit weiten Entfernungen und langer Dauer.

Der bisher schattenlose Weg, mitten durch ein mageres Ackerland gezogen, hob sich nun zwischen größerem und kleinerem Buschwerk gegen die Wand eines Hochwaldes, in dessen Schatten die ersten Hütten des Dorfes in Sicht kamen. Aus dem Walde drangen Kinderstimmen, und den steilen

Fußpfad herab kamen Knaben und Mädchen mit Schultaschen, Büchern und Rechentafeln ausgerüstet. Wenn ich diese Kinder nach der Hütte der Mutter Rein fragte, setzte ich mein Aennchen am wenigsten der Nachrede im Dorfe aus. Ich that es mit dem besten Erfolge. Der mindest schüchterne unter den Jungen trennte sich sogleich von seinen Gefährten, schritt mir voran, und schon stand ich vor der gesuchten Hütte, dem Schmuckkästchen, dem heute das Kleinod fehlte.

Die Mutter meines Schützlings, eine stattliche, reinlich gekleidete, Matrone, war damit beschäftiget, einige Streifen Linnenzeug auf einem kleinen Bleichplatze des Gartens mit Wasser zu besprengen. Sie bemerkte meine Anwesenheit erst dann, als mein kleiner lebhafter Begleiter, der zu ihrem nicht geringen Schrecken über die Kohl- und Salatköpfe auf sie zugesprungen war, sie auf mich aufmerksam machte. Ich übergab ihr den Brief, nachträglich erst die Besorgniß hegend, daß die ohne alle Vorbereitung ihr zugekommene schlimme Botschaft nachtheilig auf sie wirken könne. Von den gesunden Nerven unserer Landbewohner sollte ich erst ein Pröbchen erhalten.

Mutter Rein überlas das Schreiben bedächtig; ließ beschauend das Band durch die Finger gleiten, musterte auch mich ziemlich scharf; las die Zeilen noch einmal, und sagte dann mit scheinbarer Gemüthsruhe: „Die Nachbarn sind alle auf den Wiesen; ich habe niemand um Haus und Garten zu bewachen. Ich werde wohl erst nach dem Abendläuten in die Stadt gehen können.

Mein Staunen über diese Beherrschung der mütterlichen Gefühle ging fast in Unmuth über. Mit steigender Beredsamkeit schilderte ich ihr den qualvollen Zustand und die kindliche Zuversicht ihrer Tochter.

„Sie sind es also selbst, der sie verhört hat! Dann wissen Sie es ja genau, daß sie schuldlos ist. Sie steht in Gottes Hand. Was soll ihr denn bis Abends geschehen? Hab' und Gut kann ich doch nicht preisgeben. Ich habe das Stückchen Leinwand ausgebreitet; die Tauben müssen in den Kobel gelockt werden. Von Haus zu Haus will ich auch nicht gehen, um meines Kindes Unfall an die Glocke zu hängen."

Eine solche Besonnenheit oder vielmehr Kaltblütigkeit war mir noch nicht vorgekommen. Mein bespornter Freund aus dem Posthofe hätte mich weidlich ausgelacht, wenn er Zeuge dieser Scene gewesen wäre. Um so ein pendelartig schlagendes Mutterherz zu beruhigen habe ich mich zum Boten erniedriget, des Tages Last und Hitze getragen, und wie ein Russe gefastet. Mir kam doch vor, als hätte ich etwas Dank verdient. Ich fühlte mich verletzt; und schon wollte ich mit einem kurzen Gruße mich entfernen, und die Alte ihrem Schicksale überlassen, als mir Anna's flehender Blick vor die Seele trat. Was kann das liebliche Kind dafür, daß es in die Arme einer so hausbackenen Mutter gelegt worden ist! Soll es deßhalb zu Schaden kommen? Eben dieser Mutter wegen ist hier eine Bevormundung geboten. So dachte ich und trocknete mir den Schweiß von der Stirne, den der rasche Gang, die Schwüle der Luft und die Unruhe mir erpreßt hatten, ohne daß mir letztere recht klar geworden war. Einer solchen sichtlichen Mahnung hatte es bedurft, um die Alte auf den Gedanken zu bringen, daß ich ihr denn doch einen Dienst erwiesen habe. Sie nöthigte mich, in der

Laube auszuruhen, und brachte mir Brod und Milch, die Aufforderung beifügend, von den Früchten nnd Blumen des Gartens nach Lust und Laune zu nehmen, was mir beliebt. Sie nahm den Brief nochmals zur Hand und sagte: „Anna schreibt mir, daß Sie Barmherzigkeit an ihr geübt haben. Das lohne Ihnen der Himmel! Ja, ich theile mit jedem Augenblicke mehr die Angst meines Kindes. Wenn ich nur jemand wüßte, der einen wachsamen Blick für mein Heimwesen hätte.“

Also in keinem plötzlichen Zusammenschauern, keinem krampfhaften Aufjammern gibt sich bei diesem kräftigen Geschlechte die innere Bewegung kund. Der Schmerz wirkt bei ihnen nicht wie ein modernes, allen Verband der Nerven plötzlich lösendes Gift, sondern wie die altbekannten Mineralsäuren und Oxyde, nicht sogleich tödtend, sondern langsam ätzend und zerstörend.

Nun war ich wieder vollständig mit der guten Frau ausgesöhnt, und in einer neuerlichen Aufwallung meiner ungeregelten Nächstenliebe trug ich mich zum Hüter des Hauses an.

Mutter Rein war nicht so übereilt, um diesen Antrag sogleich annehmbar zu finden. Sie blickte mich freundlich an, nickte einigemal mehr überlegend als bejahend, murmelte kaum verständliche Dankesworte, räumte vom Tische ab und zog sich zurück, um, wie sie sagte, sich für den Weg vorzubereiten.

Der Brief ihrer Tochter blieb zurück. Obgleich ich den Inhalt dieser Zeilen kannte, gewährte es mir dennoch ein Vergnügen, mich an den regelmäßigen, wenn auch etwas ängstlichen Schriftzügen dieses Dorf-Phänomens zu ergötzen. Selbst das unscheinbare Band beschaute ich genau, und siehe da, ich entdeckte einige Goldhärchen, die an dem Bande haften blieben, als es so eilig aus den Flechten gezogen worden ist. Mit einer heimlichen Freude, die mein Herz stärker pochen machte, sammelte ich diese wenigen Härchen, und verwahrte dieses Hundertel einer Locke in meiner Brieftasche.

Anna's Mutter ließ mich ungebührlich lange allein, und ich benützte die Zeit, während welcher die Begebenheit, die mich den Tag über beschäftigte, scheinbar stillstand, mich mit meiner Umgebung und mit den Gegenständen, welche meiner Obhut anvertraut werden sollten, bekannt zu machen. Wohin immer ich den Blick kehrte, begegnete er einem freundlichen Bilde. Der kleine Garten trug überall die Spuren eines ordnenden und verschönernden Sinnes, und mußte auch nothwendigerweise der Cultus des Nützlichen vorherrschen, so vertraten doch das Schöne die vielen nickenden Ranken, welche Mauer und Pfahl umsponnen hielten, die balsamisch duftenden Einrahmungen der Gemüsebeete und die wohlgepflegten Blumengruppen. Zwischen dem kleinen Eigenthume der Witwe und dem Besitze ihrer Nachbarn zogen üppige Gebüsche eine Scheidewand, über welche hinaus der Blick, zwischen hochstämmigen Buchen, nach den fernen Waldwiesen schweifen konnte, die von rührigen Menschen bevölkert waren. Das Weiß, Blau und Roth der Gewänder dieser beweglichen Staffage belebte das Bild in der anmuthigsten Weise. Das hölzerne Wohnhaus, worin Anna die frohen und trüben Tage ihrer Jugend verlebt hatte, stand im vollsten Sonnenlichte, das in den kleinen, blanken Fensterscheiben glitzerte. Hinter

diesen entzogen zierliche, faltige Vorhänge jedem frevelnden Blicke das Innere der unentweihten Zufluchtsstätte der Genügsamkeit, Sittsamkeit und des Friedens. Das schöne Blattwerk des wilden Weines zog sich von dem silbergrauen Sockel des Hauses, an der rothbraunen Holzwand hinan, bis zur Spitze des hohen Giebels, und ein Kletterrosenstrauch umwölbte die niedrige Pforte. Dem schmalen Vorplatze sicherte eine lichtgelbe Sandlage den Eindruck des Reinlichen und Heiteren. Zu ihm schossen aus dem Dachlucken und den Lüften die Tauben in ganzen Fluchten herab, um ihre Herrin zu erwarten, die heute so lange ausblieb, und mußten sich damit begnügen, die beim früheren Male übersehenen Körnchen aufzupicken und sich zu sonnen. Das gab ein Flattern, Schwirren und Girren; nur manchmal drangen hindurch die gluckenden Laute einer Henne, der Pfiff eines vorbeihuschenden Vogels oder das Summen der Immen, die in engen Kreisen mich umschwebten. Alles das störte nicht die wohlthuende Einsamkeit, die mich umgab, die mir das Phantom meiner mir selbst noch nicht einbekannten Neigung mitten in diese Scenerie vorzauberte, und mich in Träume versenkte, aus denen mich endlich Schritte weckten, die von der Straße her dem Garten näher kamen. Es war Mutter Rein, die aus einem ihrer Hütte gegenüber gelegenen Hause, an dessen Fenster der Kopf eines alten, kränklich aussehenden Mannes sichtbar wurde, gekommen war.

„So will ich denn mit Gott mich auf den Weg machen", sagte sie — „und meine Hütte bleibt Ihrem Schutze empfohlen."

Ich gab ihr bis an die Straße das Geleit, ertheilte ihr noch einige Auskünfte, und sie ging mit scheinbar gemessenen Schritten, die sie jedoch schnell vorwärts brachten, der Stelle zu, wo ich vor Kurzem meinen kleinen Wegweiser gefunden hatte. Als ich nach dem Nachbarhause blickte, starrten mich noch immer die Glotzaugen des alten Mannes an. Es war kein Zweifel, Frau Rein verläugnete nicht den Argwohn und die Schlauheit der Dörfler. Ich wurde offenbar von meinem Gegenüber in bester Form überwacht. So sehr auch diese Vorsicht meinen Aufopferungseifer herabzustimmen geeignet war, so mußte ich mir endlich, ruhiger geworden, doch eingestehen, daß man einem Fremden, selbst auf den Brief des Mädchens hin, nicht ohne alles Bedenken Haus und Hof anvertrauen könne, und da ich mich genau kannte, somit mich selbst von Argwohn nicht ganz frei wußte, so fand mein leicht versöhnliches Gemüth sich auch bald mit dem alten Kahlkopfe ab, unter dessen polizeiliche Aufsicht ich gestellt war.

Mir schien unter den gegebenen Territorialverhältnissen nichts zusagender zur Wahrung der beiderseitigen Würde und nichts tauglicher für die Förderung unserer in der Hauptsache übereinstimmenden Interessen, als eine freundnachbarliche Annäherung, zu welcher ich als der jüngere den ersten Schritt zu thun mich nicht abgeneigt fand; drohte ja doch auch fast unausbleiblich in der nächsten Stunde ein gemeinsamer Feind — die Langweile.

Ich war eben daran, vor die Gartenthür zu treten, als ein Knistern in den Gebüschen meine Aufmerksamkeit nach der entgegengesetzten Richtung lenkte. Ich sehe wie die Zweige vorsichtig zurückgebogen werden, durch die Lücke wird ein Korb geschoben; Kopf, Hand und Fuß eines weiblichen

Wesens werden sichtbar, und vor mir steht, entathmet und betroffen, meine reizende Inquisitin, Aennchen Rein!

Es ist schwer zu sagen, wer von uns beiden mehr überrascht gewesen. Das Mädchen konnte mich hier nicht vermuthen und ich glaubte es hinter Schloß und Riegel.

Anna fragte zunächst nach ihrer Mutter. Die Schüchternheit des guten Kindes wuchs, als es erfuhr, daß Frau Rein soeben nach der Stadt gegangen sei, um Schritte für die Befreiung ihrer Tochter zu thun.

Zufällig blickte ich nach dem Wachposten hinüber, der nun ein Ehrenposten geworden war. Der Alte nickte der Angekommenen einen freundlichen Gruß zu.

„Wir müssen die Mutter zurückholen", sagte das besorgte Mädchen. Ich war sogleich bereit, die erst kürzlich fortgegangene einzuholen. Da trabte eine Schaar Kinder die Straße herab, und rief uns ihr einstimmiges: „Gelobt sei Jesu Christ!" zu, und mein kleiner Irrwisch von vorher schwenkte zum Zeichen größerer Vertraulichkeit seinen verwitterten Strohhut.

„Kilian", rief Anna — „Du sollst morgen eine Butterschnitte mit Honig haben, wenn Du meine Mutter auf der Straße einholst und ihr sagst, daß ich zu Hause bin."

Der Knabe jauchzte auf, daß es im Walde wiederhallte, und in drei Sprüngen war er uns aus den Augen.

Wir betraten den Garten, und Anna hatte ihre ganze Unbefangenheit wieder erlangt. Mit einer Heiterkeit, die ich an ihr noch nicht kannte, und die sie womöglich noch liebenswürdiger erscheinen ließ, erzählte sie nun, daß sie keine volle Stunde im Kreise der Familie des Amtsboten verweilt habe, als sie in die Kanzleistube zurückberufen, einem ärmlich gekleideten Manne, der einen großen, grauen Hut in der Hand hielt, entgegengestellt wurde. Sie sei gefragt worden, ob dieser der Mann gewesen, der die Lose in den Korb gesteckt habe, was sie nicht behaupten konnte; denn sie habe ja die Person, die ihr auf die Straße gefolgt sei, nicht angesehen; nur flüchtig habe sie bei einer kleinen Wendung den grauen Hut bemerkt. Dieser Mann bekannte sich aber ohne Zögern zu der besagten That, und bat zugleich, Anna möge ihm verzeihen, daß er ihr so große Unannehmlichkeiten verursacht habe. Hierauf hatte sie nur noch ihren Namen auf das Protokoll zu schreiben, und dann sei sie entlassen worden. Aus einer vielleicht unbegründeten Scheu wollte sie den Rückweg nicht durch das Waldthor nehmen, deshalb habe sie den steilen Fußsteig über den Steinbruch gewählt, der erst am Ende des Dorfes zur Straße einlenkt. Um nur recht bald bei ihrer Mutter zu sein, nahm sie den Weg durch die Gärten und schlüpfte durch den Heckenzaun.

Ich gab meiner Freude über die schnelle und glückliche Lösung der Unannehmlichkeiten den lebhaftesten Ausdruck, als Anna den Brief mit dem Bande bemerkte, der auf dem Tische in der Laube lag.

„O, wie bald ist der Brief in die Hände meiner Mutter gelangt"— sagte sie erröthend, mich mit ihren frommen, ehrlichen Augen anblickend. Es wäre eine lächerliche Blödigkeit gewesen etwas zu verschweigen, was sie bereits errathen zu haben schien und was andere wußten. Als sie aus

meinem Munde die Bestätigung ihrer Vermuthung erhielt, faßte sie, überwältigt von dem Gefühle der Dankbarkeit, nach meiner Hand und neigte sich zu ihr nieder. Ich drückte meine Hand so tief abwärts, daß sie die kußbereiten Lippen des Mädchens nicht mehr erreichten, hauchte aber selbst einen Kuß auf die schöngewölbte Stirn des holden Kindes.

So viele Empfindungen und Gedanken sich auch in diesem Momente in dem Köpfchen des Mädchens kreuzen mochten, dennoch versäumte es nicht einen Seitenblick nach unserem Ehrenposten zu thun, und beruhigt darüber, daß unser Versteck außerhalb der Seh- und Schußlinie lag, trat Anna aus der Laube, und ich folgte ihr bis auf den Vorhof. Da rauschte es in den Lüften, silberglänzende Fittige umschwirrten uns, und die Schützlinge der bezaubernden Dorffee schwebten hernieder. Nun ging erst das Flattern und Drängen, das Picken und Girren recht los. Die zahmeren Lieblinge hüpften auf den vorgehaltenen Finger oder setzten sich auf Kopf und Achsel ihrer Herrin. Ein Wink, ein Wort lockte den einen näher oder verscheuchte den anderen. Und wie sie da stand mit dem lebensfrischesten Gesichtchen von der Welt, im magischen Glanze der milden Herbstsonne, in der Mitte dieses Bannkreises, den sie um sich zu ziehen wußte, da wurde ich unwillkürlich an „Lillis Park“ erinnert, und Göthes Worte klangen mir wie ein Mahnruf in den Ohren:

—„Wie hieß die Fee? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr sie nicht, so danket Gott dafür.“

„Wie sind Sie doch so engelgut, Herr Robert“, — sprach sie mit dem herzgewinnenden Ausdrucke einer absichtlosen Offenheit — „ich habe es schon in der Amtsstube wahrgenommen, daß Sie kein gewöhnlicher Schreiber sind; der wäre viel zu stolz gewesen einem armen Bauernmädchen so wolwollend zu begegnen, noch weniger aber die Botschaft selbst zu bestellen. Ich möchte Ihnen so gerne recht ausführlich sagen, wie sehr ich Ihnen danke, und wie ich Ihre Güte niemals, niemals vergessen werde, doch die rechten Worte sind es nicht, die mir zu Gebote stehen. Man sollte so etwas auch in der Schule lehren, so gut wie das Beten.“

Sie sprach so innig bewegt, daß schon der Ton ihrer Stimme für die Wahrheit ihrer Worte Bürgschaft bot, wenn ich auch in ihren klaren Augen den Thautropfen nicht bemerkt hätte, von dessen Hervordrängen sie wol selbst keine Ahnung gehabt haben mochte. Welchen Ausdruck von größter Heftigkeit würden in diesem Augenblicke meine stürmischen Gefühle erfahren haben, wenn die Vedette hinter dem Fenster nicht einen einschüchternden und ernüchternden Eindruck auf mich gemacht hätte. Wie oft beruht unsere ganze Klugheit auf einem Paar fremder Augen, die wir nicht zu Zeugen unserer Schwäche machen wollen.

Ich sah noch einmal nach dem greisen Haupte — unser Ehrenwächter hatte seinen Posten treulos verlassen. Hatte das mein Verhängniß so gewollt? Sollte ich ihm verfallen? Nein, mein Genius blieb mir treu und bewahrte mich in anderer Weise vor Uebereilung. Der Alte wußte recht gut, wer ihm ein „Abgelöst!“ zugewinkt hatte. Mutter Rein bog um die Ecke und trat in ihr angestammtes Recht als Ehrenwächterin. Anna flog

ihrer Mutter nicht entgegen, stürzte ihr nicht an den Hals, wie wir es in unseren Kreisen zu sehen gewohnt sind. Sie küßte ihr ehrerbietig die Hand, und schien höchlich zufrieden mit dem mütterlichen „Gott sei Dank!“

Man hat mich frühzeitig gelehrt den Zeitpunkt wahrzunehmen, von welchem an ich mich bei anderen für überflüssig zu erkennen habe. Ein solcher schien mir jetzt gekommen zu sein, und ich begann mich zu verabschieden. Daß die Alte es zufrieden war, las ich aus ihren Mienen; allein Aennchen schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Sie sprach zögernd, wobei sie fragend und Zustimmung fordernd ihre Mutter anblickte: ‚Für so viel Güte und Bemühung möchte ich mich gar so gerne, wenigstens mit einer Kleinigkeit Ihnen erkenntlich zeigen. Ich besitze ein Pärchen Ringeltauben, so schön und so zahm, daß meine Lieblinge vielleicht auch Ihnen nicht unangenehm sein würden. Wollen Sie wol dieses kleine Geschenk als ein Andenken an Ihre gute That freundlich annehmen?‘

„Wo denkst Du hin, kindisches Mädchen“ — unterbrach sie die Mutter — „Die Herren haben weder Lust noch Zeit mit solchem Spielzeuge sich zu befassen. Wenn es der Herr nicht verschmäht, so werde ich ihm ein Körbchen Obst bringen, sobald die ersten schönen Stücke in unserem Gärtchen reif werden.“

Ich dankte dem holden Kinde recht innig für das angebotene Geschenk; wollte es doch seine Lieblinge opfern, um mir eine Freude zu bereiten und um die Symbole der Liebe mir nahe zu bringen. Nachdem ich auch die Mutter von meiner Uneigennützigkeit zu überzeugen versucht hatte, schied ich aus dem schönen Zauberreiche, Eindrücke mit mir nehmend, die mich die Erinnerung an jene Stunden immer noch als einen lichten Punkt in meiner vielgetrübten Jugendzeit erkennen lassen.

Die Erlebnisse dieses Tages gaben mir unterwegs genug zu denken, und ich erwachte aus meinem Sinnen und Träumen zu dem Verständnisse des Reellen erst dann, als mir der Bratenduft aus dem Gasthause entgegen quoll. Mutter Rein's Brot und Milch waren eine zu knappe Abfindung für ein versäumtes Mittagmal, und ich ging eben mit allem Eifer daran mir aus dem Abendinbiß die Entschädigung zu holen, als ich mit meinem, unter dem Zeichen des Posthornes gebornen Stubengenossen zusammentraf.

„Du hättest nicht nöthig gehabt“ — rief er mir lachend zu — „Dein bischen Humanität im ärgsten Sonnenbrande in die Berge zu tragen! Die Dorfunschuld ist frei, und der Schuldige — nein, der Schuldigseinwollende, ein Missethäter per procura, ein Prügelknabe ist gefunden.“ Und nun erzählte er, wie er von fern dem Fremden gefolgt sei, wie er ihn im dunklen Wagenhause mit einem armen Bandweber habe sprechen sehen, und wie kurz darauf der Fremde mit einer Reisekappe auf dem Haupte im eigenen Wagen davongefahren, der arme Weber aber mit einem seelenvergnügten Gesichte unter dem bekannten breitkrämpigen Hute, nach dem Amtshause gegangen sei. Durch Schrecker habe sich alsbald die Nachricht verbreitet, der Weber sei geständig, die Lose eingeschmuggelt und sie in den Korb des arglosen Mädchens geschoben zu haben.

„Dein scharfer Sermon am Schalter des Postamtes“ — fuhr mein Freund fort — „mochte dem Fremden in dem Augenblicke, wo er einer Nachricht vielleicht von seinen eigenen Kindern entgegen sah, zu Herzen gegangen sein, und ihn bewogen haben, für die Befreiung des Mädchens etwas zu thun, ohne sich selbst bloß zu stellen. Und so ist er an dem armen Weber zum Wolthäter geworden, der mit seiner Schaar von Kindern dem Verhungern nahe gebracht war. Dem Manne kömmt nicht leicht wieder eine so erwünschte Gelegenheit, im Gefangenhause ausruhen und dafür noch einige Thaler einstreichen zu können.

Mußte ich auch zugeben, daß die wirren Fäden dieser Begebenheit nach Thunlichkeit und ohne Nachtheil der Betheiligten gelockert worden sind, so widerte mich doch die, nach allen Seiten hin sich kundgebende Verlogenheit zu sehr an, als daß ich nicht gewünscht hätte mit dieser ungescheuten Darlegung einer bedauerlichen Entsittlichung verschont worden zu sein. Doch an der Sache war nichts zu ändern. Niemand hat die Unterredung des Schmugglers mit dem Bandweber gehört, und vom letzteren stand zu erwarten, daß kein Foltergrad der alten hochnothpeinlichen Gerichtsordnung ihn jemals bewegen würde, den aus seiner übernommenen Rolle zu erwartenden Vortheil aufzugeben.

Und so hälte denn damit eigentlich die Geschichte der ersten Stunden in meinem Amte den Abschluß gefunden. Doch mit einem Mißtone will ich sie nicht ausklingen lassen. Bewahre ich bis auf diese Stunde dem anmuthigen Aennchen ein treues Andenken, so läßt es sich auch annehmen, daß eine der freundlichen Leserinnen den Wunsch hege, doch noch etwas mehr über das holde Kind zu erfahren.

* * *

Mein Aufenthalt in dem Grenzstädtchen währte zu meinem Glücke nur wenige Monate. Das Mädchen sah ich selten meist nur von fern. Ich vermied jede Annäherung; denn ein Concepts-Aspirant jener Zeit verstand sich in seinem Nichts durchbohrenden Gefühle ganz vortrefflich auf die heutzutage in Mißcredit gelangte Tugend der Entsagung. Mutter Rein war zu praktisch um durch ihr Erscheinen bei mir dazu beizutragen meine mühsam eingelullten Gefühle zu wecken. Die Früchte ihres Zaubergartens reiften nicht für mich. Dagegen schien ein Plänchen bei ihr zur Reife gelangt zu sein, das ihrem Kinde ein bescheidenes Glück verhieß. Anna war die begabteste und fleißigste Schülerin und der Liebling ihres alten Lehrers, daher ihre unter den gegebenen Verhältnissen ungewöhnliche Bildung. Die Söhne alternder Dorflehrer hatten damals eine Art Anwartschaft auf das Amt ihres Vaters. Der junge Lehrer von Oberndorf konnte seinem Vater keine willkommenere Schwiegertochter zuführen als Anna.

* * *

Nach sechs Dienstjahren nahm ich meinen ersten Urlaub. Ich führte noch immer den wohlklingenden Titel eines Concepts-Praktikanten, und ich kann mich rühmen, daß ich jede sträfliche Ungeduld, jede sündhafte Sehnsucht nach einer höheren Stellung, wenn sie auch, wie leicht begreiflich, einer meiner frommen Wünsche gewesen, eben so entsagungsvoll zu unterdrücken verstand, wie einst meine erwachende Neigung für das gute Aennchen. Hätte ich mich etwa für besser halten sollen als meine älteren, mit demseben Titel in Ehren ergrauten Collegen? Wir hatten damals noch etwas von einem esprit de corps. Wir wußten uns zu bescheiden, und verstanden uns darauf zu warten.

Meine Urlaubsreise brachte mich dem Schauplatze meiner ersten amtlichen Flügelschläge nahe. Das ärmliche Städtchen sah noch immer so aus, wie es war, als ich ihm Valet gesagt. Aufzusuchen hatte ich Niemand. Mein alter Chef lebte als Jubilar in der Hauptstadt; sein Söhnchen, mein Aktenfalzmeister, war inzwischen verdorben und verschollen, und meinen Gönner aus dem Posthause entführte das Glück, in einer seiner knauserigen Launen, bis an die südliche Spitze von Dalmatien. Es litt mich nicht lange in diesem nüchternen Oertchen; dagegen trieb mich eine wahre Aelplersehnsucht nach dem nahen Oberndorf.

Es war abermals um die Herbstzeit, jedoch früh am Tage, als ich durch den Spitzbogen des geschichtlich gewordenen Waldthores, die dichte, kühle Allee entlang, dem Dörfchen zuschritt. Mit aufmerksameren Blicken als vor sechs Jahren betrachtete ich die Gegend, über die ein feiner violetter Nebel gebreitet war, der ihr einen größeren Reiz sicherte, als das vollste Sonnenlicht jemals verleihen konnte. Die Straße war fast menschenleer. Die Dohlen die sie bevölkerten, flogen bei meiner Annäherung feldwärts. Es heimelte mich erst dann an, als mich die ersten Gebüsche am Fuße des Berges umfingen. Sie waren merklich emporgeschossen. Nun bog ich um die Waldecke und trat zwischen die ersten Häuser des Dorfes. Da das Schulhaus am entgegengesetzten Ende lag, mußte ich unausweichlich an Mutter Rein's Hütte vorüber kommen. Allein so aufmerksam auch meine Blicke suchten, sie fanden den hochgegiebelten, umrankten und umflatterten Reliquienschrein meiner Erstlingsgefühle nicht mehr. Lillis Park war verschwunden seitdem das Feenkind dieses kleine Eden verlassen hatte. An dieser Stelle war, der ganzen Breite des Grundstückes nach, ein häßlicher, stockhoher Ziegelbau aufgeführt worden, über dessen geschlossenem Thore die Aufschrift: „Korb- und Holzgeflecht-Fabrik“ zu lesen war. Mich schauerte beinahe. Eine solche Umwandlung hätte ich kaum für möglich gehalten. Nichts, nichts sollte übrig bleiben von der schönen Scenerie einer glücklichen Stunde!

Rascheren Schrittes verfolgte ich die sanft ansteigende Straße. Aus einigen Hüttenfenstern blickten neugierige Augen nach dem seltenen Wanderer. Die lauernden Augen meines ehemaligen Ehrenhüters waren wol schon längst für immer geschlossen. Hie und da bellte ein Haushund, und dreiste Sperlinge jagten von Hecke zu Hecke mir voraus. Kilian, mein Laufbursche von ehemals, ging vielleicht irgendwo hinter dem Pfluge oder schulterte wol gar vor einem Schilderhause.

Aus der Ferne tönte ein lieblicher, vielstimmiger Kindergesang mir entgegen. Er kam aus dem Schulhause, das von zwei mächtigen Lindenbäumen beschattet und von dem kupfernen Thurmhelm der nahen Kirche überragt, dicht an der Straße lag.

Die Sonne trat in ihrem vollen Glanze aus dem verflatternden Nebel hervor und leuchtete durch die spiegelreinen Fenster in die Wohnung des Lehrers tief hinein. Ich stieg zögernd die drei Stufen der Hausthüre hinan; unter meinen Sohlen knisterte der weiße Sand auf den Steinplatten des Flurs. Eine Thür der Wohnstube stand halb offen, in deren Nähe ich für einen Augenblick anhielt. Da rief eine wohlklingende Stimme im einschmeichelndsten Tone: „Robert, mein Robert! Bist du es? Warum kommst du denn so spät!“

Was war das? War dieser Gruß mir entgegengerufen worden? Konnte er mir gelten! Ja, dann, dann kam ich wol viel zu spät für das Glück zweier Menschen.

Es war mir ganz unmöglich einen Schritt vorwärts zu thun. Mein Herz hüpfte einigemale auf, als wollte es dem trägen Körper entfliehen. Doch keine Secunde blieb mir übrig, um mich zu fassen; denn schon trat aus dem sonnigen Hintergrunde der Stube eine madonnenhafte Erscheinung, ein wunderbar schönes Weib mit einem blühenden Kinde auf dem Arme mir entgegen. Ich stand vor der Gesuchten. Wer hätte es auch sonst sein können, als mein Aennchen! Wenn auch nicht mehr so mädchenhaft zart, so jungfräulich knospenhaft, war sie doch von einem Leibreiz umflossen, der von solcher Ausdauer nur selten zu finden ist. Und wie die staunenden, schönen, blauen Augen immer lächelnder auf mir ruhten, und die schwellenden Lippen sich früher wortlos öffneten, bevor ihnen ein freudiges: „Mein Gott! Herr Robert! Willkommen, tausendmal willkommen!“ entströmte: Da fühlte ich, daß sechs Jahre noch immer eine zu kurze Zeit sind, um alle Regungen einer noch so flüchtigen Jugendliebe zu ertödten.

Aennchen ließ ihren Mann sogleich aus der Schulstube herbeirufen. Er begrüßte mich mit ungeheuchelter Freundlichkeit; war ich ihm ja als Ehrenretter von den beiden Frauen oft genannt worden. Er war ein wohlgestalteter Mann, mit der Stirne eines Denkers und dem Blicke eines Kindes, ganz zum Lehrer geschaffen, und würdig der Gatte Aennchens zu sein. Und nun hüpfte noch ein allerliebster blondlockiger Knabe von vier Jahren herbei, der mich mit neugierigen Kinderaugen beguckte. Er war ihr Erstgeborner. Um mein Andenken in ihrer Familie festzuhalten, mußte auf Anna's Begehr dieser Bube den Namen „Robert“ erhalten, und er war es, den herankommend die junge Mutter wähnte, und den sie rief, als ich in das Hausthor trat.

Nichts konnte mir willkommener sein, um meine Aufregung zu verbergen, als die Umarmung des blauäugigen Jungen, wobei wenigstens die Hälfte der Küsse, mit denen ich seinem kleinen, süßen Munde lästig fiel, nicht ihm, sondern seiner Mutter galten.

Schöne Stunden verlebte ich im Kreise dieser glücklichen Menschen. Aennchen war die liebenswürdigste Hausfrau; voll Zärtlichkeit für ihren

Gatten, hatte sie doch immer auch ein aufmunterndes Wörtchen für mich. Sie wußte viel zu erzählen, meist freudiges. Nur einmal fiel der Schatten der Trauer über ihr schönes Gesicht, als sie ihrer Mutter gedachte, die seit drei Jahren ein Ruheplätzchen im nahen Friedhofgarten gefunden hatte.

Die Sonne war schon hinter den Bergen, als ich an die Heimkehr dachte. Die Innigkeit des Abschiedes war die lauteste Kundgebung des reinsten Freundschaftsgefühles. Dabei ging es nichts weniger als trübselig zu. So ungewöhnliches und auffälliges mochte sich in dem kleinen Haushalte schon lange nicht zugetragen haben. In den Gruß der Eltern mischten sich die Stimmen der kleinen Schreier, die ich mir in wenigen Stunden zu Freunden zu machen wußte. Die Mägde knixten und boten mir eine glückliche Reise; die Turteltäubchen, die einzige Mahnung an Aennchens Taubenpark, girrten lauter aus der dunklen Zimmerecke; die Sperlinge zwitscherten vom Thürgesimse herab, und die vorbeiziehende Dorfjugend rief mir, wie vor sechs Jahren, ihren frommen Spruch zu.

Ich schied. Mein Geschick führte mich weit weg von den Spielplätzen meiner Jugendgefühle. Aennchen sah ich nicht mehr. Ihr letzter Gruß an der Schulhauspforte galt, ebenso schalkhaft als ehrlich gemeint, meiner künftigen Gattin. Er blieb bisher unbestellt.

Der erste Friedenstag.

Eine Frühlingsphantasie
von
Julius Rodenberg.

Der heil'ge Frühling kam — es war die Zeit,
  Wo nach dem ungeheuren Völkerstreit
Ein sanfter Liebeslaut die Brust versöhnte;
  Wo mit dem lichten Aufblick der Natur,
Dem ersten Grün des Waldes und der Flur,
  Des Friedens erste Botschaft auch ertönte.
O, welch' ein Tag! — Es war ein Tag im März,
  Den nimmer ich vergessen werde, nimmer,
So voll zum Ueberströmen war das Herz,
  So voll die Welt vom hellsten Frühlingsschimmer!

Mich litt's nicht bei den Menschen, nicht im Haus,
  Schon früh am schönen Morgen ging ich aus,
Und wie die Nebel dampften, wie sie sanken,
  Im Glanz getaucht, da sprach ich in Gedanken:
„O sieh', schon grüßt mit reiner Flamme
  Der Himmel selbst sein Werk — schon webt
Das Licht sich hier von Stamm' zu Stamme,
  Und Alles athmet neubelebt.
Was stumm in Dunkel lang gelegen
  Strebt liebend nun dem Tag entgegen,
Und über Nacht und über Tod
  Steigt glorreich auf ein neues Morgenroth."

Dann, Abends, bei der Sonne letztem Schein,
  Schritt ich auf wohlbekanntem Pfad feldein;
Und wie ich ging und mich des Glücks erfreute,
  Das mich aufs Neu' den alten Pfad geführt,
Begann von fern und nah das Nachtgeläute,

Das niemals mich so sehr ergriff wie heute.
Und selig stand ich still und sprach gerührt:
„O Glockenklang!
Wie schallst du doch das Thal entlang,
Und wie bewegst du mich von Herzensgrund!
Nun schweigt der eherne Mund,
Der wild Verderben spie —
Und sanft erklingt
Die Melodie,
Die der Gemeinde Frieden bringt!
Nun, in den Dörfern, wo dein Ton erschallt,
Versammelt wieder froh sich Jung und Alt,
Und spricht von Wiederkehr und Wiederseh'n
Mit feuchten Blicken, die sich wohl versteh'n!
Nun in den Städten regt sich's hundertfach,
Man schmückt die Straße, läßt von jedem Dach
Die Fahnen wehen, und des Nachts noch glänzt
Der Marktplatz, der mit Lichtern rings bekränzt . . . ."

Und weiter ging ich, zu des Waldes Rand,
Wo brausend von des Berg's gezackter Wand
Die Wässer stürzten, die der Lenz befreit
Aus Winternacht. Nun suchten sie mit Tosen
Die Felsentiefe, die des Abends Rosen
Erleuchteten mit Himmelsherrlichkeit.
Und wie sie tobten voller Jugendkraft,
Und mit dem kühnen silberhellen Gischte
Des goldnen Westens warmer Glanz sich mischte,
Da zog es durch die Brust mir märchenhaft.
Und über'm Abhang, in der Nacht der Fichten,
Sah' ich die Dämmrung wundersam sich lichten,
Von Luft getragen und aus Duft gewoben
Kam schwebend eine Lichtgestalt von Oben.
Ein Regenbogen wölbte sich als Steig,
Dem Fuß sich bietend, zart wie eines Kindes;
Ihr Kleid war weiß, bewegt vom Spiel des Windes,
Und ihre Hand trug einen Palmenzweig;
Den senkt sie nieder und nun auf Einmal
Ging's durch den Wald hin wie ein stilles Segnen,
Als säh' ich bei des Tages Abschiedsstrahl
Den Frieden und den Frühling sich begegnen.
Und zu gewaltigen Harmonien schwoll
Der Wasser unablässig dumpfes Branden:
Und über ihnen scholl
Gesang so süß, Gesang so wundervoll,
Wie ich ihn nie vernommen und verstanden. —

„Sprudelnde Quellen! Lebendige Wellen,
  Die ihr der Erde melodisch entspringt —
Nährt mit dem hellen
  Köstlichen Naß die beglückteren Stellen,
Denen ihr Schätze der Arbeit bringt.

Sprudelnde Quellen! Lebendige Wellen,
  Nimmer versiegend in Frühlingsgefild:
Seid mir der segnenden Liebe Bild!
  Seid meine Boten! Rauschet hernieder.
Rauscht in das Thal und durchströmt es mit Lust;
  Bringet den Frieden der Hütte wieder,
Und die Freude der Menschenbrust.

Grüßt die Geschlechter, die weit entfernten,
  Ringt unablässig vom Felsen euch los,
Denn die Fülle zahlloser Ernten
  Tragt ihr in eurem kristallenen Schooß.
Nehmt es, ihr Lieben, von Sehnsucht getrieben,
  Murmelt und flüstert von Ort es zu Ort.
Und durch die Au'n, die noch schweigsam geblieben,
  Trägt es das schöne, beseel'gende Wort.
Laßt auch den Winden, den Lüften es geben,
  Daß sie es weh'n in die Welt hinaus.
Daß sie es tragen, daß sie es heben,
  Daß sie es jubeln von Haus zu Haus —."

Und als ich aus der Seele, voll und tief,
  Dem Klange nachbebend, „Frieden! Frieden!" rief —
Da, mit des Abendrothes letztem Prangen
  War auch das Bild, das ich erschaut, vergangen;
Die Nacht begann, ein Hauch, so frühlingslau
  Erfüllte sie; gar fromm aus hehrem Blau
Sah'n mich die Sternlein an, die holden.
  Und o, wie schön die Zukunft wird und frei,
Die Welt so schön, das Leben wieder golden —
  Als ob's geschenkt zum zweitenmale sei!
Steig' denn herab und weile lang hienieden
  Du guter Geist der Menschheit: Frieden, Frieden!

Gedichte

von

Alexander Petöfy.

I.

Aus dem Ungarischen von Ludwig Dux.

1.

Gevatter Paul.

Gevatter Paul denkt eines Tags: Schon gut!
Und schlägt sich sausend
Und stolz auf's linke Ohr den Hut:
Ei, alle Tausend!
Was brauch denn ich ein Weib, und wie?
Leb ich nicht freier ohne sie?
Ich jag sie fort: so fängt die Geschichte an —
Und wie er's sagte, war's gethan.

Gevatter Paul eines Tags nachdenken thut,
Und schiebt sich grausend
Auf's rechte Ohr zurück den Hut:
O alle Tausend!
Sie fortzujagen war nicht klug,
Da gedieh das Haus, hatt' Geld genug,
Nun gehts zu Grund — so fängt die Geschichte an —
Und wie er's sagte, war's gethan.

Gevatter Paul nunmehr sich denkt: Schon gut!
Und schlägt sich brausend
Auf's linke Ohr zurück den Hut:
Ei doch, potz Tausend!
Was soll's, das Leben, verseufzt, verschnauft?
Mir bleibt nicht viel, so sei's verkauft!
Ja wohl, verkauft! — so fängt die Geschichte an —
Und wie er's sagte, war's gethan.

Gevatter Paul zuletzt sich denken thut,
Und zieht sich grausend
Ueber Aug' und Ohr hinab den Hut:
O alle Tausend!
Nun ist alles hin, der ganze Hauf —
Was thu' ich nun? Knüpf' ich mich auf?
Ja wohl, das thu' ich: so fängt die Geschichte an —
Und wie er's sagte, war's gethan.

2.

Der Schäfer.

Der Schäfer auf dem Esel sitzt,
Bis auf den Boden reicht er,
Wenn ihm so schwer das Herz nicht wär,
Er ritt' um Vieles leichter.

Am Rasen liegend flötet' er,
Dieweil die Heerde weidet,
Da hört' er, daß sein Mädel krank,
Sein Mädel ihm verscheidet.

Er schwingt sich auf den Esel, jagt,
Daß er die Hütt' erreiche,
Doch wie er jagt, es ist zu spät,
Sie war schon eine Leiche.

Was konnt er thun? Im bittern Groll —
Es war ein trautes Mädel! —
Schlägt er den krummen Schäferstock
Dem Esel um den Schädel.

3.

Mein Weib.

Trägt der Weichseln tausendfach die
Au,
Hab' ich doch ein einzig Weib zur
Frau.
An der Einen schon zu viel ich
Hab',
Bringt mich über kurz oder lang in's
Grab.

Gar ein wunderbar Geschöpf, die
Frau:
Zittern muß ich, wenn ich sie nur
Schau.
Zwar sie spricht kaum, ist's geschehen
Schon;
Dennoch ist Gekeif mein ew'ger
Lohn.

Oefter fällt mir's ein, dieweil ich
Forsch':
Hau sie! Wag's! Sie ist ja alt und
Morsch.
Doch sobald sie mir in's Auge
Schaut,
Sinkt der Muth und meiner Seele
Graut.

Dreimal war sie schon dem Tode
Nah,
Du mein Gott, wie herzfroh war ich
Da!
Doch der Teufel holt sie nie: mit
Recht!
Das Weib ist dem Teufel selbst zu
Schlecht.

II.

Aus dem Ungarischen von Adolf Dux.

1.

Das Lied der Wölfe.

In Sturmesgeheul,
Unter wolkigem Himmel,
In schneidendem Frost,
Bei Flockengewimmel —

In der grausigen Steppe,
Welch elendes Leben!
Und nicht ein Gesträuch,
Uns Obdach zu geben!

Die Kälte von draußen,
Der Hunger von innen, —
Vor diesen Verfolgern
Gibt's kein Entrinnen!

Dann bringt uns der Blitz
Der Jäger Verderben,
Daß purpurn den Schnee wir,
Die Blutenden, färben.

Wir frieren und hungern,
Verbluten dabei uns,
Wir leben in Elend,
Doch fühlen wir frei uns!

2.

Am eignen Heerd.

Seit ich in die Eh' getreten,
Komm' ich wie ein Fürst mir vor;
Thron und Zepter sind mir Armstuhl
Und mein langes Pfeifenrohr.

Und so sitz' ich majestätisch,
Und empfange gnädig hier
Meine treuen Unterthanen,
Die mir nah'n, zu huld'gen mir.

Mädchen dort im Rosaröckchen,
Weil du lieblich bist und fein,
Will zuerst mit dir ich sprechen;
Komm', du sollst die Erste sein.

Kleine Falsche! miedst mich immer,
Deinen Namen kannt' ich nur,
Wußte, daß du Freude heißest,
Fand doch niemals deine Spur.

Aber endlich fielst du dennoch,
Holde Fee, in meine Macht,
Und nun täglich meine Stirne
Schmückst du mit der Blumen Pracht, —

Mit so schönen duft'gen Blumen,
Wie nur eine Fee sie bricht;
Drunter steckt wohl manches Dörnlein,
Doch es neckt nur, schmerzt mich nicht.

Komm' auch du her, dürre Sorge
Mit dem bleichen Angesicht, —
Nein, nein, geh nur, denn zu trocken
Ist, was deine Lippe spricht.

Thörin, die in solchen Tagen,
Mir von Kleidung spricht und Brot!
Troll dich fort! — Wie kurz das Leben,
Ist doch lang die Lebensnoth.

Und auch du bist hier erschienen,
Schmerz mit Blicken voller Harm!
Fürchtest du denn nicht, Verwegner,
Daß dich rächend trifft mein Arm?

Tiefe Wunden meinem Herzen
Schlugst du, und es blutet noch;
Was soll ich mit dir beginnen?
Geh nur, ich verzeih' dir doch!

Denn nach unsern langen Kämpfen
War der Sieg doch endlich mein,
Und als Sieger üb' ich Großmuth,
Will ich, Böser, dir verzeih'n. —

Was für Lärmen hör' ich draußen?
Ei, es tobt mein Flügelpferd,
Weil ein Esel es gestoßen,
Oder weil es mich entbehrt.

Bald, mein Rößlein, wollen einen
Sprung wir nach den Wolken thun!
Wart', mein Rößlein, wart' ein Weilchen,
Bis geruht ich hab — zu ruh'n.

Gedichte

von

Eduard Mautner.

1.

Frauen und Dichter.

Zwischen Dichtern herrscht und Frauen
Gar ein alter ew'ger Bund,
Den in gläubigem Vertrauen
Tausend Lieder geben kund.

Wenn in unermess'ner Ferne
Dichtersehnsucht schweift nach Glück,
Leiten holde Augensterne
Auf die Erde sie zurück.

Echo nur aus Frauenherzen,
Das in unsere Seelen dringt,
Sind die Freuden, sind die Schmerzen,
Denen uns're Leier klingt.

Ist die Muse, der wir dienen,
Treugesinnt mit Seel' und Leib,
Jemals anders uns erschienen
Denn als hohes Götterweib?

Seit der Frauen Lob geschlagen
Seine Harfe stolz und froh,
Seit Petrarca's goldnen Tagen
War, und ist und bleibt es so!

Mich den Hohen zu vergleichen
So vermessen bin ich nicht:
Nimmer ihren Schwung erreichen
Wird mein stammelndes Gedicht;

Doch wenn ihm ein Frauenlächeln,
Eine Frauenthräne glänzt:
Träum' ich, daß mit kühlem Fächeln
Lorbeer meine Stirn umkränzt.

2.

Schottisches Kriegslied.

(Nach dem Englischen des Scott.)

Kriegshorn von Donuil-Dhu,
Kriegshorn von Donuil,
Schmettre nur immer zu,
Sammle Clan Conuil!
Kommt herbei, kommt herbei,
Folget dem Schalle!
Kommt in Glied und Reih'
Alle kommt, Alle!

Kommt von Gebirge hoch,
Kommt von den Seen;
Lustig zu Inverloch
Kriegsbanner wehen!
Ein jedes treue Herz,
Das in dem Thal schlägt!
Ein jede Faust von Erz,
Die einen Stahl trägt!

Lasset des Berges Aar
Zehnten die Heerde,
Laßt die Braut am Altar,
Die Leich' auf der Erde,
Laßt das Thier, laßt den Stier,
Das Netz in den Wogen;
Kommet in Waffenzier
Alle gezogen.

Wie Sturm, der mit Wuth kommt,
Um Wälder zu fällen,
Mit Macht, wie die Fluth kommt
Wenn Flotten zerschellen,
Schneller kommt, schneller kommt,
Folget dem Schalle!
Jeder hilft, Jeder frommt,
Alle kommt, Alle!

Sieh und schon ist's gescheh'n,
Wie sie sich schaaren!
Stolz von den Mützen weh'n
Federn von Aaren!
Ab den Plaid! Drauf und zu!
Hört Ihr den Clanpfiff?
Kriegshorn von Donuil-Dhu
Schmettre zum Angriff!

3.

Ständchen.

(Nach dem Englischen.)

Die Nacht ist still, am Himmel steht
Der Mond mit silbernem Schein,
Kein Windhauch durch's dunkle Laubholz weht,
Kaum daß ein Wölkchen kommt und geht,
Nur die Sterne und ich noch wachen so spät:
Schläfst Du Geliebte mein?

Der Nachtigall Lieder ertönen mit Macht,
Der Hagedorn duftet darein:
O komm' in der Schönheit unsäglicher Pracht:
Ich halte Dich fest, wir kosen so sacht,
Ich küsse vom Goldhaar den Thau Dir der Nacht:
Schläfst Du Geliebte mein?

4.

Im Lebensherbst.

Ich habe Dir ein Lied versprochen,
Als ich vor Monden von Dir schied;
Ein Dichterwort sei nicht gebrochen:
Wohlan, so höre denn mein Lied!

Mein Frühling ach! er ist vorüber,
Es schwand des Sommers Glut und Pracht,
Schon naht der Herbst sich trüb und trüber,
Bald bricht herein des Winters Nacht.

Die Zeit, wo duft'ge Rosen glühen
Sie ist dahin und ist vorbei;
Nur duftelose Astern blühen
Und lügen einen falschen Mai.

Die Zeit, wo Nachtigallen schlagen,
Ach! wie so lang ist's, daß sie schied;
Jetzt tönet nur mit leisem Klagen
Des Wandervogels Abschiedslied.

Wir haben uns zu spät getroffen:
Du liebst mich mit der Jugend Glut,
Und all mein Glauben, Lieben, Hoffen
Ging unter in des Lebens Flut.

In Deinen liebeheißen Armen,
Bei Deinem stürmisch wilden Kuß,
Kann ich nur kurze Zeit erwarmen:
Wie von der Sonne Scheidegruß!

Wenn wir einst scheiden, sei's in Frieden.
Und ohne Grollen gib mich frei!
Dir sei ein warmes Herz beschieden,
Das Deines Herzens würdig sei.

Mir bleibt geweiht im tiefsten Innern
Dein freundlich stilles Bild zurück,
Ein süßes, schmerzliches Erinnern
Ach! an ein letztes kurzes Glück.

Ich habe Dir ein Lied versprochen
Als ich vor Monden von Dir schied,
Und fühl' an meines Herzens Pochen,
Für ewig scheidet uns dies Lied.

Typische Gestalten des Böhmerwaldes.

Kulturbild von

Karl Victor Hansgirg.

I. Streitbare Männer.

Der Böhmerwald hat schon mancher literarischen Größe zum Maßstabe gedient. Vor Jahren verherrlichte ihn der Landschaftschilderer Adalbert Stifter, der humoristische Genrebildmaler Josef Rank, der geistvolle Tourist und Geognost Dr. Hochstetter, Professor Wenzig wurde sein Topo- und Monografist, Landesgerichtsrath Lauseker skizzirte Land und Leute des Böhmerwaldes in den deutschhistorischen Heften vortrefflich, und auch meine Wenigkeit veröffentlichte ab und zu charakteristische Skizzen über das landschaftliche und das Kulturelement des Böhmerwaldes. Zum Brennpunkte der jüngsten Zeit wurde so recht erst dieses Gebirgsgebiet durch die lichtvollen und energisch geschriebenen Referate Professor Exners, dessen zu Wien gehaltener Vortrag mit Rücksicht auf Erwerb und speciell auf Ausbildung der Kunstgewerbe die geistigen und materiellen Schätze von Land und Leuten genügend aufgedeckt hat und welcher zur allgemeinen Mithilfe auffordert.

Wenn ich durch meine „typischen Gestalten“ in das Eigenartige von Volk und Landschaft begrenzt und intensiv eindringend, im ersten Theile meiner Skizze nur Schattenseiten bezeichne, und mancher meiner Striche hart ausfällt, daß mancher Schattengestalt die Retouchirung erwünscht wäre, so schilderte ich eben nur so, um volle Wahrheit zu geben, und um so dringender zu mahnen, daß der ethischen und kulturhistorischen Entwickelung, sowie der Förderung der materiellen Potenzen durch Leitung und Unterstützung im humanitären und volkswirthschaftlichen Sinne Nachhilfe geschafft werden muß. Ehe ich zu den specifischen Gestalten des Böhmerwaldes übergehe, suche ich für mein Culturbild erst den Mittelpunkt in einer verkommenen Bergstadt, die für uns „Stollenberg“ heißen soll.

Das Gemeindeleben der Stollenberger mag uns vorerst über ihre ganze Richtung belehren. Sie sind ahnenstolz und thun sich auch

auf das Alter ihrer Heimatsstadt etwas zu Gute, welche sie die „königlich freie Goldbergstadt“ nennen, oder auch die „goldbefreite Bergstadt,“ ohne in ihrem Selbstgefühle der Ironie dieses Ausdruckes bewußt zu werden. Befreit von jedem Korne Goldes ist sie allerdings durch viele Jahrzehnte. Im Jahre 1345, als noch die Goldminen glänzten, hatte sie in der That 600 streitbare Männer unter einem eigenen Fähnlein gegen Landshut gestellt. Die Goldquellen sind versiegt, aber die „streitbaren Männer“ sind geblieben.

Die Stollenberger sind — seit Jahrhunderten verarmt — nur noch streitbarer geworden, als sie es jemals gewesen. Es ist ein fortgesetzter Krieg Omnium contra omnes, ein gegenseitiges Zerfleischen Aller gegen Alle in diesem koboldartigen Gemeindegebiet. Ja! Kobolde spucken noch in Stollenberg in Hülle und Fülle. Durch Brände decimirt, durch Wasserfluth noch im neunzehnten Jahrhundert um seine letzte Goldwäsche betrogen — ist schon die Lage Stollenbergs wie von einem Kobold geschaffen worden.

Des Ortes Situation ist so zu sagen undefinirbar. Echt proteusartig, zeigt es nach jeder Windgegend eine andere Physiognomie. Da erscheint es wie am Hochplateau liegend, dort wie an einen Bergrücken gelehnt und von verschiedenen Standpunkten sogar wie in einer Mulde gelegen. Nebel, Wind und Wetter sind nahezu die steten Begleiter seiner inneren Gährung.

Verkam auch der Berg- und Goldsegen, so hätte doch der Reichthum des Holzes, da der Stadt ein ganzes Walddominium zugehört, die Stelle des Goldes ersetzen können. Aber es geschah durch Jahrzehnte das Gegentheil dieser Voraussetzung.

Bei Betrachtung der Wunderwelt dieses Waldes kann man sogar nicht fassen, wie eben dieser einzig und allein nur dazu bestimmt sei, den Samen ewiger Fehde unter seine Bürger zu streuen. Da ist es vor Allem jene Waldstrecke, welche die Stollenberger den „Kochherd“ nennen, ein Kessel wahrhaft königlichen Urwaldes, um den die Gemeinde zu einem ewigen Streite entbrannte. Forstmännisch gut gehegt und gepflegt, würde dieser Kessel einen unerschöpflichen Reichthum für Generationen gewähren. Jetzt ist es aber ein Kessel der Hexenküche, in der nur Unheil, Streit, Gewaltthätigkeit, Uebervortheilung unaufhörlich gebraut wird. Der Einzelwille mancher Vernünftiggesinnter vermag hier zu einer Organisirung nicht durchzudringen. Die Schaar der streitbaren Männer ist zu gewaltig. Der kecken und listigen Ausbeutung unberufener Brandschätzer ist dieser Waldreichthum Stollenbergs ununterbrochen ausgesetzt. Niemand fast weiß und kennt hier, was ein Gemeinwesen sei und wie es geheiligt werden solle? — Ohne Unterschied, gehöre er dieser oder jener Partei an und Stollenberg hat viele Parteien — glaubt nahezu Jeder sein unmittelbares und vielleicht sein erstes Recht auf den Genuß dieses Waldes herleiten zu dürfen und Jeder sich selbst sein eigener Forstmann zu sein, während dieses Verfahren nach dem Strafgesetz doch mit einem anderen Namen bezeichnet zu werden verdient. Die festen forstlichen Begriffe von Brenn-, Prügel-, Klaub-, Stock- und die von Bau- und Werkholz,

sie verfallen bei der Praxis der Stollenberger in ihren feinen Begrenzungen einer willkürlichen Verwechslung und alsbald wird Recht — zu Gewalt.

Allein solche Verwirrungen haben sich nicht blos im Bewußtsein des Individuums festgestellt, nein, sie sind auch das Schiboleth ganzer Bürgerklassen geworden, die streitbaren Männer löſten sich in zwei mächtige streitbare Schaaren auf, deren jede Vernichtung der anderen auf ihre Fahne geschrieben hat.

Der Waldfrevel wurde hier zur socialistischen Parole und die elastischen Anschauungen über das Waldeigenthum und seine Nutzung führten einen unendlichen durch den ganzen Gemeindekörper gehenden nahezu unheilbaren Riß herbei, dessen Zerklüftung eine immer größere wurde.

„Hie Welf, hie Waiblinger! Hie Großbürger, hie Kleinbürger!“ wurde das wüste Geschrei des Tages, welches alle Ueberlegung, alle Vernunft übertäubte und die Stollenberger zu Fehdemännern in aller und jeder Beziehung gestaltet hat.

Allein inter duos litigantes tertius gaudet. Die Eiterbeule dieses häßlichen Streites, der sich aller Tagesfragen der Gemeinde bemächtigte und welcher manchen zweifelhaften Character an die Spitze der Bewegung rief, fand bereits die sichere Hand eines Operateurs. Die Autoritäten des Gesetzes legten sich in das Mittel und ein seit geraumer Zeit eingeführter Sequester schlägt mit eiserner Faust mindestens auf Jahre die Willkür der Ausartung nieder.

Wodurch aber ist dieser Konflict, der die traurige Gefahr eines Belagerungszustandes friedlicher Bürger zur nothwendigen Folge hatte, ein so erbitterter, ein so flagranter geworden? —

Warum streiten die Stollenberger durch Jahrhunderte mit barbarischem Ungestüm und nahezu Jeder „pro domo sua“ als dem Losungsworte seiner Ausbeutung für „Eigenmacht und Willkür? — Warum wird die ewige Schrift Gottes ausgetilgt, die er mit frischgrünen Lettern an die Pforte des Waldes schrieb: „Heilig ist das Eigenthum“ und warum wird an die Stelle dieser Schrift die Aufschrift hirnverbrannter Kommunisten geschrieben, die einmal heulten: „Eigenthum ist Diebstahl?“ —

Auf diese Frage gibt es zunächst einen bitteren Bescheid. Der erste Grund dieser excessiven Begriffe ist auf die tiefe und ausgebreitete Verkommenheit Stollenbergs zurückzuführen.

Alle Quellen seines Erwerbes sind seit Jahrhunderten versiegt, alle Grundlagen seines Wesens erschüttert, alle Reichthümer verschüttet, Oekonomie und Gewerbe verwahrlost, die Circulation baaren Geldes ein Märchen, der Credit eine Fabel und so klammert sich der elende Nothbehelf des Fortbestandes und das Hilfsmittel des Verkehres, um nicht total zu verlöschen, im gewöhnlichen Treiben der nothdürftigsten Geschäfte schon seit Jahren an einen die Verhältnisse unsicher machenden Tauschhandel zwischen Bürger und Bürger, dessen letztes Substrat die Wechselreiterei — Holz und nur wieder Holz ist.

Darf es uns daher Wunder nehmen, wenn der Kampf um das Holz des Waldes, welches die einzige Werthgröße ist, mit der Zeit immer weitere Dimensionen annahm, und ein bald humoristisches, bald Grauen erregendes unheimliches Kolorit gewährt?

Betrachten wir einmal die gewichtigeren Wortführer der streitbaren Männer, wie sie in ihrer finsteren Starrheit gewisser Massen petrificirt bis auf die jüngste Zeit sich erhalten haben. Mögen sie noch so individuell beschaffen sein und unter einander feine Abarten nachweisen, um nahezu Alle breitet sich sogar bei lichtestem Sonnenschein eine finstere Athmosphäre. Der Schlagschatten eines bald innerlich brütenden, bald äußerlich sich entladenden Grolles, verdüstert ihre gewitterhaften Stirnen und in ihrer besten Sonntagslaune ballen sie doch verborgen ihre Faust in der Tasche ihres abfärbigen und verschlißenen Gehrockes. Da ist unter den Großbürgern zum Exempel Einer, den sie den „Gesetzesmann" nennen. Ziemlich fromme Augen sehen über die Bäcklein scheinheilig vor und wie ohne Arglist umher. Langsam und gravitätisch bewegt sich sein Haupt bei den Debatten im Ausschuße nach dem Gegner hin, um ihm den Schild irgend eines Paragraphen des Gemeindestatuts oder der Geschäftsordnung entgegenzuhalten. Dies geschieht allemal enphathisch und nachdrücklich und mit der Erhebung aus dem Dialectdeutsch in das Hochdeutsche, doch diese Abart feinerer Glasur bedeckt nur nothdürftig das thönerne Gefäß für Kabale und Arglist. Der ruhige Paragraphenmann wirkt maßgebend auf die stürmischen Männer der That. Er ist in streng heimischen Sachen das wandelnde Gesetzbuch des Großbürgerthums. Dieses hat auch seine Lärmkanonen, wie es Fleischhauer Heiter ist, ein ehemaliger Linien-Infanteriekorporal, mit welchem Feldmarschall Radetzki einmal Speci gewesen sein soll. Dieser hält die äußere Wache für seine Partei und ruft sie stets mit Stentorstimme in das Gewehr. Jeder Ruf von ihm erschreckt natürlich jedesmal auch die Partei des Kleinbürgerthums, das gleichfalls seine Poltrone hat. Am äußersten linken Flügel der Kleinbürger steht die seltsame Gestalt „Krautgartels," anders „Zehnerjäger" genannt. Auch er stand mit Vater Radetzki einst in enger Beziehung, ja wie er meint, in noch weit engerer als dieser prahlende Großbürger Heiter. Der Soldatenvater Radetzki klopfte ihm ja eines Tages auf die Schulter und sagte: „Krautgartel! Ihr seid der schönste Mann meiner Armee." Bei solcher Reminiscenz funkeln Krautgartel's kleine stechende Augen und werfen dämonische Blitze auf die langgezogene bleiche Nase und sein Brustkorb, den Mutter Natur nur mit allzu reicher Wölbung versah, hebt sich noch imposanter hervor. Der „Jägerzähner" ist — wie ihn auch Andere nennen — sobald nur Allarm geschlagen wird, sofort am Platze, sei es im Rath- oder Bierhause, sei es in der Stube der Gesinnungsgenossen oder am Marktplatz. Da dieser Kleine großherzig für die Kleinen das Wort führt, muß er sich selbstverständlich auch manche Verfolgung der Großen gefallen lassen. Daß seiner Erzählung über die Rettungsthat, wie er die gläsernen Räder eines completen Goldwagens, in welchem ein Prinz saß, einmal mit seinem

Taschenmesser verhalten und vor Sturz bewahrt habe, nicht recht Glauben geschenkt wird, muß er sich eben gefallen lassen.

Schmerzlicher für ihn jedoch war das jüngst auf einen unentbehrlichen Bestandtheil seines Hauses von Sprößlingen der Gegenpartei verübte Attentat. — Man trug ihm über Nacht sein hölzernes Blockhäuschen von dannen und stellte es mitten auf dem Marktplatz aus. Noch abscheulicher war die Unthat, daß die „rothbürgerische" Kuh eines Großbürgers und feindlichen Nachbars der seinigen eines schönen Morgens das Horn ausgedreht hatte, weshalb er bei allen Instanzen Klage erhob. Dieses abgedrehte Horn weckte seine eigene Widerstandskraft, so daß der Kleine alle benachbarten Dörfer durchlief, um bei den Gemeindewahlen seiner Partei durch einen Zentner Vollmachten für die Abwesenden den Sieg erringen zu helfen

Die Wahltage sind wahre Schlachttage nnd geben richtige Wahlstätten ab. Daran erkennt man erst seine Pappenheimer Stollenberger! —

Wenn solch' ein Wahlschlachttag angeht, da stellen sich die Parteien nach ihrer Gesinnung rechts und links auf und groß ist der leere Raum zwischen ihnen, in welchem die gegenseitige Verachtung liegt. Die Hitze des Gefechtes aber treibt unwillkürlich dazu, daß dieser Raum nachgerade immer enger und enger wird. Die hohle Gasse, durch welche wie der alte Burgvogt der Wahlkommissär kommen muß, wird erfüllt durch Drohgeberde und Scheltwort und irgend ein Friedensvermittler des Ausschußes oder ein sonstiger Friedensvogt muß mitten in diese Verengung, um im günstigen Moment den physischen Kontact zu vermeiden. Bei solchem Wahlvorgang werden selbst Kältere hitzig, wie jene lange gelbe Großbürgergestalt, die dem Worte jedesmal die Geste voranschickt, und hat sie das große Schweigen gebrochen, dann sinken wieder die Arme wie Flügeln der Windmühle.

Die Kleinen haben bei öffentlicher Verhandlung eine imposante Persönlichkeit mehr in's Gefecht zu stellen. Er heißt ihr Napoleon, klein und olivenfarbig wie der Erste, dictatorisch, aber indirect wirkend wie der Dritte. Das Zucken seines Auges genügt, um den für den Moment unentbehrlichen Streitbaren an die Oberfläche zu bringen.

Eine andere, weder unter das Groß- noch unter das Kleinbürgerthum recht einzureihende Gestalt ist die Eichmanns. Die Natur hat ihn mit einem riesengroßen etwas in's Röthlichbraune schillernden Barte beglückt. Er heißt wohl deßhalb und weil er auf einem glattrasirten und kahlgeschorenen Berge unweit Stollenbergs vorlängst seine Ansiedlung aufschlug, der „Eremit vom Berge."

Dieser Mann agitirt stets nur auf seine eigene Faust. Die neue Zeit brachte viel Blüthen für seine Regsamkeit. Da gibt es nicht bloß Geschäfte im Schooße der Gemeinde, auch die — der Bezirksvertretung, der Contributionsfonde, der Schulsachen 2c. 2c.; nebstdem sind ja auch noch Vereine da, dann hat man sein eigenes Geschäft als Bauunternehmer, Solicitator, Agent. Allenthalben schwimmt Eichmann obenan, und wo er noch nicht die Höhe erklommen, da inthronisirt er sich selbst.

Agitiren — ist sein tägliches Brod, Opponiren — sein Beruf. Er ist unter den Männern der Streitbarste, und meidet stets den Weg der offenen Straße des Gesetzes, statt dessen wählt er stündlich zwei andere Wege — den Weg der List und den Weg der Gewalt.

Seine Natur ist einmal dazu angelegt, nach diesen beiden Polen sich fortzubewegen. Einer von diesen Wegen ist ihm inneres Bedürfniß und zuweilen schlägt er zu einem Ziele beide zugleich ein und läßt die Straße des Gesetzes inmitten liegen.

Eichmann's Wiegen- und Grablied war, ist, und blieb das Motto: „Ich protestire!“ Wo sein rother Bart leuchtet, sei es im Amt, in der Kirche, im Wirthhaus, bei der Volksversammlung, wie der brennende Dornbusch Moses schlägt die lodernde Flamme auf: „Ich protestire“. Er mit seinem Barte war die verkörperte Opposition der ganzen Umgegend auf sechs Meilen im Umkreis. Er, der sich einmal durch Agitation und Wühlerei zur höchsten Ehrenstelle Stollenbergs hinangeschwungen hatte — als Oppositionshammel, opponirte sich aber in einigen Jahren wieder herab als Oppositionsratte und wurde seines Ehrenamtes enthoben. Die Heimatstadt hatte sich alsbald für ihn und er für die Heimatsstadt unmöglich gemacht. Er wurde zügig mit seiner Familie. Zog er meerüber, etwa einen neuen Stern dem Sternenwappen Nordamerikas anzufügen und eine Neustadt „Opposition“ über dem Meere zu gründen, oder trug er sein Wucherkorn nach den ungarischen Steppen? Wer weiß es wohl sicher? Er verschwand mit Kind und Kegel, Weib und Maus.

Zum Glück wandern nicht alle Bürger Stollenbergs aus und müssen nicht wandern und bewahren uns so in der Heimat hoffentlich noch lange den alten Bergstädtlertypus, dessen streitbares Element sich nur in etwas mäßigen mag, um berechtigt zu werden.

Es ist wohl männlich, für sein Recht einzustehen, allein es muß dieß stets innerhalb des Rahmens der gesetzlichen Satzung geschehen. Es gibt indeß auch unter den Streitbaren mildere Naturen. Ein solcher ist seines Zeuges ein Hutterer, dessen schwerfälliger Gang, dessen schlotternde Arme, dessen von Mißmuth bis zum Gram verzogenes Angesicht jeden Morgen als ein kulturhistorisches Moment verewigt zu werden verdiente, wenn er dem Brunnen des Marktplatzes mit dem Kruge zuschwankt. Sein Krug hat zwar nichts Antikpompejanisches — aber die Erscheinung des Mannes vom Wirbel bis zur Sohle ist so Stollenbergerisch, daß man sich nach seinem Abdrucke sehnt — wie nach einem in Asche gefallenen Pompejaner.

Wir hätten uns nun mit den streitbaren Männern der Stadt befaßt. Wie sieht es mit Jenen aus der nächsten Umgebung der Bergstadt aus? — Auch diese stellt ihre Mannen zur Schaar. Da gibt der getheilte Königshof N. C. 6 a u. NC. 6 b ein markantes Beispiel hievon. Zwei leibliche Brüder bewohnen diesen Theilhof, zwei Brüder der feindlichsten Gesinnung untereinander. Ehemals war es die Dachtraufe mit ihrem unschuldigen Wasser, welche ihre Gemüther erhitzte. Das sollte aber bald anders werden. Der vernünftigere der Königsbrüder baute sich

bald los und stellte seine Theilwirthschaft ein paar Klafter seitab, a u. b waren nun in anständiger Entfernung neben einander postirt. Der bewaffnete Friede der Brüder wurde aber im Kurzen wieder zum Kriege. Mittlerweile hatte sich einer der beiden Kämpfer entschlossen, seine Wirthschaft seinem ältesten Sohne zu übergeben. Der Unterschied der Bedrängniße lag von nun an nur darin, daß sich nun statt zwischen Bruder und Bruder, zwischen Onkel und Neffen die blutigsten Sträuße entspannen, bei welchen all' Weib, Kind und Gesinde an dem allgemeinen Gemetzel faktisch theilnehmen mußten. Nicht einmal sondern wiederholt schon blieben Onkel und Neffe oder Bruder und Bruder bewußtlos am Platze liegen. Nun, da die Dachtraufe keinen Vorwand mehr zu ihrer blutsfreundlichen Raufsucht abgeben kann, wird oft zu den raffinirtesten Arten der Besitzstörung gegriffen. Eines Tages kam der Auszüglerbruder ganz verstört auf das Bureau des Untersuchungsrichters und bringt als corpus delicti eines Vergiftungsversuches einen Topf Wassers. Er — der Kläger — habe sich soeben einen Brunnen angelegt und der liebe Neffe habe sein Brünnlein vergiftet. Man fand in der That etwas, was am Grunde des Topfes lag. Es war eine hinreichende Menge Quecksilbers, welches Bruder a dem Bruder b freundnachbarlich in das neu gegrabene Brünnlein geworfen hatte. Die sich abscheidende Tendenz des Metalles vermochte in diesem Falle wol nicht der Gesundheit der Menschen und Thiere schädlich zu werden; allein dieß Quecksilber war ein glänzendes und zugleich bewegliches Zeugniß am Bodensatze der Quelle, wie raffinirt Nachbarschikane zu sinnen vermag. So freundliche Geschichten wie diese erhielten sich fortwährend unter den getheilten Dächern der beiden Königshöfe.

Es freut mich zum Abschluß meiner Gallerie der „Streitbaren" doch auch eines Mannes erwähnen zu können, der sich im Volkskreise das Amt eines Friedensrichters gewählt hat. Unweit des „Kochherdes" — jener weltverlassenen Waldeswildniß, welche von erhabenen Bergen umzirkt wird, wohnt unterhalb des auf einem gewaltigen Spitzberg nur noch als Trümmerhaufen bestehenden Riesenschlosses in der Einschicht Rehau wie ein zurückgebliebener Riese des alten Geschlechtes der allwärts gefürchtete „Rehauer-Sep". Er ist nicht allein an Höhe und Umfang ein Riese, urwüchsiger und rechtschaffener als Alle, die jemals eine Arena betreten haben, sondern auch nach den Wirkungen einer fast übermenschlichen Kraft, die an das Fabelhafte gränzt. Zu seinen dynamischen Leistungen gibt die Sanftmuth und Milde seiner wahrhaft kindlichen Stimme einen eigenthümlichen Kontrast. Haltung und Aktion sind ruhig und würdig wie die eines echten Waldpatriarchen. Schon sein Vater war über die Maßen robust, der Sohn aber stählte die ihm angeborene Kraft, für welche in der Familie mehr Pietät als Stolz vorhanden ist, durch seine Hantirungen beim Fällen der Bäume, beim Schwemmen und Überleiten derselben auf Schlitten und Wagen, zu wahrhaft heroischen Offenbarungen.

Schon als Jüngling vermochte er Stämme zu schleudern, deren Fortschaffung sonst kaum vier Personen gelang. Dieß Uebergewicht

machte jedoch der „Rehauer“ immer nur zu Nutz und Frommen heilsamer Unternehmungen geltend. Erbarmten ihn auf steiler Schneebahn vor dem schwerbeladenen Schlitten seine Oechslein, so spannte er sie im Moment mitleidig aus und zog seinen Schlitten zu starrer Bewunderung schwächerer Menschenkinder oft stundenlang weiter. Wie oft hob er selbander einen bauholzbeladenen Wagen, der sich in tiefe Geleise verfuhr, und stellte ihn wieder auf der ungefährlicheren Fahrbahn nieder! — So kühnen Könnens bewußt, ist der Rehauer natürlich zum Schrecken aller rauflustigen Burschen der natürliche Friedensrichter geworden. Behäbig lächelt er zuweilen in das Kunterbunt eines beginnenden Raufhandels hinein, aber scheint es ihm eben jetzt an der Zeit, zu beweisen: „Es solle des „Geraffes“ ein Ende sein“, so erhebt er sich blos ruhig drohend vom Sitze. Wenn dies Argument nicht verfängt, dann erfaßt er unbewehrt die Rädelsführer mit beiden Fäusten am Halse und schüttelt ihre Köpfe gegeneinander.

„Fünf bring' ich noch immer unter mich“ — sagte mir einmal der Rehauer, „bin schon über die Fünfzig, fährden konnt' i acht bewältigen.

Maßvoll ist die Art, in der dieser Riese von seinen Kraftproben spricht, jedoch eine Schwäche konnte der Naturatleth doch nicht verläugnen, nämlich den Stolz, daß sein acht Monate altes Kind schon eine Schüssel fest anzufassen verstehe. Darüber lachte er freudig erregt und ich glaube, ein Pensum geistiger Art würde seinen Vaterstolz nicht so sehr wachgerufen haben. Ich erzählte diesem Manne einmal die Mähre von dem Siege des jungen Herakles über die Schlange. Diese Mythe stand so recht seinem Sinne zu Gesicht. Der Rehauer ladet Gäste herzlich auf seine stille Einschichte ein. Will man zugleich auch seiner sibillinischen alten Mutter gefallen, dann muß unbedingt ein „Gelobt sei Jesus Christ!“ der Willkommsgruß sein, den der Gast ihr entgegenträgt, sonst wird er schon von Vornhinein mißtrauisch angesehen. Will er jedoch vor seinem Abgang des Hausmütterleins ganzes Vertrauen gewinnen, dann muß er sich beim Tischgebet mit lauter Stimme betheiligen, was auch der Rehauer Riese trotz seines feinen Diskants thut.

So haben wir denn die Reihe der „Streitbaren“ mit einem Friedensrichter beschlossen, um auch schon für die Galerie der „Harmlosen“, die nachfolgt, die versöhnende Vermittelung zu finden und den Hegel'schen Gegensatz im Dreiklang zur Auflösung zu bringen. Wahrlich, der respektvolle breite Rücken des Rehauers deckt kongruirend die Streitbaren und die Harmlosen.

II. Harmlose Naturen.

Mitten im Gewühle der streitenden Parteien und in der allgemeinen Bedrängniß des socialen Sturmes und Dranges bewegen sich kaum irgendwie berührt von diesen stürmischen Geleisen — die harmlosen Naturen. Sie gehören meist der Klasse der Besitzlosen an. Der

erhabenste unter den Harmlosen ist wol der zwergige Thürmer der Bergstadt, schlichtweg „Thurmhansl“ benannt. Wie Quasimodo mit einer gewissen Inbrunst an seinen Glocken hängend, scheint er ein in das Böhmerwäldische übersetztes Phantasiegemälde Viktor Hugo's. Er ist verrückt, der arme, etwa dreißigjährige Junge! — Seine Zwerggestalt, sein bleiches, stumpfes Gesicht, seine stotternde, kaum verständliche Sprache weckt das Mitleid des Menschenfreundes, und doch findet sich in seinem dunklen und heftigen Gemüthsleben gewisser Maßen ein Stammeln nach geistigen Sphären gewendet. Auch für ihn ist der Klang der Glocken in erhabener Höhe Alles. Ja! Damals, als er sich noch hoch in den Lüften schwang, als ihn der Strang zwischen den Säulen des von den Bürgern so bewunderten Thurmknaufes in den freien Raum setzte und als er im Schwunge das dröhnende Glockenherz erfaßte, um es zum Stillstand zu bringen, als wären in dem winzigen Kobold auf einmal Zauberkräfte erwacht, ja damals war es anders und noch besser mit ihm. Doch von Geburt an schien ihn ein bald schleichendes, bald stürmisches Mißgeschick zu verfolgen. Unter Drillingen ward er geboren. Seine Geschwister starben hinweg und er blieb gewiß nur zum Kummer seiner Eltern, die ihm gleichfalls vorstarben. Sein Vater gehörte zu den „streitbaren Männern“. Er las viel und war darauf erpicht, sich im Wirthshause aus den Büchern Beweiskraft zu holen. Oft zur Nachtzeit stürmte er zweimal zu seinem Thurme hinan und holte in das Wirthshaus seine Dokumente aus der Thürmerswohnung herab und erst, nachdem er bewiesen, daß er Recht gehabt, kroch er zu seiner Schlafstätte wieder hinan. Da mußte denn der arme Junge an Schlachtagen drunten, zu später Stunde statt des Vaters das Glöcknergeschäft droben besorgen und die Thurmuhr in ihrem Beruf überwachen. Thurmhansl trieb und treibt allerhand, was in die Kunstfächer hineinreicht. Es sind gleichwohl die dunklen Anfänge der untersten Stufen, allein er freut sich dieses Lehrjungendienstes im Tempel der Kunst. Zuweilen begegnet man ihm mit Lineal, Richtscheit und Farbentopf. Er ging „e weng malen“. Seine Malerkunst steht bisher blos auf der bescheidenen Stufe, mit Farben Lambris zu ziehen, und wenn es hoch kommt, ein zierliches Musterchen für Zimmermaler in Patronen zu schneiden. Als Enthusiast der musica sacra, deren hohe Schauer er fühlt, hat er es bisher doch nur in dieser Richtung zum Balkentreter der Orgel gebracht und ein hoher Tag war es für ihn — der zum Tragen der Instrumente vom regens chori gerne benützt wurde — als er eine in der Sonne glänzende Posaune trug, wo er sich als eine bedeutungslose, stumme Konsole dem Instrumente — wie ein plastisches Meisterwerk — unterordnete.

Er hatte bereits manche Fährlichkeiten bestanden, allein die größte harrte noch seiner. Sie traf ihn im Nerv seiner Seele. Es war im December 1863 eben vor der heiligen Weihnachtzeit, wo des Abends die alten Giebeln der meist aus Holz gebauten Bergstadt das entfesselte Element eines wüthenden Brandes umwogte. Das Feuer hatte auch alsbald den Kirchthurm — Thurnerhansels erhabene Residenz — erfaßt,

der in wenigen Stunden zur Ruine geworden war. Nun mußte Thurnerhansl seinen Wohnsitz mit der Wohnung gewöhnlicher Sterblicher in niederer Stube vertauschen.

Eine weitaus andere Natur, mehr für das Abstrakte und Kontemplative befähigt, als der soeben beschriebene kunstfreundliche Gefühlsmensch — ist ein anderer armer Narr: der allwärts Heiterkeit erweckende „Sauererhansl“. Er ist nach Erwerb und Beruf — Bettler und Pfründner im Armenspital. Seine Erscheinung kennzeichnet viel greller den factischen Narren, als er es eigentlich ist. Wer ihn näher studiert, erkennt ihn bloß als ein überbildetes Naturgenie. Vor nicht gar Langem trug dieser seltsame Bettlergreis, dessen Erscheinung stets die eines grausigkomischen Cynikers ist — einen alten Kordonistenhut aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts auf seinem struppigen Riesenhaupte. Ueber den aufgedunstenen Froschleib spannt sich ein ganz enger bis unter die Wade reichender lichter Zwilchkittel. Er gehört zu den politisch unbedenklichen Sansculotten, um seine nackten Waden schlottert die tiefe Schöße des Rockes. Der schwerfällig tappende strumpflose Fuß ist mit einem klappernden Holzschuh bekleidet und damit die Erscheinung vollends, sei noch des mit derber Faust in seiner Mitte umfaßten Knittels gedacht, während der linke Arm einen Strohkorb für milde Gaben zu tragen berufen ist. Habitus und Bewegung Sauererhansels erinnern so ganz an einen tiefverdrossenen Tanzbär. Das Geschäft des Betens vor den Thüren wird von ihm nicht so sehr innerlich fromm, als vielmehr äußerlich beflissen betrieben. Auf ein lateinisches „pater noster“ „Ave Maria“ ist eine höhere Taxe gesetzt, als auf ein hochdeutsches, und auf dieses wieder eine höhere, als ein dialectdeutsches. Die Gabe wird durch ein unaufhörlich gesummtes: „Gelts Gott! Gelts Gott!“, aber eben nur nach dem nothwendigen Grundsatz der Wiedervergeltung entgegengenommen. Sauererhansl weiß mehr von Recht als von Gnade. Von dem Warten vor der Thüre ist unser Naturphilosoph kein sonderlicher Freund. „Nix zwidriger als das ewige Warten“ brummt er allen Frauen entgegen, deren Wohlthätigkeit sich ihm gegenüber zu wenig geschwind erweist. Dagegen aber ist die „Idee der Billigkeit“ nach Herbarth in diesem armen Gesellen so zart ausgebildet, daß er einen ihm von einem Böhmerwalds-Mäcenas gereichten Obolus von 60 Neukreuzern mit der Bemerkung zurückschob, daß er eine so große Gabe durchaus nicht annehmen könne, dahin motivirend: „Ah! Woher hätt' i die Zeit, so viel Vaterunser „zu beten?“ — Nach seiner Taxe kommt ein halber Kreuzer auf eins, er hätte also 120 „Vaterunser beten“ und für jedes derselben ein triplicirtes „Vergelts Gott“ sagen müssen. Sauererhansl hatte auch einmal eine Zeit des „Widerstandes“ oder der „Streitsamkeit“ für sich, wo er sogar ganz entschieden „Rebeller“ genannt ward. Mit seiner Liebe für Alles, was Ziffer heißt, hatte er sich in früheren Jahren auch mit der Reparatur von Uhren befaßt und ward in dieser Periode der „Uhrenrichter“ genannt. Ein echter Archimedes des Böhmerwaldes saß er da einmal in einer ärmlichen Hütte vor einer Schwarzwälder Uhr, tief

versenkt in das Geheimniß ihres Räderwerkes, rings am Tische lagen seine primitiven Instrumte zerstreut. Da erscholl plötzlich der durch seine Symmetrie dem Sauererhansl nur allzubekannte Schritt eines dienstthuenden Gensdarmen. Hier war ein guter Fang für den damals so peniblen Vertreter des Gesetzes. Er wurde auf der That ertappt und das corpus delicti lag auf dem Tische. Der Gensdarme that gegenüber dem „Pfuscher" seines Amtes. Allein nicht wie Archimedes sprach der Ertappte zu dem bewaffneten Manne: „Noli turbare circulos meos", sondern entrüstet rief er dem Gensdarmen zu, nachdem er ihm die Werkzeuge genommen hatte:

„Gebts mir nit mei Werkzeug wiederum z'ruck, so versetz i Euk a „Dreiviertel-Pantscher", daß Es grad gnui haben werds." — Also auch im Zorne hat sich der Mann der Ziffer bewährt, da er von Dreivierteltaktschlägen seines Knittels sprach. Diese Ausschreitung brachte dem Greise einen einjährigen Untersuchungs- und einen eben so langen Strafarrest ein. Sauererhansl glaubte indeß eine Weile noch für etwas Großes ausersehen zu sein. Irgend ein Militärflüchtling aus seiner nächsten Verwandtschaft tauchte als Erblasser in der Eigenschaft eines opulenten Pariser Juweliers auf. Man erweckte Hoffnungen in dem armen Bettler, die sich aber in der kleinsten Weise nicht realisirten. So geht denn der Alte wieder gewissenhaft seinem Bettlerberufe nach und bestreift die Nachbarsdörfer, wie er selbst mit seinem Kunstausdrucke sagt: „hinter die Bauern gehend". Des Abends beginnt er seine Ausgänge und gewinnt dabei ein Nachtlager außer Haus, vorne verbrämt mit einer Abendsuppe und hinten ve brämt mit einem Topf gezuckerten Frühstücks-Kaffees, bei welchem der Zucker — in Syrup und der Kaffee — in Cichorie besteht.

Eine andere interessante Gestalt der Harmlosen von Stollenberg ist der Jägerschuster Fuchs. Er bildet die Staffage zu einem romantischen Landschaftsbild, mit dem auch noch ein anderer Harmloser verwachsen scheint. Ein Bergpfad der Stollenberger führt nach einer die Gegend weithin beherrschenden zweithürmigen, von riesigen Fichten und lebendigem Strauchwerk umgebenen Burgruine. In den von Schießscharten und halb zerfallenen Bogenfenstern und Thoren durchbrochenen Mauern breitet sich, von Epheu und anderem Schlingkraut umrankt, ein grüner Sammtteppich von Waldmoos aus. Dort in einem Hofraum baute sich der „Schusterjäger" — einst Schuster, jetzt städtischer Heger — über einem alten Kellerbau in lauschiger Ecke ein. Wir nennen seinen Notheinbau einen Fuchsbau und sein rothwangiges Töchterlein, bei Landpartien für den Imbiß besorgt, in doppelter Beziehung „die Fee". Fuchs selbst ist eine echte Jägernatur mit den Schrullen eines Schusters gepaart. Abergläubisch und dem Märchenhaften zugewandt, ist er jede Minute Betrüger und betrogen. Mit einer unfehlbaren Entschiedenheit glaubt er an die in seiner Burgwohnung seither empfangenen Visionen. Im Gegensatze zu den Traditionen über das Spuckhafte sieht und hört er jedoch innerhalb des alten Burgfriedens die Abgeschiedenen stets dann am deutlichsten, wenn die Sonne

am höchsten steht. Die kleinen Aeuglein zucken ganz blitzartig, wenn Fuchs von seinen Erscheinungen spricht. Es ist Mittag, von den nahen Dörfern tönt das Läuten der Glocken zu ihm herüber. Da schreiten plötzlich vor seinen Blicken die Gepanzerten über den Schloßhof! Sie kehren ihm niemals ihre Gesichter zu, sondern er sieht sie bloß abgewandt schreiten. Auch die Abenteuer der Jagd haben bei Fuchs einen visionären Anstrich und gewisse von ihm erzählte Jägerstückchen verlieren sich in das Geisterreich. Er besitzt die Kunst, des Winters Wildschützen „anzufrieren", und producirt bei gesteigerter Laune im Wirthshaus das Meisterstück, entweder sich selbst oder ein Glied der Gesellschaft verschwinden zu machen. In der Regel ist bei solchen Produktionen wol nur er der Einziggefoppte, der sich sonst im geselligen Verkehr mit einer gewissen nüchternen Pfiffigkeit zu bewegen pflegt.

Eines Tages gab es auf der Burg droben zwischen dem Heger Fuchs und einer fremden abenteuerlich wirren Erscheinung im Jägerrock ein eigenthümliches Messen und Begegnen. Hier fing einmal ein „Fuchs" den Jäger und nicht umgekehrt. — Der Fremdling stand wehenden Haares auf dem verfallenen Zinnenkranz des einen Burgthurmes und sang stürmisch und wild Soldatenlieder in die Lüfte. Er nannte sich jetzt einen Krieger und dann einen Waffenschmid, die Schlösser seien seine Lust und er ziehe deshalb von Ruine zu Ruine. Gleiche oder ähnliche Naturen üben selten eine große Anziehungskraft auf sich aus. Hier und dort — das Jägerkleid, hier und dort der Stempel des Abenteurers. Genug Grund, daß der braunlockige, vazirende Jäger von seinem auf der Burg heimischen Kameraden nach einer unfreiwilligen Nachtwache im Burgverließ den Händen der Stollenberger Gerechtigkeit überliefert wurde. Bei der behördlichen Vernehmung depositirte der wirre Fremdling folgender Maßen:

„Wir heißen Friedrich Lüttich Thümming Kitzig. Wir sind der Sohn eines verschollenen Matrosen. Wir haben in allen Schlachten der Welt gekämpft. Wir standen den Arabern, wir kämpften mit dem Heere der Deutschen in den Märschen von Holstein gegen die aufgeblasenen Dänen". — Schiffahrt und Meeressturm, Krieg und Sklaverei, Seeräuber- und Kaffergeschichten erzählte dieser Fremdling mit dem Kolorit ergreifender Selbsterlebnisse im wirbelnden Kunterbunt und blickte mit unaufhörlicher Extase beim Sprechen unverrückt auf einen Punkt des Plafonds, als läse er die geschilderten Thatsachen soeben von der Decke ab. Seinen Namen zeichnete er in großen gothischen Lettern und behauptete, in Göttingen, wo er einst Studia getrieben, in einem „Centralbuch" als „König von Griechenland" eingeschrieben gewesen zu sein. Einen Paß oder eine Legitimationskarte betrachtete er stets nur mit verächtlichen Blicken und mit hämischer Miene und bezeichnete diese Dokumente als Despotismuskarten.

Behördliche Recherchen über die Heimat dieses wahnsinnigen Fremden, der achtbare Trümmer geistiger Kultur in sich barg, führten zu keinem Erfolge. Selbst Städte — namentlich Hannover — die er mit dem Auge eines Architekturmalers beschrieben hatte, waren so undankbar, ihn

zu ignoriren. Dieser „harmlose“ Heimatslose ergänzte bereits durch zwei Jahre die Reihe der harmlosen Stollenberger; jedoch in einem Punkte war er so harmlos nicht, denn als ein eingebildeter Streitbarer verzehrte er durch die Produktion seiner Schlachtenbilder eine solche Menge körperlicher Kräfte, daß die Frage seiner Erhaltung für den Säckel der Stollenberger Gemeinde eine wahrhaft verzehrende wurde. Und doch fand man nicht so leicht einen Anlaß, dieses theuren Pflegekindes sich zu entledigen. Die höhere Instanz griff zu dem Zukunftsmittel, diesen Heimatlosen der Gemeinde seines letzten Aufenthaltes zuzuweisen. Hierüber entstand nun ein Konflikt zwischen Stollenberg und einem benachbarten Dorf, denn wohin gehörte wol eigentlich nach dieser Entscheidung der Fremde? Die alte Bergstadt machte den Einwand, daß die ihr gehörige Ruine, wo Fuchs den Fremdling zu Stande gebracht, auf dem Territorium einer fremden Gemeinde stehe und dieser Einwand wurde höherenorts auch respektirt. Nun war einer kleinen Anzahl von Bauern auferlegt worden, für den Riesenhunger dieses fremden Magens zu sorgen. Eines Abends befreite aber zum Glück der Gegenstand dieses Aergernisses selbst die Bauern von ihrer Last. Friedrich Lüttich Tünnig Kützig war urplötzlich entflohen, so geisterhaft, so rasch, als er einstens erschienen war.

Die Bauern behaupteten nun, Fuchs, der sie mit dieser fleischfressenden Servitut belastet, hätte dieselbe nach seinem Arcanum verschwinden gemacht.

Wir haben die „Harmlosen“ auf den Thürmen und Bergen gesucht und betrachtet. Bewegen wir uns einmal der Tiefe zu nach dem reizenden Hammerthale. Da werden wir zunächst der seltsamen Gestalt eines Forellenfängers begegnen, gemeinhin „Waschko“ genannt. Diese schmutzige Natur muß vor Allem dem Auge eines Genremalers etwas gelten und hat sonst keine psychologische Austiefung. Waschko ist eben nur der unbarmherzige Mann seines Sudelgewerbes. Sein Forellenfäßchen, das nie fehlt, ist ihm was dem Staatshämorrhoidar sein Actenbündel; was dem Haudegen sein Seitengewehr, ist ihm sein Netz, das er gespalten wie zwei Fledermausflügel über seinem struppigen Haupt trägt. Er hat die Pantalons zu den nackten Knien heraufgezogen, so watet er durch die Bäche. Dieser Cyniker geht stets barhaupt, der triefende dunkle Haarwust umrahmt eine lang und schwarz umbartete faltenreiche Proletarier-Physiognomie, welcher gebrannte Wässer einerseits etwas Rauhes, andererseits etwas Träumerisches aufgeprägt haben.

Ein Freund des Originellen ließ unseren Forellenfänger in seiner Werkeltagskleidung photographiren. Dieser zwar protestirte sehr gegen die Aufnahme im sumpfigen Gewande und wollte sich rasch den Sonntagsrock anziehen. Es war so schwer, ihm begreiflich zu machen, wie viel reizender er in seinem Alltagskleid und in seiner Schmutzkruste sei. Doch in der letzten Stunde überkam ihn dennoch vor dem Objectivglas eine Art demokratischen Selbstbewußtseins, und als man ihm erklärte, daß er ein Seitenstück des Schiffers zu Caprära sei, da warf er kühner die Fledermausflügel seiner Netzhaut um sich, reckte stolzer seinen nackten

Fuß vor, stützte breiter seine linke Hand auf den urwüchsigen Knittel und ließ mit größerem Selbstvertrauen sein rohes Pfeifenrohr zwischen seinen vom Branntwein gestärkten kräftigen Zähnen im Munde hängen.

Als ich einmal Waschko an einem eiskalten Oktobertage barfuß durch den Bach wandeln sah und ihm darob in zarter Besorgniß über dieß entsetzliche Fußbad Vorwürfe machte, schmunzelte er, was er selten thut, und sagte: Herr! das ist just gute so, i hob führden d'Gicht g'hot und mit dem Bood da — hob i mir d'Gicht aßitrieben." —

Wenn ich in steriler Waldregion die Genrebilder der Harmlosen auch noch mit Ranken aus der Hand Paulinens, des Blumenmädchens umkleide, so geschieht dies, weil diese weibliche Erscheinung gleichfalls eine harmlose ist. Hast du auch, lieber Leser, jemals ein fünfzigjähriges Blumenmädchen geschaut, das ist denn doch harmlos genug, um nicht gefährlich zu werden? — Und wenn diese Holde thatsächlich mehr der Trias der Parzen, als der — der Grazien angehört, so heißt dann „Parce mi" das Losungswort, wenn das Blumenmädchen zwischen Karfiolrose und Krautkopf, zwischen Schnittlauch und Petersilie als veredeltes Grünzeugweib uns einen Blumenstrauß bietet, um uns die Lehre der Verbindung zwischen dem Nützlichen und Angenehmen recht anschaulich zu machen. Ist dieß Geschöpf nicht aber auch „jenes Mädchen schön und wunderbar", das, sobald die ersten Lerchen schwirren, uns als Darangabe für das Grünzeug die Blumenspende reicht: so bedürfen wir heute doch noch Paulinens, des Blumenmädchens, so wenig beseligend für ein ganz junges Brautpaar ihre Nähe wäre, um ihren schönsten Strauß einem harmlosen alten Brautpaar zu reichen.

„Und nahte sich ein liebend Paar,"
„Dem reichte sie der Gaben beste,"
„Der Blumen allerschönste dar." —

In der That! Ein liebend Brautpaar sind die am Werktag miteinander zur Arbeit wandelnden hochgreisigen Holzhauerseheleute aus Stollenberg. Wenn er — mit seiner Holzhacke und sie — mit ihrer Säge schattenhaft wie zwei Schemen des Jenseits zur saueren Arbeit dahinwanken, so sind diese da gewiß noch immer ein liebend Paar, das Qual und Beschwerde redlich unter sich theilt.

Heute aber sind sie es erst recht, wo sie ihre goldene Hochzeit feiern. Heute gehen sie im großen Staat einher. Der Bräutigam erhielt einen neuen Rock, und die Braut borgte sich mindestens für die hohe Stunde ein säuberlich Gewand aus.

Der Feiertag des Glückes schwebt über den Mienen der Brautleute, die Honoratioren von Stollenberg schreiten an ihrer Seite zur Kirche. Großbürger sogar mit Blumensträußchen im Knopfloche geben Zeugenschaft und Enkel und Enkelin sind Brautführer und Kranzeljungfrau. Und als des Dechants salbungsvolle Festrede sogar mit einem „klingenden" Argument schloß und er dem Bräutigam vierzig von Wohlthätern gesammelte baare Gulden mit dem Segen des Priesters

verabreichte, da schien der goldkreuzbeknaufte Wallerstab — der bei goldenen Hochzeiten Sitte — den Brautleuten fast ihren Dienst zu versagen, so sehr machte sie das Glück jener Stunde berauscht.

Und so schließen wir denn die Reihe der typischen Gestalten mit diesem Patriarchenehepaar, dem die vierzig Gulden nachgerade in „Sechserln“ und zwar in vierhundert solcher Geldstücke umgewandelt werden mußten, weil der Alte alle Summen seiner Bedürfnisse und Forderungen stets auf diese Einheit reducirte.

In diesem Augenblicke reducirt er nicht mehr, denn das böhmerwäldische Brautpaar der Vergangenheit hat bereits das Zeitliche gesegnet.

Für Maler.

Von

Johannes Nordmann.

Was soll ich malen? — Kann's am Stoffe fehlen?
Noch hat die Kunst gar Manches zu beseelen
Und nur in eine edle Form zu kleiden,
Was schon den Keim der Schönheit in sich trägt;
An dir ist's, daß er auf in Blüthen schlägt,
Um Herz und Auge einer Welt zu weiden.
Nicht fehlt der Stoff, bist du der Kunst nur mächtig;
Sieh schön ihn an, so wird dein Werk auch prächtig.

Auf meinen Wanderungen durch Tirol,
Im Etschgebiet, wo üppig Reben ranken,
Sah ich ein Bild, sein Anblick that mir wohl,
Und lange stand davor ich in Gedanken.
Nicht hing verkommen damals noch die Traube,
Sie strotzte süßen Saftes voll im Laube.
Wie sie war auch der Mensch noch nicht verkommen;
Denn auf den Bergen, die ich rasch erklommen,
Erklang die Cyther unter'm Dach des Hirten.
Er konnte dich mit Wenig nur bewirthen,
Mehr galten seine Lieder, die er sang
Frischweg nach seines freien Herzens Drang.
Man hielt noch nicht den Tag des Herrn entheiligt,
Wenn Einer aufgejauchzt zum Himmel froh,
Und an der Lerchen Andacht sich betheiligt,
Die sündhaft nicht in dulci jubilo.
Lang klangen diese Lieder mir im Ohr,
Als, von den Bergen nun herabgestiegen,
Ich pochte an des schönen Südens Thor,
Um das sich Weinlaub-Arabesken schmiegen.

Das Bild! so ruft mit Ungeduld ihr schon.
Ich suchte erst den Rythmus und den Ton,
Und hab' ihn jetzt vielleicht noch nicht gefunden,
Um gleichsam plastisch es herauszurunden.
Wie ungenügend ist das arme Wort;
Ich tauschte gern es jetzt mit der Palette,
Und würfe auch den lahmen Pinsel fort,
Ihn mit des Bildners Meißel zu vertauschen,
Da ich, trotz meinem weihevollsten Lauschen,
Der Schönheit ersten Eindruck nicht mehr rette.
Ein Torso wird's! und eure Fantasie
Vollendet erst des Ganzen Harmonie.

Seht dort den frischen siebenjährigen Buben!
So bringt ihr ihn nicht auf in dumpfen Stuben;
Es bildet nur der Himmel solche Formen,
Sie wachsen nicht nach euren dürren Normen;
Und dieser kräftigen Formen prächtige Fülle
Verkümmert nicht der Mode Kleiderhülle,
Zwangloser Freiheit dehnen sich die Glieder.
Wenn nicht bis an die prallen Schenkel nieder
Das grobe weiße Hemd verschoben hinge,
So wäre fertig ganz der Adamite;
Wer eines Blick's auf ihn sich unterfinge,
Beginge eine Sünde; denn sie lehren,
Wo sich zur Schau die nackte Schönheit biete,
Die Augen von dem Frevel abzukehren.
Doch blick' ich hin; der Glieder reiner Schwung
Verführt mich sündhaft zur Bewunderung.

Er liegt am Ulmenbaume hingestreckt,
Um den sich dicht verzweigte Reben schlingen;
Frau Sonne möchte hier und dort durchdringen
Das grüne Laubwerk, das ihm Kühlung fächelt,
Mit seinem dunkeln Schatten ihn bedeckt,
Um ihn aus seiner Ruh emporzuzwingen,
Der so verzückt im süßen Nichtsthun lächelt,
Und seiner Schönheit Ebenmaß zu schauen:
Neugierig ist sie ja wie alle Frauen.
Er aber bleibt, behaglich ist der Ort,
Sie bringt ihn nicht aus diesem Winkel fort.
Der Traube Wucht hängt aus dem dichten Laube,
Das sich als Kranz um seinen Scheitel schlingt,
Zu seinem Mund herab; zum Opfer bringt
Sie sich mit ihrem Blut, daß er sie raube.
Und rechts und links, wo überall die Reben
Wie grüne Schlangen kriechen in dem Staube,
Das Bild mit einem Rahmen so umgeben,

Darf er nur tasten mit den Händen blind
Und findet eine Traube im Gewind.
Evoeh Bacchus! rief ich; und erschrocken
Blickt er mich an und schüttelt seine Locken,
Als hätt' ich sein Incognito erkannt
Und bei dem rechten Namen ihn genannt.
Wenngleich ein Christ, verrathe ich dich nicht,
Du übermüthiger Gott des süßen Weines!
Er wandte lächelnd zu mir sein Gesicht,
Beglüht von einem Strahl des Abendscheines;
Wie Spott zuckt es im Winkel seines Mundes,
Wie Feuer flammt's in seinen großen Augen,
Die alle Sinne zu berauschen taugen,
Als wollt' er sprechen: Sohn des neuen Bundes,
Schlag aus dem Sinne dir die alten Götter!
Wild sprang er auf, verschwunden war der Spötter.

Im Louvre sah ich mir, im Vatican
Seither des Bacchus Marmorbilder an;
Mein Urbild blieb der Junge aus Tirol
Für diesen „Schönsten von des Jovis Söhnen"
Versucht euch nun mit frischen Farbentönen
An ihm; er lohnt der Künstlermühe wohl.

Wien, im Sommer 1856.

Vom bürgerlichen Heldenthume.

Von

Bruno Walden.

Sprachläufig anerkennt man eigentlich nur eine Form des Heldenthums: die weltgeschichtliche, deren Gloriole der Wiederschein vergossenen Menschenblutes. Es ist sogar ziemlich einerlei wofür dasselbe geflossen, ob im Dienste einer großen gemeinnützlichen Idee oder roh zerstörenden selbstsüchtigen Ehrgeizes; wer mit dem kostbaren Safte den Boden getränkt, der erntet Nachruhm, in dem einem Falle kaum minder durch brutale Gewissenlosigkeit, als im andern durch Sublimität imponirend. Glücklich der Zeitabschnitt, in welchem Helden dieser Art nur spärlich gesäet sind, denn, ob zu Gutem oder Bösem, Unheil und Verwüstung bezeichnet ihre Fußtapfen.

Allein gibt es nicht auch Großthaten und somit ein Heldenthum anderer Art? Ein Heldenthum von dem Niemand spricht, an das nur Wenige denken, das gar wunderselten nur eines Schimmers von Nachruhm theilhaft wird und im schlichtbürgerlichen Gewande einhergeht, an dem die Frauen vollen Antheil haben und welches häufig das Leben adelt und verklärt auch in den untersten Schichten der Gesellschaft? Wenn das Heldenthum des klassischen Alterthums hart an die Grenze des Unmenschlichen streifte, wenn jenes der glaubenseifrigen Zeit nach dem Unmenschlichen strebte, so beginnt die unsere für das Reinmenschliche ein offenes Auge zu gewinnen, für das Heldenthum im bürgerlichen Leben, das sich im Kampfe ums Dasein im ethischen Sinne bewährt.

Seiner Ueberzeugung *leben* ist nicht allein viel umständlicher sondern auch viel schwieriger, als seiner Ueberzeugung *sterben*. Jener schöne Enthusiasmus, der eine vielbewunderte Großthat vollzieht, vermöchte wohl in gar seltenen Fällen nur den Impuls zu überdauern, und würde zu katzenjämmerlichem Mißmuth erlahmen, sollte er sich an einer Reihe unscheinbarer Thaten bewähren. Die zäh ausdauernde

Begeisterung aber, die nicht der Phantasie zum Reize, der Ehrsucht zum Sporne bedarf, der ebenso wenig eine That zu klein als ein Opfer zu groß ist, charakterisirt das bürgerliche Heldenthum. Und wahrlich, so arg die Welt verschrien, ist es doch recht häufig zu begegnen; allein da es ohne Klang und Sang, ohne romantischen Glorienschein einhergeht, wird es gar oft übersehen. Ist ja doch überhaupt die Würdigung dafür neuestes Zeitproduct und eigentlich transatlantischer Import, die poetische Seite des vielverketzerten modernen Realismus. Für unsere Anschauung ist Salomon de Caus ebenso gut ein Heros wie Cäsar, ein Märtyrer wie der heilige Laurentius, und sind die Siege auf intellektuellem Gebiete, die Resultate der Forschung und Erfindung ungleich wichtiger und würdiger, als die kühnsten territorialen Eroberungszüge. Indem aber die Gemeinnützigkeit — je nach Kräften — als die höchste und beste Leistung geschätzt wird, wächst auch das Ansehen eines Jeden, der in seiner Sphäre, und sei dieselbe auch noch so beschränkt, Tüchtiges leistet, wächst die Achtung vor seinem Wirken, die Würdigung der Kraftanstrengung und Aufopferung, die es gekostet, der Größe auch des kleinen Mannes. Häufiger noch als Moltke und Blumenthal werden die preußischen Schullehrer als die Sieger von 1866 und die Besieger Frankreichs genannt. Mag auch Uebertreibung dabei mitunterlaufen, so ist es doch eine richtige Würdigung der weittragenden Folgen einer oft unscheinbaren Thätigkeit. Und gerade unter den Schulmeistern befindet sich ein stattliches Contingent bürgerlicher Helden. Es ist keine Kleinigkeit, im steten Kampfe um des Lebens Nothdurft das ideale Ziel im Auge zu behalten, mit liebevoller Unermüdlichkeit ihm nachstreben, ungelähmt durch Noth, Sorge und häufig die Stupidität die sich dagegen auflehnt.

Das schlichte Wort, das Nelson bei Trafalgar an die Schiffsbemannung richtete: „England erwartet heute, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue,“ verlangte einfach den Heldentod; dasselbe Wort im bürgerlichen Sinne aufgefaßt, verlangt etwas Schwierigeres, statt der Verachtung des Todes, die Nichtbeachtung des eigenen Selbst; wenn es mit der Pflichtausübung in Conflict geräth, seine stete Unterordnung gegenüber der idealen Auffassung des Lebens überhaupt, des Berufes im Besonderen.

Während die weltgeschichtlichen Helden, wie die Dekorationsmalerei, nur auf Distanz den vollen Effect hervorbringen, sind die bürgerlichen nur ganz in der Nähe dem durch Lebensverständniß geschärften, durch Herzenswärme geklärten Blicke erkennbar. Stets ist's der Genius Einzelner, welcher dem Verständniß der Menge den Weg bahnt, und die Kunst ist's, die zuerst durch das Genrebild und den Roman — wie sehr auch Beide gelegentlich ausgeartet sein mögen — die Augen geöffnet für die Schönheit und Poesie, ja die Größe im bürgerlichen und Familienleben. Namentlich hat der Biographienkult in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Beträchtliches beigetragen zur Würdigung von Persönlichkeiten, die mehr noch durch die Größe ihres Werthes, als ihres Wirkungskreises hervorgeragt. Der realistische Zug von jenseits des Ozeans hat die abstrakte Anerkennung zu einer thatsächlichen ver-

wandelt, die sich nicht mehr auf ein Epitaph beschränkt. Ist auch der Respekt vor dem self made man, dem siegreichen Kämpen im Kampfe ums Dasein, gottlob kein so unbedingter wie in Amerika, sondern durch eine idealere Lebensauffassung temporirt und geadelt, so ist doch Anerkennung und Würdigung des Verdienstes, in welcher Sphäre es sich immer geltend macht, unendlich verallgemeinert, der Sinn für das bürgerliche Heldenthum erwacht.

Fourier hat in seiner naiven, schon stark an das Krankhafte streifenden Exaltation unbewußt die Karrikatur dieses schönen Zuges ausgleichender Gerechtigkeit gezeichnet, indem er den Vorschlag eben für unansehnliche, peinliche und doch der Gemeinschaft unentbehrliche Arbeiten durch erhöhte Ehrenbezeugungen zu entschädigen höchst possirlich illustrirt. Seiner Menschenbeglückungstheorie nach muß jedes Glied des Phalanxsterns seinen Fähigkeiten und Meinungen entsprechend durch Beschäftigung nützlich gemacht werden, und mit ziemlich genauer Kinderkenntniß schlägt er vor, die kleinen Jungen zur Verrichtung aller unsauberen Geschäfte zu verwenden, ihnen jedoch durch die pomphafte Benennung „glorreiche Heereswolke“ Würdigung und Dank des Phalanxsterns dafür auszudrücken.

Nun, einstweilen ist wohl durchaus noch kein Grund vorhanden, zu fürchten, daß die Bäume so weit in den Himmel wachsen, allein die Einsicht, daß auch die kleinste Mühe für den Gang der großen Maschine eine unerläßliche Nothwendigkeit, eine Tüchtigkeitsbedingung, ist doch schon weit gereift, viele Vorurtheile nivellirend und damit ist der erste Schritt zur Anerkennung auch des bürgerlichen Heldenmuthes geschehen.

Haben sich doch schon die Anschauungen über den Muth überhaupt wesentlich gewandelt und eine viel bürgerlichere Färbung angenommen. Verlieh es vor noch nicht allzulanger Zeit ein höchst ritterliches Ansehen sich für eine, oft auch nur imaginäre oder äußerst geringfüge Beleidigung zu entschädigen, indem man dem Uebelthäter das Lebenslicht ausblies oder sich von ihm durch einen regelrechten Hieb oder Schuß einem geheiligten Pflichtenkreis entrücken ließ, so beginnt sich die Anschauung geltend zu machen, daß es eine bessere Sorte von Muth verrathe, ein Vorurtheil in's Gesicht zu schlagen um kein Unrecht zu begehen. Und ist der Muth des Arztes, der täglich am Krankenbette sich der Gefahr der Ansteckung und des Todes aussetzt, nicht zum mindesten eben so groß, als jener des Kriegers? Und, auf der socialen Stufenleiter abwärts greifend, ist der Feuerwehrmann, der jede Stunde bereit ist, in der Ausübung des Berufes sein Leben in die Schanze zu schlagen, minder tapfer?

Doch, wie schon gesagt, das Leben ist häufig viel schwieriger als das Sterben und die gänzliche, aufopferungsvolle Hingabe an ein geistiges oder gemüthliches Streben, wie sie in jedem Stande weit häufiger vorkommt als der Pessimismus es sich träumen läßt, ist sicherlich moralisches Heldenthum zu taufen.

Gäbe es eiserne Kreuze für moralische Tapferkeit, wie manches schlichte Frauengewand müßte damit geschmückt werden, denn der Wahrheit die Ehre, darin ist das schwache Geschlecht wahrhaft stark. Es besitzt einen Stoicismus, der durch keines der antiken Vorbilder beschämt wird. Mit angst- und schmerzerfülltem Herzen lächeln, unter keiner Sorge erlahmen, der dankloseſten Opfer nimmer müde werden, unverzagt hoffen und handeln in anspruchloser Selbstvergessenheit, das ist ein von ihnen wahrlich nicht selten geübtes Heldenthum. Ein Heldenthum so unscheinbar, wie der weittragende Einfluß, den sie üben. Denn um wie viel mehr noch als von den Lehrern gilt von den Müttern der schöne Spruch Platins:

Ein jeder Ruf der noch so leise
Die Geister aneinanderreiht
Wirkt fort auf seine stille Weise
Durch unberechenbare Zeit.

Klingt das nicht überhaupt wie eine Verherrlichung des stillen Wirkens, welches das bürgerliche Heroenthum charakterisirt?

Gedichte

von

Ludwig Bowitsch.

1.

Paradieses Ahnung.

Als des Paradieses Pforten sich den Menschen abgeschlossen,
Und der Herr aus seinem Antlitz die Unseligen verstoßen,
Trat ein Lieblingsengel weinend vor des Thrones Stufen hin:
„Laß, o Herr, die Tiefgefall'nen doch nicht ohne Tröstung zieh'n!"

Sprach der Ew'ge: „nun so mind're ihrer Bußfahrt arge Qual.
Gieß in ihre kranken Seelen meiner Gnade einen Strahl!"
Und des Engels Werk auf Erden war der erste Liebeskuß,
Vom verlor'nen Paradiese jener wundervolle Gruß!

2.

Nicht friedlich ist mein Leben hingegangen. . . .

Nicht friedlich ist mein Leben hingegangen,
Und keine Prüfung hat sich mir erspart —
Des Tages heitre Sonne blieb verhangen
Und Blitze nur umzuckten meine Fahrt!

Nun darf am Ziel ich endlich Anker legen
Und ruhig schauen in das Abendlicht —
Doch fragt mich ja nicht nach des Lenzes Segen —
Auf hohen Wogen blüht die Rose nicht!

3.

Täuschung.

Welch ein Los ist mir beschieden,
Wird's im Herzen wieder licht?
Ach, so glücklich, so zufrieden,
War ich lange, lange nicht!

Darf ich glauben? Darf ich hoffen?
Blendet mich kein eitler Wahn?
Liegt sie wirklich frei und offen
Vor mir da die neue Bahn?

Nein — kein Morgen ist's, der mächtig
Mich mit frischem Hauch umweht —
Ach, die Sonne glüht ja prächtig
Oft, bevor sie untergeht!

4.

Ob Du nun träumst.

Ob Du nun träumst von wonnereichen Lenzen,
Von goldnen Kronen oder Lorbeerkränzen —
Dir bleibt zuletzt das gleiche Los beschieden!

Du mußt der Täuschung volles Weh erfahren! —
Doch groll dann nicht dem Traum, dem wunderbaren —
Er war Dein schönstes, bestes Glück hienieden.

5.

Ein Alpenfriedhof.

Ein Friedhof liegt im grünen Alpenthale
So still wie keiner unter'm Sonnenstrahle —
Waldblumen schmücken das Gebiet der Trauer
Und Epheu rankt sich um die alte Mauer.

Wie mächtig auch des Lebens Sturmfluth schäume,
Ihr Wellenschlag pocht nicht an diese Räume
Und die da ruh'n als schweigende Genossen,
Sind von der Welt wahrhaftig abgeschlossen.

Nur leise mit dem Silberklang des Bornes
Verschmilzt die Klage eines Jägerhornes,
Und Himmelsgrüßen gleich schickt ihre Lieder
Die Lerche aus den blauen Lüften nieder.

Wer träumend je den stillen Weg gegangen,
Der denkt an ihn mit ewigem Verlangen,
Und reizender als jedes Glück hiernieden
Erscheinet ihm des Alpenthales Frieden.



Treuhilde

von

Leo Meißner.

Es wettert und gießt. Im Krug zum Stein
Kehrt spät in der Nacht ein Reiter ein.

„Einen Trunk, Herr Wirth, und sorgt für's Roß,
Ich verfehlt' im Sturm den Weg auf das Schloß."

So leuchtet der Wirth noch befangen vom Schlaf.
„„Herr Gott, seh ich recht!? — Der gefallene Graf!""

„Der gefallene Graf! Weil ich, wundengebannt,
Unter Leichen mich fand —" „„Seid todt Ihr genannt!""

„„Gefallen bei Wörth, in der blutigen Schlacht,
So hat's der Hußar auf das Schloß überbracht!"" . . .

Und bleich wie der Tod der Graf es vernimmt
Und schwarz vor den Augen das Licht ihm verschwimmt:

„Treuhilde, Treuhilde, und glaubst Du mich todt,
So schirme Dich Gott in der bitteren Noth!"

„Zu folgen mir, schwurst Du — Dein zärtliches Herz,
Es mußte verzagen in tödtlichem Schmerz!"

Fort treibt er den Wirth, der das Roß führt heraus,
Fort jagt er wie Sturm durch den nächtigen Graus.

Feldein, über Gräben und Hecken im Schwung,
Am Park, übers Thor in verzweifeltem Sprung.

Das Thier bricht zusammen; er blickt nach dem Saal:
„Hilf Himmel, wie hell! Hundert Kerzen zumal!“

Die Treppe hinauf dann, die Halle hinein —
Da liegt sie, Treuhild', in metallenem Schrein!

Wie Marmor so weiß, wie ein Engel, der schlief',
In gefalteten Händen, erbrochen, ein Brief:

„Graf August von Büren“ — so liest er — „bei Wörth
Gefallen im Kampf für den heimischen Heerd.“ —

Lagerwache.

Eine Rhapsodie

von

Robert Byr.

Finster ist die Nacht — kein Stern wacht mehr am Himmel, der wilde Sturm hat all die Lichter ausgelöscht.

Riesige schwarze Wetterwolken zerreißen donnernd und feuerschleudernd und schütten heftige Ströme nieder auf die ausgetrocknete lechzende Erde.

In's Geheul des Sturms mischt sich der Stundenruf der einsamen Wachen, das Wiehern und unruhige Gestampfe der Pferde, das Aechzen der gespannten Seile.

Wie wenn das grelle Aufleuchten der Blitze einen undurchdringlichen Schleier zerrisse, erblickt das Auge auf Momente lange weiße Zeltreihen, die unruhigen Gruppen der geängstigten Thiere und der bei ihnen wachenden Leute und Alles ist dann in ein fahles Licht gehüllt, als wäre da das Lager des Todes — ein rastendes Heer von Gespenstern.

Weit gegen Süden leckt es düsterroth am Horizonte und der Flammenschein erzählt von einem brennenden Dorfe. Wie schrecklich verzehrend muß der Brand in dieser Nacht wüthen! —

Und in den Sturm schritt er hin durch die Zeltlinien, durch die Reihen der angepflöckten Pferde — bald hastig und ungeduldig, bald wieder haltend und hinausstarrend gegen den Glutschein, der wie blutige Abendröthe am Himmel prangt.

Mitternacht ist längst vorüber.

Da hält er neben mir und des Freundes Stimme klingt mir so seltsam erregt, wie ich sie noch nie gehört — leise und doch im wildesten Getöse vernehmlich, als ertöne sie in mir selbst:

„Zwischen Himmel und Erde — — ja, ja, Horatio! — zwischen Himmel und Erde! Hast du nie von jenen Dingen geträumt? — Mit all deiner Schulweisheit nicht davon geträumt? — Mir ist so eigen und wundersam zu Muthe, es beengt mich eine so sonderbare Unruhe,

ein eigenes zerrendes und zugleich doch haltendes Gefühl, mir ist als müßt' ich fort, fort in's Weite — und ich weiß nicht wohin — in's Unermeßliche! Und doch könnte ich meinen Posten verlassen und mich auf's Pferd schwingen, vielleicht thät' ich's erst nicht und bliebe wie angekettet."

„Ist's eine Ahnung? — ein Vorgefühl von Unglück? — Mahnt mich ein magnetischer Strom an irgend ein Wesen, das ferne von hier an mich denkt — vielleicht sogar um mich leidet? Ist's der Versuch meines Innern, sich in Harmonie mit dem Widerstreit der rasenden Elemente zu bringen? — Ist's wieder der böse Dämon, der mich ehemals so oft heimgesucht und den ich schon ganz gebannt glaubte? — Ist es der erste Grad des Wahnsinns einer an sich selbst verzweifelnden Seele? — Nach was drängt — wornach zerrt es mich? was reißt mich nach rückwärts, was bindet mich? — Frei, frei! die Eisenklammern fort von der Brust! wie lange sollen sie mir noch das Herz zerdrücken? Wie lange noch dies Gefühl der furchtbarsten Unruhe? — wann, wann wird es enden?"

Der Allarmschuß gab die Antwort.

* * *

Vorbei ist der blutige Morgen, vorbei der Schlacht- und Wettersturm, das Geknatter der Schüsse verhallt, gleich dem letzten fernen Grollen des Donners.

Ruhig zittert das warme Sonnenlicht über die Haide. In tiefer Feierstille, wie an einem Sommersonntagsmorgen, ruht die ganze Natur, und nur wie ein fernes leises Summen und Läuten zieht es durch die stille Luft und flüstert von der Wunderwelt der Schmetterlinge und Käfer, der Gräser und Blümlein und des grünen dunklen Waldes dort am Haidesaume, aus dem die silbergrauen Stämme, wie Säulen des duftigen heiligen Laubtempels der Ruhe, hervorschimmern.

Dort auf dem Hügel hält ein Reiter im staubigen, zerschlitzten Rocke, er ist vom Pferde gestiegen und kreuzt seine Arme über den Sattel und lehnt sein Haupt darauf, nicht müde, denn das Auge ist offen, doch achtlos blickt es hinaus in die Ferne — hinaus auf den Wald, die blauen Berge, die im leichten Dunst am Horizonte verschwimmen, auf die kleinen schneeigen Wölkchen, die wie schmale Nachen durch die weite blaue See dahinschiffen — und er fühlt nicht, daß die Sonne immer höher gestiegen, er merkt nicht, daß sein treues Thier den Kopf herum wendet und ihn so staunend und fragend ansieht. Für ihn hat Ort und Stunde keine Mahnung.

Denn reicht der Blick nur bis zu den duftigen Bergen, das Herz sieht weit, weit über sie hinaus, sieht Bilder so nahe und düster, daß es weinen muß um die Vergangenheit und doch die Thränen lieber der Gegenwart bewahrt.

Hoch steht die Sonne im Zenith und wiehernd mahnt das Pferd den Herrn, der immer noch achtlos hinausstarrt in die Weite. Wer weiß, wie lange er noch so stehen mag, versunken in ein achtloses Schauen,

versunken in seinen Schmerz und wie lange es ihm noch das Herz erdrücken wird mit eisernen Klammern und wie lange noch an der Wimper der Thautropfen zittert, in dem sich die zerrissenen, zertretenen und abgewelkten Myrthenkränze der Jugend wiederspiegeln?

Wie lange noch? — Da fällt ein Schuß.

Ein verspäteter Schuß vom Waldsaume herüber — verspätet und doch zu rechter Zeit für die Brust, die er traf. Rasch entströmt das Leben mit dem Quell, der einst so fröhlich und überhastig durch die Adern hüpfte — so traurig langsam erst noch die Pulse durchschlich.

Erschreckt sprengt das Pferd davon, der Reiter liegt allein und verlassen. Sein gebrochenes Auge blickt nicht mehr in's Weite, von der starrenden Wimper löst sich die Thräne und thaut nieder auf eine Blume, die kurz zuvor erst des Pferdes Huf zertrat, das arme zarte, allzuvergängliche Blümlein — Männertreue. —

Ich aber stand am Abend an einem frischgehäuften Hügel. Da drunter lag der Freund in unstörbarer Ruhe. — Er hatte bald geendet.

* *
*

Gewärtig.

Mir ist so schwül und so gewitterschwanger
Wie vor dem Sturm, — wenn sich der Windhauch legt,
Kein einz'ger Laut ertönt, und sich in banger
Erwartungsvoller Ruh kein Blatt mehr regt.

Und plötzlich kommt der Blitz herabgefahren
Und trifft den Stamm, die Flamme schlägt empor,
Verkohlt den Baum, — wo erst noch Blätter waren,
Ragt schwarz unförmlich nur ein Strunk hervor.

Ich ahne nicht, woher der Schlag will drohen,
Doch fühl' ich, daß er niederzucken muß. —
So triff denn gut! magst reinigend durchlohen
Mich mit des Erdenleides Feuerkuß!

Ein Glaubensbekenntniß.

Zeit-Strophen

von

Cajetan Cerri.

La gente nuova, e i subiti guadagni,
Orgoglio e dismisura han generata.
Dante, Infer. C. XVI.

Gesinnung heuchelnd, dennoch voll der Schande,
Ohnmächtig, niedrig, feig, und doch vermessen,
Wüst im Gemüthe, zuchtlos im Verstande,
Und doch vom Dünkel eigenen Werths besessen;
Nicht frei — nur trotzend jedem Sittenbande,
Nicht geistvoll — findig nur und schamvergessen,
Prachtliebend nicht -- nur prahlend im Gewande,
Nicht strebsam, klug — von Habsucht nur zerfressen;
Wortbrüchig, roh, verächtlich und verachtet,
In sich, um sich, kein Ideal, kein Gott,
Von Lüsternheit und Gier den Sinn umnachtet;
Der Corruption, dem Lotterthum ergeben,
Perfid, erbärmlich, cynisch, bankerott —
So bist du, neue Zeit, in der wir leben!

. . . .

Ich schrieb's. D'rauf Ihr: „Was soll der Vorwurf immer?
Wir sind nun Kinder uns'rer Zeit, und diese
Ist einmal so; die schlimmste nicht — viel schlimmer
War sie, als Geistesknechtung die Devise.
Merkst du gar nicht des Geistes Riesenschritte?
Was also wär's, woran die Zeit heut' litte?"

So fragt Ihr mich in vorwurfsvoller Sprache,
Mich, der gar tief der Zeit in's Aug' gesehen,
Und nur den rechten Namen gab der Sache;
Wohlan! ich will Euch einmal Rede stehen.
Wer fragt wünscht Antwort — und Ihr sollt' sie haben;
Mir gleich, wenn meine Worte Euch nicht laben.

Ob schlimmer einst die Zeit — nur Wortverschwendung
Ist solch' ein Streit; mir scheint er nicht verfänglich,
Denn klar wär's dann von selbst, daß beff'rer Wendung
Bedürftig stets die Zeit ist und empfänglich
Hätt' ihre „schlimm're" Zeit genügt den Ahnen,
So gingen wir ja heut' dieselben Bahnen.

Einst wirkten Solon, Plato, Aristides,
Bis heute noch die Weisesten der Weisen;
Einst sang Homer, der ew'ge Fürst des Liedes,
Und einen Phidias wußt' das Volk zu preisen;
Einst schien der Mensch Halbgöttern gleich geschaffen —
Heut' ist man stolz fast, daß er stamm' vom Affen.

Macht hieß einst Recht; ja wohl — was aber heute?
Geht etwa Recht vor Macht? Daß ich nicht wüßte!
Einst stand das Weib als Sklavin da, als Beute —
Heut' dient's dafür als Spielball der Gelüste;
Als schön galt Venus, Juno einst, Helene:
Heut' heißt was nackt ist, schon darum das Schöne.

Ihr sagt: was schön, braucht kein Gesetz der Sitte;
Doch was ist schön? was aufregt unf're Sinne?
Ihr sagt: Das Süßwerk diene bloß zum Kitte,
Daß es für Höh'res Herz und Geist gewinne —
Ihr lügt! Der Sinnenreiz dient Euch zum Zwecke,
Und dann, daß er den hohlen Grund verdecke.

Schaut an, was heut' sich breit macht auf den Brettern,
Die da die Welt, und auch die Zeit, bedeuten;
Seht, was die Kunst, die bildende, in Blättern,
Auf Leinwand, selbst im Lichtbild, bringt den Leuten:
Ob offen, ob versteckt, ob plump, ob — schlimmer,
Es grinst als Ziel des Fleisches Cultus immer!

Der Grieche liebte auch das Unverhüllte,
Doch als ästhetischen Genuß, indessen
Die roh-lascive Gier, die nie gestillte,
Das raffinirte Spiel mit halben Blößen
Gar ferne lagen seinem Schönheitssinne —
Er trennte Formenreiz vom Trieb der Minne.

Ihr pocht auf „Geist"? Der wuchs an Macht und Fülle —
Wahr ist's. Doch daß, gleich ihm, in der Geschichte
Auch das Gemüth erstarkt, der eth'sche Wille,
Es ist nicht wahr! es fehlt am Gleichgewichte.
Und dann: heut' gibt's blos mehr der Geistesstreiter;
Der Bildung Strom ward tiefer nicht, nur breiter.

Das eben ist's, das zehrt stets an uns Allen:
Die Sucht des Geistreichthuns, des Geistreichscheinens;
Esprit — der Gott ist's, dem zum Opfer fallen
Natürlichkeit und Ernst des eignen Meinens.
Ein Mann von Herz — wer wird heut' nach ihm fragen?
Un homme d'esprit — ja, das will Alles sagen!

Ein arger Wahn. Der Geist — wohl Großes thut er,
Doch liegt noch Größ'res jenseits seines Rahmens;
War Lincoln geistreich? Blücher, Hofer, Luther,
Papst Sixtus selbst, der fünfte seines Namens?
Was Großes sie gethan, nicht Geisteswaffen,
Die Energie des Herzens hat's geschaffen.

Geistreiche, Ihr! prüpft die socialen Schichten:
Ist glücklich dieses Volk? Denn Ihr verkündet
Daß ja dahin hochfliegend sich nur richten
Die Brandgeschosse, die der Geist entzündet;
Ist glücklich dieses Volk? auf allen Wegen —
Bekennt's! — starrt Elend, Fäulniß Euch entgegen.

Ihr auch, Bekrittler der „unprakt'schen Leute",
Die Ihr Euch fühlt uns stets so überlegen —
Das Fenster auf! und lugt ins Land, ins weite:
Ist glücklich dieses Volk? — wo ist der Segen,
Die Frucht der Lehren prakt'scher Völkerleiter
Vom „Zeitgeist", vom „Realen" und so weiter?

Seht jenes Dorf, ein Lichttraum einst auf Erden —
Heut': nur die Wälder licht, die Hütte finster;
Seht hier die Stadt: Verbrechen, Noth, Beschwerden
Und Blasphemie; wozu der prächt'ge Münster
Wo nur die Börse gilt? — auf allen Wegen,
Bekennt's! — starrt Elend, Fäulniß Euch entgegen.

Wohl gibt's Gesundes, Edles noch — sonst wäre
Fürwahr ein Fluch nur dieses ganze Leben.
Noch gibt es Frauen, stolz auf Frauenehre,
Und Männer gibt's, voll männlich ernstem Streben;
Doch für ein Bild des Schönen und des Hohen,
Wieviel, wieviel des Häßlichen und Rohen!

Der Club-Prophet, der stets warnt vor dem morgen,
Der Flugschrift-Weise, der Euch will belehren,
Der Land-Erwählte, der für's Land soll sorgen,
Der Troß von Räthen, Leitern, Funktionären —
Welch' eine Welt der Selbstsucht und der Lüge,
Prüft Ihr des Triebwerks inneres Gefüge!

Welch' ein Geschwätz von höheren Missionen,
Von Opfern, gern gebracht dem Allgemeinen,
Vom Wohl der Wissenschaft und der Nationen,
Vom Rechtsstaat und vom Schutze für die Kleinen —
Wie dann die That nach solchem Redeschwalle?
Wer ruft da: „Alle sind Tartüffe, Alle!" —?

Ein Großer sprach: uns bändigt das Gemeine.
Nur flüchtet das Gemeine heut' zur Lüge;
Es nimmt des Edlen Larve an zum Scheine,
Und — weil man's braucht — des Ideales Züge;
Man fühlt's: dies Ideal, wenn auch verdorben,
Ist doch im Menschenherzen nicht erstorben.

Der Mentor fühlt's, und pocht darauf mit Strenge —
Oh, wenn sein sonst'ges Thun das Kind sollt' ahnen!
Der Künstler fühlt's, der bilden will die Menge,
Und doch in Kneipen sorgt für Ruhmes-Bahnen;
Der Dichter fühlt's — er soll ja Hohes schaffen,
Und holt aus Sinnenrausch sich geist'ge Waffen.

Oh, dieser Zeit Poeten . . . Selbstanbeter,
Die oft nur Cliquenwillkür groß gezogen!
Ihr staunt die Götzen an. Was aber später,
Wenn Ihr, selbstdenkend, Werk und Werth erwogen?
Noch mehr, wenn Wesen Ihr geprüft und Leben
Dort, wo man prahlt mit „idealem Streben" —?

Und weil wir lügen, würgt an uns die Schlange
Characterlosigkeit, an der wir kranken;
Daher der Alpdruck vom Gesellschaftszwange,
Daher dies Fassen, Lassen, Wanken, Schwanken,
Daher, daß uns're Zeit nur eine große,
Unendlich abgeschmackte Narrenposse.

Kein Styl, kein Tact, nicht Form, nicht Maßbeschränkung,
Ein Hin und Her vom Schelmstreich zur Lappalie!
Zum wilden Spaß wird Scherz, Witz wird zur Kränkung,
Und heit'res Spiel und Fest zur Saturnalie;
Was unten steht, will in die Höh' sich blähen,
Was hochgestellt, steigt nieder von den Höhen.

„Professor“ heißt heut' jeder Taschenspieler,
Und „Künstler“ jeder Clown und Späßemacher;
Der Staatsmann sucht die Gunst der Straßenwühler,
Der Anwalt buhlt um den Applaus der Lacher;
Der Graf spielt auf der Börse für Loretten,
Die Gräfin cancanirt, singt Chansonetten.

Verächtlich spricht man von „dem Volk“ der Presse,
Und lockt es doch auf die Salonparquette,
Wenn da im Schein des „Wohlthuns“ die Noblesse
Der Selbstsucht, Eitelkeit fröhnt um die Wette;
Dann läßt man im Journal sich „reizend“ schildern,
Und stellt sich aus in photograph'schen Bildern!

Der Jude, den man haßt, beschimpft und — fürchtet,
Er wird mit Ehren, Orden, ausgestattet;
Der Schwindler, laut geschmäht und streng gerichtet,
Dringt dennoch durch, wenn er nur nicht ermattet;
Die Phryne, in der Außenwelt gemieden,
Wird dann geheim in's Prachtgemach beschieden.

Sie fährt in schmachbezahlter Glanzcarosse,
Indeß der Thränen Kelch die Treu' muß leeren;
Sie stürmt dahin auf goldbetreßtem Rosse
Vor der Matrone, die ergraut in Ehren;
Sie trübt und stört mit eisern frecher Stirne
Des fremden Herdes Glück — die feile Dirne!

Heut' huldigt Ihr dem würd'gen Denkergreise —
Histrionen morgen, Helden der Reklame;
Heut' stoßt in's Horn Ihr, einem Ding zum Preise,
Das man schon morgen wirft zum „alten Krame“;
Heut' thut Ihr demokratisch barsch und finster,
Und naht devotest morgen dem Minister.

Heut' gilt's, die flotte Comödiantin feiern
Mit Lorbern, Liedern und mit Lobtiraden;
Und morgen? Her doch mit denselben Leiern!
Ein großer Mann ward auf die Bahr' geladen:
Gilt ihm das Volksgewühl, ein so immenses?
Nein — nur dem Schaustück. Panem et circenses!

Die Priester selbst sind heut' nur selten Priester;
Denn ihnen fehlt die evangel'sche Liebe,
Die stille Würde der Altarminister,
Der milde Sinn für menschlich schwache Triebe.
Ihr müßt, wollt' Christi Bild Ihr sein auf Erden,
Gleich ihm erst Menschen unter Menschen werden.

Gebt uns zurück der Väter Glauben wieder,
Der fehlbar war vielleicht, doch menschlich faßbar.
Das Wort, das einst vom Golgatha hernieder
Mild und versöhnend sprach zur Menschheit — das war
Das Gottgesetz der Charitas, der Liebe —
Lenkt dieses Dogma Euer Weltgetriebe?

Oh, wer Euch sieht bei heiligen Funktionen,
Ihr Priester ohne Herzschlag, Ernst und Weihe,
Der möchte fast — hier darf das Wort nicht schonen —
Empört austreten aus der Gläub'gen Reihe,
Wo Ihr die Form nur pflegt, die leere, blinde —
Vergeb' Euch Gott die ungeheu're Sünde!

Doch dieses Priesterthum — hört wohl, Ihr Schmäher —
Es zählte, zählt noch, glänzende Heroen,
Lichtspender, Humanisten, Denker, Seher,
Die muthig ausgeharrt, wo And're flohen,
Die in der Wüste für die Menschheit warben,
Und lehrten, rangen, litten und dann — starben.

Ein Ding verallgemeinern, übertreiben,
Und Staub-Geschöpfe schmäh'n — leicht sind die Hiebe.
Ideen braucht's. Stellt Bess'res auf! wo bleiben,
Wo sind die Helden Eurer Nächstenliebe —?
Sagt: jeder Glaube schwinde von der Erde,
Daß frei das Thier im Menschen sich geberde.

„Nach eigener Façon werd' Jeder selig" —
Ein König sprach's, der groß als Fürst und Denker;
Doch selbst der Spruch, der uns gebracht allmälig
Zum Atheismus, diesem Glückeshenker,
Setzt ja voraus, als Basis, einen Glauben —
Nur will er uns die freie Wahl nicht rauben.

Ich halt' es mit dem Christenthum, dem echten,
Das Menschenliebe, Menschenadel lehret;
Kennt' Höh'res Ihr? nicht streiten und nicht rechten
Wird dieses Herz, das blos nach Licht begehret.
Nur denkt des Sängerspruchs, d'rum seid beschworen:
„Zu Etwas Bess'rem ist der Mensch geboren".

. . . .

Was nun beginnen? Krank — ja krank zum Sterben
Ist die Gesellschaft heut' im tiefsten Marke;
Kein Staatsmann kann sie retten vor Verderben,
Kein Krieger auch. Das Bürgerthum, das starke,
Aus sich heraus, aus eigner Kraft und Fülle,
Kann es allein, wenn ernst und echt der Wille.

Athen und Rom, sie wurden groß und mächtig
Durch Bürgersinn; weil dort der Bürger strenge
Sich hielt an das Gesetz, und ernst, einträchtig
Des Staates Sittenzweck vertrat die Menge;
Und als Athen und Rom die Bahn verließen,
Da sah'n sie auch den Abgrund sich erschließen.

Auch Rom zerfiel bei hellem, äuß'rem Glanze,
Und innen moderndem Schlaraffenleben;
Auch Rom zerfiel beim Saitenspiel und Tanze,
Bekränzt mit Rosen, und der Lust ergeben;
Auch Rom zerfiel, in seinem Mark zerfressen
Von Prassern, Mäklern, Gauklern und Maitressen.

Was sollt' uns retten sonst? Der Gottesglaube?
Den habt Ihr ja bewußt durch Hohn vernichtet;
Der Hoheit Majestät? sie liegt im Staube;
Gesetz und Norm? Doch welcher Richter richtet?
Die Besseren, die Tüchtigen, die Reinen?
Wenn's Einer ist, werft Ihr nach ihm mit Steinen.

Der Adel? sagt: wo find' ich ihn, den Adel?
Ich seh' nur Banken-Ritter, Schein-Barone;
Wo sind die Streiter „ohne Fehl und Tadel"
Für Gott, für Frauensitte, Recht und Krone?
Der Edelsinn, einst Pharus der Geschlechter,
Erlosch — mit ihm die Schaar auch seiner Wächter.

Die weisen Väter, Räthe der Gemeinde?
Seht Euch der „Weisen" Thun nur an! sie schelten,
Sie faseln, schwätzen, zanken sich wie Feinde,
Und Jeder will als Superklügster gelten.
Wer wird um's wahre Wohl des Volks sich scheren?
Bringt Zeitungslob das? Festbankette, Ehren?

Wer sorgt auch sonst für's wahre Wohl der Leute,
„Die unten wimmeln ohne Brot und Rechte",
Daß sie nicht werden fort und fort zur Beute
Der Speculanten vom Vampyr-Geschlechte?
Die Volkstribunen nicht, nicht die Regierung —
So zeugt den Proletarier die Verführung.

Wer sorgt dafür, daß Hausrecht, Hausesehre
Geschützt vor anonymen Schändern werde?
Daß Ueberzeugung ihre Gott-Altäre
Errichte frei auf wahrhaft freier Erde?
Die Volkstribunen nicht, nicht die Regierung —
So zeugt den Staatbekämpfer die Verführung.

Wer sorgt für den Verirrten, der entlassen
Aus leichter Haft, verfehmt jetzt irrt, verschlimmert
An Leib und Seele, hilflos durch die Straßen?
Wer steht ihm bei, da er ja sonst verkümmert?
Die Volkstribunen nicht, nicht die Regierung —
So zeugt auch den Verbrecher die Verführung.

Ihr bringt uns Freiheit? nein! — Libertinage
Nennt sich der Schlaftrunk, der die Noth soll lindern
Des kleinen Schreibers mit der kleinen Gage,
Des armen Krämers, der, mit Weib und Kindern,
Trotz harter Müh, nicht weiß, auf welche Weise
Er heut' sich schaffe Wohnung, Kleid und Speise.

Der Welt wollt neue Satzungen Ihr geben,
Und schwächt selbst das Gesetz, wie es auch heiße;
Ihr lehrt: Eins sollen werden Staat und Leben,
Und sorgt dafür, daß jedes Band erst reiße;
Ihr prunkt mit „Menschenrecht" — und liegt im Staube
Vor dem Erfolg nur, komm' er auch vom Raube.

Ihr prunkt mit Menschenrecht, und habt erfunden
Die Formel der Gewalt: „vollzog'ne Sachen";
Ihr prunkt mit Menschenrecht, doch hält's gebunden
An sich der Vortheil der Partei. — Zum Lachen!
Enthüllt den wahren Kern von Eurem Witze:
„Man ist im Rechte, ist man im Besitze."

Soll uns die Kirche retten —? beff'rer Männer
Bedarf sie selbst, und größ'rer Zucht ihr Boden;
Das Lehramt? langsam wirkt es. Dann, Ihr Kenner,
Prüft heut' die Jugend: Hochmuth, Phrasen, Moden!
Die Poesie? entfloh'n die echte Muse —
Uns blieb die Fratze nur in bunter Blouse.

Die Literaten, Kritiker? Ihr Spötter!
Gönnt einen Blick doch hinter die Coulissen:
Wie klein, wie werthlos diese Zeitungsgötter,
Ob auch die Menge ihnen liegt zu Füßen;
Wie schielt die Clique aus jedem Kneipenwinkel,
Voll Habsucht, Neid, Brutalität und Dünkel!

Sie sprechen von Gesittung, Bildungsstreben,
Von Idealen, die der Menschheit theuer;
Doch ringt ein Mann darnach in Schrift und Leben,
So ruft man fein und witzig: „Biedermeyer!"
Herunter mit der Maske, Charlatane,
Pères La Roquette's — auch ohne die Soutane!

Ihr rühmt uns Schiller, Herder — daß man wähne,
Ihr könntet wohl die Herrlichen goutiren;
Laßt ruh'n sie, und gesteht nur, daß Euch Jene
Durch Ruhm und And'rer Urtheil imponiren;
Laßt ruh'n sie! lobt Faideau, Dumas — nicht Schiller;
Nicht Euer Lob, der Reinen Cultus will er.

Nicht Euer Lob, die heuchelnd Ihr verkündet
Als groß bei ihm was sonst Euch dient zum Spotte;
Nicht Euer Lob, die Ihr dort rührend findet
Was anderswo heißt „Weltschmerz“ und „Marotte“;
Nicht Euer Lob, die Ihr ihn nur bewundert,
Weil ihn geweiht ein Stärk'rer: das Jahrhundert!

Nein, nein — nicht diese sind die Elemente
Zur vollen, sittlichen Regenerirung;
Nur Krisen, Phasen, nur Experimente
Bringt des Parteigeist's wechselnde Verwirrung:
Vom Boden aus genesen muß die Pflanze —
Das Volk, der Bürger nur vermag das Ganze.

Im Bürgerthum, im Kreise der Familie,
Zunächst im Weib, der Mutter uns'rer Kinder,
Liegt eines Staates Heil; nur laßt die Lilie
Der Weiblichkeit kein Spielzeug sein für Sünder;
Zerstört nicht, Männer, all' die duft'gen Triebe,
Die dort gelegt der keusche Sinn, die Liebe.

Denn, wie geschieht's, daß Frauen ihre Sendung
Nur halb, und selten, sich erfüllen sehen?
Daß Manche, die voll Muth ringt nach Vollendung,
Doch muß im Kampfe sieglos untergehen?
Wer lenkt am Webestuhl der Zeit die Richtung?
Wer hemmt der wirren Fäden bess're Sichtung?

Wir Männer sind es, wir „der Schöpfung Herren“,
In Wahrheit aber der Cultur Tyrannen;
Wir, die das edle Frauenbild verzerren,
Und es aus seinen Segenskreisen bannen;
Uns trifft die Schuld, der Fluch der Kindeskinder,
Ersteht kein Retter und kein Ueberwinder.

Erzieht doch nur ein weiblich' Weib, ein echtes!
Versteht mich wohl: nicht die Emanzipirte,
Die Feindin ihres eigenen Geschlechtes;
Auch nicht die Modepuppe, die gezierte.
Das schlichte Weib nur, mit dem Sinn, dem milden,
Vermag ein besseres Geschlecht zu bilden.

Ein schlichtes Weib — so groß und so bescheiden
In seinem Glauben, seinem Opfermuthe,
In seinem Stillbeglücktsein, stummen Leiden,
In seinem Ernst für alles Edle, Gute!
Familie, Pflicht — kein Ziel sonst, kein Begehren;
Der Frohblick And'ren, für sich selbst die Zähren.

Ein weiblich' Weib — nicht uns'rer Zeit Coquette,
Die stets nach „höh'ren Zielen" winkt — zum Scheine,
Die eitler Selbstsucht leiht die Etiquette
Der Kunst, der Publizistik, der Vereine,
Die vielgeschäftig prahlt mit Geistesgarben,
Indessen Herd und Kinderstube darben.

Ein schlichtes, weiblich' Weib, das unbefangen
Uns zart und selbstlos zieht heran voll Milde,
Uns lehret, was sich ziemt, und dem Verlangen
Der Sitte Grenzen weist — vor diesem Bilde
Sollt, Männer, Ihr, anbetend niederknieen —
Gott hat der Schöpfung Schön'res nicht verliehen.

D'rum wahrt das Heiligthum der Frauensitte!
Sie ist der einzig treue Hort des Glückes;
Was bleibt, wird freudenleer Palast und Hütte?
Ein Weib, ein Kind — der Segen ihres Blickes.
Vertrauet ihm! Der stille Sinn der Frauen
Verlangt ja wenig: Achtung und Vertrauen.

Laßt sie am Herd, am häuslichen, still walten,
Nicht Euch am off'nen Markt zur Folie dienen;
Laßt sie der Kleinen Geist und Herz gestalten,
Nicht ein Objekt des Sports sein auf den Bühnen;
Laßt sie — ein Sternbild — zieh'n durch reine Höhen,
Als Sumpflicht nicht im Erdenschmutz vergehen.

So sei's! — dann schwör' ich bei dem ew'gen Gotte
Der Genius der Gesittung dringt zum Siege;
Der Schemen und Vampyre nächt'ge Rotte
Verscheucht sein Hauch — dahin die große Lüge!
Und schöner, wie ein Phönix aus dem Brande,
Ersteht die Menschheit einst aus Schmach und Schande.

Wer es verbürgt? das Buch der Weltgeschichte,
Aufrauscht's vor meinem Geist; in seinen Blättern,
Den Trägern viel unsterblicher Gedichte,
Seh' ich verzeichnet mit demant'nen Lettern:
Des Lebens Baum erblüht aus der Verwesung —
Durch Nacht zum Licht, durch Wirrsal zur Erlösung!

Sie reift, sie reift die Saat zu bess'ren Zeiten
Für ein Geschlecht, das künftig wird geboren;
Für uns Vorkämpfer heißt's nur: muthig streiten,
Der Wahrheit todgeweihte Gladiatoren;
Für uns heißt's ringen, sei's auf Tod und Leben,
Für uns heißt's fallen, doch sich nicht ergeben!

Nur Muth thut Noth, Muth und selbstständ'ges Denken,
Und Eines noch: Gefühl der eig'nen Würde;
Was läßt man sich vom „Zeitungsblatt" stets lenken,
Was soll der fremde Vorwitz? weg die Bürde!
Nach Ueberzeugung selbst das Rechte wählen,
Und vorwärts dann mit Gott! — es kann nicht fehlen.

Was nützt der Selbstspott von der „Sündfluth-Aera",
Vom „Geister-Capua", vom „modernen Babel",
Vom „Reich der Narrenstreiche", vom „Abdera" . . .?
Ein trauriger Humor liegt in der Fabel
Der Vögel, die ihr eignes Nest beschmutzen!
Wie, oder bringt die „Zeitgeist"-Floskel Nutzen?

Die Zeit sind wir, der Zeitgeist uns're Thaten;
An diesen wird einst die Geschichte rütteln.
Selbst ist ein Volk! selbst muß es sich berathen,
Selbst muß es Schmach und Lüge von sich schütteln.
Seid besser -- wollt' es sein, vor allen Dingen,
Dann wird die Palingenesis gelingen.

Denn eine Rettung gibt es, muß es geben —
So einfach geh'n nicht unter die Nationen.
Sie naht zuletzt, wenn Völker sich erheben
Zu Schreckenskämpfen, zu Revolutionen;
Doch winkt oft Heil noch vor dem blut'gen Fallen,
Wenn ernst „die Geister an einander prallen."

Die ernsten Geister, merkt es wohl, die guten,
Und im Vereine mit der Kraft der Seele;
So rede, Volk: willst elend du verbluten?
Willst du den Geisteskampf? wach' auf und wähle!
Wach auf! — schon droht mit Sturm die dampfe Stille,
Und wen'ge Bücher noch hat die Sybille.

Sieh' nach Paris! — dies Elend ohne Gleichen,
Es ward verschuldet nicht durch Das und Jenes;
Das Protzthum that's, die Schlemmerei der Reichen,
Zuchtloses Treiben, Spott für Hohes, Schönes;
Denn — auch bekämpft — dringt fort mit eh'rnem Schritte,
Und rächt sich endlich das Gesetz der Sitte!

Wien, Januar 1872.

Josseline mit dem goldenen Haare.

Mährchen

von

Fernand Stamm.

Josselinens Heldenvater lag an seinen Kampfeswunden schwer darnieder. Mit dem ungehemmten Strome des glühend heißen Blutes floß sein Leben rasch aus seinen offenen Adern.

Weinend saß an seinem Bette die trauernde Gattin, die ihn pflegte.

„Was beginnen, wenn du stirbst? Die vier Mauern dieses Schlosses und ein öder Hungerthurm sind geblieben von unserm Reichthum. Deine Knappen sind erschlagen; deine Habe ist geplündert; arg und grimmig gewüthet hat hier des Königs Feind."

„Laß' den tapferen Gegner ruhen; er fiel von meiner Hand in mitten seiner Mannen."

„Ach zu spät für unser Glück!"

„Nicht zu spät für meinen Ruhm. Diesen ewigen, unerschöpflichen Reichthum hinterlaß' ich meinen Erben."

„Ja dein Ruhm ist groß geworden, doch wie soll ich deinen Ruhm zu meinem Reichthume mir verwandeln?"

„Nenne dich meine Witwe und geh' betteln! Geh' von Schloß zu Schloß, von Fürstenhof zu Fürstenhof. Wo des tapfern Eckart Gattin einkehrt, dort bricht ein hoher Festtag an, du bist dabei der erste Gast, hochgefeiert, reich entlassen. Das ist meines Ruhmes Reichthum."

„Ach du vergißt — ich bin ein Weib. Dessen Reichthum ist die Scham, ist die blöde Schüchternheit. Wie soll ich das Haus verlassen, zu der Wanderung mich entschließen; ehe sterbe ich daheim." —

Tief aufseufzend spricht der Ritter: „Ach mein Sohn starb mir zu früh. Dürfte ich das allgewaltige Schicksal fordern vor Gericht, also müßt' ich Klage führen: gib mir meinen Sohn heraus. Ein schlechter Brauch ist es zu nennen, wenn vor dem Vater stirbt der Sohn. Der

Sohn muß für die Mutter sorgen, wenn der Vater, wie sich's ziemt, im Kampfe fällt. Gib mir den Sohn heraus! Hier steh' ich vor Gericht und bin bereit mit dir zu kämpfen. Stell' deinen Mann, der für dich streitet; sei's wer da lebt, ich fechte meinen Streit mit jedem Gegner aus." —

Und der Ritter hebt sich drohend auf vom Lager; doch der Krankheit schwere Last zieht ihn nieder auf den Pfühl and er ächzt: „Ich armer, schwacher, kinderloser Mann!"

Seine liebe Tochter Josseline kommt und kniet am Bette nieder. „Vater, du hast ja eine Tochter, und sie liebt die Mutter, wie ein Kind nur lieben kann."

Abend war's. Die letzten Strahlen der Sonne fielen auf das schöne Kind. Wie einen Engel, licht umflossen, sah der Vater seine liebe Tochter vor sich knien; und auf ihre blonden Locken legte er segnend seine Hand: „Sieh da deine Tochter, Weib! Noch ein Reichthum bleibt zurück. Du wirst für deine Mutter sorgen! Wirst du Kind?"

„Gern, ach herzlich gern, mein Vater!"

„Wirst das nöthige Brod ihr schaffen?"

„Gern, ach herzlich gern, mein Vater! sag' der Tochter nur noch eins, wie soll ich es, was soll ich thun?"

Der Sterbende blickt lang auf sie, von seiner Hand strömt es aus, wie goldenes Licht, und er spricht die leisen Worte: „Spinne, Tochter, goldenen Flachs, wie ich in der Hand ihn halte."

Sagt's und stirbt mit dem Befehle. —

Ein frommes Kind ehrt seine Eltern, liebt die Mutter, und gehorcht den Worten des Vaters; Josseline war ein solches frommes Kind. Wie der Vater es befohlen, also spinnt sie ihre Locken und ein schöner goldener Faden wickelt sich um ihre Spindel.

Wie das Haar in üppiger Fülle niederfloß bis auf die Füße, also blieb es lang und voll, wie fleißig sie auch spinnen mochte, daß der Faden für den Schleier reichte, und der Schleier für das nöthige Brod; denn an jedem Samstag Abends kam in's Schloß ein graues Männchen. Schwer beladen brachte es Alles, was sie brauchten und vertauschte es um einen goldenen Schleier, wie die Mutter ihn gewebt, wie die Tochter dazu den Faden gesponnen. Und sie konnten glücklich leben, und die Tochter war genügsam. Doch die Mutter fand in der vierten Woche den Schleier, der ein wenig größer war, schon zu wohlfeil in den Tausch gerechnet, und beschloß ein Meisterwerk der Webekunst, werth einer Königin Haupt zu schmücken, selbst nach Hof zu tragen. Und wie gedacht, so ward's gethan.

Sie kommt zur Königin. An ihrer Seite saß ihr Sohn mit ihr, um einen Todten trauernd. Sie nannt' ihn Gatte, er nannt' ihn Vater. „Wollt ihr den Schleier kaufen? hohe Frau!"

„Er ist von Gold," so spricht die Königin, die Farbe werde ich nicht mehr tragen, seitdem die Trauer mir das Schwarz zur Lieblingsfarbe gab. Hier sitzt mein Sohn, das Morgenroth der Liebe im Herzen. Geht seine Sonne auf, mag er ihr Licht mit gold'nen Schleiern dämpfen."

„Ja hoher Herr! kauft ihn für eure Braut.“

Am Rheine steht ein schönes Schloß, drinnen wohnt ein blühendes Fräulein von seltener Schönheit. Die Tugenden des hohen Geistes würden sie weit leuchten machen, hätte sie zu allen Tugenden nicht auch die letzte, die Bescheidenheit, welche alle still verbirgt. So lebt das Fräulein nur von wenigen gekannt. Sein gedenkt der junge König, als er diesen Schleier sieht. Wie er wohl die tiefe Nacht der Wolken brechen und erhellen wird. Also denkt er, aber laut spricht er zur Mutter:

„Sieh' die gold'nen Fäden, Mutter?“

„Woher ist das Gold genommen?“ fragte er dann das Weib.

„Gold'ne Fäden? Gold? Hoher Herr, ihr irrt; es sind Haare.“

„Haare? Also glänzend? Weib, das lügst du eher, als ich irre.“

„Gott behüte mich vor der Sünde; Haare sind es, wie ich täglich meiner Tochter sie aus der Stirne kämme. So wahr ich ihre Mutter bin.“

„Lüge ist's, so wahr du keine Mutter bist!“ So ruft die Königin mit strafender Geberde. — „Du läßt das Haar vom Scheitel spinnen, gibst es feil für schnödes Geld, und nennst dich Mutter? Sag' es einem geizigen Sklavenhalter, der vom Blute der Knechte reich wird: sag's dem Adlervater, der die Jungen aus dem Forste stößt, aber keinem Weib darfst du dich Mutter nennen, keiner Tieger-Mutter, die für jedes einzelne Haar des Kindes all' ihr Herzblut gibt zum Schutze. Fort, du Unweib! meide jeder Mutter Augen.“

Und der König winkt den Wachen: „Faßt das Weib, und werft es in den Kerker, bis, es zu lösen, seine Tochter kommt!“ —

Des Königs Mutter sendet ihre Boten, das Kind zu suchen; sie will ihm statt des harten Weibes der Mutter Schutz mild gewähren. Doch die Boten treffen die Tochter nicht mehr in ihrem Vaterhause.

Spät am Abend noch erfuhr die Tochter der Mutter Unglück durch den grauen Mann. Durch die rauhe Herbstnacht läuft sie nach dem Königshofe. Durch Busch und Hecken, durch Disteln und Zäune irrt sie viele lange Meilen im Lande herum. Früh steht sie vor dem Könige.

Wie das lange, aufgelöste Haar breit im Winde flatterte — ein gold'ner Königsmantel — da riß im schnellen Laufe die Hagebutte und die Klette, Distel, Halm und Waldgestrüppe daran, und zogen die langen Fäden heraus. Und also wehte die Frühluft das feine Gespinnst wie ein Feennetz über das ganze Land. Doch immer noch floß das Haar in vollen Locken über des Mädchens Schultern nieder.

„Hoher Herr!“ so flehte die Tochter am Throne, „meine Mutter ist gefangen, und ich habe kein Gold als Lösegeld. Das Haar, das mir um's Haupt wallt, ist mein Reichthum, der mich mit der Mutter nährte; nimm ihn, und gib die Mutter frei. Ich will mit ihr das Land durchwandern, mich Ritter Eckart's Tochter nennen, und Almosen sammeln für mich und sie.

Des Königs Blicke ruhten schweigend auf der Knieenden, die in aller Schönheit Glanz ein süßes Wunder vor ihm lag; geahnt, doch nie

gefunden. „Du, Ritter Eckarts Tochter? Des besten Freundes, dem ich mein Leben danke? O, mehr noch soll ich ihm nun danken, auch des Lebens volle Freude. Ja, die Mutter will ich dir lösen, doch du bleibst eine Gefangene mir. Willst du das?" — „O wie gerne, ist nur die Mutter frei." — „Nun, hier siehst du deine Kette — meine Hand. — Ich reiche sie dir als meiner Gattin." Und mit freundlich sanften Worten hebt er nun die Knieende auf, schließt sie liebend in die Arme, und nennt sie sein süßes Weib. Wie die Locken ihn umringeln, weiß man nicht: ist sie gefangen, oder liegt auch er in Fesseln, aus so vielen goldenen Ringen, als ihr Haupt an Locken zahlt. —

Als die wochenlangen Feste, welche die Hochzeit feiern, mit ihrem Glanze, mit ihrem Jubel, mit ihrer unnennbaren Wonne in voller Blüthe stehen, da führt der König die Geliebte aus dem Lärme der Lustgelage in eine stille Rosenlaube. „Ach, mich drängt es, dich zu fragen ohne andere Zeugen, als diese Blumen: „Liebst du mich?" Ihre Lippen sind geschlossen, nur die Augen geben Antwort. Thräne um Thräne perlt vom Auge. Und er küßt den Seelenthau aus den Augen, und fragt wieder: „Bist du glücklich, Josseline?" Statt der Antwort wagt die Holde mit bebender Stimme selbst zu fragen: „Liebst du mich?" — „So wahr ich lebe!" ruft der König. Und erschrocken von der Größe ihres Glückes birgt die Holde ihr Haupt an seiner Brust. Eine Frage hat sie noch, doch sie wagt sie nicht zu stellen. Also möchte sie gerne fragen: „Bist, mein König, du auch glücklich, weil dich Josseline liebt? — doch sie hat zu fragen nicht den Muth. — „Und nun sag'" so spricht der König, „meine liebe Josseline, ist ein Wunsch noch unerfüllt im Herzen dir geblieben?"

Ach, die Frage tief im Herzen wünschte sie so gern zu sagen; doch sie sagt: „Ich habe keinen Wunsch mehr übrig." Und mit stolzer Freude fühlt der König sich als Schöpfer ihres Glückes, küßt sie zärtlich auf die Stirne, und führt sie zum Feste zurück.

Bald umrauschen neue Freuden Josseline; doch die Sinne sind geschlossen, denn sie denkt dem einen Wunsche nach, der im Herzen ihr zurückgeblieben. „Ach, ich armes, niederes Mädchen, kann ich ihn wohl glücklich machen, der mit seinen Königsarmen eine ganze Welt umfaßt? Kann der Liebe kurze Stunde dem genügen, dem des Ruhmes Ewigkeit kaum lang genug erscheinen darf? Können meine leichten Worte die Triumphgesänge übertönen, welche den Sieger feiern? Sollen ihm die kleinen Siege über mich und meine Launen Ersatz sein für die Heldenschlachten, nach denen Mannesmuth verlangt? Meine Liebe ist ein Veilchen, und sein Glück krönt nur ein Kranz von vielen bunten Blumen, worin mein Veilchen ungesehen verwelkt." — Also nagt der stille Zweifel ihr am Herzen, und in der Furcht, sie könne ihrem Gatten nicht genügen, genügt sie weniger. Und ihrem Kuße fehlt die Glut, dem Worte der volle Klang, und all die kleinen Dienste, die Liebe ihrem Lieblinge weiht: mit Blick und Wort und Hand, sie unterläßt sie, um später darüber mit tiefer Reue sich zu quälen. Und so an ihrem Werthe verzweifelnd, verliert sie ihren Werth. Wie sich in des Königs

Blick der Schönheit frischer Reiz verdunkelt, erglänzt mit neuer Macht das Bild der früheren Geliebten, die er auf jenem schönen Schloß am Rhein gesehen. Die schöne Maja war auch bei den Festen; und als sie heimgezogen war, gedachte ihrer der König unter allen Gästen am liebsten; und aus seinen Träumen, welche Josseline sorgenvoll bewacht, klingt der Name „Maja“ unter Lächeln. Ach was ist das Glück der Frauen! Ein Lächeln, ein geträumtes Lächeln kann's vernichten.

„Ich will jagen; gegen den Rhein hin hoff' ich guten Fang,“ so ruft der König beim Erwachen; dann erst grüßt er seine Frau, die am offenen Fenster stand, die Blicke zu den Wolken hin gewendet. „Jagen wollt Ihr? fragt die Königin erschrocken; den „guten Fang gegen den Rhein hin“ hat sein Traum ihr ausgedeutet. „Jagt heute nicht, nur heut noch nicht!“ „Was ist dir Liebe? Dein Auge ist umflort von Thränen. Bist du krank? Hast du ein Leid, das deine Augen näßt? — „An meines edlen Gatten Seite fürcht ich kein Leid. Ihr würdet Abwehr leisten? Ist's nicht so?“ — „So ist's bei meinem Eide!“ spricht der König, zieht das holde Weib an sich, als gält es vor dem Feinde sie zu schirmen. „Warum denn weinen?“

„Ich weine nicht. Die frische Herbstluft hat das Auge blos gekränkt, daß es nun unter Thränen klagt. Es ist so kalt, o bleib' zu Hause noch, nur heute!“ — „Ich bleibe“ spricht der König. Die Königin eilt zu ihrer Mutter, und klagt des Gatten Fluchtversuch. — „Was soll ich thun?“ Die Mutter spricht: „Mein Kind, du mußt die Wole fragen, die in der Bergkluft sitzt, zur Antwort stets bereit. Sie wird dir rathen, besser als eine Sterbliche vermag.“

Und die sorgenvolle Gattin findet einen Vorwand in den Wald zu eilen; dort sucht sie die Felsenkluft, wo seit unzähligen Jahren die Wole neuer Fragen harrt. Ungesehen sitzt sie dort, nur an ihrer Stimme erkennt man noch ihr Leben, das sie einsam dort vertrauert, und heiser, doch schnell trägt diese Stimme jedem Fragenden die Antwort aus dem tiefen Grunde entgegen. „Was soll die Gattin thun, um ihren Mann an sich zu binden?“ — „Binden“ schallt es aus dem Inneren heraus. — Und als der andere Morgen anbricht, sieht der König seine Füße mit einem Schleier umwunden. „Ei, sieh doch liebe Frau, die seltenen Fesseln in denen wohl noch kein König lag!“ so ruft der König in guter Laune. Verlegen naht die Königin. „Soll ich die Bande lösen, in die sich mein Herr im Schlafe wohl selbst verwickelt hat?“ — „Ich danke für die angebotene Mühe; ich habe ja mein scharfes Schwert.“ Und er langt nach dem Schwerte zu seinem Haupte, und theilt den Knoten mit der scharfen Schneide, springt auf und ruft: „Nun sprich, mein Lieb, ist heute der Himmel meiner Jagd mehr freundlich, als er es gestern war?“ Voll demüthiger Entsagung spricht die enttäuschte Königin: „Kein Wölkchen ist am ganzen Himmel, als müßt' er eine glückliche Welt überwölben.“ — „Dann will ich jagen,“ ruft der König, und eilt und fordert Pfeil und Bogen. Die Königin sieht ihn mit feuchten Blicken aus dem Gemache eilen; doch trocknet sie ihr Aug', als er gerüstet naht, um Abschied erst zu nehmen.

„Kein Wölkchen am blauen Himmel? sagst du Josseline, „und doch ist eine Stelle trüb umflort. Sag' ist ein Wunsch noch unerfüllt in deinem Herzen?“ Ach, wieder möchte sie fragen; „ob ihre Liebe ihn glücklich machen kann“, doch wagt sie's nicht, und lächelt unter Thränen, und lächelt seine Zweifel weg. Der König wendet sich dem Rheine zu. Lau ist die Luft, der Himmel dunkelblau; in bunten Farben glänzt das späte Laub, als müßt's jetzt der Blüthen Pracht ersetzen, und schmückt sich selbst zum nahen Tode. Von Halm zu Halm zieht sich ein goldenes, feines Netz von Tausend Fäden, enger und immer enger, so daß der König mühsam weiterschreitet. — Daheim sitzt Josseline und spinnt gar leichte Linnenfäden, und singt dabei ein heiliges Lied, und singt und weint, als gält' es sich erst auszuweinen, ehe das Leichentuch gesponnen.

Da erschallen rasche Tritte und der König steht vor ihr. „Hilf Gott! Mein Herr! du kehrst zurück, bevor du an den Rhein gekommen?“— „Ich weiß nicht, was mir begegnet ist; als müßt ich tief im Sande waten, also schwer ward mir der Gang. Sei's nun, daß mein Fuß zu schwach, sei es, daß mein Herz noch zu schwer war vom Abschiede meiner lieben Frau.“ Und vor Freude ganz erzitternd sinkt sie auf die Kniee nieder. „Dank dir, daß du wiederkehrtest, denn mir war's, als müßt' ich sterben ohne dich, geliebter Gatte!“

Eingewebt in lauter Fäden, in die zarten Fäden des fliegenden Sommers steht vor ihrem Blicke der König, und die süße Freude, daß sie ihn gefesselt habe, daß sie ihn an sich gebunden, daß sie geliebt ist, giebt ihr erst Muth, mit ganz offener Seele ihn zu lieben.

Und wie er das holde Weib zu sich hebt an Herz und Mund, ach, wie glänzt das schöne Auge, und die Lippe glüht, und seinen vollen Klang hat nun das Wort, das ihre Freude, ihre Liebe offenbart.

Aus dem Cyclus:

„Schwere Jahre"*)

von

Friedrich Halm.

1.

Du leidest. . .

Du leidest sanft und still und stumm,
Und trägst Dein Kreuz, wie Er's getragen,
Du blickst nur auf und scheinst zu fragen,
Warum das Leid mir, Herr, warum?

Du klagst nicht; nur Dein Blick verräth,
Der müde Gang, die blassen Wangen,
Des Schmerzes Qual, das tiefe Bangen,
Das schneidend Dir durch's Leben geht!

Ja, forscht des Freundes Blick einmal:
Mit scheuer Furcht in Deinen Zügen,
So willst Du seine Angst betrügen
Und birgst in Lächeln Deine Qual!

O lächle nicht — zu Heimkehr froh,
Zu erdenmüd', zu weltverdrossen
Hält dieses Lächeln Dich umschlossen —
O lächle, lächle uns nicht so!

---

*) Mitgetheilt von den Herausgebern des demnächst erscheinenden Nachlasses des Dichters.

2.

Auf dem Spaziergang.

Ein Trupp von Kindern zog an mir vorbei,
Voran ein Mädchen, das, ob Schelmerei
Ob andre Gründe sie bestimmen,
Rasch vorwärts eilt, den Hügel zu erklimmen.
Ein Knäblein, das indeß im Feld gemach
Zeitlosen pflückend sich umhergetrieben,
Sieht plötzlich sich allein zurückgeblieben,
Und hastet zagend den Gefährten nach.
„Bleib' Aennchen, bleib' und laß mich mit Dir gehen!
„Lieb Aennchen, warte!" ruft es angstvoll bang;
Doch längst schon über'm grünen Wiesenhang
War die hinunter und nicht mehr zu sehen!
Nacheilt das Kind, und ruht und rastet nicht
Und fleht und jammert, bis erschöpft am Ende,
Am Rand des Hügels es zusammenbricht,
Und weinend birgt das Antlitz in die Hände!

Du armes Kind! Wie mahnt Dein nasser Blick,
Dein Angstgeschrei, das ungehört verwehte,
Mich qualvoll an mein eigenes Geschick,
Der auch verlassen, auch vergebens flehte!
Auch ich, als meinem Leben sie entschwand
Rief laut ihr nach: „Bleib', laß mich mit Dir gehen!"
Sie aber ging und ward nicht mehr gesehen,
Und weinend lag ich an des Hügels Rand!
Du, wenn den grünen Abhang Du erstiegen
Siehst Aennchen wieder, klimm' nur muthig fort;
Ich aber sah' den kleinen Hügel dort
Unübersteigbar ewig vor mir liegen!

Der Brunnen zu Korvay

von

Ludwig Foglar.

Zu Korvay auf dem Haideplan
Wie Troß und Meute wankt heran!
Zu Tod erschöpft vom wilden Thun
Die Königsjagd will endlich ruh'n.
Genug gehetzt, genug getrabt,
Wo ist ein Schatten, der uns labt?
Doch plötzich rafft zu gier'gem Lauf
Noch einmal sich der Jagdzug auf:
Seht! eine grüne Scholle Land
Erspähet wird vom Hügelrand:
Es ist im großen Haidemeer
Die einz'ge Quelle weit umher;
Die Thiere wittern längst sie schon
Und grüßen sie mit Jubelton.
Dahin stürzt tobend das Gewühl
Nach einem Trunke, labend, kühl,
Der tagelang mit Schmerz entbehrt,
Von allen lechzend wird begehrt.
Hier gilt nicht Rang, hier gilt nicht Stand,
Die Noth löst des Gehorsams Band;
Im Knäuel unter Schrei'n, Gebell,
Drängt Alles hin zum frischen Quell;
Der König sprengt, im Auge Glut,
Gleich mitten d'rein in toller Wuth —
Der Mannen Noth sein Roß nicht schont,
Bis hoch er im Gewühle thront,
Und manchen Braven trifft sein Schwert,
Der vor ihm hat den Trunk begehrt;
Die Erde saugt manch treues Blut,
Sie bettet manche Leiche gut.

Doch hindert das die Andern nicht;
Der Durst, der brennend heiße, bricht
Die Furcht vor Ketten und vor Tod
Entwaffnend Drohung und Gebot;
Denn Lieb und Ehrfurcht blieben fern
Vor dem selbst liebelosen Herrn.
Erst als die Menge sich gelabt,
Der König hin zum Brunnen trabt,
Verscheucht den letzten Mann vom Troß,
Herniedersteigend von dem Roß.
Den goldnen Becher hält er dar
Zum Quell, der erst gerieselt klar —
Doch plötzlich ist versiegt das Naß.
Der König sieht's, entsetzenblaß,
Und aus dem blanken Kieselgrund,
Der trocken liegt zu selber Stund',
Ihm eine Stimm' entgegentönt,
Die seiner Seele Stolz verhöhnt:
„Nie werde dieser Labekuß
„Dem Menschen, der vor Gott nicht bebt;
„Der nicht sein Leben so gelebt,
„Daß Eine Seel' ihn lieben muß!"
Der König grimm den Becher schwingt
Denn ihm ins Herze mahnend dringt
Was aus des Spruches Majestät,
Vernichtend ernst ihn angeweht:
Die Zunge lechzt, der Kieselgrund
Kein Tröpflein gibt des Königs Mund,
Gelabt sind Alle, Mann und Thier,
Der König nur verschmachtet schier,
Und als er aufbraust, wuthempört,
Die Erde selbst zu zwingen schwört,
Durchzuckt ihn, wie geheimer Fluch
Der Nymphe offenbarter Spruch.
Laut durch den rings verstummten Kreis
Aufdräuend geht sein Machtgeheiß:
„Tritt vor, wer seinen König liebt,
Beweisen soll er mir's zur Stell'! —
Denn spricht er wahr, ihm jener Quell'
Dort Labung für den König gibt!"
Gehorsam wohl und Furcht sie treibt,
Daß Keiner gern der Letzte bleibt,
Der Becher geht von Hand zu Hand —
Doch Keiner — einen Tropfen fand.
Verzweifelnd blickt der König hin,
Die Rache tobt durch seinen Sinn:
„Bewährt sich keiner, Du nicht, Du?

So schüttet mir die Quelle zu,
Und nie mehr einen durst'gen Mund
Erlabe sie im Haidegrund!
Verschmachten soll im Elend hier,
Den König rächend, Mensch und Thier.
Und schweigend mit verhaltnem Groll
Die Mannen folgen dem Gebot,
Sie schütten jede Ader voll,
Die sie erquickt in herber Noth —
Fast war das finstre Werk vollbracht,
Da zürnt der Boden auf mit Macht;
Mit Eins aus jeder Fuge sprang
Ein Wasserstrahl mit wildem Drang.
Die dürre Scholle löst den Bann,
Ein Strom zu rollen schon begann.
In weiten Bogen wuchs und schwoll
Die Flut und brauste rachetoll. -
Das Jägervolk, erschreckt und bang,
Nach eig'ner Rettung mühvoll rang.
Und als verlaufen rings die Flut,
Da krönte Thier und Mann ihr Muth;
Denn Keiner fehlte von der Schaar —
Ertrunken nur — der König war.

Aus meinen Wandertagen.

Von

Hans Grasberger.

1.

Aufbruch.

Die Sonne lacht
In neuer Pracht,
Durch Wolken bricht
Ihr starkes Licht,
Den Berg umfließt ihr heitrer Strahl,
Bald strömt er golden auch in's Thal.

Der Nebel flieht
Und mit ihm zieht
Der Höhenrauch
Des Unmuths auch;
Die Welt ist herrlich aufgethan,
Heil Dir, Du freier Wandersmann!

2.

Auf grüner Halde.

Sei mir gegrüßt, du frische Seele,
Du Liederbrust, von Lust geschwellt!
Das ist der Ton aus rechter Kehle
Von grüner Hald' in blaue Welt.

In blaue Welt von grüner Halde,
Wie Freiheit- tönt's und Friedenssang,
Wie kräftig rauscht's darein vom Walde!
Wie munter rieselt's thatenlang!

Doch horch', die Abendglocken läuten,
Und nun verstummt der Liedermund,
Der fernen Klänge fromm' Bedeuten
Thun schweigend Hirt und Heerde kund.

Der Knabe sieht die Sonn' enteilen,
Barhauptig blickt er himmelan,
Die Heerde, sein Gefühl zu theilen,
Schaut groß und stumm den Knaben an.

D'rauf gibt er mit dem Stab das Zeichen
Zur Heimkehr seiner lieben Schaar,
Sie kennt den Weg, den Pferch desgleichen,
Der Huth in Nacht und Sturm ihr war.

Schon ruht und nachtet's in der Runde,
Die Heerden sind an ihrem Ort,
Doch Hirtensang und Glockenkunde
Hallt in des Wand'rers Träume fort.

3.

Den Berg erklomm ich.

Den Berg erklomm ich sehnsuchtsvoll
Auf rauhen Pfaden ohne Rast;
Die Seele schwoll, entgegenquoll
Mir Alpenluft, mit Gemsenhast
Erspäht ich jede Richtung, toll
Betrat ich, wo kein Wild mehr grast,
Den Felsenhang — im tiefen Thal
Kein Leben noch, kein Sonnenstrahl.

Hinauf! Und mancher Waldesgast
Ward aufgescheucht, Dianen's Troß
Befürchtend floh er, daß mich fast
Der Menschenbrüder Sinn verdroß:
O Eitelkeit, die würgend raſ't!
O Selbstsucht, im Vernichten groß!
Die Wipfel rauschten, spottend schier:
Was willst Du, Zwerg des Thales, hier?

Hinauf! — Da sich der Pfad verlor,
So schritt ich grad und kurz hinan,
Führt denn zu stolzer Höh' empor
Nur, vorgetreten, Eine Bahn?
Doch neue Joche ragen vor
Und schelten muth'ge Hoffnung Wahn,
Daß je der Fuß sie all besiegt,
Der Geist sein höchstes Ziel erfliegt.

O Sonne! Schauspiel ewig neu!
Dein Strahlenhaus ist aufgethan,
Du trittst, der ew'gen Sendung treu,
Mit Herrlichkeit die Wand'rung an,
O Glut und Licht zugleich, erfreu'
Die Körperwelt — und wer gewann
Von Deinem Aus- und Heimgang nicht
An Seelenglut und Geisteslicht?

Hier Bergkolosse, aufgehellt,
Leuchtthürmen gleich ob dunklem Meer,
Kolosse dort, in Nacht gestellt,
Nicht minder prächtig, groß und hehr;
Die Einen: Götzen dieser Welt,
Die Macht umquillt, Triumph und Ehr',
Die Andern: Größen dieser Welt,
Auf die in Zukunft Licht erst fällt!

Und strebt die Bergeskette hoch,
Noch höher wagt der Aar den Flug,
Und drüber zieht die Wolke noch,
Zu höchst regiert den Sternenzug
Der stille Mond am Himmel doch: —
Wen höher nie die Sehnsucht trug,
Als Wolke, Aar und Sternbild kreist,
Der ist nicht werth, daß Mensch er heißt.

Vom Thalgrund weicht der Nebel spät;
Die Thäler sind die Furchen, drein
Der Menschheit Wohl und Weh gesät.
Des Segens Fülle gieß hinein,
O Himmel! Doch wenn je sich bläht
Der Zwietracht Hyder, o dann grein'
Erschütternd mit des Donners Schall,
Und schleudre Blitzeszorn zuthal!

Tief unten Leben angefacht,
Und ich auf stolzer Höh' allein!
Mich friert in vollster Lichtespracht
Und zaghaft bebt mein Herz und klein
Vor solcher Majestät und Macht. —
Ich will der Tageslast mich weihn,
Mich zieht's nach Menschenbrüdern hin,
Zu ihnen will ich, thalwärts zieh'n!

Blätter aus einem Reise-Tagebuche.

Von

Ludwig Percy.

I.

Zum „Baume der Jungfrau".

Zwei Wegstunden seitab der „glücklichen Stadt der Zelte", der Hauptstadt Egyptens, viel näher dem Punkte, wohin die Forschung das einstige Heliopolis, den Sitz altegyptischer Weisheit, verlegte, befindet sich eine Stätte, die wenige Besucher Cairo's unbeachtet lassen. Die heilige Sage umgibt sie mit legendenhaftem Schimmer und selbst der mohamedanische Einwohner spricht mit einer gewissen frommen Scheu von dem „Baume der Jungfrau", den christliche Touristen den „Marienbaum" nennen. Die Ueberlieferung erzählt, daß in seinem Schatten die Mutter des göttlichen Stifters Ruhe und Rast fand auf der Flucht in's Egypterland. Die Straße dahin führt, zunächst jener prächtigen Allee von Schubra, welche für die europäische Colonie Cairo's und für die einheimische parfümirte haute volée das ist, was dem Wiener der Prater, an einem Palmenhain vorüber, dann durch ein Spalier laubreicher, schattenspendender Nil-Akazien und wilder Olivenbäume, welche, den Weg umsäumend, zugleich das sich dahinter ausbreitende, Dank dem Nährvater Nil, fruchtbare Gelände, bebaut mit mannshohem Mais, mit der Baumwollpflanze oder dem Negerkorn, abgrenzen. Ringsum lebt und regt es sich vielgestaltig, wie es der Arterie einer so volkreichen Hauptstadt zukommt. Jetzt begegnet man einer Heerde egyptischer Ziegen oder fleckiger Merino-Schafe, wie sie in den Thiergärten Europa's nur vereinzelt aufkommen; ihr Treiber, auf einem Onokephalen reitend, gleicht einem biblischen Patriarchen in Tracht und Haltung. Dort schleppt eine Schaar halbnackter Fellah's schwere Baumstämme auf ihren Schultern herbei, sich durch gleichmäßigen Zuruf aneifernd; ein Troß von Langohren zottelt, mit Zuckerrohr beladen, daher und überholt bald die lang-

sam ausschreitenden Kameele, denen centnerschwere Bausteine oder Waarenkisten aufgelastet sind; zweirädrige Karren, mit breitstirnigen weißen Büffeln bespannt, führen Gemüse, Binsen, oder Früchte; von den Feldern herüber schallt das Knarren der Ziehbrunnen, die zu treiben ein bedauernswerther Gaul verurtheilt ist. Und nun geht's vorbei an einem ermüdend langen, monotonen Kasernenbau, dessen Façade mit allerlei geschmacklosen Arabesken bepinselt ist; umherlungernde Soldaten begaffen den Fremdling, tauschen allerlei Späße mit den Kameraden, die unter niedrigen Linnenzelten Schildwach sitzen und den Schießprügel im Vollbewußtsein seiner Entbehrlichkeit neben sich liegen lassen. Keine Spur maurischer Architektur verräth das nüchterne Gebäude, das, fast anstoßend, eine jener zahllosen Residenzen abgibt, deren die Vicekönige nicht genug aufbauen konnten. Dafür ist es ihnen aber auch möglich ruhelos den Aufenthalt zu wechseln, heute da, morgen dort ihr Hoflager aufzuschlagen, so daß man Alles eher in Erfahrung zu bringen vermag, als den Ort, an welchem der Khediv am nächsten Tage zu finden sein wird. Wie viel Menschendasein, wie viel Menschenleben — nicht figürlich gesprochen — verschlingt ein jeder dieser Paläste, unweit dessen sich oft die Lehmhütten erheben, in welchen die getreuen Unterthanen eine Trogloditen-Existenz fristen. Dieses Schloß hat speciell keine andere Bestimmung als, Seiner viceköniglichen Hoheit ein Absteigquartier zu bieten, wenn dieselbe einmal die hier kasernirten Truppen Revue passiren lassen will; der Schauplatz solcher Feldübungen ist die unübersehbare unbebaute Ebene, die Schloß und Kaserne umfaßt und deren Hintergrund der „versteinerte Wald" bildet. Um das Vergnügen, hier vom Tagesanbruch bis Nachmittag im Sonnenbrand, knöcheltief im Flugsand versinkend, ohne Wasser und ohne eine andere Nahrung als eine Handvoll Datteln, reglementsmäßig exerciren oder eines hohen Besuches vergeblich warten zu müssen, wird wohl keine europäische Truppe die bewaffnete Macht des Vicekönigs beneiden.

Sehnsüchtig blickt das Auge aus nach dem grünen Fleckchen, das von Weitem grüßt. Mitten aus dem Sandboden heraus wächst einer jener üppigen Gärten, wie sie die unvermeidliche Scene orientalischer Märchen bilden. Goldig glühen die Mandarinen zwischen den dichten Blätterkronen; Bananen, Oleander, Myrthen, Rosenbüsche, Orangenbäume, dazwischen die eingewanderten Kinder der Tropen, das Alles vereinigt sich zu einer berückenden Gartenanlage, die wieder ein Schloß umgibt, an welchem, wiewohl sich schon vier Geschoße übereinanderthürmen, noch rüstig gearbeitet wird, wie es scheint, um etwas Styl in die Linearzeichnung desselben zu bringen. Einst gehörte dieser stolze Sitz dem Bruder des Khediv Ismail, Mustapha Fazyl Pascha. Seitdem unversöhnliche Feindschaft die Brüder trennt und den letztern zwang, das Land zu verlassen, schaltet der Landesherr darüber und in einer Anwandlung von Verschwendungssucht hat er es wenige Tage zuvor der damaligen Kaiserin der Franzosen zu Füßen gelegt. Ob Madame Eugenie heute wohl in Chislehurst dieses Palastes gedenkt, der seiner neuen Herrin wenig freudige Erinnerungen wecken dürfte?

Um ein „Backschiesch" ist dem bedauernswerthen Fellah sein Seelenheil feil, geschweige denn die würzige Frucht des Mandarinenbaumes, deren wir, wahre Nimmersatte, nicht genug vertilgen können. Ist sie doch das einzige Surrogat des gewohnten Steigbügeltrunkes. Nun eine viertel Stunde noch im Trabe und wir sind am Ziele. Eine wohlgepflegte Anlage, den berauschenden Duft des Jasmin und der Centifolie ausstrahlend, umgibt den legendenhaften Feigenbaum. Sein Aussehen entspricht dem hohen Alter, das ihm zugemuthet wird. Knorrige Wurzelstöcke ragen vielverschlungen, von humus entblößt, aus dem Erdreiche hervor, wohl 16 Fuß im Umfange haltend, und tragen einen Stamm, dessen Rinde nicht sowohl ein natürlicher Proceß als der Unfug jener Kiselack's abgeschält hat, die sich durch Einschneiden von Initialen und Daten verewigen zu können glauben. Deßungeachtet führt der alte Recke seinen Schößlingen noch genug Lebenssaft zu, um sie frisch und grün zu erhalten. Hunderte von Früchten beugen sich zwischen den Blättern. Eines Backschiesch gewärtig klettern ein paar braune Kerle den Stamm hinan und berauben seine Krone eines Zweigleins, das sie dem Besucher als Andenken anbieten. Der bestellte Aufseher erzählt auch von dem Besuche, den die „Malekke" der „Franken", die Kaiserin der Franzosen ebenhier abgestattet. Sie kam gar züchtiglich auf weißem Eselein herausgeritten, das Hütlein á la pèlèrine tief im Nacken, gekleidet in rosa Seide, verrichtete andächtig ein Gebet und kehrte in einem glänzenden Sechserzug, der vor einen goldstarrenden Palakin-Wagen gespannt war, in die Stadt zurück, ihr zur Seite reitend, strahlend vor Lust und Hitze, der gastliche Fürst. Autrefois!

Welch' ein eigenes Bewenden es doch hat, mit solchen legendenhaften Punkten. Unser Alles benagender Skepticismus sträubt sich, der Sage zu glauben; im Gegentheil, er müht sich förmlich ab, die Unwahrscheinlichkeit mathematisch nachzuweisen, die Argumente zu häufen, die gegen die Möglichkeit des Geschehnisses oder gegen die Identität des Ortes sprechen. Und trotzdem er die Blume mit den Kneipwerkzeugen seiner Kritik entblättert, vermag er es doch nicht, ihrem Aroma zu widerstehen, ihrem Glanze seine Augen zu verschließen. Ist es die kindlich naive Gläubigkeit der Menge, die ihren Zauber auch um ihn schließt, oder folgt er dem unbestimmbaren Zuge seines Herzens, wenn er im Angesichte des vom Heiligenschein umflossenen Gegenstandes, seinem Zweifel Stillschweigen auferlegt, um nicht in Anderer Gemüthern, die solcher mystischen Anregung bedürfen, eine Verheerung anzurichten? Die Toleranz der Intelligenz würde diese Schonung vollauf rechtfertigen, zumal wo es sich um so harmlose, idyllische Illusionen handelt, wie hier. Laßt immerhin die Pietät eine Anregung finden beim Anblick des alten Brunnens auf der Mameluken-Citadelle, an dem Vater Jakob und der egyptische Josef geweilt haben sollen; gebet Raum der friedlichen Stimmung, wie sie Einkehr hält in der Brust des Beschauers, wähnt er den Boden zu betreten, der der flüchtigen heiligen Familie Frieden und Ruhe bot. Und wäre es auch nur um des poetischen Zuges willen, der linde durch all' diese Eindrücke weht und von ihnen getragen Ein-

gang findet in Herzen, die ihm sonst, des Realismus voll, unnahbar bleiben.

Ach und wie köstlich ruht sich's nach dem erschöpfenden Ritte unter dem heiligen Baume! Freilich auf den grünen Teppich, den unser deutscher „Wirth zum goldenen Apfel“ vor allen Gästen ausbreitet, muß man verzichten. Und so recht gemüthlich sich dem wohligen Gefühle überlassen kann man auch nicht; dafür sorgen zudringliche Stechfliegen, zerlumpte Araberkinder, klobige Reisende, die sich als Stammesbrüder einführen, um sich als Fechtbrüder zu entpuppen. Zudem winkt dort ein gewaltig respektabler Herr, der riesige Obelisk von Heliopolis, dem On des alten Testamentes, dem Weisheitstempel, von dem Strabo und Herodot Kunde geben, an dessen Pforten Plato und Pythagoras anpochten, während heute die Hütten des Fellahdorfes Matarieh die Weihe dieser Orte auch nicht ahnen lassen. Champollion entzifferte die Hieroglyphen, mit denen zwei Flächen des Monotoliten bedeckt sind, als Inschriften zu Ehren des Königs Osortasen, der jener Dynastie beigezählt wird, zu welcher auch der würdige Fürst gehörte, so sträfliches Gefallen fand an der Stammmutter Sarah: „aber der Herr plagte den Pharao mit großen Plagen und sein Haus um Sarah's, Abrams Weibes, willen“ wie es in der Schrift zu lesen.

Mein Dragoman, der mit patriotischem Stolze bemerkte, daß der Stein dieses Obelisken in seiner Heimat Assuan gebrochen wurde, mahnte zum Aufbruche. Ohnehin werde uns die Nacht überraschen. In dieser Zone bricht der Abend plötzlich herein, ohne jene vorbereitende lauschige Dämmerung unseres heimischen Himmelsstriches. Noch leuchtet der Sonnenball am westlichen Horizont, einen Moment lang scheint es sogar, als sende er seine Strahlen mit verstärkter Kraft. Das ist aber nur des Zurückweichen jener dunstigen Schichten, die Tags über das Firmament leicht umhüllen. Wie sie nun dahinschwinden reflektiren sie das Licht in allen Irisfarben, vom zartesten Aquamarin bis zur tiefen Goldröthe, dort wo des Sonnengottes Viergespann eben hält, in wässerigen und doch wieder schimmernden und glitzernden Tinten.

Wie oft thut man hier den Gérome's und Hilleprandt's stille Abbitte für die Nergelei, die man daheim an ihnen übte, wenn man ihre Lichteffecte gesucht nannte! Die durchsichtig klare Atmosphäre rückt die entferntesten Gegenstände näher, zeigt sie in unbegreiflicher Deutlichkeit; die Palmenkronen überströmt es wie elektrischer Glanz; die gefiederten Blättchen der Tamarisken zeichnen sich so klar vom Hintergrunde ab, daß man sie zählen zu können vermeint; ein Minaret taucht, schlank wie eine Nadel, auf, obwohl es so weit ist, daß man den Ruf des Muezzin, der jetzt wohl ertönt, nicht vernehmen kann. Kein Windhauch fächelt durch die Luft, kein Blatt regt sich, kein Glockenklang, hier ohnehin unbekannt, kein Menschensang. Und nun ist mit einem letzten gluthellen Aufzucken auch die goldene Flamme erloschen und die Finsterniß breitet ihre Fittige über alles Land; ihren Schleier verbrämen noch nicht die Sterne; wie Nebel wallt es auf aus dem Erdboden, der seine Feuchtigkeit ausathmet. Einige Ammern und Grünfinken schießen scheu

durch die Luft, ein Sperber macht auf sie Jagd; von einer Feldhütte her gellt allenfalls der Schrei eines zu Tode abgehetzten, hungernden Langohrs; — sonst lagert tiefe Stille ringsumher, kaum daß der Hufschlag unseres Pferdes von dem weichen Boden beantwortet wird. Das müde Thier macht sich's bequem, als erriethe es, daß die Gedanken seines Reiters weit ab schweifen, hin über Land und Meer, zu seinem fernen Heim „mit seinen Eichen, seinen Linden", zu all' den Lieben dort — ob sie jetzt wohl auch seiner gedenken?

II.

Brindisi.

Dem Touristenstrome, der seine Fluthen über die apenninische Halbinsel ergießt, ist sein Bett vorgezeichnet, in das er sich denn auch mit stereotyper Regelmäßigkeit ergießt, allenthalben jene Spuren zurücklassend, die den Nachfolger fast zwingen, seiner Eigenart zu entsagen, will er nicht gegen die Wasserschnelle schwimmen. Wie mancher, der sich auf solche Weise dem Wellenzuge überantwortete, vermöchte trotz des Arsenals von Binoclen und Feldstechern, das er mit sich führt, mit mehr Recht als Tannhäuser von sich zu sagen:

„Verhüllten Aug's, ihr Wunder nicht zu schauen
Durchzog ich blind Italiens holde Auen!"

Dem Zufalle allein will ich es Dank wissen, daß es mir gegönnt war, die Schwelle des geweihten Landes der Kunst an einer Stelle zu betreten, die noch nicht benagt ist von dem nivellirenden Zahne moderner Restauration, ihr wol zum Leid, dem empfänglichen Gemüthe jedoch eine Quelle der verschiedenartigsten und ungewöhnlichsten Eindrücke. Geschichtliche Traditionen, weit zurückragend bis in unerforschte Vorzeit, wecken an dieser Pforte den „heiligen Schauer", mit dem man den Tempelruinen der Classicität naht; das Schauspiel furchtbaren Verfalles erzeugt jene düstere Vorahnung, die selbst für die hellsten Farben, denen man entgegensieht, einen viel richtiger gestimmten Grundton abgibt, als der helle Lichtglanz der Mediceerstadt, als das kaleidoscopische Sonnenbild Neapels. Und gar stolze Erinnerungen sind es, die sich an das heute so armselige Hafennest an der Sohle Italiens knüpfen. Brundusium, wen mahnte dieser Name nicht an all' die geschichtlichen Episoden, die ihn zum Mittelpunkte haben? Im grauen Mythus verliert sich seine Entstehung und die Ueberlieferung bringt sie mit den ältesten griechischen Ansiedelungen in Zusammenhang. Gewiß nicht allzukühn, erwägt man die Nähe des Archipels, der griechischen Inselwelt. Hieher eilt Cäsar, nachdem er „den Rubikon überschritten," um den Nebenbuhler Pompejus zu erdrücken, dessen letzte Triremis jedoch schon vom Lande abstößt, als die siegessicheren Legionen abrücken; hier versammelt sich die Blüthe

abendländischer Ritterschaft, freilich auch der Auswurf europäischer Fanatiker zum Zuge in das heilige Land; hieher sendet das deutsche Reich seine größten Kaiser, den Rothbart Friedrich, den Weltumfasser Carl V., dessen Auge von Fort St. Andrea dräuend hinausblicken mochte über das weite Meer, jenseits desselben die unerbittlichsten Feinde der Christenheit seines Armes spotteten. Um diese Ringmauern, die heute sich beugen müßten vor den Geschossen der gezogenen Feuerschlünde, entbrennt der Kampf, tos't das Schlachtengetümmel Tarentinischer, Anjou'scher Krieger; in diesen Hafen, den heute Waarenbarken füllen, drängen sich, trotz mannhafter Abwehr, die Galeeren der Venetianer, die schnellen Schiffe räuberischen Maurenvolkes. Und sie Alle lassen nichts zurück, als Verwüstung und Vernichtung. Was Wunder, daß ihr Gedächtniß im Munde des Volkes nicht fortlebt, das nicht gemahnt sein will an eine Vergangenheit voll Blutthaten und Schrecken, voll Unheil und Verderben? So oft auch Brundusium einen Aufschwung nahm, so oft brach jählings der Sturm los, es in Trümmer zu legen und selbst die Elemente gesellten sich dem Bunde seiner Feinde bei; ein furchtbares Erdbeben verschlang 1456, was die Belagerer verschont.

Nach längerem Aufenthalte im Orient, nach stürmischer, nicht gefahrloser Seefahrt betraten wir — zwei deutsche Reisegefährten und der Schreiber dieser Zeilen — in Brindisi wieder festes Land, europäisches Land. War es auch nicht mehr das Land der Sarazenen, das Haus „der Knechtschaft und der Sklaverei", aus dem wir kamen, — das Bewußtsein, dem lieben „Daheim" näher zu sein, das Behagen, die See mit all' ihren Unliebenswürdigkeiten hinter uns zu haben, steigerte unsere Freude bis zu einem Wonnegefühle. Dazu schien uns Brindisi zu einem Uebergangspunkte wie geschaffen; war es doch als reichten sich hier Orient und Occident die Hand. Wol lagerte auf den den Hintergrund umsäumenden Bergzügen eine merkliche Schneeschichte — wir waren im Dezember und des Wiedersehens Umarmung ziemlich frostig — wol breiteten statt der Palmen dunkle Pinien emporstrebend ihr Blätterdach über die nackten Hügel; aber dieselben schmuziggrünen Cacteen überwucherten auch hier als nun fast einzige Repräsentanten der Vegetation; der Fruchtboden starrte uns leer entgegen, kaum daß hie und da ein Wiesenfleck dem seemüden Auge ein Labsal bot. Der Himmel wölbte sich in ungetrübter Bläue, eine kalte Schönheit, über dem Ganzen; die zerlumpten Gestalten im Hafen bemühten sich durch einen Heidenlärm ihre geringe Zahl vergessen zu machen und nur der Beamte der Dogana, ein kleines steifes Männchen, in schäbiges Schwarz gehüllt von der Ferse bis zum Scheitel des in riesigen Dimensioren sich erhebenden Cylinders, mahnte uns an europäische Cultur. Gerade dieser Cylinder aber war es, der einem meiner Gefährten, einem sehr ledernen jedoch geheimen Justizrath, Thränen der Rührung in die Augen preßte, was ihn gleichwohl nicht abhielt ängstliche Blicke nach seiner gleichgearteten, wohl verpackten Kopfbedeckung zu werfen, die diesmal bestimmt war, ein Packet „echten Türkischen" der „zollämtlichen Behandlung" zu entziehen. Erst als diese civilisatorische Mission erfüllt, erleichterte sich sein Herz,

wandelte sich jene seelische Rührung in thierischen Hunger, der ihn seine Schritte sofort nach dem einzigen Gasthause des Ortes lenken ließ. Setze ich noch hinzu, daß dieses ein echt alt-italienisches Albergo war, von dem sich die Touristen an der St. Lucia, dem Lungh'Arno oder der Riva dei Schiavoni nichts träumen lassen, bemerke ich ferner, daß meine Frage nach einer Buchhandlung, in der ich mir einen localen Guida beschaffen könnte, Sensation erregte und ebenso wie das Verlangen nach einem Cicerone mit einem kopfschüttenden Non c'é erwiedert wurde — so dürften diese Umstände wol ausreichen, um den Localcharacter zu kennzeichnen. Ein weiteres Merkmal dieses Nativzustandes bildete die treffliche Fürsorge der Ortspolizei für die Sicherheit und den Bedarf der Fremden. Bei der Ausschiffung gleich, nichts von jenem betäubenden Herandrängen der Facchini, dem lästigen Herumzerren der Vetturini, dem Bettelunfug nnd den anderen Martyrien der südlichen Reisenden. Da hat Alles seinen Tarif, seine Ordnung und sogar der gefällige Wirth ist ehrlich genug, dem Eintretenden ein Buch zu überreichen, auf dessen erster Seite der Vicepräfect aller Welt in drei Sprachen kund und zu wissen thut, daß in seinem Stadtrevier jeglich Ding seinen vorgeschriebenen Preis habe und daß Zuwiderhandelnde, seien sie nun Rosselenker, Fahrleute oder Wirthe, die strengste pönfällige Behandlung zu gewärtigen haben. Und diese Verordnungen werden — hört es Alle, so es angeht — in Ehren gehalten, ja befolgt! Wem dies noch nicht Beweis von Urzuständen ist, der muß allerdings einen Gang durch das Städtchen thun.

Der Hafenplatz freilich präsentirt sich in anständigstem Gewande. Der alte Name der Stadt soll im Pelasgischen „Hirschkopf“ bedeutet haben und dieses Bild sich auf die Configuration des Hafens beziehen. Hiermit geht es dem Beschauer so, wie in allen Fällen, wo es gilt derlei Aehnlichkeiten zu entdecken. Die einmal angeregte Phantasie erweitert und verrückt die gegebenen Contouren je nach Bedarf. Der Hafen, den das Fort S. Andrea dominirt, besteht aus einem Hauptbassin mit zwei Ausläufen, dem Geweihe. Sein Zustand entsprach (damals (1870) wenigstens) keineswegs den Erwartungen, die man nach der pomphaften Weise, mit der seine Concurrenz gegen Triest und Venedig angekündigt wurde, hegen durfte. Nebst dem Azizieh-Dampfer, der uns ausgeladen, lagen einige Goëletten vor Anker, einige griechische Trabakeln mit Südfrüchten, Briggs mit englischen Kohlen und dergleichen Kleinzeug, das die binnenländischen Vorstellungen von stolzen Dreimastern, gepanzerten Ungethümen gründlich zerstört. Der Molo glich einer Anweisung auf die Zukunft, einer colossalen Kasse, die weit geöffnet eines Inhaltes harrt. Die Sauberkeit, die auf demselben herrschte, mochte wohlthuend sein, verdienstlich war sie nicht; sah es doch gar nicht darnach aus, als gäbe es da viel, was seine Spuren haften lassen könnte. Ein colossales modernes Gebäude mit der Ueberschrift „Grand Hotel d'Orient“ war noch nicht eingerichtet, aus den öden Fensterhöhlen gähnte das Grauen künftiger Monstre-Rechnungen und dann fahre wol du preiswürdige Einfachheit des Albergo, du catonische Gerechtigkeit des Vice-Consuls!

Ein Gang durch die Stadt selbst, die einen sich gegen das Meer zu abdachenden Hügel hinansteigt. Allenthalben die Scenerie des Verfalles, die Staffage der Armuth, durch das Ganze etwas wie ein Zug von Resignation. Da thut sich kein Haus vor dem anderen hervor durch irgend ein Zeichen von Vornehmheit, von behäbigem Wohlstand. Der letzten halbmorschen Hütte wie dem schmalen aber mehrstöckigen Bürgerhause ist derselbe Stempel aufgedrückt, bekundend, daß seine Bewohner ihr höchstes Glück darin erblicken müssen, keine Bedürfnisse zu kennen, die über das alltägliche Richtmaß des Arbeiters hinausreichen, weil sie dergleichen nicht zu befriedigen vermöchten. Die Menschen, denen man begegnet, tragen nicht jene Beweglichkeit, jene frische Keckheit zur Schau, die man bei Italienern sucht; kein Lied begleitet die Arbeit; kein frohes Lachen belebt die Stille; ein Paar keifende Hetären, einige schmutzbedeckte Kinder, die dem Raufen Einhalt thun, als die seltene Erscheinung eines Fremden ihrer Unterhaltung eine andere Richtung zu geben erlaubt — das war so ziemlich Alles, was an Leben mahnte. Vor einem etwas frischer getünchten Hause fiel mir ein Aushängekasten mit Photographieen, die noch auf die ersten Anfänge der Lichtbildnerei hinwiesen, auf. Eine alte Frau belehrte mich, daß der „Artista“ im oberen Stockwerke wohne. Ueber eine ächzende Treppe, um nicht geringschätziger zu sprechen, hinangeklommen, überraschte ich den Mann an der Arbeit, die dem bürgerlichen Schreinergewerbe viel näher kam, als der bildenden Kunst. Zwei Struppköpfe krochen unter den Tisch, eine, wie es schien, noch junge aber in starkem Negligée befindliche Frau verbarg sich hinter einer Thüre, die ich nur einem Kasten zuzuschreiben im Stande war. Meine Frage nach Photographieen der Gegend brachte den Mann in Verlegenheit. Er habe sich, meinte er, damit nie befaßt, nicht als ob es ihm an „Sentimento“ dazu fehlte, sondern weil die Nachfrage zu gering sei.

Planlos herumirrend, nur instinktiv der Höhe zustrebend, gelangte ich endlich auf eine belebte Stätte, über deren Bestimmung mich schon meine Nase nicht im Zweifel lassen konnte — den Fischmarkt, dessen Centrum ein Röhrbrunnen bildet, der bessere Tage gesehen haben dürfte. Wer kennt sie nicht diese italienischen Fischmärkte, mit ihrem Geplätscher und Gekrabbel, mit den Leichenhügeln kleiner Meerinsaßen, mit dem Ausschrotten der stattlicheren aber unseren Gaumen wenig kitzelnden Thunfische, den Sfoglie und Rombi, den Taschenkrebsen und Meerspinnen und vor Allem den handfesten Verkäuferinnen, denen Arme und Zunge nie erlahmen, deren Lunge sich an den bituminösen Ausstrahlungen ihrer Waare nur zu kräftigen scheint. Aber klein und ärmlich war selbst dieser Fisch- und der daranstoßende Gemüsemarkt. Endlich erreichte ich die Höhe. Dicht vor mir erheben sich die Formen eines Castells, von ganz mittelalterlicher Bauart, mit Zugbrücke, Rundthürmen und Wachthürmchen, Zinnen und Scharten, unschön aber pittoresk, drohend aber doch wieder zum Besuche einladend. Von diesen Thürmchen muß man eine herrliche Ueberschau haben. So vermuthe ich. Es zu erproben ward mir nicht Gelegenheit, da mich die Wache gleich an der Brücke

mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde zurückwies und ein Sergente mir durch seine Auseinandersetzung des erforderlichen Instanzenzuges jede Hoffnung benahm, noch hienieden eines permesso zum Eintritte theilhaftig zu werden. Warum diese Strenge in dem sonst so liberalen Lande? Ein Zug von Sträflingen, der, mit schweren Ketten klirrend, stumm an mir vorbeizog, von Soldaten mit gepflanztem Bajonett flankirt, sollte diese Frage beantworten. Das so stolz über Land und Meer herrschende Castel, irre ich nicht, eine Anlage Carl's V., ist jetzt Detentionsort für die schwersten gemeinen Verbrecher. Da oben mit dem Ausblick in das weite weite Meer, das die Thalsohle umspült, jenseits dessen die Freiheit wohnt, gefangen, gefesselt sein, — das ist wohl zwiefach verschärfte Haft! Von hier aus besehen, gleicht die Stadt in der That mehr einem wirren zufälligen Durcheinander von Häuschen und Hütten, von denen nicht blos der geräumige, weite Hafenplatz, sondern auch die stattlichen Mauerwälle, mit den verschiedensten Wappenschildern, meist noch mit bourbonischen, über den breiten Thoren, gar sehr abstechen, als könnte die ganze Stadt durch diese Thorwege entschlüpfen oder in jenem Hafen sich einbarkiren. Vergangenheit und Zukunft zeigen sich da in durch nichts vermitteltem Contraste.

„Aber sind denn alle Denkmäler der classischen Vorzeit, des historischen Vorlebens dieser Stadt verschwunden?“ Mit dieser Frage fiel ich einen des Weges kommenden jungen Prete an. Sein Gesicht überflog ein Strahl der Freude, als er mir hierauf mit der Betheuerung antwortete, daß dem nicht so sei, und sein Anerbieten, meinen Wegweiser zu machen, gab sich so herzlich freundlich, daß ich es selbst dann nicht zurückgewiesen hätte, wenn es mir minder willkommen gewesen wäre. Der Zufall wollte mir wol. Der junge Cleriker, seines Berufes zugleich Jugendlehrer, erwies sich als ein begeisterter Verehrer nicht blos, sondern auch als ein gründlicher Kenner seiner Vaterstadt. Ersteres war ihm allerdings dadurch erleichtert, daß er nie über das Weichbild derselben hinausgekommen war und — merkwürdig genug für das Kind einer Hafenstadt — den Drang in die Ferne gar nicht empfand. Das Zweite imponirte mir umsomehr, als der gefällige Mann eine Belesenheit in allen alten Classikern entwickelte, um die ihn mancher citatenwüthige Docent beneiden durfte. Dabei war die Freude, die es ihm gewährte, all' den brachliegenden Reichthum zu Nutz und Frommen eines dankbaren Auditoriums entfalten zu können, wahrhaft rührend. Vor einem halbverfallenen Gemäuer machte er Halt. Ein barfüßiger Knabe, der dort umherlungerte, wurde ausgeschickt, den „Custode“ zu suchen, einen altersgebeugten Pförtner, der mit einem gewaltigen Schlüsselbunde herangekeucht kam und ein kleines Thürchen, das knarrend in den verrosteten Angeln ging, öffnete. Zwei geflügelte Löwen, die ich an der Außenmauer bemerkt hatte, gaben einen Fingerzeig über den Ursprung und die einstigen Eigner dieser Ruine. Es waren die Reste eines Heiligthumes der Templer, wohl noch aus jener Zeit, da Brindisi der Stapelplatz der Kreuzfahrer war. Noch standen ungeborsten die Säulen, welche das Kuppelgewölbe trugen, aber dieses ist eingestürzt und die Kuppel, die sich nunmehr

oben wölbt, bedarf keiner Strebepfeiler. Das Riedgras wuchert auf dem Boden, Steine mit Inschriften und mystischen Zeichen bedeckend; ostwärts der Rotunde ist die Stelle noch deutlich wahrnehmbar, die der Altar einnahm. Dieses pittoreske und interessante Alterthum möglichst zu konserviren, hat sich der bereits lobesam erwähnte Vice-Präfect zur Aufgabe gemacht; bis dahin war es ganz verwahrlost. Von da zur Kathedrale, einem zopfigen Bauwerk, die Richtung nehmend, kamen wir an einem Plateau vorbei, auf dem sich eine massige Colonne frei und stolz erhebt, während von einer Zwillingsschwester nur mehr ein Stumpf übrig ist. Der Sockel trägt eine Inschrift zu Ehren Justinian's, das Capitäl zeigt die Köpfe Neptuns, Herkules' und Pluto's. Hier mündete die große Heerstraße, die Via Appia, in den Hafen, die breite Ader, die Rom mit dem Mittelmeere verband, der entlang sich die kampflustigen Cohorten ergossen. Trümmer nur lassen heute diesen Straßenzug errathen, und auch die Säule sieht aus, als könnte „sie bersten über Nacht."

Wir hätten noch viel zu sehen, meinte mein Begleiter schmunzelnd und schon hielten wir abermals vor einem Steinhaufen. Doch nein, das war eine menschliche Behausung; diese Lappen, die draußen an Schnüren hingen, waren unzweifelhaft die Reste moderner „weiblicher" Unterröcke und nicht altrömischer Togen; die häßliche schmutzige Alte, die da über einen Trog gebückt hantirte, ohne uns eines Blickes zu würdigen, ist ein Kind des 19. Jahrhundertes — aber warum verzieht mein gefälliger Führer seine Miene zu solch' feierlichem Ernste? „O mein Herr, betrachten Sie diese Stätte genau; in diesem Hause hauchte Virgilius seine Dichterseele aus." Es ward mir schwer die pietätvolle Stimmung zu finden, die der Prete so gerne hervorgerufen hätte — zeigte sich doch gar nichts, woran die Phantasie den Faden anspinnen konnte, den sie in solchen Augenblicken gerne zu einem Nebelbilde webt. Schmutz, Elend, Armuth, kein Stein, kein Zug, der eines Nimbus fähig wäre; höchstens dort zwei vermauerte Rundbogen — sind vielleicht sie die stummen Zeugen jener Zeit oder hat es mit diesem Sterbehause des Sängers der Aeneis dasselbe apokryphe Bewenden, wie mit seinem „Grabe" in Pansilippo? Um keinen Preis hätte ich solche Zweifel gegen meinen Begleiter geäußert; ihm war ja dieses Fleckchen Erde ein Sanctuarium und sein Enthusiasmus ergoß sich denn auch alsbald in einem langen Citate, wobei ich es dem Hofstaate der Dido nach that: Intentique ora tenebant.

Nachdem mir solcher Gestalt die Vorzeit Brindisi's demonstrirt war, erging sich mein geistlicher Cicerone in einem begeisterten Panegyricus auf dessen Zukunft. „La cittá dell'avvenire," beliebte er seine Vaterstadt zu nennen; sein Seherauge gewahrte bereits den Hafen gefüllt von Schiffen aller Flaggen; der ganze Handel Ostindiens und der Levante sucht hier sein Emporium und schon, so versicherte er siegeszuversichtlich, hat die englische Malle die Richtung über Brindisi als die kürzeste erprobt und zur ostindischen Postroute erwählt. In letzterem Punkte hatte er vollkommen Recht. Brindisi hatte soeben dem Hafen Marseille den Rang abgelaufen, nachdem die italienische Regierung Für-

sorge getragen, daß die Beförderung des „ostindischen Felleisens" von dort auf der geradesten Linie einen Vorsprung um 36 Stunden gewänne; alle Blätter Italiens wiederhallten von dem Triumphgeschrei hierüber und von Berichten über die Anstrengungen die gemacht, werden, um die durch die Eröffnung des Suez-Canals gewonnene neue Verkehrsstraße hier aus- und einmünden zu lassen.

Ich konnte mich als Oestereicher einer Wallung von Schamgefühl nicht erwehren, als ich im Geiste diesen krämerhaften Hafen mit dem stolzen Golf von Triest verglich, dem er den Rang abzulaufen Miene macht, und als ich vollends jener Umstände gedachte, die der Concurrenz des süditalienischen Rivalen geradezu Vorschub leisten. Ich fürchtete, selbst die alte Waschfrau, die so gleichmüthig ihre Lumpen dort trocknete, wo der größte Epiker der römischen Welt die Augen schloß, selbst sie hätte mir ins Gesicht lachen müssen, würde ich ihr das alte Lied von den Versäumnissen und Mißgriffen, von der Kurzsichtigkeit und der Unthätigkeit, wie sie in dieser Frage zu Tage trat, vorgesungen haben, beginnend mit den Worten: „Infandum me jubes renovare dolorem." Und wozu sich nutzlos dem Spotte einer alten Waschfrau aussetzen?

Gedichte

von

Adolf Wilbrandt.

1.

Erquickung.

Hoch oben, wolkenwärts,
Ueber dem See,
Liegst du nun, frohes Herz;
Wohin dein Weh?
Wehmuth und Gram und Groll?
Ach, aller Himmel voll
Bist du wie je.

Hast du das Land durchschweift,
Wolken und Grund gestreift,
Hier ruhst du aus;
Bau'st in Gedanken dir
Heimat und Haus.

Ach, diese Stille der Einsamkeit!
Ach, diese Enge, wie weit, wie weit!
Hier liegt der reuige Sünder,
Euch geweiht,
Entsagung, Hoffnung,
Eines Vaters Kinder!

2.

Wille der Natur.

Weine, weine, müdes Leben!
Magst du weinen, magst du leben,
Du, auch du wirst doch ergeben
Wandeln deinen schmalen Gang.

Der mit dir an's Licht gedrungen,
An der Wiege dir erklungen,
So die Alten wie die Jungen
Fesselt noch — der alte Sang.

Leben! Leben! Ohne Ende,
Daß das Rad der Welt sich wende,
Ringst du die gequälten Hände,
Suchst du die geträumte Lust!

Tief in deinem Mark erkalten
Nie die glühenden Gewalten,
Die dich heben, die dich halten,
Gramgefüllte Menschenbrust!

3.

Christabend.

Dort! durch Nebel röthlich erglüht die Sonne!
Trennt des Winters wallende Florgebilde,
Leuchtet schon in's Fenster herein, die hohe,
Herrliche Flamme.

Gold'ner Lichtglanz, füllest du mir die Kammer!
Gold'ner Lichtglanz, füllest du mir die Seele,
Und so stille thauet hinweg der Glieder
Schauernde Kühle.

Warme Ströme fluthen herauf, hernieder,
Durch die Adern alle der Brust ergossen;
Frühling läutend klopfet das Herz, es läutet
Hell wie ein Glöcklein.

So erklang die Stimme der heil'gen Christnacht,
So ergoß sich einst die geweihte Helle;
Lieblich wärmend floß sie um Herd' und Hirten,
Seelen-erquickend.

Ach! so drang dem Fröstelnden einst die Sonne
Deiner Lieb' an's Herz! In des Winters Schauern,
Unfroh stand ich, Winter im starren Busen,
Nacht in der Seele.

Und zum Abschied winkten die nächt'gen Sterne,
Und ich stand und zauderte, stand beklommen; —
Da umschlangst Du Bebende mich und legtest
Lippe an Lippe.

Und das Wunder sah ich geschehn; es schlug mir
Warm die Glut im Herzen empor, es schmolzen
Abschiedsfrost und Winter hinweg, ich sah nur
Gläubig in's Helle.

Sah im Aug' die Flamme des Lebens brennen!
Rings erstrahlt' die heilige Nacht, die Glocke
Rief von fern: „Den Menschen ein Wohlgefallen,
Frieden auf Erden!“

Gedichte

von

Robert Hamerling.

1.

Allerseelentag.

Die Todten haben Einen
  In ihrer Einsamkeit,
Der ihnen eine Blume
  Und Eine Thräne weiht.

Der Friedhof steht voll Blüthen —
  Von Gästen wimmelt's drinn:
Manch' Lebender geht traurig
  Verlassen für sich hin.

Hört, Leute, die ihr wandert
  Mit Kränzen friedhofwärts,
Legt lieber doch ein Blümchen
  Auf dieses warme Herz!

O thut's, so lang ich lebe;
  Denn darf ich einmal ruh'n
Wie dort die Todten ruhen
  In ihren stillen Truh'n

Dann miss' ich eure Thränen
  Und eure Liebe gern:
Dann tagt mir ja im Frieden
  Der allerschönste Stern —

Im allertiefsten Dunkel
  Das allersüß'ste Licht:
Dann brauch' ich eure Blumen
  Und eure Kränze nicht.

2.

An Karl Egon Ebert.

Zum siebenzigsten Geburtstage.

Ein Flüstern und ein Rauschen, ein Säuseln wie im Wald,
Geht durch die Zeitungsblätter, ein Rauschen mannigfalt,
Ein frühlingshaftes Rauschen — das kündet laut und leis':
Sie wollen Ebert feiern, den edlen Sängergreis.

Sie wollen Ebert feiern, weil er erreicht das Jahr,
Das macht den Mann zum Greise, den Greis zum Jubilar,
Sie wollen Ebert feiern am grünen Moldaustrand,
Sie wollen Ebert feiern, wo seine Wiege stand.

Sie wollen Ebert feiern? Hurrah, das ist mir lieb!
Wer schon so viele Jahre so wenig sagt' und schrieb,
Und ist noch nicht vergessen, der wird's auch nimmermehr,
Der zeigt auch noch der Nachwelt die Stirne licht und hehr.

Sie wollen Ebert feiern? Das ist mir doppelt lieb,
Ja, ja, das rühm' ich doppelt; denn dieser Mann, er schrieb
Sich nicht bloß in die Rinden im deutschen Musenhain,
Der schrieb auch in mein Herz sich mit gold'nem Griffel ein.

Sie wollen Ebert feiern? Hurrah, das soll mich freu'n!
Da hätt' ich Lust zu drängen mich in die ersten Reih'n,
Da hätt' ich Lust zu sagen — doch still mein Herz, o still',
Wer weiß, ob er heut Altes, Gewohntes hören will!

Was Du ihm könntest sagen, das ist ihm, traun, nicht neu,
Das hast Du ja gekündet in alter Lieb' und Treu'
Seit manchen, manchen Jahren ihm schon so manches Mal,
Laß heut das Wort den Andern, Du schwindest in der Zahl.

Was Du ihm könntest sagen, heut hat es keinen Werth,
Heut, wo ihm wird des Preises, des Danks so viel beschert;
Sie feiern Ebert heute, wo seine Wiege stand,
Mit feiert ihn im Stillen das große deutsche Land.

Sie feiern meinen Ebert? das freut mich, traun, so sehr,
Als ob ich Hausgenosse des Reichbekränzten wär';
Geziemt mir's mitzujauchzen? Stolz bin ich wahrlich schier,
Als ob die ganze Ehre mir selber widerführ'.

Er wallt heut' triumphirend auf einem stolzen Roß,
Und ich bin nur ein Knappe, ein Knapp' in seinem Troß;
Wenn schöne Worte klingen, die Menge Heil ihm ruft,
Wir Knappen werfen schweigend die Mützen in die Luft.

Gratz, am 3. Juni 1871.

Gedichte

von

Carl Egon Ebert.

1.

An Robert Hammerling,

als Antwort auf sein Gedicht zu meinem siebenzigsten Geburtstage.

Du meinst, ch sei ein Ritter, stolzirend hoch zu Roß,
Du aber wär'st ein Knappe, ein Knapp' in meinem Troß?
Ei, wie so arg bescheiden klingt Deine Rede! traun,
Dem Du als Knappe folgtest, den Ritter möcht' ich schau'n.

Dem Du Dich gerne wolltest zu pflicht'gem Dienste weih'n,
Der müßt' ein zweiter Roland, ein neuer Bayard sein,
Ein kühner Nordlandsreke, er selbst ein halbes Heer;
Doch — die sind ausgestorben, dergleichen gibt's nicht mehr.

Seit wann denn sitzen Knappen auf Flügelroßen kühn,
Und wissen sie zu zähmen, zu lenken ohne Müh'n,
In festem Schluß zu bleiben nach bester Reiter Art,
Wenn auch der Lauf zum Fluge, der Flug zum Sturmflug ward?

Und sah' ich Dich nicht selber auf solchem kecken Ritt,
Und eilt' ich denn nicht selber, bis ich erschöpft war, mit?
Geschah's nicht, daß ich manchmal Dir in die Zügel fiel,
Erstaunt, erschreckt, besorgend, Du jagtest über's Ziel?

Und Du willst Knappe heißen? Hei, setz' den Helm nur auf,
Nimm Schild und Schwert und Lanze, und spreng' in munterm Lauf
Gleich mitten in die Schranken, wo, wer sich Ritter nennt,
Wer gilt als ebenbürtig, berannt wird, und berennt.

Dort gilt es, zu turnieren um Ehr' und Rang und Ruhm,
Dort, Du verkappter Knappe, dort zeig' Dein Ritterthum,
Das Ritterthum des Geistes, zeig' Wappenschild und Sporn,
Und stoß', zum Kampf auffordernd, in Dein wohltönend Horn.

Wohl Mancher, sonst sich brüstend, schleicht aus dem Kreis dann fort,
Die Stolzesten nur lächeln, und fassen Fuß zuort,
Du aber nimmst den Anlauf, — die Lanz' in sich'rer Hand,
Wirfst Einen nach dem Andern Du nieder in den Sand.

Da jubeln die Fanfaren, da jauchzt das Volk im Chor,
Da hebst Du die Gefall'nen fast demuthvoll empor,
Da reicht Dir vom Balkone als höchsten Siegespreis
Der Jungfrau'n Hehrste liebend den Kranz von Lorbeerreis.

Germania ist's. Vergiß nicht, daß fromm die Jungfrau'n sind,
Und treu nur Jenem bleiben, der zart und züchtig minnt,
Mißbrauchst Du ihre Liebe, kann schlimm es Dir ergeh'n,
Du kannst, zurückgewiesen, den Lorbeer welken seh'n.

Doch nahst Du ihr nur sittig, besiegst den brünst'gen Hang,
Dann bleibst Du auch ihr Ritter Dein ganzes Leben lang,
Bei jedem schönen Kampfe, nach jedes Sieges Glanz
Beut Dir Germania wieder den neuen frischen Kranz. —

Wo ist die Knappenmütze? Umfing sie je Dein Haupt,
Unsichtbar ist sie worden, von Kränzen dicht umlaubt;
So will ich gern Dich sehen, mich freuen tiefbewegt,
Wenn leicht Dein kräft'ger Scheitel des Ruhmes Krone trägt.

2.

Der Wald.

In das Album der Maxhütte geschrieben *).

Der Naturfreund.

So bin ich wieder denn entronnen
Dem flachen Land, so öd' und kahl,
Genieße wieder reine Wonnen
Im Bergwald, im bebuschten Thal,
So senk' ich endlich meine Glieder
In's weiche Moos wollüstig ein,
Und seh' ob meinem Haupte wieder
Durch's Laubdach gold'nen Sonnenschein!

Wie athm' ich leicht die lauen Lüfte!
Ein leiser Zephir regt sich nur,
Wie trink' ich durstig all' die Düfte,
Den Aushauch dieser Waldnatur;
Schon werden klarer mir die Augen,
Ich seh', was sonst ich kaum erschaut,
Und die geschärften Ohren saugen
Von fernher ein den schwächsten Laut.

Doch um mich her auch, nah' und näher,
Gibts eine frisch bewegte Welt,
Dort im Gezweige hüpft der Heher,
Pickt an der Eichel, und sie fällt;
Da hackt der Specht am Stamm, es gaukelt
Die Meis' im Dickicht ohne Rast,
Und über mir im Lärchbaum schaukelt
Das Eichhorn sich auf schwankem Ast.

Und welches Sausen, Summen, Schwirren
Von Käfern, Mücken, dicht geschaart,
Welch' Flattern, Hinundwiederirren
Von bunten Faltern aller Art;

*) In den herrlichen Wäldern der dem Fürsten Max Egon zu Fürstenberg gehörenden Domainen ließ einmal während der Abwesenheit desselben sein Bruder Prinz Emil an einer der reizendsten Stellen eine Holzhütte nebst einem Nebengebäude herstellen, zu dem Zwecke, um da bei Jagden zu übernachten, und auch der Jagd Dienerschaft ein Unterkommen zu verschaffen. Die übrigens comfortable eingerichtete Waldhütte wurde später auch zuweilen das Ziel von Spazierfahrten der fürstlichen Familie und ihrer Gäste. Bei einer solchen Gelegenheit erging an den Verfasser des vorliegenden Gedichtes die Aufforderung, in das in dem Häuschen befindliche Album etwas einzuschreiben, So entstanden diese, den verschiedenen Eindruck des Waldes auf verschieden Gesinnte darstellenden Schilderungen.

Und über all dem lust'gen Reigen
Dringt Vogelsang im vollen Chor
Aus allen Wipfeln, allen Zweigen
Als lauter Jubelruf empor.

Ja, jubelt! mir auch in der Seele
Taucht wieder auf die alte Lust,
Es regt Gesang sich in der Kehle,
Und ein Gebet mir in der Brust;
Hier möcht' ich leben, immer weilen,
Da würd' ich wieder heiter bald,
Des Herzens Wunden müßten heilen
Im Wald, im Wald, im schönen Wald.

O sei gesegnet jetzt und immer
Für süße Labung, holden Traum,
Der Hieb der Axt verwunde nimmer,
Der Sturmwind nie dir einen Baum;
Steh' fest, um kommende Geschlechter
Durch Duft und Schatten zu erfreu'n,
Der güt'ge Himmel mag ein Wächter
Du lieber trauter Wald, dir sein.

Der Maler.

Rastlos such' ich in den Hainen,
Wo ich einen Fund erschnappe,
Keine Studie will erscheinen,
Zu skizziren in die Mappe.

Ueb'rall sind die jüngern Bäume
Nach dem Richtmaaß fast gerathen,
Steh'n, getrennt durch gleiche Räume,
Stramm und aufrecht wie Soldaten.

Halt! ich bin am rechten Orte,
Wo noch ält're Bäume stehen,
Will mir da die halbverdorrte
Tanne gleich zum Bild ersehen.

Oder hier die krumme Buche,
Oder dort die Eich' am Kamme
Mit dem längst vernarbten Bruche,
Und dem knorrig rauhen Stamme.

Malenswürdig sind sie alle,
Alle will ich denn copiren,
Einer soll in jedem Falle
Meine nächste Landschaft zieren.

Manche wären von den alten
Selt'nen Bäumen noch zu malen,
Doch die Forstbeamten schalten
In den Wäldern wie Vandalen;

Fällen lassen sie und roden,
Wissen nichts vom Malerischen,
Machen üb'rall gleich den Boden,
Um die Schläge aufzufrischen.

Wie sie dann sich d'ran erfreuen,
Wenn auf weitgedehnten Fluren
Kleine Pflänzchen steh'n in Reihen —
Und das nennen sie „Kulturen"!

Wär' ich Herr in diesen Forsten,
Hielt' zu fällen ich für Sünde
Einen Stamm, der aufgeborsten,
Oder den, der windschief stünde.

Bäume mit gewund'nem Schafte
Oder mit verwachs'nen Kronen,
Altehrwürd'ge, krüppelhafte
Müßte mir das Beil verschonen.

Blieb' auch dann vom Jahr zum Jahre
Mir der Forstertrag ein schmaler,
Wär' der Wald doch eine wahre
Galerie für Landschaftsmaler.

Der Praktische.

Da hört' ich nun zwei rechte Narren,
Ein Jeder hat den eig'nen Sparren,
Doch Beide schwärmen für Natur;
Der Eine will die Bäume alle
Bewahren vor dem sich'ren Falle,
Der Andre alt' und Krüppel nur.

Was schwatzen die von schönen Bäumen!
Ich seh' in diesen grünen Räumen
Nur Holz, und Holz, und wieder Holz;

Zum Brennen möcht' ich und zum Bauen
Den ganzen Wald zusammenhauen,
Das wär' mir Lust, das wär' mein Stolz.

Gewalt'ge Stämme, g'rad gewachsen!
Hätt' ich in Preußen sie, in Sachsen,
Viel klingend Geld gewänn' ich d'ran;
O welche Klötze! wären viele
Davon in meiner Sägemühle,
Da wär' ich ein beglückter Mann.

Vom Strunke bis zum Stammesende
Was da für Scheitholz noch sich fände,
Reisbündel brächten auch was ein;
Ich schiede Werkholz noch und Bohlen,
Und Stock und Wurzel zu verkohlen
Müßt' auch ein gut Geschäftchen sein.

Was aber red' ich da von Dingen,
Die mir verwehrt sind zu vollbringen,
Der Eigner schont den Wald zu sehr;
O, wollte doch im wild'sten Rasen
Ein tücht'ger Sturm ihn niederblasen,
Dann — käm' ich gleich als Käufer her.

Der Städter.

Einmal, einmal nur, und nimmer
Trieb mich Neugier in den Wald,
Denk' ich dieser Schrecken, immer
Ueberrieselt's noch mich kalt.

Ging ich doch fast eine Stunde,
Und nur Bäume, Baum an Baum,
Busch an Busch, und in der Runde
Stets der gleich langweil'ge Raum!

Tag war's, doch bedeutend finster,
Jetzt gerieth ich in den Sumpf,
Jetzt verwirrt' ich mich im Ginster,
Prallte dann an einen Stumpf.

Auf durch Laub verdeckten Wurzeln
Glitt ich aus, zerschund mein Bein,
Und dann wieder mußt' ich purzeln
Ueber einen moos'gen Stein.

Als ich sitzend mich erfrische,
Denkend: „Wärst Du doch zu Haus!“
Da — aus rauschendem Gebüsche
Stürzt ein wildes Thier heraus.

Trotz dem Schreck konnt' ich erschauen,
Während hoch mich's übersprang,
Lange Beine, schwarze Klauen,
Hörner, ästig, ellenlang.

Fort war's; kaum doch athm' ich freier,
Als es wieder furchtbar braust,
Und ein Vogel-Ungeheuer
Weither durch die Lüfte saust.

In dem Baum ob meinem Haupte
Sinkt's mit lastendem Gewicht,
Weil nun an mein End' ich glaubte,
Fiel ich nieder auf's Gesicht.

Dennoch lauscht' ich, aufwärts schielend,
Sah das grause Ungethüm
Mit den rothen Augen zielend
Auf das Opfer unter ihm.

Doch, vielleicht für todt mich haltend,
Glaubend, daß mein Blut schon kalt,
Flog's, die Riesenschwing' entfaltend,
Wieder weiter durch den Wald.

Und jetzt mocht' ich nicht mehr weilen,
Stolpernd über Stein und Stock,
Galt's, durch Busch und Dorn zu eilen,
Bis zerrissen war mein Rock;

Auch das Beinkleid war's nicht minder,
Und die Stiefel, fein lackirt,
Und der neue Prachtcylinder
Waren gründlich ruinirt.

Neugier ist ein großes Laster,
Diesmal hab' ich's klar geseh'n,
Will hinfort nur auf dem Pflaster,
Oder auf dem Sandweg geh'n.

Der Jäger.

Ei, was ist das für erbärmlicher Wicht,
Der so vom Wald und vom Wilde spricht,
Er sieht den Hirsch für ein Unthier an,
Er fürchtet sich vor dem Auerhahn,
Dem Hochwild setzt er gar Hörner auf,
Vom Beine redet er statt vom Lauf,
Weiß nicht, daß aus Baumes Mitten
Der Hahn war „abgeritten“.

Wer mir mein herrliches Waldreich schmäht,
Der mächtigen Bäume Majestät,
Der Eichen, Buchen und Fichten Pracht,
Des Tannenforstes trauliche Nacht,
Das goldige Grün im jüngern Gehölz,
Der Waldeswiese sammetnen Schmelz,
Der ist ein alberner Bube,
Der hock' im Winkel der Stube.

Für Jeden, der ein Geweihter ist,
Bleibt schön der Wald zu jeder Frist,
Im Morgenroth, im Abendgrau,
Im silbernen Reif, Diamantenthau,
Im grünen Kleid wie im Schneegewand,
In scharfem Frost wie im Sonnenbrand,
Und Nachts auch, wenn durch die Lücken
Des Himmels Funken blicken.

Doch soll uns der Wald auch recht erfreu'n,
So muß es da lebendig sein,
Weil sonst er so wüst und so öde wär',
Wie eine Stadt, von Bewohnern leer;
Der Wald muß sein von Volk erfüllt,
Von laufendem und von fliegendem Wild,
Es muß d'rin hüpfen und springen,
Es muß d'rin schallen und klingen.

Den fröhlichsten Ton, den laut'sten im Wald,
Den schaffen wir selbst, wenn die Büchse knallt,
Halloh aufjauchzet, das Hüfthorn klingt,
Die Jagdfanfare die Luft durchdringt,
Die Treiber schreien, der Förster schilt,
Verworrener Lärm die Thäler füllt,
Und all das Hallen und Dröhnen
Die Berge wiedertönen.

Den schönen Wald, ich verehr' ihn sehr,
Der lustige Wald gilt mir noch mehr,
Im stillen Walde wandl' ich gern,
Doch bleib' ich ihm auch im Sturm nicht fern
In Windesbrausen und Donnergeroll
Ist auch der Wald noch der Reize voll,
D'rum will ich bis zum Verblassen
Von meinem Wald nicht lassen

Der Dichter.

Trat ich hier ein in einer Kirche Hallen?
Von süßen Schauern bin ich angeweht,
Mir ist, als säh' ich Weihrauchdüfte wallen
Vom Eichbaum her, der dort als Priester steht,
Die Vögel lassen fromme Lieder schallen,
Des Baches Wellen murmeln ein Gebet,
Die Lüfte, die durch Stamm und Zweig sich drängen,
Ertönen sanft gleich leisen Orgelklängen.

Der Dom, ob innen düster auch, hat immer
Von oben her ein zauberisches Licht,
Da durch die Kuppel Tags der Sonne Schimmer,
Und Nachts der Glanz von Mond und Sternen bricht;
Auch von den Seiten fehlt Beleuchtung nimmer,
Das Gitterwerk, das rings den Bau umflicht,
Läßt Frühroth, Abendschein gleich glüh'nden Spitzen
Herein wie durch gemalte Scheiben blitzen.

Wo bin ich? — o ich war in wachem Traume,
Den uns, den Dichtern, höh're Macht oft schickt,
Dann ist's, als wären trunken wir vom Schaume
Des Nektarwein's, begeistert und verzückt;
Wir schweifen aus, wir hängen dicht am Saume
Der Wirklichkeit, der Welt, uns selbst entrückt,
Wohl zwischen Schlaf und Wachen ist's ein Schweben,
Ein dämm'riges, und doch ein Doppelleben.

Ernüchtern wir, dann müssen oft wir sagen,
Daß Nebel war, was als ein Bild uns galt,
So sah ich einen Dom in Wolken ragen,
Und jetzt erkenn' ich wohl: ich bin im Wald;
Doch kann ich eine Täuschung nicht beklagen,
In meinem Traum war Wesen und Gestalt,
Ist hier kein Dom, erbaut zu Gottes Ruhme,
So steh' ich doch in seinem Heiligthume,

In seinem schönsten Heiligthum hienieden,
Wo Rast und Labung sich dem Müden beut,
In diesen heil'gen andachtsvollen Frieden
Dringt nicht der Fürsten Zank, der Völker Streit,
Hier wird gebroch'nen Herzen Trost beschieden,
Hier steht der Kummer still, fast auch die Zeit,
Wer hier nicht schwärmen lernt, nicht kann genesen,
Der ist das unglückseligste der Wesen.

Mir ist so wohl! — Ich lenke meine Schritte
Jetzt weiter durch's Gehölz. Was seh' ich hier?
Es lichtet sich der Forst, und in der Mitte
Halbhoher Bäum' erscheint ein Häuschen mir,
Ein kleiner Holzbau nur, beinah' nur Hütte,
Ein läng'res Haus dran, einfach, ohne Zier,
Des Trappers Sitz im Urwald zu vergleichen,
Denn überall erscheint des Jägers Zeichen.

Ob da ein Forstwart wohnt? es bellen Hunde,
Sie sind gefesselt, denn die Kette klirrt,
Doch sonst ist's stille weithin in der Runde,
Nur Bienen summen und ein Täubchen girrt;
Der Schornstein dampft; ich kam zu rechter Stunde,
Und will als Wand'rer, der im Forst verirrt,
Da wohl daheim der Eigner, ungebeten
Doch ohne Scheue in die Hütte treten.

Der Herr der Hütte.

Tritt ein, sei mir willkommen, Dichter,
Du bist des Schönen Förd'rer und sein Richter,
Und wir versteh'n uns bald;
Du kennst den Zauber, kennst die Wunderträume,
Die uns erfassen oft im Reich der Bäume,
Du liebst, wie ich, den Wald.
Darum begreifst Du wohl, daß ich, der im Palaste
Behaglich wohnen kann und wohnt,
In dieses Stübchens Raum so gern vom Waidwerk raste,
Das hier so reich sich lohnt.
Doch Eines wisse noch, um in mein Herz zu sehen:
Die Hütt', in der wir stehen,
Hat Bruderliebe mir erbaut,
D'rum ist sie mir so werth, so wohnlich und so traut;

Auch eine theure Gattin weilt oft hier,
Versteht den Reiz der Einsamkeit zu schätzen,
Und freudig sich mit mir
An all der reichen Pracht der Waldnatur zu letzen.
Das ist's, warum in meinem Sinn
Ich so geneigt dem kleinen Waldhaus bin,
Und daß ich hier mich wohler fühle,
Als in der Städte Lärm, im bunten Weltgewühle.
Da — nimm das Glas, gefüllt mit edlem Wein,
Thu' mir Bescheid; dies soll der Trinkspruch sein:
„Es möge Gott in seiner Gnade Walten
„Die kleine Hütte mir recht lang, recht lang erhalten,
„Und Liebe geh' hier immer aus und ein!"

Im August 1863.

Die Harfnerin.

Novellette

von

Ludwig Bowitsch.

Der alte Herr erzählte:

Durch die Straßen der Stadt wankte, ihr verwittert Saitenspiel im Arme, eine alte zerlumpte Harfnerin.

Die Erscheinung derselben war eine auffallende. Das Unheimliche des Antlitzes wurde durch häßliche Schminke gesteigert. Die zerfetzte Kleidung erwies sich dadurch, daß mit ihr zu prunken versucht wurde, noch abscheulicher.

Kein Wunder, daß ein Schwarm von Buben der wundersamen Künstlerin das Geleite gab.

An einer Straßenecke hielt sie Rast, nahm das befiederte Kapuchon vom Haupte und hing es vorn auf die Harfe. In das graue struppige Haar drückte sie sich einen Kranz aus welken Blättern und Blumen.

Wer immer vorüberging, zuckte mit den Achseln. Der Bubentroß jedoch brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Elende Fratzen", fuhr die Alte empor, bezwang sich jedoch alsbald, strich mit den Fingern über die Saiten und begann mit bebender Stimme ein uraltes Lied. Es war ein Geistergruß aus Ruinen großer Vergangenheit.

Nach der Beendigung desselben zog sie eine verkrüppelte blechene Tasse hervor und ging die Umstehenden um milde Gaben an.

Mir hatte das Schauspiel Grauen eingejagt. Ich eilte rasch von dannen.

Abends saß ich vor meinem Pulte und blätterte bald in dem, bald in jenem Buche.

Plötzlich ward gepocht. Ich rief: herein und gewahrte zum größten Entsetzen die schauerliche Harfenspielerin.

„Verzeihung", klang es von verzerrten Lippen, „der Mann, in dessen Hause ich wohne, hat mir gerathen, Ihre Hilfeleistung nachzusuchen.

Ich fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Verschreiben Sie mir etwas gegen die Melancholie. Ich habe Stunden, in denen ich Höllenqualen empfinde. Die Krankheit residirt vorzüglich, oder vielmehr ganz und gar im Herzen. Ich — "

„Sie wünschen einen Arzt zu sprechen. Da bitte ich sich in den zweiten Stock hinaufzubemühen, Thüre links."

„Also Sie können nicht helfen — das thut mir leid." —

„Mir gleichfalls!"

„Ach, meine Krankheit ist eine äußerst traurige — ich bin zu Zeiten völlig außer mir — da kommt mir dann allerlei tolles Zeug in den Kopf — die Leute lachen mich aus und schelten mich wahnsinnig. — Erlauben schon, daß ich mich ein wenig niedersetze — ich bin müde — ".

„Nun ja", bedeutete ich kurz und unwillig.

„Sie haben mich nie gesehen in meiner Blütenzeit! — Wie man mir entgegenjauchzte. — Wie man mit Blumen mir den Weg bestreute — wie man in Liedern mich verklärte. — Ein böser Traum — daß doch der Mensch das Verlebte nicht auch vergessen kann! — es ist Schade, daß ich meine Harfe nicht mitgenommen — ha, ha, ha —"

„Meine Magd soll sie zur Wohnung des Doktors führen, damit Sie nicht in die Lage kommen, Umfrage halten zu müssen —"

„Ich danke — es ist zugleich eine Weisung, daß ich Sie verlassen soll — nun, nun — einst fühlten sich Tausende durch einen einzigen Blick von mir beseligt. — Ich habe die Huldigung von Tausenden verschmäht. — Einem Einzigen ergab ich mich — und dieser Einzige — hat mich verrathen — verhöhnt — ich habe viel geweint." —

Mir war sonderlich zu Muthe. Bald reizten mich die seltsamen Grimassen der Bettlerin zu lächeln, bald faßte mich Mitleid und Wehmuth.

Ich erbot mich, persönlich sie zum Arzte zu geleiten.

Der Arzt war nicht zu sprechen. Die wundersame Dame entfernte sich.

War sie auch meinen Augen entschwunden, so blieb sie doch vor meiner Seele.

Selbst durch den Traum der Nacht zog die phantastische Gestalt.

* * *

Tage und Wochen vergingen.

Ich wandelte außer den Linien der Stadt.

Müde trat ich in eine Schenke.

Nach einer Weile öffnete sich die Thüre und ins Gemach trat die Harfnerin.

Mich überlief es kalt.

Die Saiten rauschten. Von verzerrten Lippen klang das Lied, welches ich bereits vernommen.

„Eine Unglückliche" bedeutete der Wirth.

„Kennen Sie dieselbe näher?"

„Sie war vordem Mitglied einer Harfenisten-Gesellschaft, die sich in meinem Locale häufig produzirte. Damals war ihr Geist noch nicht so völlig zerrüttet, wie gegenwärtig — die Gesellschaft hat sich aufgelöst — und nun spielt sie auf eigene Faust —"

„Mich wundert, daß man sie so walten läßt. —"

„Ihr Wahnsinn ist durchaus nicht bedenklich — zuweilen hat sie auch ganz lichte Stunden. — In Bezug auf ihre Tochter verdient sie besonders gerühmt zu werden. Tausende, die einen ganz klaren Verstand besitzen, sorgen für ihre Kinder nicht so klug und liebevoll —"

„Hat sie eine Tochter?"

„Ein schönes Mädchen von 16 Jahren. Selbes befindet sich bei einer sehr achtbaren Familie in Erziehung und Pflege —"

„Und sie bestreitet die Kosten?"

„Ihren ganzen Erwerb verwendet sie zu diesem Zwecke." —

Das Lied war zu Ende. Ich legte auf die dargebotene Tasse ein Silberstück.

Die Harfnerin sah mich mit großen Blicken an und frug, ob ich das Lied mehrmals gesungen wünsche.

Ich verdankte es.

„Mein Gemüth ist tief erschüttert" äußerte ich gegen den Wirth, als die Virtuosin sich fortbegeben hatte.

„Einst" fuhr der Schenkeinhaber fort, „einst war sie eine Sängerin ersten Ranges nnd wunderbar schön. Ich habe es aus dem Munde eines Mannes, der Zeuge ihrer Triumphe gewesen. — Mit Teppichen schmückte man die Wege, so sie ging, und die edelsten Blumen wurden zu Kränzen für ihr blondes Lockenhaupt geflochten. Da kam ein Graf, der schwur ihr Liebe. Sie glaubte ihm. Der Graf verschleuderte ihre Habe und entfloh. Sie wurde Mutter und verfiel in eine schwere Krankheit. Ihre Stimme war gebrochen und die Gunst des Publikums hatte sich in Hohn verwandelt. Sie begab sich nun auf untergeordnete Bühnen. Bald mußte sie auch von diesen abtreten. Nun denk' ich, dürfte sie bereits in die tiefste Tiefe hinabgesunken sein." —

„Ist Ihnen ihre Wohnung bekannt?"

„Nein — sie ist auf ewiger Wanderung begriffen — indeß bei der Tochter ließe sich leicht Auskunft erlangen."

„Wo wohnt die Tochter?"

Als ich Bescheid erhalten hatte, bezahlte ich meine Zeche und ging.

Hatte schon die erste Erscheinung der Harfnerin mich ergriffen, so fühlte ich mich nunmehr bei weitem aufgeregter. Hatte mich damals eine gewisse Scheu erfaßt, so fühlte ich mich gegenwärtig beinahe hingezogen.

Ich schuf Gedanken und verwarf sie wieder.

Andern Tages trat ich in das Haus, welches mir als das, von der Tochter der Harfnerin bewohnte, bezeichnet worden war.

Ich zog an der Klinke. Ein bejahrter Mann öffnete.

Ich erklärte, daß es mir um Auskünfte über die arme Sängerin zu thun, und daß ich in gewissen Fällen nicht abgeneigt wäre, meine schwache Hand zur Hilfeleistung anzubieten.

Der Alte berichtete treuherzig und umständlich.

„Rosa ist ein liebenswürdiges Kind. Sie ist eben mit meinem Weibe zu ihrer Mutter gegangen. — Ach, wenn die Unglückliche sich nur bereden ließe, ihr Harfenspiel aufzugeben und zu uns zu ziehen. — Wir würden“ —

„Nein sie soll nicht länger zum Gespötte loser Buben dienen.“ —

Der Alte schüttelte das Haupt.

Sein Weib trat ein.

„Wo ist Rosa?“

„Bei ihrer Mutter zurückgeblieben — die Arme ist sehr leidend — — Ihr Delirium ärger, denn je — richte dich zusammen, komm' — ich denke, sie wird bald ausgelitten haben.“ —

Ich ersuchte um die Erlaubniß, das Geleite geben zu dürfen.

In einer elenden Stube, auf elendem Pfühl schlummerte ein verkümmert Weib. Daneben kniete weinend ein blühendes Mädchen.

„Lassen Sie mich Anstalten treffen“, rief ich leise, „der Kranken ein besseres Zimmer, ein besseres Lager, eine bessere Pflege zu verschaffen.“

„Ach“, schluchzte Rosa, und heißer flossen ihre Thränen nieder, „wenn ich nur sterben könnte für meine Mutter!“

Ich wollte mich entfernen. Der Alte hielt mich zurück. „Sie unternehmen Vergebliches, der Armen ist nicht zu helfen. — Sie haben keine Ahnung von ihrem starren Sinn.

In diesem Momente hob die Kranke vom Lager sich empor. Ihre Augen funkelten wie Wetterleuchten.

„Bist du's Heinrich — hast du es bereut, daß du schnöde mich verlassen — du weinst — ich verzeihe dir!“

„O Mutter, Mutter“ jammerte Rosa.

„Was hast du mein Kind — ich bin jetzt glücklich gewesen — ich habe Deinen Vater gesehen — er hat schwer gesündigt — ich habe ihm verziehen!“

„Nehmen Sie liebe Mutter die Medicin, welche der Arzt verschrieben.“

„Medicin — Arzt — ich bedarf weder der einen, noch des andern — gestern — ja — gestern — war ich noch krank — da hat man mich noch ausgezischt — aber heute — ich fühle mich so leicht — Rosa nimm' das Saitenspiel — schlag's in Trümmer — ich brauch's nicht mehr!“

„Liebe Mutter!“

„Wie das klingt — welch' zauberhafte Töne — sie rufen mich — ich komme.“ — — —

Sie sank zurück und war nicht mehr.

Rosa warf sich laut schreiend über die Leiche.

„Man wird mir doch vergönnen,“ rief ich aus, „die Begräbnißkosten zu bestreiten!“

Der Alte prüfte mich mit scharfen Blicken.

Der Sarg war in das Grab versenkt. Wir fuhren nach Hause. Rosa weinte bitterlich.

Ich versuchte mit bebendem Herzen zu trösten.

„Sie meinen es gut", flüsterte Rosa.

„Sehr gut!" betheuerte ich.

Acht Tage darnach sprach ich zu Rosa: „Könntest du dich entschließen, meine Gattin werden zu wollen?"

Rosa erröthete, blickte zu Boden und schwieg.

Acht Wochen darnach umschlang ich die Braut am Altare.

Künftigen Mittwoch ist der 22. Jahrestag der Hochzeit.

Ich bin zufrieden.

Odi profanum..!

Am Beethoven-Tage 17. Dezember

1770—1870.

Von

Otto Prechtler.

Dir gilt mein Lied, du Geist aus rein'rer Welt,
  Dir bring' ich still mein Täubchen am Altare,
Den dir die beff're Menschheit aufgestellt,
  Daß sie den Sinn für's Göttliche bewahre.

Dich preis' ich, der die spröde Welt bezwang,
  In geist'ger Lieb' gewaltiger Umarmung,
Der uns herabgeholt den Sphärenklang,
  Das Gotteslied allewiger Erbarmung;

Dich, der dem Meere gleich an Majestät,
  Wenn die geheimnißvollen Stürme wüthen,
An Reiz, wenn's säuselnd auf und nieder geht
  Und koset mit des Mondes weißen Blüthen;

Dich, der im Menschen die Titanenkraft,
  Die reinste Lieb' entfesselt auch der Seele;
Der jeden Geist erlöst aus nied'rer Haft
  Und jedes Herz von Kummer und von Fehle;

Dich feiern wir am Tag des Säculums,
  Der uns dich, Meister, einstens hat gegeben, —
Den reinsten Gott des reinen Heiligthums,
  In dem die Meister aller Zeiten leben.

Den reinsten Gott des reinen Heiligthums —!
  Wo ist noch heute nicht befleckt die Reinheit?
Fast gilt die Krone nur papierenen Ruhm's
  Und an den Tempel pocht schon — die Gemeinheit!

Vom „Babel an der Seine“ lief sie aus
  Die buntgeputzte, die geschminkte . . . . Phryne —
Und tritt als Muse in der Künste Haus,
  Mit Gassenhauern herrscht sie auf der Bühne.

Und weil es Mode war dort über'm Rhein,
  So ward sie auch in deutschen Städten Mode;
Die Hefe schüttend auf den reinen Wein,
  Trinkt sie den edelsten Geschmack zu Tode! —

Doch nein! — erkranken kann der bess're Sinn,
  Doch vor dem Tode schützen uns die Meister;
Die reine Muse bleibt doch Siegerin,
  Nach Capua verlangt's nicht alle Geister!

Sie rufen dich am Tage der Gefahr,
  Beethoven — dich! den Rächer und Befreier!
Der Phryne reiß' den Lorber aus dem Haar,
  Dem Usurpator brich die feile Leyer!

Komm du — der Mann der ew'gen Majestät,
  Der wahre König du von — Gottes Gnaden,
Im Reiche, wo die Sonn' nicht untergeht, —
  Zu deinem Wiegenfest bist du geladen!

Wer kann dich mehr verherrlichen als du?
  Denn deine Weisen sind ja deine Kronen;
Sie rufen allen Erdenkindern zu:
  „Umschlingt in Frieden euch, ihr Millionen!“

Zum Himmel brause auf, du „Freudenchor“
  Und poche an die Pforte jener Welten!
Trag' uns, Erhabener, mit dir empor —
  Die dich begreifen, werden dort auch gelten.

Fahr' wie der Blitz auf diese Götzen all'
  Sie schleudernd von geschändeten Altären!
Erheb' die Musika vom tiefen Fall —
  Und bring' den alten Gott der Kunst zu Ehren!

Jedes Bild an seinem Platz!*)

Von

Karl v. Holtei.

Du hast mir jüngst ein Bild gesandt,
Gezeichnet ist's von Meisterhand
Zum Sprechen ähnlich. Wohlverwahrt
Mit vielen andern seiner Art
In meinem Album liegt es neben
Den Bildern aus dem äußern Leben.

Ein zweites Bildniß sandtest Du
Mir dieser Tage gütig zu
In welchem sich, von eig'ner Hand
Gemalt, dein inn'res Leben fand,
Gefärbt von Klagen, Freuden, Schmerzen!
Solch' Bild bewahret man im Herzen.

*) An einen Schriftsteller gerichtet, welcher sein lithografirtes Bild und ein von ihm verfaßtes Buch Herrn v. Holtei zur Erinnerung geschickt hatte.

Fragmente

aus „Markgraf Rüdiger“, Tragödie in 5 Aufzügen

von

Wilhelm Gärtner.

I.

Aus des zweiten Actes zweiter Scene.

Saal in der herzoglichen Burg auf Wissehrad. Im Hintergrunde ein Eingang, den ein Vorhang schließt. Zu beiden Seiten in der halben Saaltiefe Säulenstellungen, welche die Fortsetzung des Saales andeuten.

. . . .

Wenzeslaw[1]. Boleslaw[2]. Friedrich[3]. Eppo[4]. Mun[5]) in Ketten. Wachen.

. . . .

Wenzeslaw (er hat Boleslaw's Hand ergriffen und ist mit ihm in den Hintergrund gegen Mun zugeschritten).

Löſ't ihm die Ketten, reicht ihm seine Waffen!
(Die Wachen thun es und ziehen sich zurück).
(Zu Boleslaw). Fürst Mun sei Dein.

Mun. Bin ich ein Knecht, daß Du mich magst verschenken

Wenzeslaw. Den Reuelosen kann ich nicht begnaden,
Den Freund des Bruders mag ich nimmer richten
Dir ist Gebieter, Bannerherr und Herzog,
Dem Du geschworen habest, Boleslaw;
Nun denn, Dein Herr sei Richter über Dich.

Boleslaw (zu Mun). Mit Deinem Herzog (weist auf Wenzeslaw) hältst Du fürder Frieden.

---

[1]) Herzog von Böhmen. [2]) Bruder Wenzeslaw's. [3]) fränkischer Graf und Neffe des deutschen Reichskanzlers Herigen. [4]) böhmischer Leche. [5]) böhmischer Leche.

Mun. Mein Arm gehorcht, doch bleibt im Herzen Krieg.
(zu Wenzeslaw): Dein Weg führt zum Verderben.
Wenzeslaw. Warum? sag' an.
Mun. Du schicktest unsere Fahnen in die Tempel
Und sprachst zur blut'gen Streitaxt: Halte Rast.
Und doch ist Samo's Völkerheer zerlöst,
Und der Vertilgungskampf ist nicht zu Ende;
Noch zucken die zerstückten zähen Glieder
Des Feind's im Land', noch drohet deutsche Macht
Und deutsche Schlauheit an des Böhmen Marken;
Du aber ladest Deinen Feind in's Zelt,
Und gießest Oel in seiner Wunden Brand,
Und am erstritt'nen Erbe uns'rer Ahnen
Hat Theil der deutsche Rest im Böhmenlande.

Wenzeslaw. Das ist's? Warum so tapfer und so klein!
O hoher, stolzer Baum, mein Böhmenvolk!
Doch Abkunft, Zeugung, Stamm und Stammverwandtschaft
Sind nur des Baumes Wurzel, nicht die Krone,
Die, angeweht von Lüften aus der Ferne,
Vom Wolkenzug gesegnet und gesalbt,
Wuchs, Höhe, Richtung, Farbenton, Vollendung
Vom Lichtstrahl, der nicht irdisch ist, empfängt.
(Er ist zur Seite getreten).
Sieh dort das Fenster, (weist hinein in die linke Seite) sieh' die Tauben draußen,
Die Hand streut ihnen Futter; an dem Mahl
Nimmt Theil auch fremdes, anderes Gefieder,
Die Tauben aber wehren ihnen nicht,
Sie alle eint Gemeinsamkeit der Lust,
Der Pfau nur, prunkend mit dem Strahlenrad
Des falschen Goldes, weicht der Taube aus,
Und setzt, gemieden, seine stolzen Tritte.
Ihr Böhmen, meine lieben, süßen Tauben!
Ihr andern Tischgenossen, meine Gäste!
(Pause).
Siehst Du das Bild dort in der Halle drin?
(er weist, dem Hintergrunde näher geschritten, in die rechte Seite der Scene hinein)
Mun. Dein Heiland, draußen Mutter und Verwandte.
Wenzeslaw. Da ruft er: „Meine Mutter, meine Brüder
Sind die, die meines Vaters Willen thun."
Und ich, sein Knecht, soll and'res Heil verkünden?
Mun (zu sich selbst). Wenn Widerspruch in mir, was schweige ich?
Wenzeslaw. Zu einem Volke kamen einst drei Fremde,
Begehrend Einlaß in die Volksgemeinde;
Da fragte man nach Abkunft, Sitte, Sprache,
Und da sie sich als Fremdlinge bekannten,
Wies man sie fort und schloß die festen Thore.

Sie wanderten zu einem zweiten Volk',
Zu einem dritten, vierten dann, umschritten
Den ganzen Erdball, allwärts werbend um
Das Bürgerrecht, man wies sie allwärts fort,
Denn kein's von allen Völkern kannte sie.
Da sprachen die drei Fremden zu einander:
„Fürwahr, es ist nicht unsers Bleibens hier."
Und hoch und höher in die goldnen Tiefen
Des Firmaments entschwebten die drei — Engel,
Um nie zur Erde mehr zurückzukehren!

Eppo. Der Deutsche soll sein Feld in Frieden pflügen,
Er habe seine Art und Tracht und Sprache.

Mun. Ich merk' es wohl, ich ritt ein wildes Roß;
Mit einem Ruck läßt sich's im Sprung nicht wenden.
(Er ist auf Friedrich zugetreten).
Ich war Euch feind, es sei in Zukunft anders.

Wenzeslaw. Beim Mahl' seh'n wir uns, traute Gäste, wieder.
Ihr, Friedrich, bleibt.
(Alle Anderen ab bis auf Friedrich).
Dem König sagt: So gut wie dieses Schwert
Aus seiner Hand soll meine Freundschaft sein.

Friedrich . . . .

II.

Des dritten Aktes zweite Scene.

Offene, von Säulen getragene Vorhalle der Burg Plauenstein. In der Tiefe der Vorhalle führt ein Eingang in die Burg hinein. Zur linken Seite hat die Halle eine bogenartig gewölbte Durchsicht. — Aus jenem Eingange treten heraus

Dietlinde[1]), Gerberge[2]).

(Sie lassen sich in der Nähe der Durchsicht an den für sie und ihre Arbeit vorbereiteten Plätzen nieder. Dietlinde stickt. Gerberge spinnt).

Dietlinde (noch im Kommen). Von treuer Gattenlieb'. Erzähle denn.

Gerberge. Fürst Sigishard, der Longobarde, trug
Verlangen nach dem ehelichen Lieb'
Nanningo's, seines Edlings. Diese aber
Wies, hohen Sinn's, die böse Werbung fort.
Da spendet Sigishard in falscher Gunst,
Dem Edling goldnen Waffenschmuck und Troß,
Entsendet ihn nach Afrika hinüber
Und übt Gewalt am treuen Weib Nanningo's.
Von dieser Stunde an legt die Entehrte

---

[1]) Die Tochter des Markgrafen Rüdiger. [2]) Dietlindens Dienerin.

Sammt, Schleier, Spangenmantel, Goldzier ab,
Trägt einer Sklavin niedriges Gewand,
Wählt auf der harten Erde Nachts ihr Lager
Und spricht, da der Gemal zurückgekehrt:
„Zieh schnell Dein Schwert, das Haupt mir abzuschlagen,
Und streue meine Asche in die Winde,
Denn Deine Gattin hat Gewalt entehrt.“

Dietlinde. Sie liebte treu; doch schied sie allzuleicht.
In ihrem Leid hätt' ich gesagt: „Nanningo,
Streu' meine Asche unter Deiner Füße
Getäfel, daß als Staub ich bei Dir bleibe.“

Gerberge. Der hohe Baldur war durch arge List
Erlegen und dem Tod geweiht. Schon harrt
Der Scheiterhaufe auf dem Schnabelschiffe
Hochaufgerichtet seines Opfers, daß
Er angezündet werde, und das Schiff
Hinaus in Meer und Stürme brennend treibe.
Vom Strande schickt die helmgeschmückte Nanna,
Des Helden Weib, der Fahrt die Blicke nach;
Und wie die Flamme über Baldur braust,
Zersprang der treuen Nanna Herz in Stücke.

Dietlinde. Und Eins mit ihm zog sie in alle Himmel!

Gerberge. Noch Eines von german'scher Frauenliebe.
Der Walsung Helgi war im Streit gefallen,
Und in der Kammer seines Todtenhügels
Schritt Helgi's Weib, Sigund. Da reitet Helgi
Auf weißem, silbernetzbehängtem Roß
Im Abendlicht mit Reiterzug heran;
Beim Scheidewege läßt er Roß und Mannen,
Und steigt herab in's Todtenhaus und legt
In Sigund's Hände seine Hand. „Wie kalt
Und blutberonnen!“ ruft das Weib. Sie löst
Ihm Helm und Panzer, küßt den Todten, daß
Die Pulse wieder schlagen; sie bereitet
Das Myrthenlager, ruht in seinem Arm',
Bis durch den Himmel fliegt des Morgens Pfeil,
Und Hörnerruf den Todten scheiden heißt.

Dietlinde. Hoch über and're Liebe lob' ich diese; —
— Ein Heiland, wandelt sie der Thräne Wasser
In Hochzeitswein, verkehrt die Todtenkammer
In's Brautgemach, und, stärker als der Tod,
Macht Sigund's Lieb' in ihren heißen Armen
Den todten Herrn in Liebesluft erwarmen!

(Pause).

Ein Letztes noch erzählst Du mir, nicht wahr?

Gerberge. Von deutscher Frauenliebe?

(Dietlinde nickt).

Was geschwind?

Dietlinde. Du fragst? Ist nicht in meinem Angesicht
Ein ganzes goldnes Buch davon zu lesen?

Gerberge. Von Deiner Liebe?

Dietlinde. Beginne. Gleich der Biene sauge ich
In Selbstbeschau von Deinen Lippen Honig.

Gerberge. In Bechelaren, in der Burgkapelle
Stand einstmals hinter Dietelinde Thankmar
Und sprach: „O betet auch für meinen Frieden."

Dietlinde. Da schloß ich ihn, den Gast, in mein Gebet,
Nachts drauf hört' ich im Traume Spiel und Lied,
Wie aus entfernten sel'gen Welten, und,
Erwacht, hatt' ich erkannt des Sängers Klage.

Gerberge. Ihr achtetet des Spielmanns Thankmar nicht,
Verschlosset in's Gelaß Euch, wehrtet, da
Er weiter zog, ihm Abschiedsgruß und Einlaß.
(Dietlinde neigt wiederholt bejahend das Haupt).
Des andern Tag's, da Ihr im Garten in
Gedankenlosem Spiel der Hand jetzt flochtet
An einem Kranze, jetzt den Kranz zerpflücktet,
Da rauschte an der Mauer es hernieder,
Und vor Euch stand der kühne Springer Thankmar
Und schwur gebeugten Knie's: „So wahr der Heiland
Die Welt erlöset hat, ich komme wieder
Und führ' Euch heim als Weib, wenn Ihr's nicht wehret."

Dietlinde. Ja, beim Erlöser hatte er geschworen.

Gerberge. Da faßte Euch ein unbekanntes Leid.
(Dietlinde neigt bejahend langsam das Haupt).
Drei Sommer gingen hin. Ihr solltet nach
Sankt Anna; da fiel eines Tag's ein Pfeil
Zu Euren Füßen nieder, ihn umschlang
Ein Blatt, darauf geschrieben stand: „Ich komme!"
Da drängtet Ihr zur Reise nach Sankt Anna.

Dietlinde. In's Frauenstift.

Gerberge. Er aber war schon nahe, und zu Theukar
Und Boleslaw, den Gästen Rüdiger's,
Zog er als Dritter ein in Bechelaren,
Und zu der Reise drängtet Ihr nicht mehr.

Dietlinde. Gleichwie der Faden Deine Silberspindel
Umzieht, umflocht sein Bild mir meine Seele.

Gerberge. Und dennoch ließet Ihr, wenn er erschien,
Sogleich den Schleier nieder, schenktet ihm
Zwei Worte kaum, mit Ander'n hundert wechselnd.

Dietlinde. Er hatte mich beim Vater nicht gefreit.

Gerberge. Da sprach zu Euch einst Thankmar: „Eines nur
Erharre ich, dann werbe ich um Euch,
Wie sich's dem Sohn' des Sachsenherzogs ziemt

Doch drohet dem Verzug Gefahr; in Liebe
Zu Euch entbrannte Böhmens Boleslaw,
Gewährt mir Eines, sprecht mit fester Stimme,
Daß niemals eines Andern Weib Ihr werdet.“

Dietlinde. So bat er Dreimal.

Gerberge. Der Unmuthvolle trieb mit seinem Leben
Gefährlich Spiel; in ganzer Rüstung schwamm
Er durch den Donaustrom; sprang, schwergewappnet,
Vom Söller nieder. Boleslaw, das Gleiche
Versuchend, blieb wie todt zur Stelle liegen.
In jenen Tagen sprach der finst're Theukar
Zu Euch: „Ihr tödtet, allzuspröde, Thankmarn;
Alsdann habt Ihr den Vater um den Freund,
Das Reich um einen Tapferen gebracht.“

Dietlinde. Ob solcher Rede eines Dritten sprach
Ich rasch: „Der Starke spannt den Bogen selbst.“
Und weil mir's feige schien, es zu verhehlen,
Was längst im Herzen fest beschlossen war,
So sagte ich zu Thankmar, da er schied:
„Nie seht Ihr mich als eines Andern Weib,
So wahr mir Jesus Christus gnädig sei.“

Gerberge. Im Stift Sankt Anna dann, da eines Tages
Im nahen Tannenholz bei der Kapelle

. . . .

An Nikolaus Lenau.

Von

Karl Viktor Hansgirg.

Es sprach der Weltgeist dir im Hauche
Des Frühlings, dem du still gelauscht,
Er sprach dir aus dem Rosenstrauche,
Hat aus dem Waldbaum dir gerauscht,
Du konntest dich zur Höhe schwingen,
Doch auch — in alle Tiefen dringen.

Ein Herbsthauch weht in deinen Lenzen,
Ein Sturm durch deine Frühlingsluft,
Und von der Stirn' Gedankenkränzen
Fiel manches Blatt dir welk zur Brust,
Und deine herrlichsten Gedanken
Sah man wie Schlangen dich umranken.

Erst hattest du die herbsten Qualen
In kleinen „Liedern“ abgestreift,
Es sogen mild're Sonnenstrahlen
Der Wehmuth Thau, im Aug' gereift,
Und du bezwangst mit „Faust's“ Gewalten
Mephisto's Geist den düsterkalten!

Bald starb auf glüh'nden Scheiterhaufen
„Savonarola“ für das Licht;
Um gläubigfrei dich umzutaufen,
Sangst du ein prächtiges Gedicht,
Und mit den „Albigenserstreitern“
Begann dein Himmel sich zu heitern.

Schon rang die letzte dunkle Wolke
  Sich im „Don Juan“ vom Busen los,
Du standest vor dem deutschen Volke
  Vollendet, heiter, licht und groß; —
Da solltest du in heißen Armen
Der lieben Braut zum Glück erwarmen.

Besiegtes Grübeln stolz im Rücken
  Goß sich das Leben vor dir aus,
Im Vollgenuß dich zu entzücken,
  Es lag vor dir ein Feenhaus,
Du spiegelst dich im Sonnenstrahle
Von dir geträumter Ideale! — — —

Da weh und dreimal weh! Vernichtet
  Lag jener Zauber, der dich hielt
Und in ein Chaos ungeschlichtet
  Zerrann der Zukunft hehres Bild,
Zerfloß der Lichtstrahl sel'ger Minne; —
Denn Nacht — umwölkte deine Sinne! —

Nicht Balsam gab's für solche Wunde,
  Kein Gegengift für solches Gift! — —
Ein Meer umwogt' dich in der Runde
  Zu dessen Bord kein Freund geschifft,
In das hinein kein Taucher senkte,
Der dir die Hand der Rettung schenkte!

Wie wenn ein Schiffer wild ergriffen
  Vom Sturme liegt auf wüstem Strand,
So lagst du zwischen tausend Riffen
  Und ahntest nichts vom grünen Land.
Der Freiheit erstes Glockenklingen
Vermochte nicht zu dir zu dringen.

Ein Rufen war's von Nachtigallen
  Im neuen Völkerlenz, doch nein! —
Du hörtest düst're Wellen wallen,
  Kein Sängerlied, der Sonnenschein
Er strömte nicht zu jenen Tiefen,
Wo deine dunklen Sinne schliefen.

Der Himmel muß dir doppelt zahlen,
  Was dir die Erde hier versagt,
Das ist ein Trost in allen Qualen,
  Der uns bei allem Wehe tagt.
Dich nach des Wahnsinns wilden Wehen
Im Tode neugeboren sehen!

Vergißmeinnicht.

Ballade

von

K. G. Ritter von Leitner.

Rings laufen Zofen, Knappen
Durch's hohe Schloß am Rhein,
Mit Harfen auf den Rappen
Zieht Sängervolk hinein.
Und in der Burgkapelle
Weilt einsam und vertraut,
Bei sanfter Dämmerhelle
Der Bräut'gam mit der Braut.

„In Purpurmänteln prangen
Die Säulen sonst so grau,
Und gold'ne Ampeln hangen
Herab vom Kuppelbau;
Viel blanke Leuchterpaare
Mit Kerzen, lilienrein,
Stehn funkelnd am Altare
Auf dem Brabanter Lein."

„Bunt glitzt von edlen Steinen
Des Priesters Prachtgewand,
Und, was uns bald wird einen,
Der Stola heilig Band.
D'rum blicke nach der Runde
Auf all den Prunk und sag',
O Lieb'! mit kühnem Munde,
Was da noch fehlen mag."

Und sie mit leisem Zittern
Versetzt: Wol seh' ich licht
Dort Todtenkronen flittern,
Nur, ach! den Brautkranz nicht.

„Wer möchte den nicht winden!“
Rief ernst der Jüngling aus,
„Wol soll man Kränze binden
Für Sarg und Hochzeithaus.“

D'rauf wandeln sie zum Garten
Durch's Zwingerthörlein schmal,
Wo schmucke Blumen warten
Auf ihrer Augen Wahl;
Doch von den bunten allen
Im reichsten Thaugeschmeid'
Schien keine zu gefallen
Der schönen Rittermaid.

Nur hoch am Strandgeklippe
Des Rhein's im Brandungsthau?
Stand unter Waldgestrüppe
Ein Blümchen, zart und blau.
Mit Sehnen und mit Zagen
Sieht's nicken fern die Braut,
Und wagt doch kaum zu sagen
Den Wunsch, vor dem ihr graut.

Da hat er schon in Eile
Die Blum' erreicht, und winkt
Stolz von der Ufersteile; —
Doch, weh'! er wankt und sinkt.
Vergeblich sucht zu zwingen
Den Strom des Treuen Hand,
Sie wirft im letzten Ringen
Das Blümchen nur an's Land.

Empor noch einmal tauchet
Sein bleiches Angesicht;
Doch seine Lippe hauchet
Nur noch: „Vergiß mein nicht!“ —
Wol trug vor dem Altare
Ihr Blümchen bald die Braut;
Sie lag ja auf der Bahre,
Die man davor erbaut.

Das Harfnervolk zur Stunde
Zog schweigend wieder fort,
Und trug die Trauerkunde
Im Lied' von Ort zu Ort.
Seit, wo in bitterm Grame
Ein Herz im Scheiden bricht,
Muß jener Blume Name
Nun fleh'n: Vergiß mein nicht!

Herz und Krone.

Historische Novelle

von

Moriz Jókay.

Aus dem Ungarischen von Adolf Dux.

I.

Zur Zeit des Ereignisses, welches hier erzählt werden soll, waren Orgeln in Siebenbürgen noch eine große Seltenheit, besonders aber entbehrten die Kirchen der Reformirten beinahe allerorts dieses dem Ruhme des Herrn geweihte Instrument; nur in Majosfalva war eine Orgel, welche Herr Gregorius Bethlen für die Kirche dieses kleinen Marktortes in Deutschland hatte anfertigen lassen. Meister Bernard, damals der berühmteste Orgelbauer, hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, dieses Instrument, weil er es für den Sprößling eines Fürstenhauses anfertigte, mit aller Pracht im Geschmack der damaligen Zeit auszustatten.

Herr Gregorius Bethlen hatte zwar in seinem Schloß zu Kokelburg seine eigene Familienkirche, in welcher die schöne Orgel einen geziemenden Platz gehabt hätte; allein er sagte, daß er dieselbe nicht zu seinem, sondern zum Ruhme Gottes angeschafft habe, und so kam es, daß das prachtvolle Instrument mit seinen golden und silbern glänzenden Verzierungen in der kleinen kalvinischen Kirche untergebracht wurde. Dabei aber kostete es keine geringe Mühe, den Widerstand des Seelsorgers, des hochwürdigen Herrn Melchior Gerayßegi zu besiegen, der — wie er sich ausdrückte — Anstand nahm, der Dudelsackpfeife in Gottes heiligem Hause Raum zu gewähren. Auch nahm die Aufstellung der Orgel große Sorgfalt in Anspruch, denn das Instrument war zu hoch, und mußte oben all' seiner schönen vergoldeten Ornamente beraubt werden, um in dem niederen Bethause Platz zu finden.

Herr Gregorius Bethlen ging indeß jetzt seiner Orgel zulieb jeden Sonntag mit seinen zwei schönen Töchtern in die Kirche von Majosfalva. Um der zwei schönen Jungfrauen willen aber wählten auch die jungen Männer der ganzen Gegend dieses Gotteshaus zum Ort ihrer Andacht, so daß binnen kurzer Zeit im ganzen Kokelburger Comitat keine Kirche so besucht war, wie die zu Majosfalva, in welcher der hochwürdige Herr Melchior Geraÿßegi der Gemeinde insgesammt und allen seinen andächtigen Zuhörern besonders, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und des Ranges, die härtesten Strafpredigten hielt.

Es war am Dreikönigsfeste des Jahres 1695, als in der Kirche zu Majosfalva die hier folgende Begebenheit sich zutrug.

Herr Gregorius Bethlen war seiner frommen Gewohnheit gemäß von Kokelburg heruntergekommen, um dem Gottesdienst beizuwohnen, und zwar jetzt nur mit seiner jüngeren Tochter Helene, — da die ältere, Katharina, zwei Wochen vorher von dem Junker Kaspar Kendefi in Bodon als Eheweib heimgeführt worden war. Seinen Schlitten ließ der fromme Herr an der Einfriedung der Kirche, dann ging er zum Seelsorger, der ihn gewöhnlich in seiner Behausung erwartete, und begab sich mit diesem in die Kirche, dem Diener Gottes den Vortritt überlassend. Seine Tochter führte er an der Hand, und setzte sich mit ihr in den glänzend bemalten Herrenstuhl der Kirche.

Als der Geistliche eintrat, ertönte die Orgel, worauf sämmtliche Andächtige sich erhoben und stehend ein langes Lied sangen, und hierauf sich setzend, den XXXVIII. Psalm folgen ließen. An dem Allen betheiligte sich Herr Gregorius Bethlen mit so eifriger Gewissenhaftigkeit, daß er nicht eine einzige Zeile ausließ und nur in den vom Organisten mit musikalischen Schnörkeleien ausgefüllten Zwischenpausen Zeit hatte, mit seiner neben ihm sitzenden Tochter zu zanken die ihr Gebetbuch noch immer auf der ersten Seite aufgeschlagen hatte. „Warum singst du nicht mit?“ — „Ich bin ganz erfroren und halte lieber den Mund zu, um nicht das bischen Wärme, das noch in mir ist, herauszulassen.“

Herr Gregorius Bethlen fuhr wieder fort zu singen, ohne ihr weiter ein Wort zu sagen. Helene antwortete immer so, daß ihr das letzte Wort bleiben mußte; überdieß war sie sein Liebling und er hörte gute Einfälle gerne, selbst wenn sie auf seine Kosten gingen.

Herr Gregorius, derzeit ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, war ein kleiner untersetzter Mann mit kurzem Halse, mit dichtem, aber bereits ganz ergrautem Haar und stets zusammengezogenen Augenbrauen, als ob er fortwährend ergrimmt wäre, obgleich er sehr selten in Zorn zu gerathen pflegte. Wenn ihm etwas nicht recht war, so zerrte er an seinem Schnurrbart und knöpfte brummend die Schnüre seines Dolmany's von einer Seite auf die andere. Der Ausbruch seines Zornes dauerte aber immer nur eine kurze Weile; er schämte sich bald einer zu heftigen Erregung und wurde gleich wieder gut.

Der Gesang war vorbei und nun folgte die Predigt. Der hochwürdige Herr Melchior Geraÿßegi ging auf die Kanzel, die Gläubigen

stellten mit vielem Räuspern die erforderliche Stille her und erwarteten in Ruhe das Wort Gottes, das ihnen nun verkündigt werden sollte.

„Heule Thor, schreie Stadt! der schreckliche Tag des Herrn ist angebrochen!“ — so begann der hochwürdige Herr.

Die Zuhörer erbleichten in Erwartung der schrecklichen Dinge, die sie zu hören bekommen werden, und Herr Gregorius Bethlen warf sich, in den Pelzkragen seines Rockes gehüllt, auf die Lehne seines Sitzes zurück, wie im Vorgefühl des Sturmes, der nun heranbrausen wird. Nur Helenens Gesicht war ruhig. Ihre großen dunkelblauen Augen suchten nicht das starre Gesicht des Predigers, ein Seufzer hob ihr die Brust, ihre Seele war nicht in der Kirche, sie schwebte im Himmel, der Gottheit nahe, — denn sie liebte.

Der Geistliche begann seine andächtigen Zuhörer, wie folgt anzusprechen:

„Mörder, Heuchler, Betrüger, Meineidige, Gotteslästerer, Vaterlandsverräther! Warum seid ihr an diesen heiligen Ort gekommen?“

„Hm,“ brummte Herr Bethlen in den Bart, sich noch tiefer in seinen Pelz hüllend.

„Wie habt ihr es gewagt, mit der großen Menge eurer Sünden vor Gottes Angesicht zu erscheinen! Fürchtet ihr nicht den Zorn dessen, dessen Namen ihr im Munde führt? Ich blicke umher und sehe unter euch nicht einmal die fünf Gerechten, um derentwillen der Herr Sodom und Gomorra verschonen wird. Nichts als Sünde und Gräuel! Ich sehe den Sohn, der dem Tod seines Vaters entgegenseufzt; ich sehe die Gattin, die ihrem Manne schmeichelt, während sie auf einen Andern schielt; ich sehe die Verderber der Waisen, die ihre Brüder in Elend bringen und sich dadurch Schätze aufhäufen!“

„Gut gesagt, sehr gut,“ brummte Herr Gregorius, dessen Gewohnheit es war, in die Predigt seine Bemerkungen einzustreuen.

„Das Volk ist verderbt, das Unkraut ist ausgestreut in die Paläste, wie in die Hütten; während der gemeine Uebelthäter Denare raubt, plündert ihr Magnaten das Land aus; ihr streitet mit einander um die Aemter und bereichert euch mitten im allgemeinen Elend; in was für einem reich verzierten Mente fröhnt Adam Sandor dem Hochmuth, während doch Gott und die Menschen wissen, daß er mit zwei armseligen Kleppern in's Land gekommen ist. Ihr geht selbst mit schlechtem Beispiel voran; ihr bestraft den Mörder, der blos einen Menschen getödtet hat, während ihr selbst gegen das Land wüthet. Weh' über euch! die Klagen der Witwen und Waisen schreien gegen euch zum Himmel.“

„Hm, Hm,“ brummt Herr Gregorius, seinen Schnurrbart streichelnd und mit dem Kopf nickend; „gut gesprochen, geistlicher Herr, gut gesprochen.“

„Ihr bringt Türken, Tartaren, Kuruczen, Labanzen ins Land, und während diese allerorten Verheerungen anrichten, das Volk ins Verderben stürzen, die Dörfer verbrennen, zieht ihr euch in eure Schlösser zurück und seht von dort der Verwüstung zu.“

„Hm, das geht auf mich," brummte Herr Gregorius Bethlen und fuhr sich mit der Hand in's Haar.

„Vergebens aber habt ihr eure starke Burgen erbaut, ein Hauch von Gott und sie stürzen ein; aber ein auf einen Fels gebautes Haus ist das Gottvertrauen, der wahre Glauben. Doch ihr verachtet, vernachlässigt, verspottet diesen Glauben. Der einstige Eifer, die Aufopferung der Ahnen wird nirgends gefunden. Man wechselt den Glauben, wie ein Kleid, heute ist man griechisch, morgen unitarisch, übermorgen türkisch, wie man es eben braucht: — Wie andächtig hört Herr Ladislaus Pünkösti das Wort Gottes an und doch hat er erst die vorige Woche Herrn Stefan Apor versprochen, ein Papist zu werden, weil er davon einen weltlichen Vortheil erwartet. Die Frau des Michael László hat ihre zwei Söhne nach Klausenburg zu den Jesuiten geschickt, als ob sie nicht hier genug hätten lernen können. Herr Michael Mihács spricht thöricht, daß er von allen Religionen etwas hält; von der jüdischen den Sabbath, von der türkischen die Vielweiberei, er wird aber an allen Höllen aller Religionen einen gleichen Antheil haben; ja sogar den Junker Jonas Hentner muß ich hier sehen, der schon vor zwei Wochen zu einem anderen Glauben übergetreten ist, um dadurch ein Amt zu erhaschen und die Tochter des Herrn Gregorius Bethlen anzugaffen, — aber ich sage ihm, daß er sie nicht zum Altare führen wird."

„Hm," brummte Herr Gregorius Bethlen verblüfft, „das wünsche ich selbst nicht."

So fielen die Blitzstrahlen des Geistlichen nach rechts und links, die Gläubigen senkten die Köpfe, und die öffentlich genannt wurden, hätten gewünscht, daß die Erde sich aufthue und sie verschlinge. Nur Helene schien durch die strafenden Worte nicht berührt; ihre Gedanken schweiften fern umher, weit außerhalb der engen Mauern, jenseits der mit Schnee bedeckten Felder, dort, wo in der Nähe Gottes der ewige Frühling herrscht, — im Reich der Liebe. Die selige Ruhe ihres Gesichtes wurde weder durch Mahnungen des Herrn Gerayßegi, noch durch die Blicke gestört, welche Jonas Hentner auf sie warf.

„Weh' euch, wehe Dir, Siebenbürgen!" fuhr der Geistliche fort; „der Herr wird euch geißeln, der Tag der Heimsuchung wird kommen. Oder werden die Berge nicht um euerer Sünden willen erschüttert? Waren der Donner und der Blitz am Weihnachtsmorgen nicht eine Mahnung Gottes? Verkündigen euch die schrecklichen Ueberschwemmungen, durch welche ganze Dörfer vernichtet werden, und die Heuschreckenschwärme, die alles Grüne verheeren, nicht, daß ihr von der Erde vertilgt werdet und von eueren Namen keine Spur übrig bleiben wird? Weh' euch, denen die Enkel fluchen werden, aber hundertmal wehe den Enkeln, die wegen der Sünden ihrer Väter heimgesucht werden. Ich habe euch gesehen beim Begräbniß unseres letzten Fürsten. Niemand von euch hat geweint, ihr habt die Hände gefaltet und gebetet, nicht für die Seele des Verstorbenen, sondern um Gott dafür zu danken, daß er ihn zu sich genommen."

„Hm, das gilt mir, das geht auf mich," brummte Herr Gregorius Bethlen, seinen Pelzrock von rechts nach links zuknöpfend.

„Wohl ist es nicht zu leugnen, daß der Verewigte in seiner Leichtfertigkeit und Trunkenheit viele Thorheiten verübte; aber er war der Unsere, der Unsere. Darum war es nicht recht von euch, daß ihr euch über sein Begräbniß freut, denn wahrlich ich sage euch, dieß war das letzte Fürstenbegräbniß in Siebenbürgen, dieses Land wird keinen Fürsten mehr begraben!“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Herr Gregorius Bethlen erzürnt und schlug seine Mütze vor sich auf die Bank; „das versteht ihr nicht Herr Melchior Gerayßegi!“

Der Geistliche blickte mit hoch erhobenem Kopfe auf den, der das Aergerniß erregte, und, drei Finger zum Himmel erhebend, rief er mit donnernder Stimme: „Hier spricht Gott!“

Herr Gregorius Bethlen war schon wieder zu sich gekommen, und das Ungeziemende seines Betragens einsehend, zerrte er seinen Rock zurecht, und setzte sich wieder nieder mit den Worten: „Sehr gut, fahrt nur fort!“

Der Geistliche hielt nun abermals eine Strafpredigt an die ganze Gemeinde, empfahl derselben, sich zu bessern, und tröstete sie mit der Verheißung der himmlischen Vergebung.

„Erhaltet in euch den Glauben, und der Glauben wird euch erhalten; liebet das Vaterland, und es wird leben; leget das heilige Gelöbniß ab, daß Gott und das Vaterland euch über alle irdischen Güter gehen werde, und mit diesem Gelöbniß im Herzen nähert euch dem Tisch des Herrn, denn wer ohne dieses die heiligen Symbole nimmt, der ißt den Tod, und trinkt die Verdammniß!“

Nach den Worten des Geistlichen ertönte wieder die Orgel, und die Gläubigen begaben sich in schöner Ordnung zu dem mit einer rothen Sammtdecke geschmückten Tische des Herrn, welchen Teppich die Töchter des Herrn Bethlen mit eigenen Händen gestickt hatten. Zuerst kamen die Männer an die Reihe, die ihre Säbel an der Kirchenthüre abgelegt hatten; und Herr Melchior Gerayßegi zog kopfschüttelnd den dargereichten Kelch zurück, wenn Jemand denselben mit der linken Hand ergreifen wollte. Jedem schrie er markdurchdringende Dinge in die Ohren; denn es schien, als ob er die geheimsten Sünden eines jeden Einzelnen kenne, und mancher Uebelthäter kehrte, von dem schrecklichen Blick des Geistlichen im Innersten getroffen, auf den rechten Weg zurück.

Nachdem der letzte der Männer befriedigt war, kamen die Frauen an die Reihe. Zuerst ein paar bejahrte Matronen aus den adeligen Familien des Ortes, mit thurmhohen Hauben auf dem Kopf und über eine Schulter geworfenen Mente's mit großen silbernen Spangen; in den Händen hatten sie ihre mit Goldschnitt verzierten Gesangbücher, in welche eine Jede einen Rosmarinstengel gesteckt hatte. — Jetzt trat eine schlanke Jungfrau vor den Tisch des Herrn, an der die Augen der ganzen Gemeinde hingen; es war Bethlen's schöne Tochter Helene. Mit welcher Andacht, mit welch edler Inbrunst empfing sie das Symbol des Blutes des Herrn! Ihr Gesicht war wie verklärt.

„Der Herr erhöre die Seufzer deines Herzens", sagte der Geistliche zu ihr, und der Ausdruck der Strenge verschwand auf einen Augenblick aus seinem Gesichte.

Helene seufzte lang und tief; in ihrem Seufzer schienen so viele namenlose Gefühle und zarte Ahnungen eines eben sich erschließenden jungfräulichen Gemüthes ausgedrückt.

In dem Augenblicke, in welchem Helene den Kelch niederstellte, entstand vor der Kirchenthüre ein schreckliches Getöse; Kinder und Mädchen stürzten mit dem Schrei des Entsetzens in die Kirche, sprangen über die Bänke, und suchten an den Säulen der Gallerie und an den Fensterrahmen emporzuklettern.

„Was geschieht dort?" rief der Geistliche mit einer den Lärm übertönenden Stimme, während die Mädchen und Kinder an der Kirchenthüre in noch größerer Verwirrung sich zu retten suchten, aus der Menge der übereinander strauchelnden entsetzten Personen aber sprang ein ungeheuer großer Bär hervor und lief mit ungeschlachten schwankenden Sprüngen gerade zum Tisch des Herrn.

„Jesus hilf!" kreischte Helene zusammenfahrend, und war vor Entsetzen unfähig, sich von der Stelle zu rühren. — Das wilde Thier war nur wenige Schritte von Helenen entfernt, und das vom Schreck ergriffene Volk vergaß ihr zu Hilfe zu eilen, — als Herr Gregorius Bethlen rascher als man es sagen kann, die Bank übersprang, den Bären, der sich eben auf die Hinterbeine aufrichtete, mit beiden Händen an den Ohren faßte, ihn rücklings auf den Boden warf, und mit ihm zu ringen begann.

Helene erbleichte bei diesem Anblick, und fiel ohnmächtig auf einen nahen Sitz.

„Fürchtet euch nicht, Fräulein!" kreischte in diesem Augenblicke eine starke Frauenstimme, und von der erschrockenen Volksmenge löste sich eine kräftige Szeklerin los, die sich mit dem Elbogen einen Weg bahnte bis zu ihrem Fräulein, Helene wie ein Schoßkind in die Arme nahm, und mit ihr zu der Orgel hinstürzte, welche durch ein Gitter abgeschlossen war.

„Gebt mir ein Messer!" schrie Gregorius Bethlen, der noch immer allein mit dem wilden Thiere rang, und dessen Kehle mit einem Knie an den Boden drückte, während seine Hände es mit angestrengter Kraft an den Ohren festhielten. „Holt mir meinen Säbel, er ist an der Kirchenthüre!"

„Im Hause Gottes werden wir kein Blut vergießen!" rief Herr Melchior Gerayßegi, und hiermit läuft er, sich die Aermel aufschürzend, zu Gregorius Bethlen hin. „Wir müssen das Thier erst von da hinausbringen, und draußen mit ihm fertig werden."

Hiermit klammerten sich beide an den Pelz, an die Ohren des ungerufenen Gastes; und theils schleppend, theils stoßend, brachten sie das Thier aus der Kirche, und draußen wurde es von dem Volke erschlagen.

In Siebenbürgen hat sich öfter der seltsame Fall erriguet, daß ein Bär am hellen Tage in eine Kirche hineinlief, dort scheu in eine Ecke kroch, und sich widerstandslos erschlagen ließ. Das abergläubische Volk prophezeite aus solchen Ereignissen wunderbare Dinge, und der Zufall wollte es, daß diese Prophezeihungen beinahe immer in Erfüllung gingen.

Der Geistliche und Gregorius Bethlen kehrten in die Kirche zurück. Melchior Geraßzegi blieb in dem Zustande, in welchem er sich eben befand, mit aufgeschürzten Aermeln und zerrissenem Rocke, mitten unter der Gemeinde stehen, und hochgewachsen, wie er war, ragte er um eine Kopfeslänge über Alle hervor.

„Sehet, die wilden Thiere werden zahm vor dem Tische des Herrn — rief er mit donnernder Stimme; — so wird der Herr den Gerechten alle seine Widersacher in die Hände geben!“

Der Geistliche stand, seine muskulösen Arme zum Himmel erhoben, wie ein Prophet vor der staunenden Menge, und unter den brausenden Tönen der Orgel erscholl im Chor der Gesang: „Der starke Gott ist der Herr der Herren!“ Niemals wurde dieses Lied mit andachtsvollerem Eifer gesungen.

II.

Die Sonne war schon im Niedergehen begriffen; auf die mit Schnee bedeckten Fluren begannen sich kalte dunkle Nebel niederzulassen. Auf die mit Blech gedeckten Dächer der vier Eckthürme von Kokelburg leuchtete noch das Abendroth, und ringsum war der Horizont in violette Schatten gehüllt, aus deren Dunkel die mit Reif überzogenen Wipfel der fernen Wälder gleich silbernen Hainen emporragten. Schwärme von Raben flogen krächzend umher; hier und dort rannte ein zottiger Wolf über den Schnee, in die Luft hinausschnuppend und zuweilen stehen bleibend und heulend, und in der grauen Luft schwebten dichte Nebelmassen.

Im Halbdunkel des Abends läßt sich aus der Ferne das Schellengeklingel eines Schlittens vernehmen, das zuweilen im Pfeifen des Sturmes, der Schneeberge aufthürmte, verhallt, und über das Eis der Kokel gleitet ein Schlitten, mit drei schnellfüßigen wallachischen Pferden bespannt. Die Pferde dampfen vom Schweiße, im Schlitten sitzen zwei Männer, in warme Wolfspelze gehüllt, ihre Schnurrbärte starren von Eis, ihr Kopfhaar ist weiß vom Reif. Hinten auf dem Bocke knallt ein Knappe mit einer langen Peitsche, die Pferde greifen immer feuriger aus, der Schlitten scheint zu fliegen. Die darin Sitzenden sprechen mit einander, aber im Schellengeklingel verhallt jedes ihrer Worte.

An einer Krümmung der Kokel wird der Schlitten durch aufgethürmtes Eis gehemmt, und muß deshalb auf das erhöhte Ufer gehoben werden, damit längs desselben der Weg fortgesetzt werden könne. In dem

Augenblicke, in welchem die vor den Schlitten gespannten Pferde auf das Ufer hinaufgelangten, trabten kaum zweihundert Schritte hinter dem Schlitten zwei Reiter einher, deren einer, so wie er das vor ihm auftauchende Gefährte erblickte, das Pferd zurückriß und zurückzuschrecken schien.

„Bleiben wir einen Augenblick stehen, Thomas, ich möchte mit Niemanden zusammentreffen", sprach der eine der Reiter zu seinem Gefährten, und sprang vom Pferde, und that als ob er an seinem Sattel etwas richtete.

Der Reiter schien noch sehr jung, in seinem Gesichte war noch keine Spur von Bartwuchs, aber in seinem Blicke lag ein seinem Alter vorauseilender düsterer Ernst, den sein lebensvolles, jetzt von der Kälte blutrothes Gesicht nicht zu läugnen vermochte. Sein schlanker, jedoch kräftiger Körper war in einen dunkelblauen, einfach verschnürten Dolmány gehüllt; über die Schulter geworfen trug er ein Bärenfell, das er mit einem Riemen und kupfernen Schnallen um den Hals befestigt hatte; auf dem Kopfe hatte er eine einfache Astrachan-Mütze mit zwei Falkenfedern, und an der Seite ein Schwert in stählerner Scheide ohne allen Schmuck; nur der stolze arabische Hengst, auf dem er ritt, schien auf seinen vornehmen Stand zu deuten.

Sein Begleiter ist ein alter Diener mit ergrautem Haar, in einem Schafpelz, der mannigfache Spuren langen Dienstes an sich trug. An der Seite hatte der greise Diener einen Säbel mit kupferner Scheide hängen, sein Pferd war ein Vollblut-Siebenbürger.

„Es wäre für uns auch gar nicht gut, mit diesen zusammenzutreffen", erwiederte der alte Mann auf die Worte seines Herrn, „denn der eine ist Herr Michael Bánfi, ich erkenne ihn an seinen Pferden, derselbe, dessen Oheim der selige Fürst durch einen Zigeuner hat köpfen lassen."

Der junge Mann seufzte.

„Du warst bei dem Fall zugegen?"

„Ich wünschte, ich hätte dabei sein können; die Dinge würden jetzt vielleicht anders stehen. Als der Fürst das Todesurtheil unterschrieb, sprang Herr Ladislaus Csáky auf sein Pferd, und eilte nach Bethlen, wo Bánfi mit seiner Gattin gefangen saß. Die Fürstin erfuhr von der Sache, stürzte zum Fürsten und fiel ihm schluchzend zu Füßen: „Du verfluchter Mensch, vergieße nicht das Blut des Unschuldigen!" rief sie außer sich, und ließ die Kniee des Fürsten nicht eher los, als bis er die Begnadigung aussprach. Der Truchseß und ich, wir setzten uns sogleich zu Pferde; er nahm das Begnadigungsschreiben mit, und ich ein Stück Sammt — zur Leichendecke, falls wir zu spät kommen sollten. Wir ritten zwei Pferde todt bis zu Bethlen, aber wir kamen doch zu spät, und konnten nur von dem Leichentuche Gebrauch machen; seitdem hat der Blitz zweimal in das Schloß Bethlen eingeschlagen, und an der Stelle, wo Herr Bánfi begraben liegt, sickert jeden Frühling Blut aus der Erde."

„Der Fürst war wohl ein grausamer Mensch, nicht wahr?" fragte der Jüngling nach schmerzvollem Schweigen.

„Nein, das war er nicht; ich habe ihn gekannt, denn ich habe seit seiner Kindheit bei ihm gedient. So lange er jung war, war er eine eben so gute, sanfte Seele, wie Ew. Gnaden selbst; er liebte die Wissenschaften, war tapfer, gutherzig, wurde von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt, und seine Gemahlin, die gute Frau Anna — Gott habe sie selig — lebte so glücklich mit ihm, wie die Engel im Himmel. Erst als er Fürst wurde, verdarben ihn die bösen Rathgeber, die ihn zum Trinken verleiteten und zu allen Schlechtigkeiten vermochten, wenn er betrunken war. Hatten sie es auf einen reichen Menschen abgesehen, so bildeten sie eine Liga gegen ihn und confiscirten seine Güter für sich. Zuletzt nahm die gute Fürstin den Siegelring des Fürsten zu sich, und so oft er in seiner Trunkenheit fünf, sechs Menschen zum Tode verurtheilte, schrieb sie ihnen den Gnadenbrief. Am Morgen darauf dankte ihr der arme Fürst dafür, daß sie ihn verhindert hatte, unschuldiges Blut zu vergießen."

„Sie war sein Schutzengel, und dennoch ist er in Verdammniß gerathen".

„Und nachdem Gott die gute Frau zu sich genommen hatte, — welch ein Unglück wurde der Fürst da erst für uns! Die vielen hergelaufenen Menschen machten mit ihm, was sie wollten. In seinem Namen plünderten sie erst das arme Volk aus und dann ihn selbst, so daß er in seinen alten Tagen wahnsinnig wurde vor Angst, daß er nichts zu essen haben werde. Aber wozu sage ich Euch das Alles, gnädiger Herr, was Ihr doch hundertmal besser wißt, als ich".

„Ich höre dir gerne zu. Diejenigen, die mich umgeben, können nur lügen und schmeicheln. Wenn ich die Wahrheit hören will, spreche ich mit dir."

„Armer Herr Michael Apafi!" sprach der Diener seufzend, so lange er lebte, weinten Viele über ihn; als er starb, beweinte ihn Niemand".

„Das ist das Los der Fürsten!"

„Sollen wir unsern Weg nicht fortsetzen, Ew. Hoheit?" sagte Thomas, das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenkend; „der Schlittten ist schon weit".

„Nenne mich nicht Hoheit", sprach der Jüngling traurig.

„Jetzt hört es ja Niemand".

„Ich will es selbst nicht hören. — Wir müssen den im Schlitten Sitzenden zuvorkommen; sie fahren längs der Kokel; wenn wir in gerader Richtung zur Burg hinreiten, so können wir früher dort sein, als sie. Hat deine Tochter das Fräulein benachrichtigt, daß wir kommen?"

„Ja, aber das gute Fräulein hat lange nicht einwilligen wollen, allein mit Ew. Gnaden zu sprechen, und erst zuletzt erklärte sie sich bereit, Euch im Zimmer des südöstlichen Thurmes zu empfangen, aber nur auf kurze Zeit".

„Blos drei Worte will ich ihr sagen, und dann kehre ich zurück".

„Noch in der Nacht? Bei dieser Kälte?"

„Wer liebt, der friert nicht, guter Alter; Du kannst einstweilen in die Schenke gehen und Dich erwärmen."

* * *

Herr Gregorius Bethlen gerieth nach dem Vorfall in der Kirche in eine außerordentlich gute Laune. Als er nach Hause fuhr, nahm er auch den Geistlichen mit, der außerhalb der Kirche ein sehr freundlicher heiterer Mensch war. Zu Hause angelangt, ließ er im Kamin ein großes Feuer anzünden, und konnte sich kaum aus vor guter Laune.

„Ihr habt von der Kanzel herab Augen auf mich geworfen, hochwürdiger Herr Melchior Gerayßegi, als ob ihr mir die Bibel an den Kopf hättet schlagen wollen", sagte der Alte zu dem Geistlichen in neckendem Tone.

„Dann hättet Ihr die Lehre wirklich gleich eingetrichtert bekommen", antwortete der Geistliche heiter.

Während des lustigen Gesprächs trat Helene, noch blaß von dem vorher ausgestandenen Schrecken, in den Saal; in der Hand hatte sie ein Fläschchen mit einem heilsamen Balsam, um damit eine leichte Hautaufschürfung zu heilen, die ihr Vater im Kampfe mit dem Bären an der rechten Hand erlitten hatte. Herr Gregorius kümmerte sich um die unbedeutende Wunde gar nicht, dennoch aber umspielte ein wonniges Lächeln seinen Mund, als die zärtliche Tochter sich vor ihm auf einen Schemel niederließ, ihm die verletzte Hand erst küßte, und dann die Wunde mit dem Balsam bestrich und hierauf einen Verband anlegte.

„Siehst du, siehst du", sagte der alte Herr mit zärtlichem Kosen, „selbst diese kleine Wunde wäre mir erspart worden, wenn du einen Geliebten hättest. Denn dann wäre dieser anstatt deines alten Vaters zu Hilfe geeilt. Die heutige Jugend taugt aber auch gar nichts; die Leute sahen ruhig zu, wie ich und der Herr Geistliche mit dem großen Unthier rangen".

„Wie seltsam", sprach Helene mit verdüsterter Miene, „schon zum zweiten Male hat ein Bär mich zerreißen wollen".

„Zum zweiten Male?" fragte Gregorius überrascht; „davon hast du mir ja noch gar nie etwas gesagt, — wo und wann geschah es das erste Mal?"

Helene war in Verlegenheit gerathen. Es schien, als ob sie bereute, etwas gesagt zu haben, und mit der Antwort zögerte, die nur zu neuen Fragen Anlaß geben würde.

„Nun, was schweigst du?" fragte Herr Gregorius, das Gesicht seiner Tochter zu sich herüber wendend, welche tief erröthete und die Augen niederschlug.

„Im verflossenen Herbste", sagte sie stockend, „als ich bei der Tante in Almakerék war, verirrte ich mich mit Magda im Walde. Es begann schon Abend zu werden, und wir geriethen immer tiefer in das Dickicht hinein, als wir plötzlich in der Ferne Jagdhorntöne vernahmen. In unserer Furcht gingen wir nach der Richtung dieser Töne hin, als plötzlich aus dem Gesträuche vor uns ein häßliches zottiges Thier hervorbrach; ich glaubte schon, es sei der Teufel und schrie voll Entsetzen. Das wilde Thier bemerkte uns, und fing an, sich uns zu nähern. „Flieht Fräulein, rief Magda, ich lege mich einstweilen wie todt auf den Boden nieder, und während das Unthier sich mit mir abgibt, rettet Ihr

Euch". Hiermit warf sie sich auf den Boden nieder, ich aber konnte keinen Schritt weiter gehen, sondern zog mich zu einem großen hohlen Baume zurück, und sah, wie der Bär zu Magda hinging, sie mit den Tatzen berührte, ihr Gesicht beschnupperte, und da sie sich nicht rührte, sie liegen ließ, und brummend umherschaute, als ob er mich suchte. Ich war in Todesängsten. In diesem Augenblicke ließ sich das Jagdhorn wieder hören, und aus dem Dickicht kam ein junger Ritter auf einem schwarzen Pferde zum Vorscheine. Ich konnte mich nicht länger aufrecht halten, als der Ritter mit seinem Spieß dem sich auf die Hinterbeine stellenden Bären einen Stoß in die Kehle versetzte, und so das Thier in das Dickicht hineinstieß. Hierauf sprang er vom Pferde, eilte zu mir, die ich ohnmächtig niedergefallen war, und trug mich mit Hilfe Magda's, die gleichfalls herbeigeeilt war, zu einem nahen Bache, wo sie mir das Gesicht mit Wasser besprengten, und mich wiederbelebten. Niemals habe ich es gewagt, dir das zu sagen."

„Hm, das hat man davon, wenn man die Kinder so sich selbst überläßt. Aber weiter, was ist weiter geschehen?"

Helene erröthete noch mehr.

„Nun, warum wagst du nicht weiter zu sprechen? Hast du dem Ritter vielleicht einen Kuß zum Dank für deine Rettung gegeben, und schämst dich nun dessen?"

„O nein, mein Vater!"

„Und er hätte es doch verdient. War er vielleicht nicht schön?"

„O ja; sein Gesicht, seine Haltung ist stolz und edel, seine Augen blicken so kühn und doch so sanft."

„Und du hast Zeit gehabt, das Alles zu bemerken? Doch fahre fort, wie bist du nach Hause gekommen? Nun, warum schweigst du? Komm, setze dich her zu mir, ich sage es Niemanden, der Geistliche schläft schon, mir kannst du es vertrauen, — nun?"

Helene fuhr flüsternd, und von Zeit zu Zeit stockend fort:

„Ich konnte mich kaum auf den Füßen halten, der Ritter bot mir sein Pferd an, ich war müde, und genöthigt, sein Anerbieten anzunehmen, der Ritter führte das Pferd am Zügel. Aber dieses war sehr hartnäckig und der Weg sehr holperig, auch hatte es keinen Frauensattel, und ich wäre beinahe heruntergefallen."

„Nun, nun, und weiter?"

„Zuletzt war der Ritter genöthigt, sich aufzusetzen, mich auf den Sattel zu nehmen, und mich so nach Hause zu bringen."

Nachdem sie dieß gesagt hatte, verbarg Helene ihr glühendes Gesicht an der Brust ihres Vaters, der hierauf in joviales Gelächter ausbrach.

„Du bist ja wahrhaftig verliebt! Wie heißt denn der Ritter?"

„Ich weiß es nicht."

„Unmöglich! Hast du ihn denn nicht gefragt?"

„Ich wagte es nicht; aber Magda hat von ihrem Vater erfahren, er gehöre zum Hof des jungen Fürsten."

„Aha, wir haben uns also nach ihm erkundigt."

„Auch daß er mit dem Taufnamen Michael heiße.“

„Na, daran soll ich ihn erkennen! Gibt es doch in Siebenbürgen der Michael so viele, wie Waldäpfel. Aber so viel wirst du doch über ihn wenigstens wissen, daß er ein Ungar und ein Edelmann ist?“

„Er ist ein Edelmann, aber arm.“

„Na, das thut nichts. Ist doch auch Herr Kaspar Kendefi nicht reich, und hat doch Katicza*) zur Frau bekommen; ich verheirathe meine Tochter nicht um Geldes, sondern um der Liebe willen. Heutzutage hat der Ungar in Siebenbürgen ohnehin keinen anderen sicheren Besitz, als sein Schwert.“

Helene, sprachlos vor Freude, bedeckte ihren Vater mit Küssen; dann wünschte sie ihm gute Nacht, und entfernte sich, sichtlich aufgeregt, in ihr Schlafzimmer.

Der alte Herr war noch nicht schläfrig. „He, geistlicher Herr! ruft er dem am Kamine sitzenden Seelsorger zu, „wacht auf!“

„Ich schlafe nicht“, erwiderte der Geistliche, „ich wollte Euch in Eurem gottgefälligen Gespräch nur nicht stören. Ihr, Herr Gregorius Bethlen, seid wahrhaftig kein solcher Narr, wie so viele Väter, die für ihre Töchter anstatt eines glücklichen Lebens nur Rang und Reichthum suchen.“

Der Geistliche beabsichtigte über dieses Thema noch eine schöne lange und erbauliche Rede zu halten, doch blieb ihm dazu keine Zeit, denn am Thore der Burg wurde zum Zeichen der Ankunft von Gästen gepocht. Auf diesen Lärm stürzten aus dem Flur, aus dem Stall, aus der Küche die zahllosen Hunde des Herrn Gregorius Bethlen herbei und fingen an fürchterlich zu bellen, und darauf begannen auch die im Zimmer schlafenden Lieblings-Jagdhunde zu heulen. Der eine lief mit dem Schweif wedelnd zur Thüre, der andere stellte sich mit den Vorderfüßen auf die Fensterbrüstung, und die übrigen, es waren ihrer mindestens zwölf, ließen sich in allen Winkeln hören, so daß Herr Melchior Gerayßegi nicht fertig wurde, sie zu beschwichtigen; denn wenn er zwei, drei zum Schweigen gebracht hatte, begann der vierte, der unter seinem Stuhle lag, zu knurren.

Endlich wurde das Knarren des Thores gehört, die Hunde liefen mit freudigem Gebell zu der Thüre hin, im Hof ertönte das Schellengeklingel eines hereinfahrenden Schlittens, und bald darauf dröhnten Männerschritte im Flur, und Jemand fragte nach dem Hausherrn.

„Das ist mein Neffe Nikolaus Bethlen!“ rief Herr Gregorius „ich erkenne ihn an der Stimme. Das sind willkommene Gäste, die Einen bei solchem Wetter besuchen.“

Die Angekommenen traten in den Saal, nachdem sie ihre Pelze draußen niedergelegt hatten. Der eine mochte ein ungefähr dreißigjähriger Mann sein, der auffallende Familienähnlichkeit mit Herrn Gregorius verrieth, der Andere, Michael Bánfi, schien wegen seiner frühzeitigen Kahlheit etwas älter, zählte aber kaum mehr Jahre, als sein Reisegenosse.

*) Käthchen.

Herr Gregorius umarmte und küßte seine Gäste, Herr Melchior schüttelte ihnen die Hände, und die Jagdhunde sprangen an ihnen empor, sie beleckend und mit dem Schweif wedelnd.

„Wein her!“ rief Gregorius seinen Dienstleuten zu, „und mehr Feuer in den Kamin, da wird heute Nacht Niemand schlafen!“

Die Diener erschienen bald mit vollen Weinkrügen, stellten die schweren silbernen Humpen auf, die Gäste aber brauchte man nicht zu nöthigen.

Damals trank man den Wein nicht in so homöopathischen Dosen, wie heute, und mit Wasser verdünnt, sondern in Eimern; dennoch aber wurden die Leute davon nicht berauscht, sondern nur besserer Laune.

Beim Gelage zeigte es sich, daß Herr Melchior Geraßegi seinen Mann stellte; — aber auch Herr Gregorius brauchte sich bei seinem Eimer Wein nicht helfen zu lassen, und was Herrn Nikolaus Bethlen betrifft, so trank er nicht allein für sich, sondern auch für Herrn Bánfi, der keinen Wein berührte, und mitten in der geräuschvollen Gesellschaft schweigsam dasaß.

„Sagt aber doch auch Ihr endlich etwas, Herr Bánfi“, sprach Herr Gregorius, mit dem nüchternen Mann anbindend, „denn sonst müßte ich glauben, daß Ihr stumm seid.“

„Wovon soll ich sprechen?“ entgegnete dieser gleichmüthig.

„Wovon? So sagt, wie Euch die Kokelburg gefällt.“

„Ein Narr, wer sie gebaut hat, alle vier Thürme haben besondere Ausgänge; wenn man nicht Acht gibt, so haben Diebe und Feinde ein leichtes Spiel.“

„Seid unbesorgt, seit ich lebe, hat da Niemand eine Thüre geöffnet.“

„Ihr mögt es allerdings unterlassen haben; aber wer weiß, ob nicht schlechte Diener dort ein- und ausschlüpfen, wenn Nachts das Hausthor geschlossen ist. Wenigstens haben wir beim Kommen die Thür des südöstlichen Thurmes offen gesehen.“

„Zum Teufel! Diese führt ja in die Zimmer meiner Tochter.“

„Vielleicht habt ihr mich nicht richtig verstanden; ich meine den südöstlichen Thurm. Als wir kamen, sahen wir im Mondschein einen Mann durch jene Thüre hineinschlüpfen; ich habe Nikolaus darauf aufmerksam gemacht, er aber antwortete, daß es ein vagabundirender Diener sein möge.“

Das Gesicht des Herrn Gregorius Bethlen erblaßte bei diesen Worten und nahm einen düsteren Ausdruck an; er stellte den Humpen nieder, stieß seinen Stuhl vom Tisch, nahm ohne ein Wort zu sagen, den Säbel von der Wand, und, denselben aus der Scheide ziehend, ging er auf die Thür zu, durch welche Helene sich entfernt hatte.

„Was habt Ihr vor?“ rief der Geistliche zu Herrn Gregorius hineilend, dessen Gesicht nichts Gutes errathen ließ; „was wollt Ihr beginnen?“

„Seid doch gescheit, Herr Melchior Geraßegi“, sagte Gregorius, der schon wieder seine Ruhe erlangt hatte, „und haltet auch mich nicht

für einen Narren. Möglich, daß ich es mit einem Räuber zu thun haben werde, und dem kann ich doch nicht mit dem Psalmbuch entgegen gehen!"

„Gut; wenn aber deren Mehrere sind? Ich gehe mit, um Euch helfen zu können."

„Ganz richtig; aber es ist auch möglich," fuhr Gregorius mit dumpfer Stimme fort, als ob er nicht wollte, daß man höre, was er sagt — „es ist auch möglich, daß der, den ich dort erwische, nicht mein Geld, sondern meine Ehre zu rauben gekommen ist; und dann ist es besser, daß Niemand außer mir es wisse. Das könnt Ihr mir glauben, daß ich meine Tochter nicht tödten werde, erstens weil es nicht meine Gewohnheit ist, Frauen mit bewaffneter Hand zu überfallen, und zweitens weil ich meine Tochter liebe, auch wenn sie mir Schande machen sollte. Aber wenn ich einen Mann dort treffe, dann, Herr Melchior Geraÿßegi, schwöre ich, daß ich ihm den Kopf entzweispalte, und sollten selbst siebenhundert Pfaffen für ihn beten, und siebentausend Teufel jedes seiner Haare behüten!"

Hiermit stieß der gute Herr den Geistlichen bei Seite, und die schwere Eisenthüre schlug er hinter sich mit solcher Gewalt zu, daß alle Tische tanzten.

„Trinken wir weiter, hochwürdiger Herr", sprach Nikolaus Bethlen gleichmüthig, der während der ganzen Scene sich nicht vom Platz gerührt hatte; „Vetter Gregorius wird die Sache schon zu Ende führen, und sollte er uns brauchen, so werden wir es erfahren. Es lebe der junge Fürst Michael Apafi!"

Der Geistliche trank auf die Gesundheit des Fürsten, und die beiden Ankömmlinge blickten einander mit spöttischem Lächeln an.

* * *

Die nächtlichen Reiter waren indeß in einer von dem Schlitten abweichenden Richtung über mit Schnee gefüllte Gräben und durch reifbedeckte Gesträuche zur Kokelburg gelangt. Ein Fenster an der Südseite der Burg war beleuchtet, im Fenster des südöstlichen Thurmes brannten zwei Kerzen.

„Das Zeichen ist da!" sprach der alte Diener zu seinem Herrn.

„Steigen wir ab," sagte der Jüngling, leicht von seinem Pferde springend und dem Diener die Zügel zuwerfend. Du suche die nächste Schenke auf, und erwärme dich dort. In einer Stunde sei wieder hier.

Der junge Ritter eilte hierauf zur Thüre hin. Ueber den Burggraben, der zugefroren war, konnte er leicht hinüber gelangen, dann brauchte er nur noch über eine Brettereinzäunung zu klettern, und binnen wenigen Secunden stand er vor der Thurmpforte.

Aus der Ferne ließ sich das Schellengeklingel des Schlittens vernehmen.

„Seid willkommen, junger Herr", flüsterte eine Stimme dem Hineinschlüpfenden zu, und eine kräftige Frauensperson, in der wir Magda erkennen, führte den Ritter, ihn am Arme fassend, bis zu dem Zimmer, in welchem die zwei Kerzen brannten.

Darin in der Stube verbreitete ein lustig flackerndes Kaminfeuer ein helles Licht, alle die kleinen, hübschen und unbedeutenden Dinge beleuchtend, mit welchen Damen ihre Zimmer zu schmücken lieben.

„Herr Ritter", begann Magda, „heiratet doch schon einmal unser Fräulein, denn selbst in der Kirche läßt sie den Muth sinken, weil Ihr nicht da seid."

„Du meinst es gut, Magda", antwortete der Ritter lächelnd, „aber bei einem Handel müssen zwei dabei sein."

„Nun, Herr Ritter, wo der eine Theil so gerne gibt, wie der andere nimmt, da wird doch der Handel leicht fertig zu bringen sein."

Der Ritter drückte der Dienerin ein Goldstück in die Hand, sie aber gab es ärgerlich zurück.

„Was denkt Ihr? Mir ein Goldstück? Ihr seid arm, Ihr solltet das Geld nicht so zum Fenster hinauswerfen. Ihr werdet es bei der Hochzeit brauchen, und auch da gibt man Dienstleuten nur einen Marien-Gulden, und nicht ein Goldstück."

„Richtig", murmelte der Ritter für sich, „ich bin ja arm."

In diesem Augenblick wurde draußen die Klinke berührt, der Ritter sprang zur Thüre hin, und diese aufreißend, sah er Helene vor sich mit von Freude und Seligkeit verklärtem Gesicht.

Die beiden Liebenden hatten seit Tagen die Worte bei sich überlegt, die sie bei diesem Zusammentreffen einander sagen wollten; aber jetzt kam kein Wort über ihre Lippen, stumm umarmten sie sich, ein Kuß war Alles, was sie einander mitzutheilen vermochten.

„Ich muß Dir zürnen", sprach endlich Helene, sich aus Michaels Armen loswindend; „Du kommst zu mir verstohlen, während Du offen und ohne Scheu kommen könntest."

„Das könnte ich nicht, Helene; Dein Vater würde mich gewiß abweisen."

„Sieh", sagte Helene mit unaussprechlich schelmischem Lächeln; „ich habe mehr Muth als Du. Du hast es nicht gewagt, bei meinem Vater um meine Hand anzuhalten; ich habe es für Dich gethan, und die Antwort war keine abschlägige."

Der Ritter wurde plötzlich ernst.

„Du hast ihm Alles gesagt?"

„Bloß von unserm ersten Begegnen, das Uebrige hat er errathen. Ich habe ihm gesagt, daß Du arm bist, und er lachte, streichelte mir die Wangen, küßte mich und sagte, daß auch Kendefi arm sei, und er ihm doch meine Schwester zur Frau gegeben habe."

„Es war sehr unrecht von Dir, Deinem Vater unser Geheimniß zu entdecken. Was ich da sage, wirst Du nicht verstehen, aber Du wirst mir glauben, daß es wahr sei. Weder Dein Vater, noch Deine Verwandten werden es zugeben, daß Du meine Frau werdest, so bald sie erfahren, wer ich bin; sie haben Gründe dazu, für die sie nicht können, aber auch ich nicht."

„Ich begreife nicht, was sie für Gründe haben können? Daß Du arm bist, wissen sie bereits; wenn unsere beiderseitigen Familien einander

feindlich gesinnt sind, so versöhne ich sie; wenn Du eines andern Glaubens bist, so bekehre ich Dich. O, in meiner Familie gibt es keinen so unsinnigen Menschen, wie Du glaubst. Die Bethlens sind dafür bekannt, daß sie das Herz am rechten Fleck haben, in Familiensachen, wie in den Angelegenheiten des Landes."

„Ich weiß es wohl. Aber es gibt einen Umstand, welchen Du nicht kennst, und der sich als Scheidemauer zwischen mich und Dich stellt. Die Bethlens werden bis zum letzten Mann es zu verhindern suchen, daß Du meine Gattin werdest; wären wir aber schon mit einander verheiratet, so würden sie mich gern in ihre Arme schließen."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Du sollst mich auch nicht verstehen, nur glauben sollst Du mir. Unser Glück hängt einzig und allein davon ab, daß Du mir vertraust und thust, um was ich Dich bitte. Ich habe mit dem Geistlichen im nächsten Dorf bereits gesprochen; er traut uns, sobald wir vor ihm erscheinen. Willst Du mit mir kommen?"

„Ich soll fliehen, ohne Wissen meines Vaters!"

„Mit mir und unter dem Schilde meiner Ritterehre. Es ist nicht meine Gewohnheit zu schwören, aber auf mein Wort sage ich Dir, daß ich Dich, bis Du mein Weib sein wirst, treu beschütze; wenn Du es aber einmal geworden bist, so verschaffe ich Dir die Achtung Aller und den Segen Deines Vaters."

Helene begann zu schwanken, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde, und vor den Liebenden Herr Gregorius Bethlen mit blankem Säbel stand.

Helene warf sich mit einem Schrei ihrem Vater an die Brust, und fiel von da langsam hinabgleitend, zu seinen Füßen nieder.

Gregorius Bethlen wußte vor Aufregung nicht, wie er beginnen solle. Der Ritter stand vor dem Kamin und bedeckte sich das Gesicht mit einer Hand.

„Frecher Bube", schrie Gregorius, und der Säbel zitterte in seiner muskulösen Hand; „ich sehe, daß auch Du ein Schwert an der Seite hast. Zieh, sonst haue ich Dich in Stücke!"

Der Ritter entfernte die Hand von seinem Gesicht, und blickte Bethlen mit würdevoller Haltung in die Augen.

Der Ausdruck des Alten veränderte sich plötzlich. Der Muth wich der Ueberraschung, er schlug die Augen nieder, lehnte den Säbel an die Wand und brummte, die Daumen in den Gürtel steckend: „Hm — ja so — ha —". Dann wandte er sich zornig an Magda: „Führe Dein Fräulein in ihr Zimmer."

Helene, die vor der gegenwärtigen Haltung ihres Vaters noch mehr erschrak, als vor seinem früheren Zorn, umfaßte seine Knie, und flehte zitternd:

„Du hast ja gesagt, daß Du dem nicht zürnen wirst, den ich liebe, wenn er auch arm ist."

„Arm"? rief der alte Herr mit schneidendem Hohn in der Stimme; „ja wohl ist er arm, er besitzt nicht mehr, als dieses kleine Siebenbürgen. Das ist Se. Hoheit der Fürst Michael Apafi."

„Ja, der bin ich“, sprach der Jüngling hervortretend, „und wenn Du willst, der Mann Deiner Tochter, die ich, ich gelobe es, glücklich machen werde.“

„O mein Vater!“ sprach Helene entzückt ihm die Hand küssend.

„Geh' in Dein Zimmer“, erwiderte Gregorius mit strengem Ton; „hier handelt es sich nicht mehr um Dich, sondern um Siebenbürgen.“ Hiermit faßte er seine Tochter an der Hand und führte sie aus dem Saal; dann schloß er die Thüre.

„Ew. Hoheit“, sprach Gregorius zurückkehrend zum Fürsten; ich möchte Ew. Hoheit mancherlei sagen, wenn es nicht eine Schlechtigkeit wäre, einen Gast in meinem Hause zu beschimpfen, wenn er auch ungerufen hereingekommen ist; aber so viel muß ich Euch doch sagen, Ihr hättet meine Tochter lieber von dem Bären zerreißen lassen sollen, als daß Ihr sie unglücklich machet. Denn daß Ew. Hoheit meine Tochter nicht heiraten wird, darauf schwöre ich.“

„Was hast Du gegen mich einzuwenden?“

„Ich bitte Euch, in dieser Stunde nicht zu scherzen. Ich bin ein alter Mann, und die Ueberraschung hat mir nicht den Verstand benommen. Ihr wißt wohl, daß Euer Fürstenhut von Eurer künftigen Heirat abhängt. In einigen Tagen geht Eure Minderjährigkeit zu Ende, und die für Euch designirte Braut, die Tochter des Brandenburgers, ist ebenfalls schon erwachsen. Ob Ihr durch sie glücklich sein werdet, ist nicht die Frage, aber Ihr werdet Fürst sein. Wenn Ihr aber die Tochter eines einfachen Edelmannes, wie ich bin, zur Frau nehmt, ist das so viel, wie wenn Ihr Euch den Fürstenhut vom Kopfe reißen und ihn fortwerfen würdet.

„Das ist mir gleichgiltig.“

„Aber nicht mir und auch dem Lande nicht! Ihr seid ein Mensch, auch ich bin nur einer, wir können leben, sterben, wie es Gott gefällt; aber jetzt handelt es sich um die Zukunft Siebenbürgens und wir werden nicht dulden, daß das Land wegen Eurer Liebelei zu Grunde gehe. Wenn Ihr den Fürstenhut verliert, so wird der Ungar da niemals mehr herrschen. Geht in Gottes Namen von hier fort und thut, was die Stände des Landes beschließen. Helene wird nicht Eure Gattin. Das Herz meiner Tochter kann brechen, auch das meine kann brechen, aber Ihr werdet sie doch nicht besitzen, denn das Schicksal Siebenbürgens ist wichtiger, als unser Glück. Ihr habt mein Haus beschimpft, meine Freunde werden es erfahren, der Ruf meiner Tochter wird verloren sein, aber Ihr werdet sie deßhalb doch nicht heiraten, denn das Schicksal Siebenbürgens ist mehr als meine Ehre . . . Euer Vater hat vielen guten ungarischen Edelleuten die Köpfe abschlagen lassen, Ihr habt den Namen Eures Vaters geerbt und werdet auch seinen Blutdurst erben; ich weiß, daß ich der Erste sein werde, dem Ihr, sobald Ihr Fürst werdet, den Kopf abschlagen läßt, — dennoch aber werde ich Euch zwingen, Fürst von Siebenbürgen zu werden, denn mein Kopf gilt nichts, wo es sich um das Schicksal des Landes handelt. Und jetzt Gott mit Euch, Hoheit.“

Nachdem Herr Gregorius dies gesagt hatte, zog er seine kleine rothe Kappe vorn und rückwärts tiefer herunter und wandte sich mit tiefem Ernst von dem jungen Fürsten, der stumm, niedergeschlagen, mit gekreuzten Armen in das erlöschende Feuer des Kamins starrte und auf die Strafrede des greisen Patrioten kein Wort zu erwiedern vermochte.

„Noch Eins, gnädiger Herr“, sprach Gregorius, in der Thüre sich umwendend. „Was ich gesagt habe, ist mein ernster unabänderlicher Wille, und ich werde mein Wort zu halten wissen; wenn Ihr nun als ein echter Edelmann nicht wollt, daß ich meine Tochter wie eine Nonne eingesperrt halte, so werdet Ihr es als Eure Ritterpflicht erkennen, Euch ihr niemals wieder zu nähern.“

Der junge Fürst entfernte sich traurig aus dem Thurm. Gregorius nahm die Schlüssel der Thüre zu sich, und kehrte zu seinen Gästen zurück.“

„Trinkt nur, es war nichts von Bedeutung,“ sprach er unter sie tretend und sein Gesicht mit großer Selbstüberwindung zu einem heiteren Ausdruck zwingend. „Ein dummer Spaß, nichts weiter, ich hätte mich bald zu Tode gelacht, — einem meiner Knappen ist es mit Magda schlecht ergangen.“

Während des erzwungenen Gelächters, mit welchem er diese Worte begleitete, preßte er den silbernen Becher, den er in der Hand hielt so fest, daß das Gefäß an zwei Seiten tief eingebogen wurde und der Wein herausqoll. Seine Augen waren blutunterlaufen.

„Hol' es der Henker!“ rief er dann, den Becher an die Wand schleudernd, „die Verstellung will mir nicht mehr glücken, ihr könnt es mir ja vom Gesicht herablesen, daß ich, was ich auch immer sagen möge, beschimpft bin.“

„Wie! Was ist geschehen?“ riefen die Gäste.

„Ein unreifes Bürschchen hat es gewagt, mit meiner Tochter ein Liebesverhältniß anzuknüpfen,“ erzählt Gregorius, der nach dem kurzen Ausbruch seines Zornes sich wieder soweit besonnen hatte, daß er seinen Gästen ein neues Märchen erzählen konnte. „Aber ich habe den Burschen den Weg gewiesen, er kann von Glück sagen, daß ich ihn nicht zum Fenster hinausgeworfen habe.“

„Ihr hättet besser daran gethan, ihn zu zwingen, daß er das Fräulein zur Frau nehme, falls er sie ins Gerede gebracht hat,“ sagte der Geistliche.

„Ich werde doch meine Tochter nicht einem Hergelaufenen, einem Bettler geben“, erwiederte Herr Gregorius mit verstelltem Zorn; „das werde ich nie thun.“

„Ihr habt doch so eben an dieser Stelle noch ganz anders gesprochen, „entgegnete der Geistliche tadelnd, „Ihr habt ganz weise gesagt, daß Ihr nicht auf Vermögen seht, wenn nur Eure Tochter den liebt, den sie zum Manne nehmen soll.“

Der Kopf des Herrn Gregorius glühte während der Worte des Geistlichen und vor den Augen flimmerte es ihm; ein Glück war es, daß er den Becher schon fortgeschleudert hatte, denn sonst wäre es Je-

mandem übel ergangen. Der Geistliche wollte noch weiter sprechen; aber Herr Gregorius schlug plötzlich heftig auf den Tisch und schrie mit aller Gewalt seiner Stimme:

„Das war früher! Ich weiß, was ich rede. Laßt mich in Frieden.“

Hierauf erhob sich Nikolaus Bethlen, umarmte Herrn Gregorius und drückte ihn auf seinen Stuhl nieder, wobei er ihm in's Ohr flüsterte: „Seid ruhig wir wissen Alles, der Besucher war der Fürst.“

Herr Gregorius fuhr empor, wie von einem schrecklichen Traume erwachend.

„Aber ich habe ihm den Weg gezeigt.“ rief er bedeutungsvoll für diejenigen, die ihn verstanden.

„Ihr seid ein wahrer Patriot“, sprach Bánfi, ihm die Hand schüttelnd.

„Das lassen wir nie geschehen“, sagte Nikolaus Bethlen fest, und die drei Männer sahen einander mit thränenfeuchten Augen an, während der Geistliche sich durchaus nicht zu erklären vermochte, was für ein Patriotismus darin liegen möge, wenn Jemand seine Tochter dem nicht gibt, den sie liebt.

III.

Bethlen's Gäste verweilten noch einige Tage in der Kokelburg, während welcher Zeit sie in einem Familienrath den Beschluß faßten, Helene ohne alles größere Gefolge nach Großwardein zu Verwandten zu bringen, und sie dort zu lassen, bis sie den Fürsten vergessen haben würde. In der That machte sich die Familie eines Morgens in mehreren Schlitten auf den Weg. Herr Gregorius saß mit Herrn Melchior Gerayßegi in einem Schlitten, im zweiten folgte Helene mit Magda, und im dritten saßen Nikolaus Bethlen und Michael Bánfi. Bis Bethlen stieß ihnen keinerlei Unfall zu, aber von dort an waren die Wege so hoch mit Schnee bedeckt, daß die Reisenden nur mit der größten Anstrengung bis Sachsenthal gelangen konnten; von da aber war es unmöglich, weiter zu kommen, bevor nicht die Bewohner des Dorfes mit Schaufeln einen Weg durch den Schnee bahnten, und deshalb waren unsere Reisenden genöthigt, in dem kleinen Ort zu übernachten.

Zum Glück wohnte Magda's Vater dort, der Diener des Fürsten, Andreas, der eben zu Hause war, da er sich von seinem Herrn einen kurzen Urlaub erbeten hatte. Bei diesem nun fand die kleine Reisegesellschaft eine leidliche Nachtherberge.

Da richteten sie sich denn ein, so gut es eben ging. Die Kutscher wählten ihr Nachtlager im Stall, Andreas und Magda in der Küche,

während die Herren das große Wohnzimmer einnahmen. Nur Helene hatte allein eine kleine Kammer, in welcher sich ein Himmelbett befand.

Die Nacht war bereits ziemlich vorgerückt, und die Schläfer schnarchten in verschiedenen Tonarten, als plötzlich ein schreckliches Geheul, begleitet von Pferdegetrabe, im Dorf ertönte, und bei dem entsetzlichen Scheine einer auf einmal ausgebrochenen Feuersbrunst Hunderte von wilden fremdartigen Gestalten erschienen.

„Die Tartaren! Die Tartaren!“ erscholl es im Ton des Schreckens aus allen Häusern. Die dunkeln Gestalten mit eckigem Kopf und breitem Mund, die auf ihren Pferden wie angewachsen saßen, sprengten in die Höfe, warfen Feuerbrände auf die Dächer, banden die Herausstürzenden mit Stricken und hieben die Widerstandleistenden nieder. Das Wehklagen der Frauen, das Röcheln der Sterbenden, das Geschrei der wilden Krieger, vereinigte sich zu einem immer mehr zunehmenden Lärm, in welchem sich von Zeit zu Zeit das Wimmern der Sturmglocke mengte.

Unsere Reisenden sprangen von ihren Lagerstätten empor, und als sie hinausblickten, waren die Tartaren schon vor dem Hause versammelt, hieben das hinausgerittene Gesinde nieder und fingen an, das Thor zu berennen.

„Da haben wir es!“ rief der Geistliche, „das ist die Strafe Gottes dafür, daß Ihr Eure Tochter nicht dem habt geben wollen, den sie liebt; jetzt wird sie den Heiden in die Hände fallen.“

„Predigt nicht zur Unzeit“, erwiderte Gregorius, „sondern seht Euch um ein Beil um, und stellt Euch mit uns hinter das Thor, oder geht zu Helenen, um sie zu beruhigen.“

Der Geistliche that, wie es ihm gesagt worden war; er ging zu Helene, die vor Schreck halb ohnmächtig auf ihrem Bette lag. Ein grinsender Tartare war bereits mit dem halben Leib durch das Fenster gedrungen, aber Herr Melchior versetzte ihm mit einem Armstuhl einen so kräftigen Hieb, daß der Unmensch auf demselben Weg wieder hinausflog, auf welchem er im Begriffe war hereinzukommen.

Auf der anderen Seite hatten drei Tartaren die Hausthüre eingebrochen, und einer von ihnen kam sammt seinem Pferde in die Küche, diesen traf Andreas mit seinem Beil so auf den Kopf, daß er sogleich unter das Pferd fiel; aber die beiden andern, die gleich darauf ebenfalls hereingekommen waren, warfen dem tapfern alten Manne ein Seil um den Hals, rissen ihn zu Boden und begannen ihn hinauszuschleifen.

Magda hatte eine Weile, starr vor Entsetzen, zugesehen, als sie aber sah, wie man ihren Vater zu Boden warf, erfaßte sie aufschreiend eine Axt, fiel über einen der Tartaren her, und spaltete ihm den Kopf. Hierauf hielt der dritte Tartare es für gut, vor der tapferen Frauensperson zu entfliehen, die ihm kreischend die blutige Axt nachschlenderte. Andreas befreite sich von der Schlinge, warf sich auf das Pferd des durch ihn niedergehauenen Tartaren, und rief den Herren hinein: „Vertheidigt Euch nur, gnädige Herren, ich eile um Hilfe.“

„Geh nach Kokelburg,“ schrie ihm Gregorius nach, „oder nach Bethlen; suche das Banderium meiner Familie auf, und sage, wer immer meine Tochter befreit, den belohne ich mit ihrer Hand.“

Andreas hatte sich aus Vorsicht den Turban des todten Tartaren aufgesetzt, und nachdem er glücklich durch die Horde hindurch gekommen war, schlug er den Weg anstatt nach Kokelburg, nach Blasendorf ein.

Die zurückgebliebenen Herren hatten sich indeß, so gut es in der Eile möglich war, zur Vertheidigung gerüstet. Sie besaßen zwar nicht mehr als drei Schießgewehre, doch hatte jeder von ihnen wenigstens einen Säbel. Das Fenster der Kammer verbarrikadirten sie mit Schränken und stellten den Geistlichen nebst Magda hin, während sie selbst die Thür und die Fenster des Wohnzimmers occupirten. Von Zeit zu Zeit feuerten sie einen Schuß ab, wenn nämlich ein Tartare einen Feuerbrand aufs Dach werfen wollte; nach jedem Schuß liefen die Belagerer weg, doch kamen deren wieder andere.

Endlich steckten die Tartaren die gegenüber befindlichen Häuser in Brand, in der Hoffnung, daß die Flammen von dort auf das so hartnäckig vertheidigte Haus herüberschlagen werden. Die vor demselben stehenden großen Linden- und Nußbäume fingen eine Zeit lang die Funken auf, endlich aber entzündete sich das Dach und bald stand es in Flammen. Die Tartaren jauchzten. Die darin Eingeschlossenen empfahlen ihre Seele Gott. Die Sache nahm indeß eine bessere Wendung, als sie erwarten durften. Andreas, der Kühe hielt, hatte Tags zuvor Maisstengel gekauft, die er mit Schnee bedeckt, wie sie waren, auf dem Dachboden ausbreitete; hierdurch war nun das Feuer des Daches verhindert, bis zu den Tragebalken durchzudringen, und so konnte der Dachstuhl abbrennen, ohne daß den im Hause Befindlichen auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre. Da ritt im Feuerscheine ein Tartare hervor, welchen sein zwar schmutziges, aber mit Gold geschmücktes Kleid als Feldherrn verrieth. Dieser schrie die Belagerer grimmig an, die schon viel Todte verloren hatten, und doch den Belagerten nicht näher kommen konnten. Der Führer bearbeitete den Rücken seiner Leute mit einer schweren Keule, und feuerte sie so zu größerer Tapferkeit an, worauf die Tartaren sich dem Hause mehr zu nähern und mit Beilen die Mauern desselben einzubrechen begannen. Bald gelang es ihnen, an der Seite, wo die Kammer sich befand, eine ziemlich große Bresche zu öffnen, und da hier die Mauer schon dem Einsturz nahe war, so war Herr Gerayßegi genöthigt, sich mit Magda und Helene in die große Wohnstube zurückzuziehen.

Hier waren nun alle zusammengedrängt. Michael Bánfi war von einem Steinwurf getroffen worden, und lag besinnungslos auf dem Fußboden; in Nikolaus Bethlen's Schulter war ein Pfeil abgebrochen, die Munition war ganz verschossen bis auf eine Ladung, die Gregorius in seinem Gewehr hatte.

„Empfehlen wir unsere Seele Gott!“ sagte Melchior Gerayßegi, „und dann vertheidigen wir uns, wie Männer.“ Hiermit sprach er ein kurzes Gebet, welches die Uebrigen nachstammelten, dann stellte er sich

mit den beiden andern Männern zum letzten Kampf hin, beherzt die Belagernden erwartend, deren Beilschläge in dichter Menge vernommen wurden.

Plötzlich stürzte die Mauer zwischen beiden Fenstern ein, eine weite Aussicht auf die Horde der Stürmenden gewährend. Gott sei uns gnädig! riefen die Belagerten, als plötzlich im Rücken der Belagerer Trompeten schmetterten, und mitten unter Rauch und Flammen eine dreifarbige Fahne, ein blau-gelb-rothes Banner zum Vorschein kam und sich immer mehr näherte.

„Gott sei gepriesen! die Rettung naht!“ rief der Geistliche wieder auflebend, und die erschrockenen Tartaren drangen, sich umwendend, den Ankommenden entgegen.

Der Kampf war kurz, binnen einigen Minuten brach die kleine Schaar sich Bahn durch die regellose Horde. Es waren kaum vierzig Mann, aber alle wohlbewaffnet, und unter den Streichen ihrer blinkenden Schwerter fielen die Tartaren wie Aehren unter der Sichel des Schnitters.

Voran ritt ein stolzer Ritter mit geschlossenem Visir und zwei Adlerfedern auf dem Helm; er brach sich sofort Bahn zu dem belagerten Hause, daß die Andern ihm kaum zu folgen vermochten.

„Du bist ein wackerer Mann, wer Du auch immer sein mögest; bei Gott, Du verdienst die Hand meiner Tochter!“ rief Herr Gregorius. „Sieh nur, wie das Schwert in seiner Hand blitzt. Wohin er schlägt, dort ist kein weiterer Streich mehr nöthig. Schau nur hin, Helene, wenn Du ihn siehst, so ist es unmöglich, daß Du Dich in ihn nicht verliebest“.

Helene schlug die Augen auf, und als sie den kämpfenden Ritter erblickte, wird sie von einer freudigen Ahnung erfaßt.

Der Ritter war indessen ganz in die Nähe des Hauses gelangt, und Bethlens waren beinahe schon außer Gefahr, als von der andern Seite der Gasse der Tartarenführer mit einer neuen Horde herankam.

Der Mann mit dem großen eckigen Kopf, mit dem Katzenschnurrbart, mit den glühenden Augen, blinkenden Zähnen und dem rothen Turban glich einer höllischen Erscheinung, indem er, im Gluthschein der zu beiden Seiten brennenden Häuser auf einem schwarzen Pferde reitend, der Horde voranzog. Der Ritter blieb vor ihm stehen, stellte sich, den Zügel kurz ergreifend, in den Steigbügel gerade auf, und erwartete den Feind mit vorgestrecktem Schwert. In dem Augenblick, als der Tartarenführer herankam und mit seinem krummen Säbel nach dem Kopf des jungen Ritters ausholte, duckte sich dieser bis auf den Hals seines Pferdes nieder und traf, einen Hieb von unter nach oben führend, seinen Gegner so gut, daß dieser todt vom Pferde sank.

Bei diesem Anblick wandte die hinterher kommende Horde die Zügel und ergriff, den Siegern die Gefangenen und die Beute überlassend, die Flucht.

„Sind wir zu rechter Zeit gekommen?“ rief Andreas, sich nur um die Gäste kümmernd, und seines brennenden und zerstörten Hauses nicht achtend.

„Eine feste Burg ist unser Gott!“ sprach Geraÿßegi feierlich und legte seinen Säbel aus der Hand.

Der Ritter stieg vom Pferde und begab sich zu dem geretteten Häuflein.

„Sei gegrüßt, edler Ritter“, sprach Gregorius Bethlen, ihm die Hand entgegenstreckend; „ich habe vor Gott gelobt, dem, der meine Tochter rettet, ihre Hand zu geben, ohne darnach zu fragen, welchen Glaubens und Standes er sei. Darum, wer Du auch immer seist, wenn Du noch unverheiratet bist, und Du es selbst so willst, drücke sie an Deine Brust und sei geliebt von ihr, so wie Du es verdienst.“

„Ich danke Dir für Dein Anerbieten und nehme es an“, sagte der Ritter mit erstickter Stimme, und hiermit die Hand Helenens erfassend, zog er sie an seine Brust.

Der hochwürdige Herr Melchior Geraÿßegi sprach, die Arme über sie ausbreitend, mit Inbrunst: „Der Segen des Himmels sei mit Euch!“

„Amen!“ erwiederte der Ritter hierauf und nahm den Helm herunter.

Alle erkannten ihn.

Die Männer zurückfahrend, und Helene, indem sie aufschreiend den Nacken des Jünglings mit ihren Armen krampfhaft umschloß, riefen:

„Michael Apafi!“

* * *

Einige Monate später feierte der Fürst in Blasendorf seine Vermählung mit Helene Bethlen. Die Blüthe des Landes wohnte dem Feste bei, und unter so vielen Menschen war kein Einziger, der nicht traurig gewesen wäre; nur das junge Paar war glücklich und heiter. Die nächsten Verwandten gingen so betrübt ab und zu, wie bei einer Leichenfeier die Leidtragenden. Der Hochzeitspomp stand mit dem Ausdruck des Grams in den Gesichtern in grellem Widerspruch.

Als der Fürst mit seiner schönen Braut den Tanz begann, erhob sich ein Theil der Gäste respectvoll, der andere blieb sitzen und schmollte.

„Warum bezeigt Ihr dem Fürsten nicht so viel Ehrfurcht, daß Ihr aufsteht“, sagte der damalige Oberschatzmeister Siebenbürgens, Stefan Apor, zu den Sitzengebliebenen, worauf einer von ihnen trotzig erwiederte:

„Weil Se. Hoheit den Fürstenstuhl von sich gestoßen hat!“ —

Apafi lebte lange glücklich mit seiner schönen Gemahlin, — aber Siebenbürgen sah in der That kein Fürstenbegräbniß mehr.

Aus vergangnen Tagen.

Von

W. Constant.

1.

Laßt sie uns im Stillen segnen.

Selten ist es, daß auf Erden
  Ganz zwei Herzen sich verstehn,
Eh' die Keime Früchte werden,
  Pflegt die Liebe zu vergehn.

O darum, wenn sich begegnen
  Wir zwei Menschenherzen sehn,
Laßt uns sie im Stillen segnen,
  Und dann schweigend weiter gehn.

2.

Ich dichte, wenn es mich zu dichten drängt,
  Getrieben von unnennbaren Gewalten,
Wenn Fantasie die eh'rnen Fesseln sprengt,
  Die meinen trüben Geist gefangen halten.

Ich frage nicht, ob Euch mein Lied gefällt,
  Das Recht, doch es zu denken, laßt Ihr gelten;
Kann ich dafür, daß eben meine Welt
  Und Eure Welt, zwei ganz verschiedne Welten?

3.

O Menschensein,
Geheimnißvoll verrinnendes Getriebe
Was wärest Du
Ach! gäb' es keine Liebe?

O Frühlingszeit
Mit deiner Lüfte würz'gem Kosen!
Was wärest Du
Ach! gäb' es keine Rosen?

4.

Ein Blick. Ein Wort.

Wappne Dich mit Eisenringen
Und mit dreifach starkem Erz!
Und verschließe Deine Ohren,
Daß kein Ton dring' in Dein Herz!

Nur Ein Blick — ein Blitz aus Wolken —
Tief in meine Seele drang,
Nur Ein Wort aus Ihrem Munde
Noch in meine Seele klang;

Und es bargen mein Verhängniß
Dieses Wort und dieser Blick:
Denn des Schicksals Norne webte
Daraus fertig mein Geschick.

5.

Du blickest mich mit Deinen Augen
So still verständnißinnig an,
Daß dieses seelenvolle Schauen
Es meinem Herzen angethan.

Mir kehrt, wenn ich Dich längst verlassen,
Stets wie ein unverlierbar Glück,
Dies Schauen Deiner sanften Augen
In die Erinnerung zurück.

Und wie das Oel empörte Wogen
Zur Ruhe bringt, erfüllt Dein Schau'n
Mein leicht erregbares Gemüthe
Mit Demuth und mit Gottvertrau'n.

6.

Lieben ist ein süßes Leiden.

Lieben ist ein süßes Leiden,
Magst Du noch so selig sein,
In den Becher Deiner Freuden
Träufelt Wermuth mit hinein.

Mitten unter Deinem Kosen
Steigt der Argwohn tückisch auf:
Aber wer wohl feilscht um Rosen
Nimmt die Dornen in den Kauf.

7.

Die armen Veilchen.

Sie war schön, von selt'nem Zauber;
Wenn ich Ihr zur Seite ging,
Wie mein Auge wonnetrunken
An den holden Reizen hing!

Immer wollt' ich es Ihr sagen,
Wie nur Sie mein ganzes Glück,
Und ein unbegreiflich Zagen
Hielt mich immerdar zurück.

Als wir einmal traulich flüsternd
Wandelten im Abendroth,
Trat zu Ihr ein armes Mädchen,
Das Ihr Veilchensträuße bot.

Und sie nahm ein duft'ges Sträußchen,
Pflückt' es langsam voneinand',
Und warf die zerpflückten Blumen
Herzlos an die Gartenwand.

Dies zu sehen, genug! O nennt es
Nimmer doch Empfindelei!
Aller Zauber war gebrochen —
Und Gottlob — mein Herz war frei!

Gedichte

von

Ferdinand von Saar.

1.

Im Frühling.

Im Vollgenusse meines Seins —
  O seliges Behagen!
Fühl' ich, Natur, mich werden Eins
  Mit Dir in diesen Tagen.

Vergessen hab' ich Noth und Harm
  Und menschlich banges Sorgen;
Ich ruhe jetzt in Deinem Arm,
  Geheiligt und geborgen.

Allmälig schweigt in meiner Brust
  Das Ringen und das Streben —
Und heiter werd' ich mir bewußt:
  Ich leb' nur, um zu leben.

Zu leben wie das Blatt am Strauch
  Und nichts mir zu erwerben —
Als einst im kühlen Abendhauch
  Ein leichtes, schönes Sterben.

2.

Das Sonett.

Ein Labyrinth mit hold verschlung'nen Gängen
Hat dem Gedanken still sich aufgeschlossen;
Er tritt hinein — und wird sogleich umflossen
Von süßem Duft und zauberischen Klängen.

Hier locken Blumen, die auf Wiesenhängen,
Des Pflückers harrend, sehnsuchtsvoll entsprossen;
Dort wollen Zweige, früchteübergossen,
Dem Wandelnden den schmalen Pfad verdrängen.

Der aber, wird auch mancher Wunsch ihm rege,
Pflückt eine Frucht nur mit zufried'ner Miene;
Doch manche Blüthe, die er trifft am Wege.

Und nun — ob er gefangen auch erschiene
Schon in des Vierreims duftigem Gehege —
Geleitet ihn in's Freie die Terzine.

3.

An Elisabeth.

Wir werden uns, ich weiß es, wiedersehn,
Ob mancher Lenz erblüht noch und verblüht;
Wir werden plötzlich vor einander stehn —
Ob wir, uns nicht zu finden, auch bemüht.

Dann ist Dein Haar vielleicht schon silberweiß
Und kahler wölbet sich der Scheitel mir;
Doch jung und blond erscheinst Du noch dem Greis,
Und braungelockt und jung erscheint er Dir.

Denn was die Zeit uns Beiden abgestreift,
Sie rührte nicht an uns'rer Herzen Gluth,
Die, überdauernd, neu zum Leben reift,
Was lang in der Erinn'rung Grab geruht.

Noch einmal zuckt es in uns mächtig auf —
Es ist der Lebenskräfte letzter Schuß;
Noch einmal wallt das Blut mit raschem Lauf,
Wir küssen, heiß wie einst, den letzten Kuß.

Dann aber lassen wir uns nieder still
　Und sprechen leise, Hand in Hand gelegt:
Wie endlich doch zur Frucht gedeihen will,
　Was einmal tief im Herzen Wurzel schlägt.

Wir fassen's nicht, daß wir bis jetzt gelebt
　Einander fern — und doch die Brust voll Drang;
Daß wir, trotz alles Sehnens, nicht gestrebt,
　Uns aufzufinden ach schon lang — schon lang!

Wir fassen's nicht, daß von einander je
　Wir scheiden konnten, zürnend und mit Groll,
Und selbst uns schaffen jenes herbe Weh,
　Das heiß in Thränen stets dem Aug' entquoll.

Dann rechnen uns'rer Schuld wir sinnend nach
　Und finden sie bei Beiden gleichgesetzt,
Da Jedes das nur an sich selbst verbrach,
　Womit es oft das And're schwer verletzt. —

So weilen wir mit Blicken, tief und mild;
　Ich streichle Dir, wie einst, das schlichte Haar —
Und uns'rer Jugend lang getrübtes Bild
　Vor unserm Geiste steht es hell und klar.

Und all der Kampf, die selbstgeschaffne Qual —
　Wie Nebel sind sie allgemach zerstiebt,
Und nieder fällt auf uns der reinste Strahl:
　Wir sehen nur, wie sehr wir uns geliebt!

Eine Beamtens-Tochter.

Mehr Wahrheit als Dichtung.

Von

Anton Langer.

1.

„Nach Stürmen Ruhe! Endlich eingelaufen im Hafen des Friedens, — das Schifflein unseres bescheidenen Glückes liegt vor Anker, liebe Alte, — wir werden endlich auch gute Tage haben.“

So redete zu Anfange der Sechsziger-Jahre der Steuer-Einnehmer Anselm Schrott zu seiner stillen, ernsten Frau, deren Antlitz sich nur erheiterte, wenn sie auf ihre Kinder blickte, eine heranwachsende blühende Tochter, die der Mutter in der Wirthschaft helfend an die Hand ging, während ein kleineres Mädchen und ein noch jüngerer Knabe im kindischen Spiel nicht dachten, wie viel Kummer und Sorge die Alten schon durchgemacht.

„Siehst Du nicht wieder einmal zu sonnig, zu rosig, Anselm?“ fragte die Frau, „ist dieser Hafen des Friedens, wie Du ihn nennst, auch wirklich ein sicherer Port? Kann nicht vielleicht —“

„Ach! martre Dich nicht mit Vielleichts, Du liebe Selbstquälerin,“ fiel ihr der Gatte in's Wort, „schau hinaus in's Land, dieses gottgesegnete Siebenbürgen, reich an allen Gütern der Erde, wo die Marosch die goldgesättigten Wogen wälzt, diese Städte und Märkte bewohnt von guten Menschen. Wir sind weit hergekommen, aus deutschem Kronlande, aber wir haben hier gute deutsche Nachbarn gefunden. Unsere paar Silberlöffel, unsere Kasten voll Wäsche und ein Stück Geld haben wir auch noch mitgebracht, — wir sind reich gegen so manche andere Beamtenfamilie und als man mich hieher versetzte, da gab man mir sub rosa zu verstehen, — man anerkenne das Opfer, das ich als Familienvater

bringe und die erste Ober-Einnehmersstelle, die erledigt wird, solle mich dafür belohnen. Wirst du dann die Nase ein bischen hoch tragen, Frau Ober-Einnehmerin?"

Die Gattin lächelte, that es ihr doch wohl, daß er wieder scherzen konnte.

Die Kinder aber lärmten spielend herein in die Stube; schön Hedwig brachte einen Teller voll des prächtigsten Obstes, das sie selbst im Garten gepflückt. — Vater und Mutter theilten redlich unter die Kleinen und der Haushund bellte lustig, die Marosch rauschte und die Abendsonne legte sich mit verklärendem Lichte über diese Scene häuslichen Glückes, stiller, bescheidener Freude.

Wie lange? — Das ist die schlimme Frage, die der Mensch in jedem Momente des Glückes scheu an sich selbst richtet. Wie lange wird es dauern?

2.

Bei den Schrott'schen dauerte es nicht lange. Die politische Umgestaltung, die damals in den Ländern der Stephans-Krone eintrat, erkannte die Entfernung der deutschen Beamten als unumgängliche Nothwendigkeit und hunderte von braven, bescheidenen und wohlhabenden Familien fielen dieser in der ersten Aufwallung der wiedererlangten Freiheit aufgestellten fixen Idee zum bedauernswerthen Opfer.

Auch Anselm Schrott beugte das kummerschwere Haupt unter der Wucht des vernichtenden Ereignißes. Nicht einmal eine Versetzung in ein anderes Land milderte die Herbheit des Verlustes seiner Stelle. Der Ueberzählig-gewordenen waren zu viele, — der Steuer-Einnehmer wurde im Lande belassen und — einfach in zeitlichen Ruhestand versetzt.

Und nun lebe man von dem Quiescenten-Gehalte eines kleinen Beamten mit einer Frau und drei Kindern! Aber Schrott war eine echte deutsche Natur, genügsam, ja erfinderisch in der Genügsamkeit und ausdauernd in allen Mühen eines der Arbeit und dem Erwerb gewidmeten Daseins. — Die Frau und die ältere Tochter halfen wacker mit, und so gelang es den Armen, wenigstens sich täglich (an Brod und Erdäpfeln) satt zu essen, reinlich, wenn auch ärmlich, zu erscheinen und keinen Kreuzer Schulden zu haben.

Eine große Erleichterung, freilich eine schmerzliche, trat bald darauf ein, — die jüngeren Kinder begannen zu kränkeln. Vielleicht hätte durch besseres Klima, durch eine Bade-Cur, durch ausgezeichnete Pflege und Nahrung den bleichen blutarmen Geschöpfen geholfen werden können; allein wie sollte der kleine, der quiescirte Beamte das Alles bestreiten? Er mußte seine Kinder vor seinen Augen hinwelken, sterben sehen, mit dem einzigen Trostgedanken, daß sie's drüben wohl besser haben werden als herüben.

Hedwig blieb die einzige Stütze, das Kleinod ihrer von Kummer und Schmerz niedergeschmetterten Aeltern, sie ersetzte ihnen den Verlust der armen Kleinen, die auf dem grünen Friedhof schlummerten, durch das Vollmaß ihrer Liebe.

Da, — nach anderthalb Jahren kam wieder ein lichter Tag, — Schrott wurde auf einen Steuer-Beamtens-Posten nach West-Galizien berufen.

3.

Von 600 fl. Gehalt auf 800 vorgerückt! Zweihundert Gulden mehr für die Dauer eines ganzen Jahres. Begreift Ihr die Tragweite einer solchen Summe, Ihr Männer, die Ihr eben so viel auf eine Landparthie oder auf eine Karte braucht, Ihr Frauen, denen oft das doppelte auf ein einziges Ballkleid nicht genügt? Für den kleinen Beamten ist diese Summe ein Kapital, ein Ereigniß, das in die kleinsten Lebensbedürfniße der Familie reformirend eingreift. Frau und Tochter kommen dadurch in die Lage, statt der Schuhe, an denen sie so lange schon herumflicken, ein Paar neue zu kaufen, der Mann ist vollends im Stande den nun schon keiner Wendung fähigen Rock durch einen minder fadenscheinigen, wenn auch nichts weniger denn im Glanze der Neuheit prangenden zu ersetzen.

Man lächle nicht über diese — Uebertreibung! Leider ist sie keine.

Auch in Schrott's Hause verbreitete das „Ereigniß" allgemeine Freude, — selbst die bleiche, trübe Mutter sah, nachdem sie Abschied von dem Friedhof genommen, wo ihre Kinder ruhten, der Zukunft ruhiger entgegen.

Hedwig hatte alle Hände voll zu thun. Die Versetzung des kleinen Steuerbeamten war „über sein eigenes Ansuchen" erfolgt, dazu noch die Gehaltaufbesserung von 200 fl., Schrott durfte sich schmeicheln, in utile et honorifico, wie der Amtsstyl es besagt, begünstigt worden zu sein. Da war nun freilich auf eine Reise-Entschädigung nicht zu rechnen, sondern aus eigenem Sacke mußten die Kosten der Uebersiedlung getragen werden und es ist weit — ach so weit! — von Siebenbürgen bis an die Westgrenze des Polenlandes.

Doch unverzagt machen sich die Schwergeprüften an's Werk. Der letzte Silberlöffel ist ja schon längst verkauft, Möbel und Betten und überflüssige Wäsche werden um einen Spottpreis weggegeben, bis die Summe beisammen, die drei Personen brauchen, um, wenn auch unter den größten Entbehrungen, von der Marosch an die Weichsel zu wandern. Doch freudig geben sie das Letzte hin, das Land, wo Milch und Honig einer Anstellung fließt, wird ihnen ja Alles wieder ersetzen.

Anfangs schien es wohl so und alle drei thaten, als ob sie sich recht glücklich fühlten in der ernsten, düstern Jagellonenstadt, die von dem freundlichen, sonnenhellen Heim in Siebenbürgen seltsam abstach.

Allein, so wie die Ermüdung, die Folge eines langen Wanderns, erst dann recht fühlbar wird, wenn der müde Wanderer sich endlich setzen kann, so zitterten die Schläge der Vergangenheit nach in den nur vermeintlich ruhig gewordenen Herzen der armen Beamtenfamilie.

Zuerst war es die Mutter, die der Natur ihren Tribut zollte. In ihrem Herzen war eine Seite gesprungen, als die beiden Kinder starben — sie hatte dieselben so treu geliebt. Kein Wunder, daß das verstimmte Saitenspiel, Menschenherz genannt, endlich ganz stille ward, still für immer.

An dem Tage, wo Schrott seine Gattin in die Grube senkte, begrub er mit ihr auch seinen Muth, seine Hoffnung. Vereint zu dulden, zu tragen, war er gewohnt, allein zu leiden war er nicht im Stande. Mechanisch nur that er seine Pflicht, sein Auge ward matt, seine Hände zitterten, die Füße waren eben zu nichts mehr gut, als ihn dem Grabe näher zu tragen. „Und du Hedwig, was wird aus dir werden?“ wehklagte er leise um das einzig gebliebene Kind. Allein dieser Gram war eben auch nicht geeignet, sein Siechthum zu mildern und immer schwächer und elender wurde der alternde Mann, bis auch er dem Siechthume, dem Jammer erliegend, in den Armen seines Kindes den letzten Seufzer aushauchte.

„Hedwig, was wird aus dir werden?“ fragte sich, des Vaters Worte wiederholend, die blühende Jungfrau, als sie kummervoll und thränenschwer vom Friedhofe heimkehrte, wo sie den Gatten neben sein treues Weib in kühler Erde gebettet hatte.

Zwar lebte ihr eine Verwandte in der schönen Steiermark; allein auch diese war arm, und Hedwig hatte ihr nichts zu bieten für Kost und Unterkunft, und der Armen zur Last zu fallen, war die Beamtenswaise zu stolz.

„Geh' nach Wien!“ antwortete ihr das muthige Herz, „wozu habe ich soviel gelesen von der Wiener Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, — warum hat es mir aus Wort und Lied immer so anheimelnd, tröstend entgegen geklungen? Wo Tausende ihr Brod verdienen, wirst du nicht zu Grunde gehen!“

4.

Es war ein sehr schmächtiger Koffer, mit dem Hedwig in Wien anlangte, ihr Glück in der alten Kaiserstadt zu versuchen.

Glück! — Wie viele suchen, wie wenige finden es, und die es gefunden zu haben vermeinen, sind oft am weitesten davon entfernt.

Hedwig wäre glücklich gewesen, wenn sie, daheim die geschickte Nähterin, mit der Nadel sich ein ehrlich Stück Brod hätte verdienen können. Aber ging es denn?

Lächelnd zuckte der Kaufmann die Achseln: „Liebes Kind, recht hübsch gearbeitet, aber zu ungleich, — auch brauchen Sie viel zu lange

zu einem Hemde. Thut mir leid, ich kann Ihnen keine Arbeit mehr geben, — die Concurrenz mit der Nähmaschine halten Sie doch nicht aus."

Also häckeln und sticken.

Du lieber Gott! Das ist eine Nebenbeschäftigung für Töchter eines besser gestellten Beamten, die durch den kleinen Verdienst ihrem Papa die Sorge für ihre Toilette erleichtern wollen; die arme Beamtenswaise, die davon zu leben gedachte, verdiente das trockne Brod nicht, und ein Stück nach dem andern wanderte aus dem kleinen Koffer in's Leihhaus oder zum Trödler.

„Geh' in den Dienst!" mahnte das noch nicht verzagende Herz und so schwer es der gebildeten Beamtenstochter fiel, ihr Brod als Magd zu verdienen, so that sie doch auch noch diesen Schritt der Entsagung.

Neue Enttäuschungen! Die eine Hausfrau, welche im Dienstboten nur den Sclaven sieht, findet sie viel zu schwach und zart, ihre Händchen viel zu weiß und fein für die Arbeit; die andere, eine eifersüchtige Gattin, erklärt ihr unumwunden, es falle ihr nicht ein, ein so bildhübsches Mädchen als Störenfried in's Haus zu nehmen, im dritten Hause endlich ist's die besorgte Mutter, die ihre heranwachsenden Söhne vor „Verlockungen" bewahren will.

Und als endlich trotz alledem Hedwig einen Dienst gefunden, da mußte sie auch erfahren, daß die Herren der Schöpfung, vom Hausvater angefangen bis zum Bedienten des Nachbars gegen ein armes, wehrloses Mädchen sich jede Zudringlichkeit erlauben, als ob Dienen nur ein Verzicht wäre auf Scham und Menschenwürde.

Gedemüthigt, gekränkt, beschämt, bis in's Innerste verletzt, gab Hedwig ihren letzten Dienst auf, sie vermochte dieses Leben nicht zu ertragen, wo die Sittenlosigkeit sie ringsum angrinste.

Auf einsamer Kammer, die sie mit den Resten ihres letzten Lohnes gemiethet, weinte sie bitterlich.

Eine Erfahrung aber hatte sie doch gemacht.

Sie mußte hübsch, sehr hübsch sein, denn das hatten ihr alle jene Zudringlichen betheuert, die ihre Gunst im Sturm erobern wollten.

Der kleine gebrochene Spiegel in der Kammer bestätigte das Urtheil der Don Juans.

Und ein so hübsches Mädchen sollte in Wien zu Grunde gehen?

5.

Und es kam ein Abend, wo Hedwig hungerte und fror. In einer leichten Mantille huschte sie durch die Straßen, in denen der Schnee krachte, während elegante Herren und Damen in Mäntel und Pelze eingehüllt hastig dahin eilten, rollende Equipagen die feine Welt in's Theater brachten. Das arme Mädchen hatte eine Kunstarbeit vergebens zum Kaufe angeboten, — in ihren Taschen befand sich nicht ein Kreuzer.

Vorüber an den von Schmuck funkelnden Auslagen der Juweliere, kam sie zu Modehandlungen, wo sich Puppen, mit Ballkleidern angethan, im Schimmer von Spiegeln und Gasflammen drehten, wo die feinsten Stoffe in malerischen Gruppen aufgehäuft, den Damen die verführerischste Augenweide boten.

Hedwig hatte dergleichen nie gesehen.

„Ach wie schön! wie wunderschön!“ seufzte sie halblaut und ohne Neid und Bitterkeit, aber wehmüthig setzte sie hinzu, „wie glücklich müssen die Frauen sein, die so etwas tragen können!“

„Wie meinen Sie, liebes Kind?“ fragte eine sanfte, weibliche Stimme hinter ihr.

Hedwig wendet sich um und sieht sich vor einer stattlichen älteren Dame, mit noch immer hübschen Zügen, freundlichen Augen und einem Embonpoint, das von einem kostbaren Zobelpelz umhüllt ist, während ein feiner Sammthut mit Schleier ihren stolz getragenen Kopf bedeckt.

„Ich meine“ erwiderte die Beamtenstochter, „daß es schon recht glücklich machen muß, solche Kleider nur sehen zu können.“

„Warum nicht auch tragen? Und sollte gerade Ihnen dieses Glück unerreichbar sein?“ fragte die freundliche Dame weiter.

„Mir! Du lieber Gott! — ich wäre zufrieden, wenn ich ein anständiges Unterkommen fände.“

„Sie Arme! Wer sind Sie denn?“

„Eine Beamtens-Waise aus Galizien.“

„Ah! Nun ich bin eine Beamtens-Witwe, zum Glück aber Eine, die nicht von ihrer Pension zu leben braucht, sondern ein Vermögen besitzt. Als die Frau eines Beamten aber fühle ich mich verpflichtet, mich um Sie anzunehmen. Als Wienerin kann ich es nicht zugeben, daß in unserer gutherzigen, gastlichen, gemüthlichen Stadt ein armes Mädchen darbt, während bei mir der Ueberfluß die Tische biegt. Kommen Sie, mein armes Kind, Sie müssen mein Gast auf eine Tasse Thee sein.“

Wer wird es dem armen frierenden, hungernden Mädchen übel nehmen, daß es diese so liebenswürdig gemachte Einladung annahm?

Die fremde Dame führte ihren Schützling in eine jener eleganten, aber wenig belebten Straßen, die sich zwischen dem Ring und der inneren Stadt auf den Stadt-Erweiterungsgründen hinziehen. Dort im zweiten Stock klingelt sie, das öffnende Stubenmädchen küßt der Gnädigen die Hand und die Dame vom Hause führt Hedwig durch mehrere eben so elegant als geschmackvoll decorirte Zimmer in einen kleinen Salon, wo der Thee servirt wird, zu dem sich noch ein paar junge, hübsche Mädchen einfinden, welche die Frau vom Hause der schüchternen Hedwig als ihre Nichten vorstellt. Die Nichten scheinen übrigens über den Besuch, den die Tante mitgebracht, nicht im Mindesten überrascht.

Und nun denke man sich das arme Mädchen, in dem prachtvollen Gemache, in dem Kamine das lodernde Feuer, auf dem Tische der köstliche Thee mit allen Zuthaten von Backwerk und kaltem Fleische, bei heiterem anregendem Gespräche und man wird begreifen, wie sie im Innern sich sagen mußte:

„Ach! wie gut haben es diese Leute! wer doch auch so glücklich wäre, wie sie!"

Frau v. B. ist eine kluge Dame; sie fällt nicht mit der Thüre in's Haus, sondern nachdem sie ihren Schützling „gut abgefüttert" hat, wie sie es etwas derb nennt, spricht sie:

„Mein Kind! Sie müssen jetzt nach Hause; ich habe einen Wagen holen lassen, der Sie heim bringen wird. Wir bekommen später Gesellschaft und in ihrem schlichten Kleidchen würden Sie keine gute Rolle spielen. Kommen Sie morgen etwas früher, um 5 Uhr, — ich werde sehen, ob sich unter der Garderobe meiner Nichten etwas findet, was für Sie paßt. Ich muß für Sie sorgen, hab' mir's einmal in den Kopf gesetzt, — die Baronin W. sucht eine Gesellschafterin, ich werde morgen Mittags mit ihr Rücksprache nehmen. Doch nun Adieu, liebes Kind, auf Wiedersehen."

Mit Thränen des Dankes küßte Hedwig die weiße, fleischige Hand ihrer Wohlthäterin, die ihr noch eine Düte voll Näschereien in den Sack schiebt.

Vor dem Thore wartet ein Einspänner, das Stubenmädchen das sie hinab geleitet, hilft ihr einsteigen, und sagt ihr freundlich gute Nacht.

Die arme Beamtenstochter, die es in ihrem Leben nicht so gut gehabt, lehnt sich in den Fond des Wagens zurück und murmelte mit gefalteten Händen:

„Mein Gott! ich danke Dir, daß Du mich in dieser großen Stadt zu so guten, edlen Menschen geführt hast, die sich um eine Waise so wacker annehmen."

6.

Pünktlich zur vereinbarten Stunde erschien Hedwig bei Frau von B., die sie mit derselben vollendeten Liebenswürdigkeit empfing und in ein Ankleidezimmer führte, wo ein vollständiger Anzug in Bereitschaft lag.

„Ich glaube, das wird für Sie passen," sprach die Hausfrau, ein blaues Seidenkleid mit Spitzen emporhebend. „Blau kleidet Blondinen am besten."

Trotz ihrem Erröthen mußte Hedwig ihr schlichtes Baumwollkleid aus- und die prachtvolle Robe anziehen, die Frau vom Hause half ihr dabei, ordnete ihr das Haar und führte sie dann vor einen Stehspiegel, in dem Hedwig ihre ganze Gestalt erblickte.

„Na, habe ich getroffen?" rief die Gönnerin, in die Hände klatschend, „wie eine Puppe sehen Sie aus, zum Küssen."

Hedwig war purpurroth vor Vergnügen, nie zuvor hatte sie von einem solchen Anzuge auch nur geträumt. Kann man ihr zürnen, daß sie sich darin gefiel? Das bravste Weib, das tugendhafteste Mädchen kann nicht vor einen Spiegel vorübergehen, ohne einen Blick hineinzu-

werfen. Die Natur, die alles weise macht, hat die Eitelkeit in's Herz der Töchter Evas gesenkt, damit sie sich schön machen und dem Manne gefallen (was ja zum Theile ihres Daseins Zweck ist).

Ein Besuch wurde gemeldet. — Herr von G. der Banquier.

„Leisten Sie uns Gesellschaft,“ sprach die Frau vom Hause zu Hedwig, „von meinen Nichten ist keine daheim und en deux amüsirt man sich weit weniger, als zu Dreien.

Hedwig gehorchte. Herr von Gr. war ein eleganter Mann, nahe den Vierzig, mit feinen, orientalischen Zügen, prachtvollem schwarzen Backenbarte, mit einem leisen Anflug von Kahlkopfigkeit, tadellos gekleidet und von distinguirtem Benehmen.

Frau v. B. stellte Hedwig als entfernte Verwandte vor, der Banquier sagte ihr einiges Verbindliches über ihr Aussehen, dann plauderte man von gleichgiltigen Dingen, der Gast und die Dame vom Hause wechselten einverständliche Blicke, endlich zog Herr von G. ein Etui aus der Tasche, öffete es und sprach:

„Ich habe dieß Armband für meine Cousine gekauft; wollten Sie mir wohl erlauben, es Ihnen umzulegen, um den Effect an einem schönen Arm besser beurtheilen zu können.“

Hedwig konnte nicht umhin, sich dieß gefallen zu lassen, — der Herr legte das Bracelet um ihren weißen Arm, es war ein Goldreif mit einem Rubin, welchen kleine Brillanten umfunkelten, — das arme Mädchen stieß einen leisen Seufzer aus, — es war doch gar zu schön.

„Apropos, wir haben ja noch von Geschäften zu reden,“ sprach der Banquier zur Hausfrau, „entschuldigen Sie mein Fräulein, wir kommen gleich wieder.“

Sie gingen miteinander hinaus, Hedwig allein lassend, die nicht aufhören konnte, das Seidenkleid und das schöne Armband zu bewundern.

Nach fünf Minuten kam Frau von B. allein zurück.

„Der Banquier wurde plötzlich abberufen,“ sagte sie, „er bittet Sie, ihn zu entschuldigen, daß er nicht Zeit hatte, sich bei Ihnen zu empfehlen.“

„Mein Gott!“ rief Hedwig erschrocken, „er hat das Armband vergessen.“

„Ah pah! Das mögen Sie behalten — es ist sein Wunsch.“

„Wie komme ich dazu?“

„Seien Sie nicht kindisch, — Herr von G. ist von Ihnen entzückt. Er hat soeben mit mir darüber gesprochen — er bietet Ihnen eine glänzende Stellung an.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Man erlasse uns die Schilderung dessen, was nun folgt. Der Leser hat vor der bedauernswerthen Heldin unserer Erzählung das voraus, daß ihn nicht zu überraschen vermag, was auf das in züchtiger Unerfahrenheit aufgewachsene Mädchen betäubend niederschmetternd wirkte, als es ihr nämlich wie Schuppen von den Augen fiel. Auf junge Her-

zen wirkt jede Enttäuschung wie ein Riß. Mit jedem Dahinschwinden irgend einer Vorstellung, die man augenblicklich zum Gegenstande eines Kultus erhoben, fühlt solch' junges Gemüth eine Saite in seinem Innern bersten, mit solchem Weh, daß der Schmerz das ganze Ich durchzittert, daß alles Denken und Fühlen aufgeht in ein einziges, unsägliches, unbeschreibliches Leid. Dunkel und finster wird es ringsum; ist doch das große helle Licht plötzlich erloschen, das der jungen Existenz geleuchtet; das Vertrauen in die Menschheit! Und statt seiner zucken grelle Flämmchen auf, irrlichterirend, wirr durcheinander schwimmend, immer höher lodern ihre Zünglein — jetzt erfassen sie das Herz und drohen zu versengen, was darin geblieben an — Glaube und Liebe und jetzt — ach jetzt schlängeln sie sich empor bis zum Sitze des Denkvermögens, als wollten sie in ihrer Gefräßigkeit, in ihrem Neid nicht dulden, daß da oben noch der göttliche Funken seinen Glanz verbreite.

Hedwig wußte nicht mehr, was mit ihr geschah. Wohl drangen die Worte an ihr Ohr, Worte voll gleißender Schilderungen nie geahnten Wohllebens, voll schmeichlerischer Ueberredung und doch wieder voll giftigen Hohnes für all' das, was ihr das Sittengesetz ins Herz geprägt, was ihr mit zarter Weiblichkeit untrennbar galt. Sie fand keine Antwort. Der Gegensatz zwischen dem überquellenden Gefühle der Freude über die edle Gönnerin, die sie gefunden zu haben glaubte, und jenem entsetzlichen Blick in den Abgrund, an den sie diese von ihr als wohlthätig gebenedeite Hand geleiten wollte — dieser Contrast war zu jäh, zu drastisch, als daß sie seine Wirkung zu bewältigen vermocht hätte. Tonlos hörte und hörte sie doch nicht. Willenlos lies sie es geschehen, daß man sie wieder in einen Wagen brachte; kaum daß sie bei den Worten: „Also auf morgen denn und bis dahin sind Sie hoffentlich schon zur Einsicht und Besinnung gelangt“, aufzuckte, als wollte sie all' ihre Entrüstung in einen Aufschrei pressen — aber da rollte schon der Wagen mit ihr fort, um sie vor ihrer ärmlichen Behausung abzusetzen.

Armes Kind! Wie viel des Ungemaches hast Du auf Deinem Lebenspfade überwunden, von der Stunde an, da Du die Thränen fühltest, die verstohlen aus dem liebenden Mutterauge auf Deine Wange herabrieselten, da Du den Tod in seiner Würgerarbeit belauschen konntest, am Krankenlager des dahinsiechenden Schwesterleins, an der theuern Dulderin, an dem so geliebten Vater! Und doch warum fandest Du damals immer Erleichterung in Deinen Thränen, warum sankst Du damals, wenn Du wie heute inbrünstig Gebete stammeltest, schließlich dem Wohlthäter aller Unglücklichen, dem Allerbarmer Schlummer in die Arme, während es Dich heute nicht Trost noch Ruhe finden ließ? Hat das Gift, das jene ekle Natter in dein Ohr träufelte, wirklich Einlaß gefunden in Deine Venen, rollt es jetzt schon durch Dein Blut? Ist es nur Kraft, die Dir fehlt zu dem Entschlusse, jenen Lockrufen zu folgen; ist es der physische Muth allein, der Dir gebricht, um Deine jetzige schauerliche Lage mit einer — viel schauerlicheren zu vertauschen? Doch nein, Du Liebling des Unglücks, wir thun Dir Unrecht. Wie könntest Du sonst so erglühen in Schamröthe, wie könntest Du mit sol-

chem Abscheu den bunten Flitter von Dir streifen, mit dem die Verführerin Dich behing, wie vermöchtest Du sonst so demüthig hinzusinken in die Knie, jenes alte Gebetbuch zu erfassen, das Deine Mutter schon zu ihrem schönsten Tage begleitete, um das sie ihre bleichen abgehärmten Hände faltete, als Du ihr die Augen zu-küßtest, daß Dein Vater Dir als theueres Vermächtniß in die Hand drückte, da ihm schon die Stimme versagte, dieses armselige Büchlein, das so viele Seufzer und Thränen in sich aufnahm, als es Buchstaben enthält, und auf das Du auch jetzt wieder Deine fiebertrockenen Lippen pressest, so brünstig, so innig, daß es, der zitternden Hand entgleitet, zu Boden fällt und — — doch was ist das? Ein Blatt das sich loslöst aus dem Andachtsbuche — unwillkürlich fallen ihre Augen darauf. Gott! — Das sind nicht gedruckte Buchstaben, das sind die wohlbekannten Züge der Hand ihres Vaters, diese zierlichen kleinen Buchstaben, die so knapp und durchsichtig und gleichförmig dastehen, wie es der todte Ehrenmann selbst war, wenn sie auch nicht mehr so gefällig und fest sind, wie es die Mundirungsvorschrift heischt. Und da steht es ganz klar vor ihr:

„An meine einzige Hedwig, meine liebe Tochter."

Sie fuhr sich über die Stirne. Was so einfach war, daß sich dies Briefchen zwischen zwei Blättern des vergilbten Gebetbuches förmlich festsetzen konnte, um erst jetzt in Folge der Erschütterung herauszufallen, ihr schien es ein Wunder.

Mit zitternder Hand erbrach sie den Brief und las:

„Mein theures Kind! Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht und die bittere Stunde wird mir noch bitterer, durch den Gedanken, daß ich Dich hilflos, allein und arm in der Welt zurücklassen muß. Doch nein, ganz arm bist Du nicht, vom Munde haben wir, ich und Deine Mutter, uns die paar Kreuzer abgespart, um Dir beiliegende Lebens-Versicherungspolizze einzuzahlen, gegen welche man Dir an der Kasse in Wien 600 fl. ausfolgen wird. Mögen sie Dir Glück bringen; bleib brav, gut und ehrlich, wie es Deine Eltern waren. Ich segne, Gott schütze Dich."

„Dein sterbender Vater."

Laut schluchzend fiel Hedwig auf die Knie nieder. War ihr's doch als fühlte sie den Flügelschlag des Schutzengels, der sie umschwebte, ihr mit seinen Fittigen Trost und Hoffnung zufächelnd den Dämon verscheuchend, der sich des jungen Herzens bemächtigen wollte, den Dämon Verzweiflung!

„Nein mein Vater, nein, unvergeßliche Mutter im Himmel oben," rief sie unter strömenden Thränen, „Eure Tochter wird Euch keine Schande machen, sie wird brav und ehrlich bleiben, wie Ihr. Gott wird mich stärken, hat er mir doch jetzt, in der Stunde tiefster Betrübniß ein sichtbares Zeichen seiner Huld gegeben."

Was nun folgt ist rasch erzählt. Der nächste Morgen fand unsere Hedwig, nachdem sie der „Wohlthäterin" das Prachtkleid und den Schmuck zurückgeschickt und dafür ihr ärmliches Gewand eingetauscht hatte, auf den

Beinen. Sie hatte auf der Polizze die Casse des „Ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie“ als die Stelle bezeichnet gefunden, an der ihr das für ihre Verhältnisse immerhin bedeutende Vermächtniß ausgezahlt werden sollte. Wohl war es dem schüchternen Mädchen nicht leicht, das Vereinsbureau ausfindig zu machen. Zaghaft trat sie dort ein. Fiel es ihr doch erst jetzt wie ein Alp auf die Brust, daß sie vor Fremden erscheinen müsse, die sie vielleicht mit den Augen des Verdachtes mustern, ihr eine Legitimation abverlangen werden. Indeß mochte gerade diese Scheu, die den Stempel der Natürlichkeit trug, auf die in der Vereinskanzlei fungirenden Beamten einen gewinnenden Eindruck machen, auf sie, die ja in dem leider nur zu ausgedehnten Gebiete des Beamtenleidens keine Neulinge sind. So nahm man denn, nachdem das Mädchen in dringender, ängstlicher Weise den Wunsch ausgesprochen hatte, die Hauptstadt sofort verlassen zu können, nicht Anstand, ihr unverweilt einen solchen Betrag einzuhändigen, der hinreichte um ihr die Ausführung ihres Vorhabens zu ermöglichen. Thränen des Dankes und der Rührung im Auge verließ das junge Mädchen den Raum, den sie noch so schweren Herzens betreten hatte und zwei Stunden später saß sie mit ihrem kleinen Koffer in einem Waggon der Südbahn und fuhr nach einer kleinen Provinzstadt, wo sie eine Verwandte ihrer Mutter mit offnen Armen aufnahm und ihr bischen Armuth mit ihr theilte, bis ein braver Fabriks-Direktor, welcher die Vorzüge des eben so schönen, als braven Mädchens erkannte, der vor Freude Erbebenden Herz und Hand anbot und sie zur glücklichen Gattin, zur allgemein geachteten Frau machte, auf deren Knien jetzt bereits ein liebliches Kind den Eltern zulächelt.

Warum wir das alles erzählt haben? Weil diese einfache Geschichte ein Verdienst hat, nämlich daß, mit Ausnahme der geänderten Orts- und Personen-Namen, Alles — wahr ist. Wir sind zu Ende.

Gedichte

von

Wilhelm Jensen.

1.

Poesie.

Es liegt die Zeit in Fehde
Mit Reim und Poesie,
Ob böslichem Gerede,
Dem sie Gehör verlieh;
Als wären schier zersprungen
Die ächten Saiten all',
Davon uns nur entklungen
Der letzte Wiederhall.

Und wär' es um das Singen
Auch noch so gut bestellt,
Als sei zu ernst'ren Dingen
Berufen heut die Welt;
Als sei dem weisen Sinne
Gesetzt im klugen Ziel,
Zu besserem Gewinne
Dann leichter Töne Spiel.

Und Waffenklang und Streiten
Gesellt sich ihrem Hohn;
Es bebt in Näh' und Weiten
Die Luft von schrillem Ton.
Auf Eisenpfaden rollt es
Und drängt nach Gold und Gut,
Und in den Herzen grollt es
Und sinnt auf Raub und Blut.

Und dennoch läßt verdrängen
Sich nicht die Poesie,
Und ob auch ihren Klängen
Hinfort kein Ohr sich lieh'!
Gleich wie aus stillen Gründen
Die Frühlingsblume sprießt,
So tönt sie auf, zu künden,
Was still ein Herz umschließt.

So quillt aus unsern Tagen
Manch' süßer Laut hervor,
Davon nicht weiß zu sagen
Als Weniger lauschend Ohr;
Gar manches Liedes Weise,
Die spöttisch überschrie'n,
Die wär' zu stolzem Preise
Dereinst emporgedieh'n.

Das wir wollen bewahren
Im Herzen ruhevoll,
Dran uns der Welt Gebahren
Nicht irre machen soll:
Was einmal Freud' und Schmerzen
Mit seinem Hauch verklärt,
Das hat im Menschenherzen
Für immer guten Werth.

2.

Die erste Stunde.

Es ritt aus Münchens Thoren
Der Kaiser, Herr Ludewig;
Er sprach: Wie neu geboren,
Wie glücklich fühl' ich mich:
Die glühenden Alpenstirnen,
Ich schaue sie ohne Begehr,
Zu Welschland's Pfaffen und Dirnen
Verlocken sie mich nicht mehr!

Was soll mir in unerreichter
Glanztäuschung die schimmernde Luft?
Es athmet, ihr Freunde, sich leichter
In deutschem Tannenduft!
Ob ihr da drüben funkelt
In's lachende Blau hinein,
Ich will, eh' der Tag mir dunkelt,
Noch frei und fröhlich sein!

Das ist die erste Stunde
Nach langer Wanderschaft,
Da ich mit durstendem Munde
Einathme belebende Kraft;
Gebändigt liegt mir zu Füßen
Zum erstenmale der Staub,
Zum erstenmale begrüßen
Mich Blumen und Waldeslaub!

Hört ihr durch's Sonnengeflimmer
Das lockende Glockengetön?
O sagt mir, Freunde, war immer,
War immer das Leben so schön?
Ging ich allein denn, ein Blinder,
Hin durch die sehende Welt —?
Geschwinder, ihr Freunde, geschwinder
Hinaus in das blühende Feld!

Er rief's; sein Roß sprang behende
Vorauf an den murmelnden Bach —
Da fielen herab seine Hände,
Sein todtes Haupt fiel nach.
Es glitt sein Herz, zu feiern,
Hinab in den blumigen Grund —
Das war Herrn Ludwigs von Baiern
Erste, glückliche Stund'.

3.

Herbst.

Der Herbstwind rüttelt in den Aesten,
Aus schweren Wolken fällt die Nacht;
Sie treiben rastlos gegen Westen
Herauf — herüber — tolle Jagd!
Die Blätter fallen, und ich zähle
Gedankenlos — umsonst — es fällt
Zu viel im Herbst, daß ich mich quäle,
Und immer dunkler liegt die Welt.

Die Blätter fallen, hier und dorten —
Auch dort hernieder an der Wand
Fliegt es, bedeckt mit hast'gen Worten,
Ein weißes Blatt mit schwarzem Rand.
Glaubst Du, ich könnte Dich vermissen,
Daß Du mir grell den Boden färbst?
Nun liegt es still, vom Sturm zerrissen,
Vom Sturm des Lebens — es ist Herbst.

Was ist es denn, daß Dir die Kunde
Mitunter kommt, daß Einer starb?
Daß wieder Einer aus der Runde
In öder Einsamkeit verdarb?
Was zuckst Du so, wenn Einer wieder
Davonging, deren Glück und Schmerz
Dir lang verscholl wie Jugendlieder —
Was zuckst Du so, Du alternd Herz?

Gedichte

von

Johann Arany.

I.

Aus dem Ungarischen von Ludwig Dóczy.

1.

Frau Agnes.

Ballade.

In dem Bache steht Frau Agnes,
Wäscht des Betttuchs weiße Linnen,
Weißes Linnen, blutig Linnen —
Blutig fließt der Bach von hinnen.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Kinder laufen viel' zusammen:
Was, Frau Agnes, wascht Ihr dorten?
„Schweigt; ich hab' ein Huhn geschlachtet,
Ist mein Linnen blutig worden.“
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Kommen alle Nachbarinnen:
Agnes, Frau, wo ist Dein Gatte?
„Liebste, Beste, weckt mir ihn nicht,
Schläft zu Hause auf der Matte.“
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Und der Heiduck kommt: Frau Agnes,
Folgst mir gleich zu dieser Stunden.
„Liebster, wie doch könnt' ich folgen,
Bis der Fleck da weggeschwunden!"
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Tiefe Nacht im tiefen Kerker,
Kaum ein Strahl, die Nacht zu meistern,
Kerkers Tag ist nur ein Lichtstrahl,
Kerkers Nacht ist voll von Geistern.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Ganze Tage starrt Frau Agnes,
Blickt nach jenem kleinen Strahle,
Nach dem Licht, das kaum ihr füllet,
Kaum Ein Aug' mit Einem Male.
O himmlischer Vater, erbarm Dich

Denn, wie sie sich irgend wendet,
Tanzen Geister Wuthgeberden,
Wär' das schwache Licht nicht, fühlt sie,
Müßte sie von Sinnen werden.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Da jedoch, nach schwerer Weile,
Klirren Schlüssel, schallen Tritte,
Vor Gericht muß Agnes gehen,
Und sie geht, mit Art und Sitte.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Ordnet sorglich ihre Kleider,
Faltet sich das Tuch, das reine,
Glättet sich das Haupt, befürchtend,
Daß es sonst verworren scheine.
O himmlischer Vater, erbarm Dich

Wie sie eintritt, sitzen Greise
Um den grünen Tisch gereihet,
Jeder sieht sie dauernd kommen,
Keiner zürnet, Keiner dräuet.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Agnes, Kind! Wie hast Du großer,
Schwerer Sünde Dich vermessen,
Der die That vollführt, er selber,
Dein Geliebter zeiht Dich dessen.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Er, der Deinen Mann erschlagen,
Wird am Galgen morgen hangen,
Du verdirbst bei Brod und Wasser
Lebenslang in Nacht gefangen.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Ringsum schaut Frau Agnes, sinnend,
Ob ihr nicht die Sinne schwanden?
Fühlt, noch ist sie nicht von Sinnen,
Hat sie doch gehört, verstanden.
O himmlischer Vater, erbarm Dich

Doch was sie von ihrem Gatten
Sagten, klingt ihr so verkehret,
Doch versteht sie, daß man ihr nun
In ihr Haus zu gehen wehret.
O himmlischer Vater, erbarm Dich

Und da weint sie und da schluchzt sie,
Kann den Thränensturz nicht zügeln,
Wie der Thau von Lilien perlet,
Wie die Well' von Schwanenflügeln.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Gnäd'ge Herren, da sei Gott vor,
Mög' mich Eure Gnade schützen,
Hab' zu Hause dringend Arbeit,
Kann nicht hier im Kerker sitzen.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Einen Blutfleck muß ich tilgen,
Blutig worden ist mein Linnen,
Weh, was müßte aus mir werden,
Bliebe da der Blutfleck drinnen.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Wie sie solche Klage hören,
Sehn sich an die würd'gen Greise,
Still ist's: alle Lippen schweigen,
Nur die Blicke stimmen leise.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Geh, du arme Frau, nach Hause,
Wasche rein Dein blutig Linnen,
Geh nach Haus' und gebe Gott Dir
Kraft und Gnade zum Beginnen.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Und im Bache wäscht Frau Agnes,
Wäscht auf's Neu ihr weißes Linnen,
Weißes Linnen, reines Linnen,
Und der Bach fließt klar von hinnen.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Denn wie rein sie's auch gewaschen,
Und ob längst verschwand der Flecken,
Sieht Frau Agnes stets die Blutspur,
Wie in jener Nacht der Schrecken.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Und vom Grau'n bis spät zum Abend,
Watet sie am alten Blocke,
Und im Wasser flirrt ihr Schatten,
Und im Winde ihre Locke.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Und wenn hell in Mondesnächten
Flittern aus dem Bach die Sterne,
Glänzt noch weiß, gemessen schlagend,
Ihre Walke in die Ferne.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Und so geht's von Jahr zu Jahre;
Winters, Sommers, rastend nimmer,
Bläut der Frost die zarten Knien,
Bräunt das Antlitz Sonnenschimmer.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Und das wirre Haar ergrauet,
Ist nicht schwarz, wie Holz von Eben,
Ungestalt durchziehen Furchen,
Ihr Gesicht, so glatt und eben.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

Und im Bache wäscht Frau Agnes,
Wäscht die Fetzen von den Linnen,
Fadenweise fällt es leise,
Und die Welle trägt's von hinnen.
O himmlischer Vater, erbarm Dich!

2.

Rückschau.

Ich hab' gelebt. . . Es heißt zu leben,
Wenn man zuerst geboren ward,
Und dann ein paar Jahrzehnte eben
Durchkämpft nach altgewohnter Art.

Ich hab' gelebt . . . es hat der Nachen
Auch mich geworfen hin und her,
In dem die Amm' den wehrlos schwachen,
Den Säugling aussetzt auf das Meer.

Mir war des ersten Tages Scheinen
Schon wolkenschwer und unbesternt,
Und längst vertraut man mir das Weinen,
Als lachen ich zuerst gelernt.
Nie voll und ganz, nie unverbittert
War Freude, die mir widerfuhr,
Der Jugend Garten war umgittert,
Sah ihn durch Eisenstäbe nur.

Nur zagend griff ich hin und wieder
Nach einer Rose süßem Raub,
Zu spät! Schon vom Berühren nieder
Fiel all der zarte Blüthenstaub.
Dem Fremdling bin ich nachgezogen,
Dem Glücke, das mir unbekannt:
Ich sucht's in Ländern, Lüften, Wogen,
Und mied es, wenn es vor mir stand.

Auf Freiheit richtet' ich die Blicke,
Und meine Ketten trug ich doch,
Aus Furcht, daß um so härter drücke
Im Kampf des Schicksals hartes Joch.
Sowie dem Wild die Kraft entschwindet,
Bevor es je sein Netz zerstückt,
Und wie es kämpfet und sich windet,
Sich fest und fester nur verstrickt.

Auch Träume hatt' ich, hatte Träume . . . .
O meiner jungen Träume Flug . . . !
Zerstoben all' in luft'ge Räume
Wie Nebel in des Windes Zug.
Und jene Schwärmerei — vergangen!
Und jene Phantasien leer!
Und jenes Hoffen, jenes Bangen
Und jene Welt — sie ist nicht mehr!

Als mir zu sterben war gegeben,
War ich zu sterben allzuschwach,
Zu schwach nun bin ich für dies Leben,
Das über mir zusammenbrach.
O, daß es endlich enden würde —
Doch, halte ein! — Noch nicht, noch nicht!
Schwer ist das Leiden, hart die Bürde,
Doch mir erglänzt ein helles Licht.

O sanfter Stern, der nimmer trübe,
Du einz'ger Trost für Erdenpein,
Du bist's, der Freundschaft, bist's, der Liebe,
Holdsel'ger, schöner Mondenschein.
Geleitest Du mich? O geleite
Mich an das Grab — fern ist es kaum,
Und Deinen lichten Schleier breite
Um jenes Todten ew'gen Traum!

II.

Aus dem Ungarischen von Adolf Dux.

Der Hunnenkönig.*)

Vom alten Zeitenbaume gleitet Blatt um Blatt,
Bis unter ihm ein Hügel sich aufgeschichtet hat; —
Ich kam zu jener Stelle, und blieb dort sinnend steh'n,
Da hab' ich dieß, geschrieben auf einem alten Blatt, geseh'n.

Es ging in Keyeháza**) Held Bendeguz schon ein,
Auch Rof des Buda Bruder, ist schon im Todtenhain;
Anjetzo herrscht Buda; als mittlerer der Drei,
Der Söhne seines Vaters, war er im Erbe an der Reih!

Zwischen der Theiß und Donau, auf dem weiten Plan,
An der Zagyva Ufer raget himmelan
Auf einem hohen Hügel König Buda's Zelt,
Ein Haus, gefügt aus Stämmen, von vielen anderen umstellt.

Nicht bedarf der Mauern dieser Stadt zum Schutz,
Nicht mit großen Steinen beut sie Feinden Trutz;
Sie ist ein Nest, das offen zum Ausflug dient der Kraft,
Und nicht der weichen Schwäche die sichre Zufluchtsstätte schafft.

Leicht glaubst Du hier der Feen gar luft'gen Bau zu sehn,
Den wohl der nächste Windhauch von hinnen könnte wehn;
Wie eine Pußtablume, mit Zweigen schmuck im Flor,
So ragt bethürmt und zierlich dieser Bau empor.

Da waltet König Buda, ein friedereicher Hirt,
Das starke Volk der Hunnen mit Sanftmuth er regiert;
Ein gleiches Recht für Jeden er väterlich gewährt,
Ist heiter beim Gelage, doch fromm am Gottesherd.

---

*) Aus dem Epos: Buda halála (Buda's Tod).
**) Begräbnißplatz der Hunnen.

Einst rief er an den Hofhalt die Edlen wohlgethan,
Zu opfern, zu berathen rief er sie heran.
Es sammeln sich in einem goldgeschmückten Zelt
Die Großen und die Weisen, dem Rufe sich gestellt.

Da war sein jüng'rer Bruder, Etzel, der Königssohn,
Und Andre, die umstanden Bendeguzens Thron:
Der greise Szalárd, Bulchu, Torda der Magier,
Szömöre der Mundschenk, und Almos der Opferer.

Im Hintergrunde kauert der fremde Dieterich,
Denn von den Ehrensitzen hält längst er ferne sich;
Er sucht, obwohl geehrt er, in Demuth seinen Gewinn,
Mit huldigendem Lächeln verbergend seinen Sinn.

Wol diese und viel Andre allhier versammelt waren,
Der Hunnenstämme Väter, die Häupter ihrer Schaaren;
Doch Aller Augen sind auf Buda hingewandt,
Der nun mit diesen Worten den Willen gibt bekannt:

„Es sei vor allem Andern der große Gott verehrt,
Der auf dem Kriegswagen über den Wolken fährt,
Der auf die Bösen sendet den flammenbeschwingten Pfeil,
Und der den Guten spendet mit vollen Händen Heil. —

Wer mag noch Rath ersinnen mit Sicherheitsgefühl,
Wenn er alleine thronet auf dem Fürstenpfühl;
Es findet seine Seele vor Sorgen keine Rast,
Er gleicht auf hohem Gipfel dem Baum, vom Sturm erfaßt;

Vermißt wer sich zu sagen: das thu' ich, das ist gut,
Das bringt so mir wie Allen Ehr' und frohen Muth!
Wer hat zum Ziel gelangen jedweden Pfeil gesehn!
Wie leicht kann nicht ein Windhauch ihn aus der Richtung wehn!

Doch Eines ist bewußt mir, das wol bei allen Dingen
Der Menschen hier auf Erden, bewirkt, daß sie gelingen:
Ein weisliches Ermessen! Dies ist das feste Band,
Das streng die Fluth der Thaten im Strombett hält gebannt;

Das Maß ist's, das den Kaufherrn der Güter hohen Werth
Ohn allen Trug und Zweifel mit treuer Wahrheit lehrt;
Mit Maß der Richter sänftigt, die sich gar hart entzwei'n,
So theilt Gewinn und Schaden er zwischen den Partei'n; —

Nur dort mag Friede walten und frohe Einigkeit,
Wo ein Gericht entwaffnet des andern Widerstreit;
Und mischen sich zwei Flüsse, so schäumt zuerst die Fluth,
Dann einen sich die Wasser, es schwindet ihr Uebermuth.

Des Mannes Mannheit preis' ich, der, wenn er ist mein Gast,
Im Essen, Trinken meidet so Uebermaß wie Hast,
Genießt, was ihm nicht schadet, und meidet, was zu viel, —
In Ehren wird erreichen er seines Lebens Ziel. —

Und, Gottes Stimme ist es, was nicht nur jetzt, nicht heut,
Was unaufhörlich mahnet, von jeher mir gebeut,
Entzwei zu theilen weislich meine Königsmacht;
Zur That soll jetzund werden, was ich so lang bedacht.

Wie soll allein ich sitzen bei einem reichen Mahl,
Dem eig'nen Bruder schaffen fort des Entbehrens Qual;
Und spräch' ich Recht als Richter, wär' ich ein Kaufherr heut,
Ich würde sicher fürchten, so zu üben Gerechtigkeit.

Nicht wird dadurch gemindert der Hunnen großes Reich,
Wenn seine Macht getheilt wird in zwei der Hälften gleich;
Es wird der Wipfel breiter, wenn voll der Baum bezweigt,
Obschon des unbezweigten Baumes Wipfel höher reicht.

Darum will ich ergießen die Fülle meiner Macht,
Und meinen Bruder Etzel sehn in Königspracht;
So strömen zweier Wasser Fluthen in gleichem Licht,
So werden zwei Gewichte gebracht in's Gleichgewicht.

Nicht dunkler, wie mich dünket, wird dort der helle Brand,
Wo an der einen Fackel die andere wird entbrannt;
Verliert doch nicht die Flamme durch Theilung ihren Schein,
Es wird das Licht der beiden nur um so heller sein.

Vermag ich auch im Frieden die Menge sanft zu leiten,
Du waltest starken Muthes in Kriegesfährlichkeiten;
Sei Du das Schwert, mein Bruder, ich will der Stab nun sein, —
Gott möge guten Thaten auch guten Lohn verleih'n." —

Nachdem er so gesprochen, da löste Buda ab
Sein starkes Schwert vom Gürtel, das er nun Etzeln gab.
Da wurde seinen Worten von Allen Lob verliehn,
Weil sie dem kühnen Etzel mehr zugethan als ihm.

Karl des Großen Geburt.

Romanzencyklus

von

Hermann Rollett.

Eingang.

Wol habt Ihr manches Märlein
 Vernommen schon im Sang
Von Kaiser Karl dem Großen,
 Das laut in's Herz Euch klang.
Doch hörtet Ihr erschallen
 Im Lied die Kunde schon,
Wie Karol ward geboren?
 Ich sing' es in hallendem Ton. —

I.

Pipin's Werbung.

Das war Pipin, der Kleine,
 Der Sohn des Karl Martell,
Der hatt' wol kurze Beine —
 Doch Augen, groß und hell.
Nach seines Vaters Tode
 Schickt' er den Bruder sein,
Den Karlmann, in's Kloster,
 Und herrschte in Franken allein.

Den Merovinger stieß er
Nach kühnem Sieg vom Thron,
Als Frankenkönig setzte
Auf's Haupt er sich die Kron'.
Und als ihn so beschienen
Des Glückes goldner Strahl,
Da sehnt' er sich im Herzen
Nach einem vieltheuren Gemahl.

Er sandte einen Höfling
Nach Kärlingen sogleich,
Wo hold des Königs Tochter
Erblüht', an Reizen reich.
Die sollt' er für ihn werben,
Erringen Herz und Hand; —
Mit Krönlein, Reif und Spangen
Zog hin er von Freising in's Land.

II.

Die Braut.

Berachta freudig neigte
Das Angesicht, erglüht,
Im Duft der Liebesrose,
Die ihr entgegenblüht.
Sie saß beim Abschiedsmahle
In süßem Sinnen da, —
Mit feuchtem Blick der König
Beim Scheiden auf's Töchterlein sah.

Schon schwindet in der Ferne
Der Heimathberge Blau,
Schon zieht im Frankenlande
Die Braut durch Wald und Au.
Was zuckt ihr da nun schaurig
Vor'm Aug', wie Blitzesstrahl?
Der Werber wild sie fesselt,
Die Aermste, im einsamen Thal.

Es harrt schon dort ein Jäger,
Bereit, für Geld und Gut,
Den Jagdspieß roth zu färben
Mit ihrem reinen Blut.
Es harrt schon dort die Tochter
Des Höflings, tief im Thal,
Statt ihr zu nah'n im Schmucke
Dem König als reizend Gemahl.

III.

Der düstere König.

Pipin im Glanz des Glückes
Auf seinem Throne saß,
Das Schicksal, treu ihm dienend,
Das Kleinste nicht vergaß.
Und doch war oft er düster,
In sich gekehrt und stumm;
Und wenn er still sich fragte, —
Er wußte wohl selbst nicht, warum.

An seiner Seite blühte
Das allerschönste Weib,
Ein Kinderpaar entsproßte
Als Frucht vom üpp'gen Leib.
Und reicher Segen strömte
Ringsum im Frankenland, —
Warum nur oft so einsam
Der König, der düstere, stand?

IV.

Der Königin Tod.

Der Lenz war lind erschienen,
Es grünt und blüht im Hag; —
Was läuten die Trauerglocken
Am schönsten Frühlingstag?
Es liegt auf schwarzer Bahre
Im schwarzbehängten Saal —
An schnellem Tod gestorben —
Des Königs erschlichnes Gemahl.

Die Todtenglocken klangen
Herab vom hohen Dom,
Die bleichen Mönche sangen,
Es quoll der Thränen Strom.
Der Leichenzug er wallte
Zur Königsgruft so still;
Pipin allein nicht weinet,
Kein Thränlein in's Auge ihm will.

Die Kinder schluchzend ringen
Die zarten Hände bang,
Pipin doch ernst nur blicket
In unnennbarem Drang.

Er weiß es nicht zu deuten;
Und — zu entfliehn der Qual —
Zieht täglich, glühen Blickes,
Zur Jagd er in Berg und in Thal.

V.

Auf der Jagd.

Hussah! das ist ein Jagen
Im fernen Forste heut'!
Die muntern Jagdgenossen
Hat rings die Hatz zerstreut.
Manch mächt'ger Petz verendet,
Und Luchs und Ur und Aar; —
Halloh! so froh, wie heute,
Pipin schon lange nicht war!

Doch sieh! da steigt es dräuend
In schwarzen Wolken auf,
Die Windsbraut stürmt hernieder
In rasend wildem Lauf.
Wie Speere zucken Blitze
Im lauten Donnerschlag;
Und sieh'! wer sinkt getroffen,
Daß nimmermehr reden er mag?!

Das ist der alte Sünder,
Der Werber um die Braut,
Der frevelnd seine Tochter
Dem König angetraut.
Nun liegt er da, erschlagen
In schaurigem Gericht; —
Der König flieht in's Forsthaus —
Vom Himmel in Strömen es bricht.

VI.

Die Prophezeiung.

Im Forsthaus fand der König
Das beste Nachtquartier —
Umstrahlt von holden Augen
Im wilden Waldrevier.
Die Jagdgenossen saßen
In lustigem Gelag',
Bei Becherklang erwartend
Den goldig erstehenden Tag.

Doch hört! was war geschehen
Gar still in dieser Nacht?
Nach tobendem Gewitter
Hat Stern an Stern gelacht.
Da war auf's Dach gestiegen
Des Königs Astrolog,
Der Sterne Glanz zu deuten,
Der leuchtend den Himmel durchzog.

Pipin stand ihm zur Seite —
Wie schlug das Herz ihm da,
Als ihm der Deuter kündet,
Was er am Himmel sah —:
„Das Weib, das hold hier waltet
Im Forsthaus, das gebiert
Ein Knäblein, das einst gründen
Ein Weltreich, ein mächtiges, wird."

VII.

Liebesnacht.

Der König steigt zum Stüblein
Der Försterswittwe still,
Kann lang das Wort nicht finden,
Das er ihr sagen will.
Es meiden sich die Blicke
Wol lang in scheuer Flucht; —
Ihm ist, als hätt' gefunden,
Was lang er vergebens gesucht. —

Was weiter sich ereignet
In süßer Liebesnacht, —
Kein Vöglein hat's verrathen,
Vom Kussesklang erwacht.
Ein Knäblein aber brachte
Gar laut es an den Tag,
Daß warm Pipin am Herzen
Dem lieblichsten Weibe wol lag.

An ihrem Finger fand auch
Entzückt er und empört
Den Ring, einst ihr gesendet,
Die nun ihm angehört.
Zu neuem Leben auflebt
Pipin im Glück der Lieb', —
Wie dankt er es dem Himmel,
Was goldig mit Sternen er schrieb!

VIII.

Im Schoosse der Natur

Zum Forsthaus tief im Walde
 Gar oft nun zog Pipin,
Denn — nicht zum Königsschlosse
 Führt' er die Königin.
Was lieblich war geboren
 In tiefer Waldesnacht, —
Er wollt' es nicht verderben
 Durch höfisch Geprunk und durch Pracht.

Er zog in heller Freude
 Zum dunklen Waldrevier;
So herrlich, wie im Walde,
 Schien es ihm nirgend schier.
Er sprach: Wir wollen's halten,
 Wie's war vom Anbeginn, —
Mein Sohn! Du wachs' im Walde!
 So deut' ich's mit freudigem Sinn.

Mein Sohn! die Macht, die waltend
 Mir wies des Glückes Spur,
Sie will, Du sollst gedeihen
 Im Schooße der Natur! —
So ward das Kind geboren
 Und wuchs dem Waldbaum gleich,
Das einst, als Karl der Große,
 Gegründet das mächtige Reich.

Türkische Zustände.

Reiseerinnerungen

von

L. Foglar.

Nichts wäre leichter, als aus den Einhundert Werken europäischer Reiseschriftsteller über türkische Zustände das Hunderteinte zusammenzuschreiben; man brauchte nur wie ein geübter Eklektiker eine Blumenlese zu machen und manchen, die nicht gerne selbst an die Quellen gehen, wäre mit diesem literarischen Essence bouquet vollkommen gedient.

Es handelt sich aber bei vorliegenden Skizzen nicht darum, den Bibliothekenstaub zu vermehren, deshalb verweisen wir den Freund eines gewissenhaften Details auf jene Quellen, wie sie theils in gewöhnlichen Handbüchern, theils in wissenschaftlich gründlichen Werken — wie jenes von Hammer-Purgstall u. A. rinnen und beschränken uns auf dasjenige, was uns an jedem neuen Reisebericht wesentlich interessirt: persönliche Eindrücke, eigene Anschauung, Selbsterlebtes. —

Fondo! schallte die mächtige Stentorstimme des Capitains, als der Lloyddampfer „Lucifer" am „goldenen Horn" anlief — und der Anker rollte klirrend nieder.

Es ist 7 Uhr Morgens, im rosigen Duft der Septemberfrühe prangt die volle üppig blühende Meeresrose, Constantinopel genannt. Du zitterst vor Begier ans Land zu treten, um Dich zu überzeugen, daß es kein bloßes Traumbild sei, was „Dich lockt, Dir winkt", — daß die feenhafte Stadt mit ihren zahllosen zierlichen Minareten und glänzenden Kuppeln auf Moscheen und Grabmälern, mit ihren Flotten und Palastreihen, mit ihren Häusermassen, Burgen, Thürmen, Brücken und Gärten in Wahrheit vor Dir liege, bereit, Dich mit offenen Armen aufzunehmen.

Mit dem ersten Morgengrauen, nein längst früher, noch in heller Mondnacht warst Du auf dem Verdeck, um ja den Moment der Einfahrt in den thrazischen Bosporus nicht zu versäumen, drei Stunden lang schwelgtest Du in dem entzückenden Anblick des schönsten Meerkanales

der Welt. Du hast Dich daran berauscht, hast alle Zauber seiner reizenden Gestade mit schmachtender Seele eingetrunken, vom bewegten Bilde des Kommens und Gehens der Dampfer und Segler am Serai-Burnu, der Pforte des schwarzen Meeres, von den Strandbatterien des Fanars und den euganäischem Symplegaden, die Glanzpunkte Rumili-Hißar, Therapia und Bujukdere vorüber, bis Beschiktasch, Top-Hana und den geheimnißvollen Mädchenthurm; Du bist sanft gleitend dahingeschwebt auf klaren Wellen unter sonnig klarem Himmel, zwischen zwei Welttheilen, jedes Oertchen, jeder Platz, jeder Stein fast, der aus den Wogen ragt, jeder Platanen- und Cypressenhain hat seine eigene Geschichte. Hier lagerte der fromme Gottfried von Bouillon mit seinem Kreuzfahrerheere, dort schlug Darius seine Schiffbrücke über den thrazischen Bosporus, — sein Baumeister hieß Mandrokles aus Samos — 700.000 Perser gingen über dieselbe den Scythen entgegen; hier schwamm die verfolgte Io, in eine Kuh verwandelt, nach dem asiatischen Ufer hinüber, dort landete Medea als sie mit Jason aus Kolchis heimkam — u. s. w. — kurz Geschichte und Sage reichen sich hier die Hände, die eine senkt ihren ehernen Griffel in das uralte Gestein des Heiden- und Christenthums, die andere hegt die blaue Blume der Romantik und Poesie und webt in lauen Mondnächten die köstlichen Märchen der „Tausend und einen Nacht!“

All' das Geschaute lebt und webt in Dir und Du beneidest die Möve um ihre Schwingen, denn jetzt könntest Du ans Land fliegen. Schon ist Pratika genommen, den Dampfer umwimmelt ein Schwarm von Kaïks aller Art, die Treppe wird niedergelassen und eine tolle Meute von Bootsleuten und Lastträgern stürmt auf's Verdeck, um Dich zu lehren, Dich selbst zu bestimmen, Dich geltend zu machen, eine Lektion, welche Dir in dieser Stadt täglich, stündlich wiederholt wird und es schadet auch gar nicht, wenn Du sie für's Leben Dir einprägst.

Du mußt Dein Reisegepäck erst sorglich bewachen und weil es trotzdem wiederholt attakirt wird, es aus den Händen um den Vortritt streitender Lastträger zu erobern trachten. Hast Du diesen Kampf glücklich ausgefochten und folgst den voraneilenden Cyclopen in das schwankende Boot — so bitte die Götter, daß nicht ein oder das andere Stück Deiner Effecten unter dem Tumult und Drängen ins Meer geworfen werde — es wäre unrettbar verloren — im Boot selbst aber, wenn es Dir gelang Dich darin endlich festzusetzen, hast Du Dich gegen die Zudringlichkeit der Emissäre verschiedener Hotels zu wehren, welche Dir die Karten ihrer Herren unter die Nase halten und Dir die Entscheidung schwer genug machen. Laß Dich nicht verlocken von den pomphaften Namen: Hôtel d'Europe, d'Orient, d'Angleterre 2c., sondern lasse Dich hinaufgeleiten in das stillere Pera, Rue Dervisch, dort wirst Du in dem deutschen Gasthof „Stadt Wien“ für 6—8 Frcs. (anstatt 12 bis 15 per Tag) ganz anständig bequartirt und verköstiget.

Allein so gut soll es Dir noch nicht werden. Wir landen an der Douane von Galata, Mautoffizianten im schlotterigen blauen Tuchrock

und mit rothem Feß am Kopf umringen Dich, Du mußt Deine Koffer und Reisetaschen öffnen, denn Alles wird durchsucht. Wohl Dir, wenn Du nichts als Kleider und Wäsche mitführst, denn jeder einigermaßen ungewöhnliche Gegenstand erregt die verdächtigende Aufmerksamkeit dieser spürwüthigen Meute und bringt Dich um Zeit, Geld, Geduld und Stimmung. L. A. Frankl hatte dort sein „Abenteuer mit einem Schädel", mir blühte ein Seitenstück dazu mit demselben Reisewerke: „Nach Jerusalem", worin Freund Frankl besagte Mautgeschichte erzählt.

Ich hatte den willkommenen Auftrag übernommen, eine Anzahl deutscher und hebräischer Exemplare jenes Werkes zur Vertheilung an Freunde und Gemeinden auf dem Wege durch die Levante mitzuführen. Die Bücher waren in eine Kiste besonders verpackt. Der inspizirende Beamte nahm das Frachtstück, als der Inhalt ihm gedolmetscht war, sogleich bei Seite in Verwahrung und ließ mir bedeuten, das könne erst morgen abgeholt werden und ich müsse persönlich bei der Eröffnung des Collo erscheinen; 4 bis 6 Individuen waren dabei eine Stunde lang angestrengt, um diesen Beschluß zur Reife zu bringen.

Zeit ist überhaupt kein Gegenstand in der Türkei, das Wort „time is money" wird hier nur parodirt; zu den nichtsnutzigsten Resultaten wird eine Summe von Stunden verschwendet, in denen der Culturmensch ganze Bauten von Stoff oder Gedanken aufführt. Hier erst begreift man, wie es möglich ist, daß der Türke zur Bereitung einer seiner Lieblingsspeisen, Ghort genannt, 24 Stunden braucht und jeden einzelnen Gährungsproceß dabei ruhig abwartet.

Das Mautamt in Galata steht unter der „hohen Pforte", dem Regierungsmittelpunkt von Stambul; das Gebäude dafür, zu welchem man sich zwischen einer Horde türkischer Lastträger (Hamals), griechischer Gauner und maltesischer Banditen durchschlagen muß, steht unfern des s. g. Quais am Landungsplatze und kündet sich nicht so sehr durch Rosenöl- und Droghenduft, als durch eine mephitische Fisch-, Gurken- und Knoblauch-Atmosphäre an, ein Produkt seiner aus zerlumptem Gesindel bestehenden Umgebung. Der Bau gleicht etwa einem jener vielen Hane (Khan) oder kasernartigen, für die fremden Kaufleute ausgestatteten Waren-Magazine mit Wohnzimmern, deren es in Stambul viele gibt. Man schreitet durch mehrere Hofräume und gedeckte Hallen, deren Wände tiefdunkel berußt, deren Boden ungedielt, hügelig, deren Raumabtheilungen mit chaotisch durcheinander geworfenen Waarenballen und Kisten angefüllt sind. Als ich um 9 Uhr am andern Morgen dort ankam, war natürlich meine Bücherkiste verschwunden und es bedurfte lebhafter und durch Bakschisch nachdrücklich unterstützter Verhandlungen, bis dieses Collo wieder aufgefunden wurde. Man trug sothanes Objekt aus dem Magazine in die Manipulationshalle. Da sitzen auf einer rings um die Wände laufenden 3' hohen Holzgalerie die Herren Beamten, Tschibuk rauchend, auf breiten Divans mit unterschlagenen Beinen. Zuweilen bringen sie ein Blatt Papier oder eine Schreibtafel an das tiefsinnige Antlitz und brüten über die heiligen Zeichen. Es handelte sich nun darum, unter ihnen jene Funktionäre ausfindig zu machen, welche zur

Erledigung eines so geheimnißvollen Gutes, wie die Bücherkiste, nöthig sind: der Magazinsdirektor, der Waarenbeschauer, der Büchercensor.

Herr B., Kaufmann aus Pera, hatte mir einen seiner gewandtesten Commis beigegeben, um mir als Dolmetsch bei dieser diplomatischen Verhandlung zu dienen, und der Geschicklichkeit jenes jungen Mannes gelang es, mich und mein Collo durch die Klippen und Untiefen einer türkischen Amtshandlung durchzubugsiren. Schon nach drei Stunden war das Werk soweit gediehen, daß die Kiste geöffnet werden durfte. Ein Paar Hamals trugen sie durch die von Gedränge, Lärm und Tumult erdröhnenden Hallen in einen verschlossenen niedrigen Kerkerwinkel, dessen einziges kleines Fenster mit Papier verklebt war. Schmutz, Bauart und Atmosphäre ließen auf einen Ziegenstall schließen, nichtsdestoweniger war dieses Tabernakel das Amtskabinet des Herrn Censors. Dieser befahl nun, daß die Kiste erbrochen werde und beorderte dazu 2 Hamals, die unter Assistenz von 2 Amtsadjunkten, mir und meinem Dolmetsch das Geschäft mit jener feierlichen Langsamkeit verrichteten, welche an die Mysterien des Priesterdienstes der Alten erinnerte. Der unvergleichliche Humor, womit mein junger Begleiter die osmanischen Würdenträger haranguirte — er übersetzte mir jede Rede und Gegenrede — half mir vortrefflich über die sonst bleiern langweilige Situation in diesem unausstehlichen Käfig hinweg. Aber meine Ungeduld war dennoch nicht völlig zu übertäuben; denn draußen blühte der blaueste Sonnentag über Land und Meer — welche kostbaren Stunden vergeudeten wir in diesem Dachsbau!

Endlich war die Kiste geöffnet, die Bücher-Pakete wurden enthüllt und drei befeßte Osmanenköpfe versenkten sich mit ernst prüfenden Mienen in die Exemplare. Die gelehrten Thebaner verstanden aber weder deutsch noch hebräisch — und darum wurde die Sache immer schwieriger und bedenklicher — sie hielten eine lange Berathung, welche damit schloß, daß sie sich zu keinem Beschlusse ermächtigt hielten, sondern eine Deputation an den präsidirenden Pascha abrichteten, welcher die Entscheidung fällen solle. Sie nahmen ein Paar Exemplare und schickten sie zur Vorlage an den Pascha in einem Nebenflügel des Gebäudes.

Indessen hatten wir Anderen Zeit, um Betrachtungen über die Integrität der Türkei und ihrer Kultur-Popanze anzustellen. Die Deputation kehrte mit dem Bescheid zurück, über dieses Objekt könne eigentlich nur die „hohe Pforte“ in Stambul entscheiden. Es handelte sich nämlich darum, ob

1. diese Bücher überhaupt zulässig seien und

2. welcher Zollsatz für ihren Eintritt in's Land zu berechnen wäre; ad Nr. 1 konnte der gute Pascha freilich Nichts entscheiden, weil er den Inhalt nicht verstand; ad Nr. 2 war ihm darum zu thun, eine willkürliche Summe zu diktiren. Das war eigentlich des Pudels Kern. Nach den bisherigen Genüssen und Erfahrungen hatte ich wenig Lust, die Amtslokalitäten der „hohen Pforte“ kennen zu lernen, wozu überdies mit Hin- und Rückfahrt leicht ein halber Tag erforderlich gewesen wäre und schon war Mittag vorüber. Ich ersuchte demnach um eine Audienz

beim Pascha, hoffend schneller an's Ziel zu gelangen, oder doch eine originelle Bekanntschaft zu machen. Sie ward gewährt. Ich ging mit Censor und Dolmetsch eine wüste Halle empor, dann über eine Holztreppe und Galerie einem mit hohen Fenstern und Vorhängen versehenem Verschlage zu. Vor der Thüre desselben standen ein Dutzend Paare von Ueberschuhen, es befanden sich also ebenso viele Türken inwendig, die Denkmale ihres Respekts gähnten uns an. Wir traten ein. Der Pascha, ein junger und sehr hübscher Mann, abgesehen vom Feß, europäisch gekleidet, halbliegend auf elegantem Divan, vor sich ein Taburet mit Tschibuk und Kaffeetassen, umgeben von demüthig Harrenden, empfing uns und ließ sich das Anliegen vortragen. Den türkischen Gruß meines Begleiters, die Handbewegung zu Brust und Kopf erwiderte er nicht, sondern nahm ein Blatt Papier und notirte Zahlen. Ich redete ihn dann französisch an, was er im reinsten Idiom beantwortete, sich aber sofort auf seine Umgebung besann und die weitere Verhandlung türkisch führte.

„Was behandeln diese Bücher?“ frug er.

„Weltgeschichten“ versetzte der sarkastische Dolmetsch.

„Aber welcher Art?“

„Solche, die Du, o Pascha, nicht verstehen kannst, also auch Dein Volk nicht.“

„Was soll damit vorgenommen werden?“

„Es sind Geschenke an Freunde, keine Waare zum Verkauf.“

„So geht und bezahlt den Zoll nach dem Gewicht!“

Mit diesem Ausdruck der höchsten Geringschätzung war mir der Erlag von 25 Piastern, etwa 3 fl. ö. W., diktirt, obwohl von Rechtswegen gar Nichts zu bezahlen kam, und die Audienz war zu Ende. Der Censor führte uns zurück, empfing das Geld, stempelte die Bücher mit dem Amtssiegel, zum Beweise, daß wir 6 Tagesstunden todtgeschlagen hatten. Aber dürfen wir Kulturmenschen denn über solche türkische Absurda uns lustig machen? Wer schaudert nicht bei dem Gedanken an eine Amtsprozedur in — oder in — oder in — jeder redliche Deutsche fülle den Namen selbst aus.

Während der Hamal meine theuere Last nach Hause schleppt, betrachten wir diese abnorme Species von Trägern einen Augenblick. Nebst ihrer stets gleichen Munterkeit und der fast adamitischen Dürftigkeit der Bekleidung, ist es die unglaubliche Ausdauer, mit welcher diese Leute die riesigsten Lasten auf dem Rücken, den sie nur mit einer ledernen Unterlage schützen, die halsbrecherischen Wege Berg auf und ab tragen, wie Dante in der Hölle. Jene von Pera sind fast durchwegs Armenier und sehen sehr zivilisirt aus, bilden eine Art Innung unter sich mit einem Oberhaupte, bei welchem jedes Individuum eingetragen wird. Aus den Monatsbeiträgen der Einzelnen haben sie einen gemeinschaftlichen Fonds gegründet, welcher die Kranken und Invaliden unterstützt. Diese Hamals sind zugleich die Bewacher der nächtlichen Sicherheit, denn die meisten schlafen in den Läden und Magazinen der Hauptgassen, um Einbrüche zu verhüten. Anvertrautes Gut ist dem Hamal durchaus heilig und unverletzlich, man kann es ihm blindlings überlassen. Das

hindert aber nicht sich Aufgefundenes anzueignen. In müßigen Stunden vergnügt er sich mit einer primitiven Gattung Schalmei.

Die Straßen in Constantinopel, selten mehr als 10 Schritte breit und oft so schmal, daß man sich, um nicht zerquetscht zu werden, an die Wand drücken oder unter eine Ladenthür flüchten muß, haben mich immer an den Styl des übergeistreichen Bogumil Golz gemahnt, so fremdartig beklemmend, so holprig und ermüdend, so ambraduftig und mephitisch zugleich. Auch darin jenem Autor ähnlich, daß man, umherwandelnd wie in einer freien Redoute aller möglichen und unmöglichen Gestalten und Kostüme, ein verwirrendes Babel aller bekannten und unbekannten Sprachen um sich verbrausen hört. Es ist die absoluteste Anarchie der geselligen Ordnung und des freien Verkehrs, ein Labyrinth, worin sich Jeder unbekümmert um den Andern zurechtfinden muß, ein Knoten, der sich unaufhörlich verschlingt und entwirrt, ein permanentes Tagstheater, eine riesengroße Opernvorstellung, worin Jeder und Jede, Mensch und Thier, Schauspieler und Zuseher zugleich sind, eine Völkerwanderung mit Sack und Pack von einer Stadt in die andere hinüber, ein meilenweites Feldlager, eine Industrie- und Landesprodukten-Ausstellung, ein wandelnder Markt, ein friedliches Chaos, das wundersamste riesigste Tollhaus der Welt, die reizendste Hölle, die blühende Wange auf dem welken Antlitz der Erde — das ist Constantinopel!

Die Laden und Werkstätten in den Verkehrstraßen sind tagüber ganz offen, ohne Thüren und Fenster, Nachts verbrettert. Auf dem erhöhten Fußboden steht ein Ladentisch, hinter welchem mit unterschlagenen Beinen behaglich rauchend der Verkäufer auf Matten oder Teppichen sitzt. Ab und zu stellt man auch einen Theil der Waren auf die Straße, die steigend oder abfallend, drei- bis vierfach gekreuzt, dem Verkehre der Menschen, Wagen und Thiere alle möglichen Hindernisse darbietet. Man denke sich in diese engen Kanäle den Verkehr von mehr als einer Million Menschen gepreßt, die Arabas mit ihren nebenlaufenden Kutschern, die Esel mit beiderseits abstehenden Körben, die Pferde und Maulthiere mit nachschleppenden Bauhölzern, die Lastträger mit breiten Gebirgen auf dem Rücken, dazu das betäubende Geschrei und Gesumme in unerhörten Idiomen, das Gedränge und Gewühle an den Knotenpunkten, der unaussprechliche Schmutz und die Unebenheit der grubenreichen und mit Hunden angefüllten Gassen und man wird begreifen, daß es eine lange Uebung und Kunstfertigkeit erfordert, um dort mit Nutzen und Umschau zu flaniren, und es gibt soviel des Neuen zu sehen: hier eine Straßen-Auction, dort einen Friedhof mitten zwischen Wohnhäusern; hier türkische Offiziere mit Handkörben, Obst- und Geflügelverkäufer, Derwische, Krimtataren, sirische Flüchtlinge nnd Neger, dort verschleierte Frauen in plumpen Wagenkasten (Arabas) mit nachreitenden Eunuchen; hier offene Barbierstuben mit kahlköpfigen Gästen, dort Mönche vom Berge Athos und die am Landungsplatze begonnene Razzia der verschiedenen Industriellen auf die Fremden wird in den Straßen fortgesetzt.

Trotz alle dem findet man sich mit einigem guten Willen wunderbar zurecht, eben weil man so ganz nur auf sich gestellt ist und Jeder vom

Andern Nichts erwartet. Auch ist der Türke selbst höflich, in der Sache, und nie vordrängend, er ist ferner geduldig, nie pressirt, und durch ein angebornes Schicklichkeitsgefühl vor dem Preisgeben gewisser Menschlichkeiten bewahrt, welche in unseren Metropolen der Civilisation stündlich und allenthalben vorkommen.

Warst du zu Schiff noch landschaftlich bezaubert, so hat in den Straßen schon die Reihe der Enttäuschungen begonnen. Was du für Häuser hieltest, sind bei näherer Betrachtung meistens Schoppen, Hütten, Baracken, Pappwände, Mausefallen, buntbemalt, räucherig, baufällig, elend, schmutzig, morsch, einseitig, offen für Wind und Wetter — wie sie Decamps und auch Al. Schönn so richtig gemalt hat.

Die kleineren Moscheen sind dumpfe Gefängnisse mit schönen Kuppeln, die Minarete, weißgetünchte runde Schornsteine, die primitiven Kraftgestalten der orientalischen Menschheit, zumeist Mumien, Bettler, Banditen und Gespenster, und zu welchem Grade von Häßlichkeit die edle Gestalt des Herrn der Schöpfung entarten kann, das erkennst du erst aus den Alten beiderlei Geschlechts, welche dir in Stambul begegnen und dich geradezu mit Entsetzen erfüllen. Namentlich sind die alten Weiber, in weite, bunte, durchlöcherte, oder bei Reichen mit Goldflitter durchschossene Tücher gewickelt, von einer grauenerregenden, unheimlich phantastischen Häßlichkeit. Es wird aber dem Alter, dem Elend und der Armuth im Volke mit Schonung und Rücksicht begegnet und das Abweisen eines Bettlers kommt selten vor.

Auch ist der Arme mit Wenigem zufrieden, ja, die Genügsamkeit sogar des wohlhabenderen Türken ist beinahe fabelhaft. Er steht mit der Sonne auf, verrichtet sein Morgengebet, arbeitet ein wenig in seiner offenen Werkstatt oder betrachtet die Arbeit seiner Gehilfen, schaut wohl auch dem Nachbar zu oder bläst seine Nargilehwolken in die Straßenscene, genießt ein einfaches Mahl (Reis, Zwiebel, Eier, Oliven &c.) mit Wasser oder Scherbet, besucht dann seine Caféstube und geht wieder mit der Sonne zur Ruhe. Am Freitag nimmt er ein Bad, geht in die Moschee oder sieht seine Freunde, und damit ist der Kreis seiner Ansprüche geschlossen. Daß mit dieser Abwesenheit aller und jeder Kulturbedürfnisse auch die Entwicklung und Fortbildung einer Nation aufgehört hat, liegt auf der Hand, und darum sehen sich die Eingeborenen von den Fremden allenthalben überflügelt, sind jedoch zu träge und indolent, um es ihren fleißigen Rivalen gleichzuthun und mit ihren Erzeugnissen zu konkurriren.

Das redendste Beispiel jener Original-türkischen Indolenz liefert ein Gang über „Jeni Köprü“, die große hölzerne Pontonsbrücke — die riesigste, aber leider nicht schönste in ihrer Art — die von Galata über das „goldene Horn“ nach der Türkenstadt (Stambul, officiell Constantinopel) führt und auf der man 1/4 Piaster Wegzoll erlegt. Zur Erleichterung der Zolleinnehmer und zur Beförderung und Ordnung des daselbst stattfindenden massenhaften Verkehres müßte hier augenscheinlich auf jedem Ufer nur die eine Seite der durch Geländer abgetheilten Brücke den Neuankommenden offen stehen, die entgegengesetzte aber für die Passanten

frei bleiben. Weit entfernt. Alles kommt und geht auf Fußweg und Fahrstraße im bunten Knäuel durcheinander — Wagen, Menschen, Lastthiere, Hunde, wild und tobend, geschoben und schiebend und drängend auf dem holperigen ausgefahrenen und ausgetretenen Balkenwege, der noch überdies durch Ausrufer und Verkäufer mit ihren vasten Lastkörben und Ständen verengert wird; hier zu passiren ist ein Hochgenuß für Turner, Kirchthurmrenner, Boxer, Raufbolde und Gauner — aber auch für Solche, die, wie ich, geradezu gerne sich in das üppigste Gewühle des ungeschmückten Volkslebens stürzen.

Diese Brücke ist der Anlandeplatz der 2—3 Dutzend Localdampfer, welche die Verbindung der Hauptstadt mit Skutari, dem Bosporus und den Prinzeninseln besorgen. Diese Schiffe legen hart an den vorspringenden Balken der Brücke bei, ein schmaler, geländerloser Steg verbindet diese mit dem Verdeck und ein Paar Kavassen schmeicheln sich, dem Andrang zu steuern und ein Unglück zu verhüten. Aber ganze Scharen von Menschen drängen auf jenen Steg los, sobald das Dampfboot anlegt — denn diese Schiffe werden stets gerne benützt und sind auch stündlich überfüllt — das Verdeck wird im Sturm genommen, Jeder will sich ein Strohbänklein unter dem Schattenzelte erobern und die Balken stöhnen unter der Last der Menschen.

Vor mir fiel ein greiser Türke ins Meer, Turban und Kaftan erhielten ihn eine Sekunde über dem Wasser — aber wäre nicht eben ein Schiffszimmermann an dem unteren Ponton beschäftigt gewesen, der ihn herauszog, so mußte er ohne Weiteres ertrinken. Nicht die geringste Veranstaltung ist gegen solche täglich vorkommende Fälle getroffen. Es war seine Bestimmung! heißt es — Allah ist groß — und Mohamet sein Prophet.

Die zuschauenden Türken auf der Brücke blieben starr und regungslos, keine Hand rührte sich, und als der Gerettete in der Mittagssonne mitten auf der Brücke saß, um sein Gewand trocknen zu lassen, dankte Niemand dem Retter — es war auch seine Bestimmung — zu retten!

Wer sagt uns nun aber, welches von den vielen brausenden, qualmenden, pfeifenden Dampfbooten nach Skutari geht, welches nach dem Bosporus, den Prinzeninseln? Zu welchen Stunden sie dahin abfahren? Zu welchen Preisen?

Man sieht keine Kundmachung, es gibt keine Tarife, keine Wegweiser — Alles das, lieber Leser, mußt Du hübsch erfragen, oft und viel und gründlich fragen, in der Landessprache fragen oder durch den Dragoman erforschen lassen, denn das ändert sich öfter — Ordnung, Regelmäßigkeit, Verlaß stehen eben nicht im Wörterbuche der unverbesserlichen türkischen Wirthschaft. — Es ist überall dieselbe patriarchalische Einfalt, dieselbe fatalistische Ergebung, dieselbe Verachtung der Civilisation — wie das der alte Spruch ausdrückt: „aut viribus diffidunt, aut laborem fugiunt“ (sie mißtrauen ihren Kräften oder scheuen die Mühe). Das Wort „Agonie“ ist mit flammenden Lettern allen Zuständen und Individuen dieses stumpfen Volkes aufgedrückt — Mangel an Nationalgefühl, gänzliche Entblößung von aller Würde sind die Resultate

eines tausendjährigen entwicklungsbaren Stillestands, einer verknöcherten Despotie, eines blind ortodoxen religiösen Fanatismus.

Das Land der Zauber, das Paradies der Houris, der klassische Boden der „tausend und einen Nacht" mußte somit werden, was er ward, der Hort des Aberglaubens, der Unwissenheit, des Müßigganges. Otium — aber sine dignitate!

Nicht jenes poetischen Müßigganges, den Hafis und Mirza Shaffy so köstlich besingen, sondern jenes halbthierischen Vegetirens, jenes Pflanzendaseins, das wir nur den Bewohnern der äußersten Erdpole zu Gute halten.

Man sieht, hört oder liest fast jede Woche von einer Feuersbrunst in Constantinopel, aber immer noch bleibt es bei denselben kümmerlichen Löschanstalten, immer wieder rückt man in der steinreichsten Region eine Holzbarake, Haus genannt, an die andere nnd immerfort bedient man sich zum häuslichen Feuerbedarf der kleinen Kohlenpfanne, und der ewig rauchende und auf der Strohmatte hockende Türke behandelt die Glut und Flamme mit einer Sorglosigkeit, die stupid genannt werden muß.

Der Seraskierthurm in Stambul, dieses Adlernest mit dem jeder Beschreibung trotzbietenden schönsten Wunderpanorama der Welt und der nicht minder günstig postirte Thurm in Galata sind die Standorte der Feuerwache, welche am Tage mittelst einer Fahne, Nachts durch Laternen signalisirt. Ein Kanonenschuß verbreitet die Feuerkunde durch die Stadt, die Wasserträger unter dem unheimlichen Geschrei: hiangin jar! stürzen durch die aufgeregten Gassen, desgleichen Pompiers, Kavassen, Soldaten. Allein jeder Einzelne mehrt nur die Verwirrung, der beengte Raum gestattet keine zweckmäßige Entfaltung der Rettungsmittel, das Wasser ist nicht zureichend und Viele, die helfen könnten, denken, es ist so Bestimmung.

Im Hofraume des alten Derwischklosters zu Pera steht der riesige Torso einer uralten Platane. Die letzte Feuersbrunst hat sie bis auf einen 10 Fuß hohen Stumpf verzehrt, dieser Rest ist nun über und über mit einem dichten schützenden Kleide von Immergrün bewachsen — ein mahnendes Denkmal barbarischer Indolenz — aber das neue Tekké (Moschee der Derwische) ist wiederum aus gut getrocknetem Brennmateriale aufgeführt.

Daß der Oberderwisch während des Klosterbrandes auf dem Teppiche ruhend behaglich sein Tschibuk rauchte und sich allmälig weiter fortrücken ließ, je mehr die Flamme um sich griff — ist keine satirische Erfindung. Es fällt Niemandem ein, die Häuser neben dem Brande niederzureißen, sondern die Bewohner schleppen ihren Kram heraus und lassen ihr Troja brennen.

Dieselbe Barbarei, welche den mit edelsten Kunstwerken einst übersäeten Hypodrom zu einem unscheinbaren Gemeindeplatz entwürdigte, hat auch die berühmte Aja Sofia (Tempel der göttlichen Weisheit), den Prachtbau, durch den Salomo an Pracht, wenn auch nicht an Weisheit besiegt werden sollte, möglichst verstümmelt. Die älteste Kathedrale der Hauptstadt, von Constantin 325 n. Chr. erbaut, 420 n. Chr. von

Justinian nach ihrem Einsturze wieder hergestellt, ein St. Markus-Dom im größten Maßstabe, überrascht uns dieses herrliche Denkmal byzantinischer Baukunst noch heute durch seine ebenso imposanten als edlen Proportionen, durch seine ebenso kühne als prachtvolle Kuppel, durch seine vollendet schönen Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel zu Baalbek, durch seine mit Goldmosaikbildern bedeckten Wände — allein die Verwandlung der Kathedrale in eine osmanische Moschee hat alles Ebenmaß aufgehoben, die architektonische Schönheit zerstört und den Tempelraum der Statuen beraubt, die ihn zu einer Kunsthalle weihten; der jeder plastischen Kunst feindliche Sinn der Türken hat nur die Wandmosaikbilder der 4 Cherubine in den Ecken belassen, aber deren Köpfe verklebt. Dafür sind riesige Holzscheiben, mit Koransprüchen und Goldlettern geschmacklos suffittenartig aufgehangen. Eine hölzerne Predigerkanzel verunziert ganz unsymmetrisch den weihevollen Mittelraum, zwei Fahnen zu beiden Seiten dieses Mimber bedeuten den Sieg über Juden- und Christenthum. Auch steigt der Freitagsredner mit einem Schwerte auf die Kanzel, zur Erinnerung an Mohumed II.. der als Eroberer in die Kirche ritt und rief: es ist kein Gott als Gott und Mohamet sein Prophet!

Hagia Sofia muß aber nichtsdestoweniger gesehen werden, um empfunden werden zu können. Ueber die Schwelle des Gebäudes tretend befinden wir uns in einem bedeckten Gange, dessen riesige granitne Säulen halb in die Mauern der Kirche selbst eingebaut sind. Der Flur ist mit Schilf-Matten belegt und farbige Lampen, welche in Gewinden von dem hohen Gewölbe herabhängen, sind dazu bestimmt, um während des Gottesdienstes (hohes Gebet) ihr volles Licht auf die Gläubigen auszugießen. In den Winkeln neben den Säulen hocken Bettler, die metallene Teller darreichen, um die Para's der Mitleidigen zu empfangen, indeß müßige Andächtige ab und zu wandeln oder in Gruppen auf den Matten kauern. Gegenüber der Kanzel steht der kaiserliche Betstuhl aus vergoldetem Holzwerk, wie überhaupt Alles, was die Türken dem wundervollen Bau angeklebt haben, aus sehr vergänglichem Materiale gefertigt ist.

Eine offene Eingangsgalerie z. B. enthält eine Reihe von riesigen sehr ungleichen hölzernen Kasten mit schweren Vorhängschlössern. Diese Kasten sind mit Kostbarkeiten in Gold, Silber und Juwelen angefüllt, Dinge von unermeßlichem Werthe mitunter; sie sind das Eigenthum von Privatleuten, die im Falle von Reisen, Wallfahrten oder bei sonstigem Anlaß ihr Bestes hier verwahren lassen.

Eigene Behörden übernehmen diese Güter unter Siegel und Schloß, sie bleiben unberührt in dieser sicheren Niederlage und noch keine nationale Bewegung hat sich an diesem heiligen Eigenthume vergriffen, das nur gegen die richtigen Dokumente der Eigner oder seiner Erben zurückgestellt wird.

Diese Aufbewahrung geschieht gänzlich unentgeltlich und liefert ein merkwürdiges Beispiel türkischer Zuverlässigkeit in persönlichen Angelegenheiten.

Die Moschee Achmet ist das nächste Object, dem wir uns zuwenden.

Eine herrliche Flucht von Treppen führt zum Haupteingang empor, man steckt seine Füße in bereit gehaltene Pantoffel oder zieht seine Schuhe aus und tritt in den Tempel. Weniger groß als St. Sofia macht diese Moschee doch den Eindruck des ehrfurchtgebietenden Erhabenen.

Vier hochstrebende Marmorpfeiler 5—6′ im Umfange tragen die Kuppel und sind mit Lampengewinden bis zur äußersten Spitze umgeben.

Auch hier ist der Fußboden mit Matten und Teppichen belegt und solche Stoffe sind auch auf den Särgen der Grabgewölbe hingebreitet, die kostbarsten Shawls prangen da nutzlos im Staube, jedes Jahr wird ein neuer dazu gethan von den frommen Hinterbliebenen, so daß ein Leichensaal das Ansehen einer Manufaktur-Niederlage gewinnt.

Man mag sich wohl hüten, hier so wie in anderen öffentlichen Gebäuden etwas zu berühren, dem Moslim erscheint jede derlei Annäherung des Giaurs wie eine Entweihung.

Beispielsweise erwähne ich hier des Umstandes, weil er fast jedesmal irgendwie dem Fremden in Erinnerung gebracht wird und nicht immer auf die sanfteste Weise.

So ließ ich mich im Thronsaale des alten Serais verleiten, auf einem purpurbedeckten Lehnstuhle niederzusitzen, um die Herrlichkeiten seiner orientalischen Majestät mit weniger Anstrengung zu bewundern.

Sofort stürzren zwei baumlange schwarze Eunuchen auf mich los und hoben mich mit grimmigen Geberden hinweg. Wäre ich allein ihnen gegenüber gewesen, sie hätten mir wohl den kürzesten Proceß gemacht.

Also dulde, stehe — und schweige!

Die übrigen Moscheen gleichen sich alle. Diese Mausoleen tragen stets denselben Typus. Ein türkischer Tempel entbehrt ganz des idealen Styls, der Poesie der Baukunst, wodurch unsere Dome so innig wirken.

Sie erzeugen keine höhere Stimmung, keine weihevolle Ahnung und man begreift nicht, warum man beim Eintritte Ueberpantoffeln anziehen muß, die oft weniger reinlich sind, als die Stiefel, worin man ankommt.

Der innere Trödel entspricht dem äußeren: Särge mit Gold und reichen Shawls bedeckt, dabei ein permanenter Koranvorleser, der sich in seinem Gemurmel und den wackelnden Geberden nicht stören läßt, wenn man ihn neugierig betrachtet. In den Winkeln und zwischen den Säulen hocken Bettler und Krüppel, liegen betende Weiber und Männer auf dem Antlitz, spielen und lärmen Kinder, schlafen Arme und Kranke den heißen Tag über.

Täglich fünfmal ertönt von den Minareten der Moscheen der Aufruf zum Gebet an die Gläubigen des Korans — was die Stelle unserer Glocken vertritt. Kaum ist die Stimme des Gebetausrufers erschallt, so eilen Alle, Groß und Klein, Mann und Weib in eine Moschee oder sie bleiben, ist keine in der Nähe, plötzlich stehen und verrichten auf der Straße ihr Gebet, indem sie den Blick zum Himmel emporrichten.

Reizender als die Wohnungen der Lebenden sind die der Todten, der Türke ehrt die Verstorbenen wie gar kein Volk. Die Friedhöfe in den Cypressenwäldern von Pera und Scutari sind Zeugen davon — letzteres ist vaterländische Erde, ist Asiens Boden, näher der heiligen Stadt, und jeder Rechtgläubige trachtet, sich doch wenigstens im Tode hinüber zu flüchten.

Aber das Schönste der türkischen Gräberwelt findet sich in Ejub, der größten Vorstadt Constantinopel's. Die dasige Moschee enhält das Grab Ejub's des Fahnenträgers und die Fußtapfe Mohamets — dies Heiligthum hat nie ein Christ betreten, es ist guter Ton, hier begraben zu werden, hier muß der Großherr sich mit dem heil. Schwert umgürten, ehe er sein Regiment antritt.

Dort lernten wir zum ersten Male türkischen Tanz und Gesang kennen. Ein Knabe von etwa 8 Jahren, arm aber phantastisch gekleidet, begann plötzlich in einer Gasse vor uns die Beine heftig unterzuschlagen und wieder auszustrecken, wobei er unverständliche unartikulirte Laute nach einer Melodie sang, und sein rothes Feß aus einer Hand in die andere warf.

Einen unleugbaren Einfluß auf die Stimmung des Reisenden hat die Art der Fortbewegung; wer Alles zu Pferde abmacht, und das thut wol Jeder, dem es nicht darauf ankommt täglich ein Paar Dukaten mehr zu verausgaben, der wird allerdings die Dinge, so zu sagen, objektiver genießen, als jener, welcher seine eigenen werthen Beine auf den gräßlichen Maulthierwegen ablaufen muß.

Ich meinestheils verhielt mich sehr subjektiv und zwar aus guten Gründen. Wer übrigens Hitze und Ermüdung nicht scheut und gerne wandert wie ich, der ist ohne Pferd immerhin freier, ungebundener, sorgloser, hat offeneren Zutritt und sieht und hört also mehr, kann beliebig verweilen — hat aber freilich auch alle störenden Eindrücke unmittelbar aus rechter Hand. Nebst den elenden Straßen werden noch zwei Objekte in Constantinopel mit besonderer Vorliebe verleumdet: die Frauen und die Hunde! Sie dürfen schon zusammen genannt werden, denn der Türke widmet beiden fast gleiche Rücksicht und Schonung und doch auch die gleiche Verwahrlosung. Ueber Beide werden die schlimmsten Klagen verlautbart, ich will sie aber Beide in Schutz nehmen.

Ueber die Frauen in Stambul sagt Ritter: „Seit der neuen Umwälzung der Sitten in diesem Theile des Orients füllt sich von Mittags bis Abend die ganze Stadt, in allen Straßen und Umgebungen mit lustwandelnden Larvengestalten und geschäftlosen Geschäftigen d. h. mit türkischen Frauen, welche ohne alle Männerbegleitung dann ihre Harems verlassen und mit dreistester Zudringlichkeit und Neugier in allen Läden, Boutiquen und Gassen herum und durch alle Versammlungsorte der Männer im Freien und in geschlossenen Räumen hindurchdringen. Die Gottesacker, die freistehenden Café's, die Promenaden, Brücken, Vorhöfe der Moscheen, die Bazare sind von ihnen belagert, steif, wie lebendig todte Mumien ziehen sie in langen Schaaren und ohne kindliche Begleitung vorbei, ganz ungraziös in ihrem Ausdruck, wozu der stets auf dem

Boden fortschlürfende Gang aller Frauen in weiten, klappernden und schlottrigen Pantoffeln nicht wenig beiträgt."

Auch Hornay hat einen lesenswerthen Beitrag geliefert zu dem Capitel Türkische Frauen, aus dem mancher feine Zug zu entnehmen: Die Artigkeit der Frauen läßt Nichts zu wünschen übrig. Sie scheinen stets erfreut, sich mit einer Europäerin unterhalten zu können, die ihnen auf halbem Wege entgegenkommen mag.

Sofort bieten sie ihr Alles an, was ihnen gehört; ihre harmlose Neugier verlangt nur heiteres Wohlwollen; es ist eine Einfalt des Gefühls und Ungetrübtheit einer guten Natur, welche den Höflichkeiten des Lebens doppelten Reiz verleihen.

Die vornehmere Orientalin hat eine anmuthige Haltung, sichere Würde und hält die rechte Mitte zwischen stolzer Kälte und schwächlicher Nachsicht gegen Ungehörigkeiten.

Keine Beschäftigung darf die Erfüllung der religiösen Pflichten einer türkischen Frau, wie hoch auch ihr Rang sei, hindern, noch können irgend Oertlichkeit oder Umstände sie von der Beobachtung derselben abhalten.

Die Frau des Pascha, ja die Schwester des Sultans selbst wird zuweilen an einem öffentlichen Platze aus ihrer Araba steigen, wenn es eben die gewohnte Zeit ihres Gebetes sein sollte, unter dem Geräusche der auf dem Wege sich drängenden Menge niederknieen und ebenso ruhig und gesammelt ihre Andacht verrichten, als ob sie in den vergoldeten Räumen des Palastes eingeschlossen wäre. Während der heißen Monate ist das schöne Thal der „süßen Wasser" Asiens der Lieblingsaufenthalt der Frauen von Stambul.

Dies liebliche Thal, an drei Seiten von hohen grünen Hügeln umgeben, ist auf der einen Seite zu offen, wo es auf das gegenüberliegende Kastell von Europa, das Gefängniß der Janitscharen, sieht. Durch dasselbe rieselt ein von dichten Laubbäumen überhangener Fluß, welcher dem Orte seinen Namen gibt.

Rings unter den Zweigen erheben sich in der Stille des Zwielichts Grabmäler, während die Vögel traulich flöten; auf dem weichen Grasland, um die kühlen Gewässer der in Marmorbecken eingefangenen Quellen, versammeln sich die Mädchen und Frauen, Scherbet und Früchte zu genießen und sich an der Narkose des Kadoun-Tschibuk (Frauenpfeifen) zu erlaben. Die Natur und ihre Gaben sind die Hauptwürze des Males.

Sind solche Freuden nicht köstlicher als die sogenannten Zerstreuungen des Westen? Ist die heilige Natur nicht ein würdigerer Gegenstand erhebender Betrachtung als die vergoldeten Salons unserer Städte? Was ist die parfümirte Atmosphäre des Luxus gegen den süß berauschenden tief erquickenden Aether, welcher über Waldhügeln und kräuselnden Wellen athmet? Wir müssen es allerdings bedauern, daß unter einem so entzückenden Himmelsstriche keine sittenmilden Kulturzustände herangereift und dem Geiste seine Rechte nicht geworden sind — allein wenn davon die Rede ist, wie s. g. Barbaren sich des Lebens zu freuen

wissen, dann dürfen wir gestehen, daß wir von ihrer Einfalt, Einfachheit und Naturgemäßheit Manches zu lernen haben — wir, die gerne das Leben zum „Kunstwerk" potenziren möchten, aber zumeist nur ein verkünsteltes Werk zu Stande bringen.

Der vielgewanderte orientfreundliche Bodenstedt bekennt selbst, daß die Schilderungen der Poeten mit den wirklichen Bildern einer türkischen Frau sehr kontrastiren — er behauptet, die Zuleikas und Lalla-Rockhs mögen ehemals vielleicht vorgekommen sein, heute seien sie schwerlich, weder in der Türkei noch in Persien zu finden.

Das Morgenland entbehrt keineswegs Frauen von edler Körperschönheit, reizender Anmuth, ja beredtem Ausdruck, allein echte Weiblichkeit dürfte selten sein; denn alle weibliche Würde muß im Harem ihr Grab finden.

Harem bedeutet Zufluchtsort, geheiligte Stätte und bildet den einen nur den Frauen eingeräumten Theil jedes Wohnhauses, der andere Theil, Selamlik wird von den männlichen Insassen bewohnt.

Die Frauen des Orients — ein vor den Augen der Welt verborgener Schmuck — leben in strengster Abgeschiedenheit von den Männern — und erscheinen wo sie sich öffentlich zeigen, in so vollständiger und plump entstellender Umhüllung — die nur die Augen erkennen läßt — daß ihr Anblick eher abstößt als anzieht. Diese Abgeschiedenheit von der Männerwelt und diese Art der Verhüllung wurden nicht erst durch Mohamed eingeführt, sondern sind eine asiatische Sitte, die aus den ältesten Zeiten stammt — sie ist durch den Koran geheiligt, nach seinen Vorschriften streng überwacht und duldet nicht die geringste Abweichung. Es liegt ihr der Gedanke zu Grunde, daß die Frau sich nur für ihren Mann schmücken, nur vor ihm ihre Reize entfalten — daß sie keine Begierde in den Herzen anderer Männer erwecken soll. Bei dieser strengen Sonderung der Geschlechter ist von vornherein alle feinere Bildung, die Blüthe der Geselligkeit, aller veredelnde Einfluß der Männer auf die Frauen und umgekehrt, unmöglich gemacht und in Folge dessen fehlt alles innige und geistige Zusammenleben der Ehegatten und die Tugend der Frauen steckt in der Zwangsjacke, nicht im Herzen. Die Liebe des Mannes wird nach dem Grade seiner Eifersucht bemessen — dafür ist nun reichlich gesorgt, daß verbotene Abenteuer fast unmöglich erscheinen und da die Orientalinnen kein besseres Loos kennen, so sind sie mit dem bestehenden ganz zufrieden. Alle Dienste im Harem werden durch Sklavinnen verrichtet, ein Arzt wird nur in den aller gefährlichsten Fällen und unter sorgfältigster Ueberwachung zugelassen. Die Familien leben ohne Verkehr untereinander und kennen das, was wir „Besuche" nennen, gar nicht. Das Verhältniß der Männer hat keinerlei Einfluß auf die Frauen. Die öffentlichen Bäder sind der einzige Ort, wo Frauen sich zu sehen und gegenseitig zu bewundern oder zu beneiden Gelegenheit finden.

Im Harem verbringen die Frauen ihre Zeit mit Erziehung der Kinder, die sie auch immer selbst stillen, mit Handarbeiten, sehr selten auch mit Musik und Lektüre, denn unter 100 Frauen sind kaum 5,

welche lesen und schreiben können. Der Unterricht der Kinder findet im Hause statt, beschränkt sich aber zumeist auf die wichtigsten Satzungen des Koran.

Die wenigen öffentlichen Anstalten zur Ausbildung, die neuester Zeit in Constantinopel entstanden, sind natürlich nur den Knaben zugänglich. Die Mädchen werden mit 12—14 Jahren verheirathet und ihr Ansehen wächst mit der Anzahl ihrer Kinder. Obwohl der Koran jedem seiner Bekenner gestattet vier Frauen zu haben — ungerechnet eine beliebige Anzahl von Sklavinnen — so machen doch außer dem Sultan und den Großen des Reiches nur wenige Türken von dieser Erlaubniß Gebrauch, theils weil der Mehrzahl von ihnen die Mittel fehlen, mehr als eine Frau zu erhalten, theils weil sie die Ruhe lieben, die mit mehr als einer Frau unverträglich ist. Im Uebrigen ist doch Eines, was den Frauen im Orient überall schützend zur Seite steht, und dies ist das Gesetz — dieses begünstigt fast immer die Frau.

Daß unseren europäischen Begriffen von Schönheit, Anmuth und Geschmack im Bekleiden die türkischen Frauen nicht zusagen und daß es keine größere Enttäuschung geben kann, als wenn man diese wandelnden Mumien mit unseren aus Lord Byron geschöpften Phantasiebildern: Haidée, Zuleika &c. vergleicht, das ist verständlich, aber nur unsere eigenen Voraussetzungen sind daran Schuld und der weitere Umstand, daß die wirklich Schönen und Vornehmen nur äußerst selten Jemand zu sehen bekommt Was man in den weiten Mänteln, schlottrigen Hosen und den gelben Stiefeln oder Pantoffeln entenartig einherschlendern sieht, ist wol gewöhnlich keine Erscheinung aus Mahomets Paradies; doch entdeckt man durch das leichte Schleier-Visir (Jaschmak) manch edles Gesichtsprofil, in den kleinen Wagen (Arabas) auch reine Schönheiten, ihr Teint ist untadelhaft, das Auge beredt und feurig. Eine solche Frau aber rittlings zu Pferde zu sehen, ist sehr possirlich und hebt freilich jede Illusion auf. Niemals jedoch machen sie uns vergessen, daß sie nur Sklavinnen. Und was helfen nun auch alle Hatti-Sherifs, alle Tansimate und Reformen, mit denen man dem „kranken Manne" zu Leibe geht, so lange dem weiblichen Geschlechte nicht die ihm gebührende gesellschaftliche Stellung eingeräumt ist.

Gebt ihnen Erziehung, lasset sie Rechte genießen und die türkischen Frauen werden zu den schönsten der Welt gehören. Bis dahin wollen wir sie ohne Vergleich mit den unseren betrachtet haben.

Auch gegen die Hunde wollen wir gerecht sein; denn der herzhafte Biß in's linke Bein, womit mich der eine von ihnen bei meinem Eintritt in den Bazar von Beschiktasch begrüßte, war eben nur ein Beweis, wie sehr sich Hund und Türke in dem Gefühl des Hasses gegen den Fremden begegnen, in dem sie nur den gemeinsamen Feind erkennen, von welchem nichts Gutes kommen kann; wie innig der eine sein Loos mit dem des andern identifizirt.

Dieser Zug ist rührend, er ist berechtigt. Die Hunde sind überdies die einzige Reinlichkeitspolizei der osmanischen Hauptstadt, denn sie fressen den Wegwurf und Unrath auf, verzehren und verschleppen Aeser, Knochen,

Mist und sonstige Straßenstaffage, die eben zur Verzierung des Bildes nicht unerläßlich ist. Schön zwar ist diese degenerirte Rasse, ein Mittelding zwischen Schäfer- und Wolfshund, nicht; im wilden Zustand lebend, allem Wetter ausgesetzt, schlecht genährt, größtentheils räudig, abgemagert, sind diese Thiere im beständigen Bürgerkriege unter einander, die Meisten sind zerbissen und verstümmelt, liegen tagüber à la Turca an der Sonne in den Straßen umher, nisten auch wohl in deren geräumigen Vertiefungen und rüsten sich mit einbrechender Dunkelheit knurrend und bellend zu ihren nächtlichen Schlachten und Feldzügen. Die westmächtlichen Truppen haben 1854 stark unter ihnen aufgeräumt; ein Zug wehmüthiger Todesahnung ist um ihre Phisiognomie gelagert, als wüßten sie, daß sie eines Tages und zwar gar bald das tragische Loos der Janitscharen theilen werden. Man bemitleide also diese unzivilisirten Hunde, aber verdamme sie nicht — sie gehören eben zur „türkischen Wirthschaft!“

Zu dieser Wirthschaft gehören auch die warmen Bäder, welche mein verehrter Freund L. A. Frankl „wonnevolle Qualen und qualvolle Wonnen“ nennt, ich finde sie nur unaussprechlich langweilig und unerquicklich, weil ihnen dasjenige fehlt, wonach man sich in diesem heißen Lande schmachtend sehnt: eine kalte Traufe.

Beim Eintritt in das Badehaus (Hamam) empfängt dich eine große offene Halle, an deren Kreiswänden eine Galerie emporstrebt, zu der eine hölzerne Treppe hinanführt. Du begibst dich hinauf, der Hamamdschi (Badewärter) weiset dir ein Sofa zu, hilft dir dich entkleiden, wickelt deine sämmtliche Gewandstücke zusammen in ein großes geblumtes Tuch, schiebt das Bündel unter dem Sofa, steckt dir Holzschuhe an die Füße, umhüllt deine Lenden mit einer Schürze und führt dich hinab in die Halle zu einer niederen geheimnißvollen Thür. Er klascht in die Hände, die Thür öffnet sich und ein schöner Türkenknabe, nackt wie du selbst, übernimmt dich und geleitet dich in die erste von heißer Luft erfüllte eigentliche steinerne Badehalle. Diese ist noch geräumig und durch eine Glaskuppel mäßig erhellt. Fußboden und Wände sind vom schönsten Marmor, ebenso die Fontaine in der Mitte des Gewölbes und die ringsum angebrachten niederen Bänke. Hat man hier etwas transpirirt und die nöthige Badestimmung in sich aufgenommen, etwa durch erbauliche Betrachtungen über verwandte Gebräuche der Babylonier, Egypter und Perser, über die Gefährlichkeit der Holzkothurne auf dem nassen glatten Marmorboden, über die unglaublichen Legenden von dem Nutzen schöner Badeknaben im Oriente &c., so wird man aus diesem Ort der Vorbereitung (Sánkluk genannt) in das Silschaklik oder heiße Gemach eingeführt, welches enger, dunkler und mit einer Hitze von 130 Grad Fahrenheit gesegnet ist. Da sitzen die beschaulichen Türken in Badetücher gehüllt oder auch ohne solche, und harren ihres Schicksals. Dieses ereilt nun bald auch dich. Du wirst nämlich auf einer 2′ hohen Marmorplatte ausgestreckt und Glied um Glied wird gerieben, gerollt, geknetet, gedehnt, gedrückt, geschlagen, kurz so bearbeitet, daß du aus den Fugen zu gehen meinst, wogegen du aber, aus falscher Scham oder um dich spartanisch zu zeigen, nicht zu protestiren wagst,

was dir auch ohne offenen Kampf wenig nützen würde. Nun wirst du mit lauem Wasser begossen und dein maltraitirter Leichnam in Tücher gehüllt.

Hierauf gönnt man dir etwas Ruhe; dein Peiniger jedoch klatscht alsbald in die Hände und sofort erscheint ein zweiter Hamandschi, ergreift ein großes Messingbecken, füllt es mit warmem Wasser aus dem einen der neben dir befindlichen Leitungshähne, wirft ein Stück Seife hinein und schlägt Schaum mittelst eines langen Roßschweifes. Während du diesem Schauspiele zusiehst, hat dich der erste Folterknecht wieder ergriffen und beginnt deinen Körper mit einem über die Hand gezogenen Filzfäustling tüchtig abzureiben. Hast du derart deine oberste Schlangenhaut stückweise abgeliefert, so wirst du mit dem wohlriechenden Seifeschaum übergossen, bis du dich männliche Aphrodite fühlst, und nachher abermals in warme Tücher gehüllt, dein gut gewaschener jedoch etwas zerrütteter Kopf aber mit einem turbanartig gewickelten Lappen geschmückt. Ist auch dieses überstanden, führt man dich wieder zu deinem Sopha auf die Galerie zurück, steckt dir ein Tschibuk in den Mund, gießt dir Caffee ein und läßt dich so an der Luft trocken werden. Wie wohl thut freilich wieder der erste Athemzug in dieser leichten köstlichen Atmosphäre; aber dennoch lechzest du nach einer Erfrischung — du kleidest dich an und wandelst wieder in die Sonne hinaus — du möchtest dich lieber sogleich in die tiefblauen Wellen des Bosporus stürzen! — So ein Bad mag die Wonne des Türken sein, mir ist es ein Epigramm ohne Spitze — ihm fehlt das Beste. Da jedoch die Anstalten zu Seebädern leider fehlen, so ist der Gebrauch dieser Schwitztempel unerläßlich. Die Prozedur darin wird auch gewiß weniger langweilig, wenn man der Landessprache soweit mächtig ist, um sich mit dem Hamandschi oder mit einem eingeborenen Badegaste unterhalten zu können. Etwas griechisch und türkisch zu verstehen und zu sprechen ist überhaupt ein unschätzbarer Gewinn in der Levante, wo man mit den drei Zungen: italienisch, französisch und englisch keineswegs ausreicht, denn das ganze Land ist nicht nur eine Costüm-, sondern auch eine Sprachen-Redoute, deren originellste Episode die heiligen Orgien der Derwische bilden: der tanzenden in Pèra und der heulenden in Scutari. Die gottesdienstlichen Verzuckungen dieser östlichen Auguren, deren Mönchsthum, wie so manch' Anderes ihm verwandtes, auf behaglichem Wohlleben beruht, sind jeden Freitag zu genießen und gehören zu dem Absurdesten, was man in Byzanz erleben kann, wenn man Eckel und Grauen zu überwinden vermag.

Aber wir sind müde von dem Toben und Treiben in den Bazars, offenen Bezestans, gedeckten Marktplätzen, in den Hans (Waarenhallen und Herbergen) und den butikenreichen Straßen und Gassen; ruhen wir aus in dem stillem Raume eines abseits gelegenen Café's, auf den niederen Strohstülchen im wüsten Garten; köstlicher Tabak und Mokkaduft laden uns verlockend ein, ein schöner Türkenknabe reicht das glimmende Manghal (Kohlenpfännchen) und eine beschauliche Stimmung überkommt uns — wir machen unsern „Khäff" (die Siesta) und lesen aus Neugier einmal ein Kapitel in dem von Ullmann gut übersetzten Koran — da

stört uns ein armenischer Jüngling, der leise und geheimnißvoll in den drei europäischen Hauptsprachen uns dringende Anträge macht, er wolle uns die Freudenbecher: Schönheit und Jugend kredenzen. Folgt mir, sagt er, ich führe euch in einen Garten voll lebender Blumen! Vergebens malt er uns sein Paradies so reizend aus — für diese Abweisung rächt er sich dadurch — daß er täglich seine Versuche erneuert, so oft er uns auf der Straße begegnet. Solche Sensale der Sündenbörse gibt es in Menge und sie gehören zu den allergefährlichsten Feinden der öffentlichen Sicherheit. Zur Ehre der Türken sei es gesagt, daß diese sich niemals zu solchen Gewerben hergeben, es sind meist Armenier, Malteser, Spanier, die sie betreiben, der Hefensatz aller Nationen, wie er in den Matrosenkneipen am Hafen zu finden ist.

An der Schwelle des Kaféherdes empfängt uns ein Fremder in Feß und türkischer Offiziersuniform mit dem nationalen Gruß: der halbkreisbeschreibenden Handbewegung rechts zu Brust und Kopf, wir staunen über die uns unbekannte Bekanntschaft, sofort aber redet er uns im rührendsten „Sächsisch" an und „äben nun" erinnern wir uns des alten Freundes, der jetzt als Instructeur in der Armee des Sultans dient.

Solche aus türkischer Hülle kommende „heilige Anklänge" an die deutsche Heimat erleben wir häufig in dem deutschen Speisehause Kittreys bei der „Stadt Wien", wo an der Mittagstafel die sämmtlichen Dialekte der deutschen Vaterländer vertreten sind; eben so auf dem Campo piccolo, dem einzigen Corso der Peroten, wo jeden Abend vor einer Reihe von Kaféhäusern der Orchesterkiosk des Wiener Geigers Schröder veritable Sperlmusik ausspendet über die alten tiefdunklen Zypressen des nahen Friedhofes hinab zu den mondbeglänzten still träumenden Wassern des „goldenen Horns". Daselbst produziren sich in den Zwischenpausen auch Solisten und italienische Straßensänger, wie auf dem Markusplatze in Venedig. Den meisten Beifall hatte diesmal ein Lombarde, welcher eine ganz neue Volksballade vortrug mit dem Refrain:

Evviva Garibaldi!
Ci apporterá la libertá.

An dem Tische neben uns saß eine Schöne, als Matrose verkleidet, am Arme ihres Ritters, und es gelang ihren festen männlichen Geberden, aus geringer Entfernung über ihr Geschlecht zu täuschen. Der Campo versammelt übrigens die „schöne Welt" Pera's und bietet von 8 bis 11 Uhr Abends ein sehr belebtes Schauspiel, unter den Frauen gebührt die Palme den edlen Griechinnen, vor allen jenen aus Smyrna. Der in der Nähe befindliche „jardin des fleurs" ist nur eine verwahrloste Ausgabe des Apollosaales in Hamburg. Ueberaus lohnend ist dagegen der Spaziergang vom Campo bis zur „bella vista" des Halil Pascha, ein Kafégarten in wunderbarer Lage über dem Hafen. Alle diese Dinge befinden sich in einer Höhe von dem Verhältniß, wie der Galizinberg zu Wien. Unmittelbar unterhalb des Campo hat der deutsche Club „Teutonia" sein Haus. Derselbe ist den geselligen Zwecken der deutschen Bewohner Pera's gewidmet, hat Lesezimmer, Bibliothek, Speisesaal und Spielzimmer, Restauration, Liebhaber-Theater und Gärtchen. Die Mit-

glieder des Vereins geben jeden Sonntag Liedertafelkonzert oder theatralische Vorstellung, im Carneval auch Bälle, wozu vorher empfohlene Gäste mit vieler Liberalität eingeladen werden. Diese Teutonia-Abende sind das einzige öffentliche Vergnügen der schönen Peratinerinnen, die sonst selten das Haus verlassen können und deren Leben mehr einer gelinden Gefangenschaft gleicht. Die italienische Oper leiert über Winter ein paar Verdi in ihrem unerquicklichen Lokale zu enormen Preisen ab und dieses Vergnügen der Kultur, „die alle Welt belebt", scheint den „zivilisirten" Türken und Griechen baß zu munden.

Willst du mit Einem Blicke die terrassenreiche Hauptstadt des Ostens überschauen, so besteige den Thurm des Sevaskiers, da enthüllt sich dir die reichste Natur, die Geschichtblätter aller Völker und Länder sind da aufgeschlagen. Zwei Welttheile, nur durch einen schmalen Meeresarm geschieden, liegen dir zu Füßen, der eine die Wiege unseres Geschlechtes und der Künste, die es veredeln, der andere der Sitz der Civilisation, der Schauplatz der Entwicklung des Menschengeistes. Hier hat Klio's Griffel die Thaten der Völker mit Flammenschrift auf die herrlichste Schöpfung geschrieben: Den Uebergang der Miriaden des Darius, der Zehntausend des Xenophon und der wilden Kreuzfahrerhorden, die Siege der Genuesen und so weiter. Gegenüber diesem malerischen Amphi-Theater des Bosporus, dessen unterste Gestadebauten überall das Meer bespült, erhebt sich das alte Chrysopolis und Calcedonia, die Schule der Weisheit, beides die Schlüssel Asiens; tiefer unten breiten sich die Hügel von Bisanz aus und die festen Mauern und Burgen des Serails, jenseits die alten Werke der Dorias in Galata, dem goldenen Hafen mit tausend Schiffen. Weiter hinaus über die strahlenden Spitzen der Sofien-Moschee, über zahllose Minarete, schweift das Auge zu dem lieblichen Marmarameere, zu den „Inseln der Seligen" — bis es ausruht an der fernen duftumflorten Hügelkette, aus der sich königlich stolz der schneebekrönte Olympos erhebt.

So hat uns Alles dieses der Meister aller Touristen: Tischendorf, geschildert, daß es ihm schwerlich jemals ein Anderer zuvorthun wird. — Doch wir steigen hernieder zu den Gestaden und besuchen die Gärten, die Paläste des Sultans — um uns abermals zu überzeugen, daß man in dieser Stadt der Wunder kein Menschenwerk in der Nähe betrachten soll, wenn man sich eine liebgewordene Täuschung nicht zerstören will. Wir übergehen die vielen halbvollendeten, unbewohnten, verfallenen Bauten und Paläste sammt Gärten, für welche das Mark des Landes völlig nutzlos vergeudet wurde, und gestehen uns, auch vom alten Serai nur den Eindruck des „Konfusen" mitgenommen zu haben. Jeder Schritt nöthigt uns zu dem Ausrufe: Welche Verschwendung von edelsten Stoffen neben so viel elendem Plunder! Welch ein Aufwand von Mitteln neben so großer Geschmacklosigkeit! Morsche Holzbalken neben Marmorsäulen und Granitbassins! Gold und Elfenbein neben böhmischem Glas, Schlamm und Gedicht in Einem Raum! Nur des neuen Palastes, der heutigen Residenz des Sultans, sei speciell Erwähnung gethan, weil er ein riesiges Monument der „türkischen Wirthschaft"

ist. Die Millionen, welche er kostet, sind zum Theil unbezahlt, was man begreift, wenn man weiß, daß ein kaiserlicher Hausoffizier, dem der Großherr auch schon Millionen schuldet, den Wochenlohn der Arbeiter vorstrecken, ja, auf seinen eigenen Namen Geld auftreiben muß, um Gerste für die kaiserlichen Pferde einzukaufen; die armen schönen Thiere des Marstalls würden sonst verhungern, weil der Hofmarschall auf den Namen Abdul Medschid*) keinen Piaster geborgt bekommt. Sultan Abdul Medschid ist, was die Geldwirthschaft und Reformfreundlichkeit betrifft, eine neue aber keineswegs verbesserte Stereotypausgabe von Lessing's Sultan Saladin gewesen.

Der Marmorreichthum des neuen Palastes soll uns nicht verblenden, die Ornamentik ist überladen, der architektonische Styl planlos und geziert, edle Einfachheit fehlt an allen Theilen und wollte man sich auch zum orientalischen Geschmacke umstimmen, so vermissen wir trotz der barbarischen Stoffverschwendung das Kühne, Phantastische, Originelle, welches uns an den morgenländischen Bauresten älterer Zeit imponirt.

Schön im besten Sinne sind nur die kaiserlichen Gärten, reizend angelegt und sorgsam gehalten; das ist das Werk eines Deutschen, des Gartendirektors Sester, eines feingebildeten, gediegenen, durchaus liebenswürdigen Mannes, dessen Bekanntschaft zu den angenehmsten Erinnerungen meines Aufenthaltes in Constantinopel gehört. Sein geschmackvolles Haus in Berdick-Tasch beherbergt die Familie — sie zählt zu den tadellosesten, geachtetsten der Hauptstadt.

Den Sultan sah ich bald nach Ankunft bei meinem ersten Ausfluge nach dem Bosporus. Der Lokaldampfer hielt da plötzlich mitten im Kanale still, mit ihm zugleich viele andere Schiffe — so will es die Sitte, wenn der Padischah naht. 24 junge, kräftige Ruderer, die Elite der 10,000 Kaiktschis des Bosporus, in weißen Jacken und Beinkleidern, mit blaubequasteten rothen Mützchen, trieben blitzschnell im genauesten militärischen Tempo über die Fläche, daß man kaum das vergoldete Schnitzwerk des silberweißen, geräumigen Fahrzeuges ausnehmen kann. In dem Boote sitzt Se. Majestät auf elegantem Armsessel und schützt sich gegen den Sonnenbrand durch einen violettseidenen Regenschirm. Ein zweites ähnliches Boot folgt dem ersten, der Großherr wird es zur Rückfahrt benützen; ein drittes schleppt sein glänzendes Gefolge nach.

Eine feierliche Veranlassung gab mir Gelegenheit, den Großherrn länger und näher zu beobachten.

Am 26. Sept. Nachmittags verkündeten die Kanonen des Hafens den Vorabend eines Festtages. Wir bestiegen den Galatathurm — und sahen die kaiserlichen Kriegsschiffe sowie alle Minarete beleuchtet; es flimmerte ein Heer von schwebenden Sternen ob den Gewässern von der Serailspitze bis an die letzten Höhen von Ejoub. Das „Journal de Constantinopel“ belehrte mich, daß morgen der Geburtstag des Propheten Mahomet festlich begangen werde, indem der Sultan sich in feierlichem Aufzuge vom alten Serai in die Moschee Achmet begebe, um

---

*) D. h. „Sohn der Weisheit“ nicht — aber „Diener der Andacht“!

dort sein Gebet zu verrichten. Es konnte mir kein willkommener Anlaß geboten werden, um das Volk und seinen Herrn in unbefangener Stimmung zu betrachten.

Am frühen Morgen des andern Tages weckte mich Trommelwirbel aus dem Schlafe, die Truppen zogen aus ihren Kasernen über die Brücke nach Stambul. Sie zogen in schmalen, langen Kolonnen, so daß stundenlang aller Verkehr in den Straßen stockte. Ich stürzte mich in das Menschengewühl und langte wie getragen auf dem großen Platze vor dem alten Serai an, von dem an eine militärische Gasse bis zur Achmet-Moschee etwa eine halbe Wegstunde lang gebildet war. Hinter den Truppenreihen stand und lagerte das ärmere Volk, die verhüllten Weiber mit ihren Kindern voran, tiefer zurück waren hölzerne sehr wacklige Tribünen errichtet, auf denen die anständigeren Leute saßen und standen, d. h. solche, welche 21 Piaster für den Platz zahlen können. Zwischen den Reihen von allerlei Volk wackelten die ausrufenden Verkäufer von Obst, Backwerk, Spielzeug, Wasser, Limonade 2c., die Lüfte mit ihrem kräftigen Geschrei „Jäkmäk, Sii-dschi, Gumurtá" erfüllend.

Ich ward nicht müde zu schauen, zu beobachten und die überaus bunten Scenen eines so völlig neuen Volksschauspieles in mich aufzunehmen: Die unpraktisch befeßten Soldaten mit ihren schlottrigen Uniformen, mit und ohne Halstuch, mit und ohne Strümpfe in den Schuhen; ihre Offiziere mit den im Gürtel steckenden weißen Wollhandschuhen, mit den verschiedentlichst geformten Säbeln mit den massiven Metall-Epauletts, die jede Armbewegung hemmen, mit den bespornten Ueberschuhen, die blauen Kawassen mit pistolenlosen Halftern, die goldstrozenden das Volk zur Ordnung prügelnden Eunuchen, Paschas, Hausoffiziere, die ab- und zugehen und reiten, die Straßen-Auctionare, das schreiende, keifende, drängende, wimmelnde, rauchende, gaffende, essende, trinkende, gähnende Volk, die am Boden hockenden Weiber mit Säuglingen an den Brüsten, die weißen oder schwarzen Mädchen, mit Fächern wedelnd, die Softas mit ihren weißen Turbans, die Armenier, Tartaren, Tscherkessen, Abissinier, Bulgaren, Albanesen, Alttürken — welch' eine Scene! Ich nahm mein Binokle an die Augen, um Alles und noch mehr zu sehen — in diesem Bestreben gerieth ich in die Weiberregion zu tief hinein, deren heiligen Kreis ein paar Kawassen bewachte. Plötzlich fühlte ich mich von zwei derben Fäusten erfaßt und auf meinen Hintermann zurückgeschleudert. Die Kawassen, zornschäumend mir nach, brüllten sich türkisch aus — ich war erstaunt, erschreckt, betäubt und nirgends sah ich einen Ausweg offen — ein junger Grieche, der italienisch verstand, bot mir seine Vermittlung an und rettete mich aus der Gefahr, als Frevler behandelt zu werden. Er belehrte mich, daß mein Augenglas Ursache an dem heiligen Zorn der türkischen Hermandad sei. Man hatte mich im Verdacht, ich habe die Reize der Muselweiber mit meinem entweihenden Okular ergründen wollen und — hinc illa furia.

Sono tutte p—e sagte mein Retter nachher vertraulich zu mir — ma sono sante queste donne!

Die Muezzims von den nahen Minareten plärrten heftiger und geberdeten sich wie toll, der Bospor erdröhnte von Kanonensalven, der Festzug in der großen Oper: Mahomets Geburtstag benannt, sollte sich in Bewegung setzen. Schon hageln die spanischen Rohrstäbe der Ordnungs-Eunuchen auf den befeßten und beturbanten Häuptern des lieben Volkes, dieses wälzt sich zurück heulend, lachend, kreischend, stürmt wieder vor und so wogt die Flut auf und nieder bis die erste Kolonne von Bajonetten an der Pforte des alten Serais erscheint. Alles still — nur die Muezzims auf den Minareten schreien wie besessen hernieder. Trommelwirbel, der Zug beginnt: Vorauf marschiert ein Trupp Liniensoldaten, diesen folgen: die reichverzierten Reitpferde des Marstalls sammt ihrem Stallpersonale; junge Offiziere, aufwärts bis zum Oberst und General, parweise zu Pferde mit Adjutanten und Dienerschaft; abermals eine Reihe geschmückter Pferde, berittene Paschas, Großwürdenträger und Verwandte des Sultans einzeln und parweise mit zahlreichem glänzenden Gefolge; eine lange Reihe höherer Offiziere zu Fuß, alle mit Gefolge; hierauf eine Compagnie der Gardelinientruppen, dann die prachtvoll, phantastisch überladen kostumirten, mit riesigen Reigerbüschen geschmückten Leibgarden, theils mit Hellebarden theils mit Schwertern bewaffnet, endlich der Sultan selbst, den aus den Reihen der Soldaten ein gedämpfter Zuruf begrüßte. Der Padischah war ein mittelgroßer fast hagerer junger Mann, saß etwas gebeugt zu Pferde, blaß und ernst, hatte schütteren Vollbart, schönes Profil, edles durchdringendes Auge, das aber ziemlich gleichgiltig auf der wogenden Menge hinglitt. Der an sich entstellende rothe Feß sitzt zu tief über Stirn und Ohren. Eine Diamantagraffe hält die Reigerfeder des Kopfputzes, der Herrschermantel, ein olivenfarber lang herabwallender Tuchkragen wird am Halse durch eine Brillantenschnalle befestigt und bedeckt fast ganz den mit Edelsteinen reich besetzten krummen Säbel. Hinter dem Sultan gingen die Hofbeamten und Hausoffiziere und die Seraildiener und Eunuchen in goldstrozenden Livereien. Das Musikchor des Leibgarderegiments, welches den Zug beschloß, prangend in Hochroth und Gold, exequirte einen spektakulosen Festmarsch, eine echte Janitscharenmusik mit verzweifelten Dissonanzen.

Freund Publikus, dieser bunt verquickte unverbesserliche Weichselzopf der Hauptstadt, verhielt sich vollkommen passiv bei dem Erscheinen Seiner ottomanischen Majestät und nur der kaiserliche Hofstaat so wie das viele edle Metall des ganzen Opernaufzuges schienen seine Theilnahme einigermaßen zu fesseln.

Es fiel nicht die geringste Störung vor, aber es fehlte auch das allerkleinste Symptom von Begeisterung im Volke, das weder den Hatti Sherif v. Gulhaneh noch den Hat Humajum begriffen zu haben scheint nnd überhaupt keinen Sinn hat für die kasernenfreundlichen Reformbestrebungen seines dem Import ausländischer Weine und gut gebildeter Sklavinnen eifrigst ergebenen Großherrn.

Undankbares Volk! Denke des Spruches:

Er will ja doch nur — dein Bestes!
Also sei fromm und gieb' ihm das mit Freuden.

Etwa 2 Stunden nach dieser „Promenade der Großen" kehrt der Zug in derselben Ordnung aus der Achmet-Moschee zurück, wo der Padischah sein Gebet verrichtet hat. Nur Böswillige und Verleumder behaupten, er habe dort, bewacht von den klugen und treuen Auguren des Islam — geschlummert!

Die offizielle Feier der „Geburt des Profeten" ist vorbei, Kanonen und Trommeln und Pfeifen sind verstummt, der wimmelnde in allen Farben schillernde Ameisenhaufen der Zuseher wälzt sich durch die engen schmutzigen, mit Krambuden aller Art überfüllten Gassen vom Stambul der großen Brücke des Hafens zu, ein Strom, der sich aus hundert Mündungen ins Meer ergießt. Menschen, Pferde, Esel, Wagen, Karren, Hunde, alles treibt und drängt durcheinander in massigen Wogen.

Die breiteste Brücke der Welt ist zu schmal für die Völkerwanderung — zumal da überdies die heimkehrenden Spaliertruppen mit klingendem Spiele mitten durch defiliren. Nicht genug an dem — die Strömung stockt plötzlich — denn die Brücke ist jenseits geöffnet, um viele Schiffe durchpassiren zu lassen — es kann Niemand vorwärts, Niemand zurück, ein riesiger unstät ringender Menschenknäuel droht Balken und Pontons zu sprengen, die Soldaten werden ungeduldig und treten aus den Reihen wo sie können, die Weiber kreischen und lachen, der Hafenpöbel und die Gauner halten solenne Razzia und mitten in diesem Chaos, das eine Stunde lang brodelt und gährt schimmert der breite weiße Turban des Alttürken, der mit ehrwürdig ruhiger Resignation darein schaut und geduldvoll rauchend der Dinge harrt, die da kommen sollen — denn so will es der Koran.

Wir verabschieden nun unseren geschwätzigen Dragoman, denn:

Alles zeigt mir der Gute, Villen, Ruinen, Paläste,
Was ich nicht wünsche sogar, deutet er willig mir an,
Aber je mehr er mir kündet mit Pathos und eifrigen Gesten,
Desto weniger wird Schönheit und Würde mir klar.

Wir ergeben uns jetzt der orientalischen Faulheit, die auch ihr Süßes hat und lassen uns in einem flinken Kaik hinüber schaukeln nach dem reizenden Kadi-Köi (Richterdorf) am asiatischen Ufer, wo einst das berühmte Calcedon stand, von Archias unter den Megarern 680 vor Christus erbaut.

Wir streiten nicht mit Jenen, welche die Gründung Calcedons einem Sohne des Sehers Calchas zuschreiben, als dieser aus dem trojanischen Kriege heimkehrte, noch mit Jenen, welche Kolonisten aus Calcis in Euböa zu dessen Erbauern stempeln, sondern freuen uns, einen Punkt gefunden zu haben von dem man Stambul, ebenso wie Köln von Deutz aus, am besten überschauen kann; wir senden den Blick auf das Marmara-Meer, auf die krenelirten Mauern des Serails am Gestade Europas, auf die flachen Dächer von Psammathia und zu den kolossalen Bauten des Schlosses der sieben Thürme, das einstige Ge-

fängniß der Gesandten, — auf die geheimnißvoll vergitterten Haremsfenster der Paläste des Bosporus; wir lauschen dem eintönigen Gesang eines fahrenden „Barden“, der uns die Ballade von Skanderbeg und das Lied von den Janitscharen zum Besten gibt; entsenden blaue Rauchwolken aus den mit duftigem Latakia gefüllten Nargileh, trinken gewürzten Kaffee auf das Wohl der ottomanischen Herrlichkeit und beschließen unser beschauliches Tagewerk im Schatten der Ruinen des uralten Belisarpalastes.

Haben wir uns an dieser traumseligen Ruhe erquickt, so folgen wir am anderen Morgen gerne der Einladung zu einem Ritt auf den Berg Kaßi-Dagh oder auf den bekannteren, hinter Scutari sich erhebenden Bulgurlu, beide gleich lohnend und leicht erreichbar; oder wir besuchen den Mignon-Archipelagus der sieben Prinzeninseln, deren größte „Prinkipo“ eine Fülle des „schönsten Lebens“ — nach den Begriffen europäischer Kalobiotiker — darbietet und wo uns die lebenden griechischen Modelle eines Phidias, Praxiteles und Lysippus an die jungfräuliche Trias der Grazien glauben machen. Dies, die Einsamkeit der griechischen Klöster und das köstliche Seebad rechtfertigen den alten Namen jener kleinen Eilande: „Inseln der Seligen!“

Hammer sagt über die Prinzeninseln: Wer sie nicht genossen hat diese herrlichen Frühlingsabende und Lenzmorgen, wer nicht hinausgeeilt ist mit dem Frühroth am ersten Mai, um sich in die Reihen der Mädchen zu mischen, die an diesem fast allen Völkern der Welt gemeinsamen Festtage vor Sonnenaufgang die thaubeperlten Blumen sammeln; oder wer nicht auf mondbescheinter Blumentrift dem Reigen der Romaika beigewohnt hat, womit dieselben, wie die Grazien beim Horaz, das unter ihren Füßen schwellende Gras schlagen; wer sie nicht gehört hat die Töne der lydischen Flöte mit denen der jonischen Cither vermält zur Begleitung des herzschmelzenden, brustdurchwühlenden griechischen Liedes — der würde sich aus der glühendsten Beschreibung doch keinen Schatten der Wahrheit abziehen können und in die Beschreibung blos die Farbe heimatlicher Luft oder anderer auswärtiger Freude übertragen. Und wer auch Alles dies ebenso schön und noch schöner als Worte es malen können sich einzubilden im Stande wäre, könnte sich doch nie von der Milde und Reinheit der Luft, die hier weht, einen Begriff machen, wenn er dieselbe nicht in südlichen Gegenden des mittelländischen Meeres irgendwo selbst eingeathmet hat.

Es ist nicht der Aether der Alpen vom eisigen Odem des ewigen Schnees erfrischt, sondern die warme Flut der Lebensluft, in der sich Pinien, Terebinten und würzige Kräuter gebadet haben.

Aber noch ist das reizende Füllhorn der Genüsse nicht erschöpft, das Woche um Woche seine holden Segnungen auf uns niederschüttet: noch winkt uns Therapia, der gartenreiche Bijou-Hafen des Bosporus, noch das üppige Bujukdere, mit seinen überaus geschmackvollen Villen der europäischen Gesandten und der Levantekrösusse, mit seinem historisch berühmten Platanenhain, mit seinem tiefgrünen, frischen, baumreichen meerbespülten Thale, das eine gebaute Straße durchzieht, die nach

dem heiligen Walde von Belgrad führt, der die älteste und bedeutendste Wasserleitung Constantinopels birgt — den Aquaduct Justinian's der aus riesigen marmornen Wasserbehältern gespeiset wird; noch locken am andern Ende des Kanals die Region der süßen Wasser, die Mündungseilande am Ausflusse des Cydaris und Barbyses, mit ihrem melancholischen Sultankiosk und Gärten — doch aus all diesen wunderbaren Eindrücken tragen wir eine Empfindung fort, die Robert Schild so tiefsinnig irgendwo in dem Satze ausspricht: „Es gibt Menschen, deren Heimat die Welt ist und wieder andere, die ihre Welt daheim finden;" nun zu den Letzteren gehören unstreitig die Türken — und darum oder trotzdem sind und bleiben sie — kulturunfähig!

Die Sturmfahrt der „Hypatia"

im December 1871.

Von

Marie von Najmájer.

Es bäumt der atlantische Ocean
Die Wellen wild zu Hügeln,
Und trägt vom Westen ein Schiff heran
Auf rasenden Sturmesflügeln.

Es legt zurück an einem Tag
Weit über dreihundert Meilen:
Wohl, außer Gedanken und Blitzen, mag
Der Tod nur also eilen!

Geschleudert auf's Deck von wilder Fluth
Die Wogen brausend zerstieben,
Das Fahrzeug ächzt, von des Sturmes Wuth
Durch schaurige Wirbel getrieben,

Die Mannschaft starrt mit fliegendem Haar
Entsetzt der Vernichtung entgegen:
Noch gab's kein Schiff, dem so es war
Ergangen auf Meereswegen!

Am Steuer, an Pumpen sind Mann an Mann,
Die zitternden, festgebunden,
Sonst hätte sie längst der Ocean
Mit Armen des Todes umwunden.

Bald sinkt das Schiff dem Grunde nah',
Bald muß es zur Höhe schnellen;
Den Namenszug: „Hypatia"
Umbranden zornig die Wellen.

Hypatia! Wer hat genannt
Dies Schiff mit frevelndem Munde,
Dies Schiff, mit christlichem Volk bemannt,
Erbaut auf christlichem Grunde?

Hypatia! o Name voll Schmach!
O Vorwurf durch alle Zeiten,
Wo unter geweihtem Kirchendach
Sich christliche Völker breiten!

Denn einst — in christlicher Kirche geschah's, —
Da schleppt' ein Pöbelhaufe
Das edelste Kind Alexandria's
Hinein zur Martertaufe,

Hypatia, die Jungfrau rein,
Die Seele voll Himmelsklarheit,
Den Geist so licht, wie der Sonnenschein,
Das Herz voll Güte und Wahrheit!

Die Jungfrau, die an der Spitze stand
Der Schule platonischer Lehren,
Und der man gelegt in die reine Hand
Die Pflege des Schönen und Hehren.

Weil treu sie verblieb am Geistesaltar,
Der Edelsten ihrer Väter,
So zog die fanatische Pöbelschaar
Sie hin zu dem Tempel der Beter,

Und häufte Folter auf Folter wild,
Bis unter dem Todesstreiche
Sie nahe an des Gekreuzigten Bild
Hinsank als verstümmelte Leiche.

Das menschgewordene Liebeswort,
Wie streckt' es umsonst in Klagen
Die Arme zum Himmel am heiligen Ort:
Sie waren an's Kreuz geschlagen!

Gekreuzigt im Geiste viel tausendmal
Durch sie, die Heiland ihn nannten,
War selten, wie damals, so bitter die Qual,
In welcher die Wunden ihn brannten,

Als dieses Opfer zu Füßen ihm lag,
Gemartert in seinem Namen,
Getödtet am Orte, wohin jeden Tag
Die Menschen, zu preisen ihn, kamen.

Wie einst das Volk in sinnloser Wuth
Umrang dies erlöschende Leben —
So wehrlos ist der grimmigen Fluth
Das Schiff jetzt preisgegeben.

Wie Rachegemurmel entsteigt ein Gebraus
Den gähnenden Wasserschlünden,

Als wollte vergangener Thaten Graus
Die Erde der Nachwelt künden,

Es weht hernieder aus Lüften grau
Der Sturm mit schaurigem Dröhnen,
Als würde des Schiffes schwanken Bau
Der Ruf des Gerichtes durchtönen.

O du, heraufbeschworenes Bild
Aus längst vergangenen Zeiten,
Sind's deine rächenden Geister, die wild
Das schwankende Schiff geleiten,

Das christliche Schiff, dem auferlegt
Es wurde, an dich zu mahnen,
Das Schiff, das christliche Enkel trägt
Durch dräuende Meeresbahnen?

Hypatia! Du Seele voll Licht!
Was kann dir Vergeltung bringen?
Des Todes stummes Schattengericht?
Des Lebens läuterndes Ringen?

— Da plötzlich durchbricht ein Sonnenstrahl
Die niederhängende Wolke,
Erleuchtend die Ferne mit einemmal
Dem spähenden Schiffesvolke.

Das Land! Das Land! wie dehnt es sich weit,
Wie friedlich und traut entgegen!
O Erde! o Heimath! o Seligkeit,
Sich wieder an's Herz dir zu legen!

Die Winde verstummen, die Sonne, sie scheint,
Der Spiegel des Meeres wird eben:
Das jubelnde Volk, es lacht und weint,
Die Losung ist: neues Leben!

Denn nicht durch grausige Todesart,
Und nicht durch der Enkel Dulden
Vergilt die kämpfende Gegenwart
Der Väter schweres Verschulden.

So bringt auch Hypatien Sühne nicht
Der Untergang in den Wellen:
Erkenntniß und göttlicher Drang zum Licht
Kann nur aus dem Leben quellen.

Erkenntniß, die ewig nach Wahrheit ringt
Kann sühnen allein und versöhnen,
Und Liebe, die Alle zusammenschlingt,
Im Dienste des Guten und Schönen.

Das Glück vom Walde.

Romanze

von

August Silberstein.

Sein Haupt in ihrem Schoße lag,
Der Wald war voller Düfte,
Zur Neige ging der Sommertag,
Ein Horn durchschallt die Lüfte!

Da wacht er auf und springt empor
Der schöne Jägerknabe;
Der Ruf lockt ihn vom Wald hervor,
Ihn hält der Küsse Labe.

Ihn hält der weiche, weiße Arm,
Der ihm den Hals umgittert,
Daß ihm vor Lust und Liebesharm
So Herz wie Lippe zittert!

„Leb' wohl, leb' wohl, mein süßes Kind!
Ich muß mich Dir entwinden;
Wein' nicht die blauen Aeuglein blind,
Ich muß mich zum König finden!

Nimm diesen Ring von feinem Gold
Und denk der süßen Stunden,
Dieweil ich Dich so zauberhold
In diesem Wald gefunden!"

„„Das goldne Ringlein nehm' ich nicht,
Das Du mir nun willst reichen,
Und der man einst den Brautkranz flicht,
Spend' es als Liebeszeichen.""

„So nimm den Becher hell und blank,
Der mir am Gurte schwebet,
Und laß ihn letzen Dich, zum Dank,
Für Stunden, hold verlebet!“

„„Den Becher blank ich nimmer mag,
Den Du mir nun willst schenken;
Und kommt Dein süßer Hochzeitstag,
So sollen die Gäst' ihn schwenken!““

„So nimm die Kett' voll Edelstein,
Die unter'm Wamms ich trage,
Sie soll Dir zum Gedenken sein
Für alle Zeit und Tage!“

„„Kein' Schatz der Erde nehm' ich nicht,
Den Du mir möchtest geben; —
Wenn mir Dein Mund und Herz gebricht,
So will ich nimmer leben!

Gewähr' nur, daß ich mit Dir geh'
Bis hin zum Waldesraine,
Und wenn ich Dich entschwinden seh',
Dann sterb' ich ganz alleine! —““

„So komm Du süßes Kind und geh'
Mit mir zum Waldesraine,
Daß ich Dich lebenslange seh'
In Deinem klaren Scheine!

Das goldne Ringlein nahmst Du nicht,
Doch nochmals will ich's reichen,
Denn daß man Dir den Brautkranz flicht,
Sei er Dein liebes Zeichen!

Den Becher blank ich nimmer mag,
Den ich Dir wollte schenken,
Bis daß an unserm Hochzeitstag
Die Gäste hoch ihn schwenken!

Die goldne Kett' voll Edelstein,
Die sollst Du fortan tragen,
Ich will Dir bis zum Sterben sein
Gefesselt in allen Tagen!

Und sei mein Weib, mein süßes Kind,
Ich kann mich nicht entwinden —
Sie werden sogleich, in Thränen blind,
Den König und die Königin finden!“

Ein Bannfluch.

Historische Studie

von

Dr. E. Isidor Proschko.

Ein gewaltiges Geschlecht waltete einst im südlichen Böhmen. Da, wo in unsern Tagen der erste Eisenschienen-Weg im Kaiserstaate Oesterreich gelegt wurde, im fruchtbaren Kreise Budwin, an den Ufern der perlenreichen Moldau, herrschte im vollen Sinne des Wortes das berühmte und mächtige Geschlecht der Rosenberge. — Wie die Sage, die Tochter der Geschichte, erzählt, war dieses Geschlecht aus Wälschland eingewandert, wo es unter dem Namen de Rosini begütert gewesen sein soll, und schon im 13. Jahrhundert finden wir eine der schönsten Schöpfungen dieses Geschlechtes in dem noch jetzt blühenden Cistercienser Stifte Hohenfurth an der Moldau. Einer der Ahnherren des Rosenberger Geschlechtes, Werner von Rosenberg — die Sage nennt Wock I. — ritt einst von seiner Burg Rosenberg in den südlicher gelegenen Forst, um in dem Waldkirchlein sein Gebet zu verrichten. Ein Gewitterregen hatte aber den Fluß angeschwellt, und der Herr von Rosenberg schwebte, mit seinem Roß die Fluth durchschwimmend, in großer Lebensgefahr. Da flehte er zum Himmel um Rettung und machte, am Ufer niedersinkend, das Gelübde, an dieser Stelle ein Kloster zu bauen; so wurde, wie Caroline Pichler in ihrer schönen Ballade es wiedergibt:

So wurde Hohenfurth erbaut
Und von der Fluthen Bahn benannt —
Ein Denkmal ist's, der Zeit geblieben,
Da noch ein frommer Sinn gelebt,
Der, unbestrickt von irdischen Trieben,
Nach Hohem, Ewigem gestrebt.

Aber auch die Burg Rosenberg mit ihrem Hungerthurme*), auf dessen Steindache ein paar junge Tannen Wurzel fassen und von ferne wie natürliche Wetterhähne zu schauen sind, ragt noch über dem Städtchen Rosenberg stattlich und schön in die Lüfte empor, zwischen den dunklen Hochwäldern, über welche gar oft im Hochsommer das dunkle Kleid der Wetterwolke mit den Goldfäden des Blitzes gespannt ist. Ueber dem Thore der alten Burg, derzeit ein Besitzthum der Grafen Bouquoi, prangt das Haupt eines Ebers und deutet auf die reiche Hochjagd in diesen Wäldern um Rosenberg.

Aber nicht blos die Burg Rosenberg war ein Besitzthum der Rosenberge, auch andere Edelsteine in der Krone Böhmens waren ihr Eigenthum: das stattliche Schloß Krummau, das Schloß Wittingau, das Schloß Neuhaus und noch andere Besitzthümer, auf denen der jeweilige Dynast von Rosenberg mit unumschränkter Macht herrschte und seine Gewalt über das Gut und Leben seiner Unterthanen übte.

Wohl ließe sich viel Denkwürdiges von dem Walten und Wirken dieses gewaltigen Geschlechtes erzählen, zu dessen Ahnfrauen auch die berüchtigte „weiße Frau" — Prichta von Rosenberg, welche der Volksglaube noch jetzt als Gespenst herumwandeln läßt, gehört. Die Familiengeschichte der Rosenberge ist insbesondere in jener handschriftlichen Chronik niedergelegt, welche, von unbekannter Hand geschrieben, im Archiv des Stiftes Hohenfurth erliegt und in wenigen, aber kräftigen Zügen auch von dem „Bannfluche" erzählt, welchen „der letzte Chorherr von Wittingau und Borowan" gegen die letzten Rosenberge schleuderte.

Da war es nämlich Wilhelm von Rosenberg, der vorletzte und unstreitig der angesehenste dieses Geschlechtes, dessen hochinteressante Lebensgeschichte wir in diesem Jahrbuche später bringen wollen und von welchem vorläufig nur erwähnt sei, daß ihm von einer Seite sogar die polnische Krone angetragen worden war; da war es dieser Wilhelm von Rosenberg, welcher vier Gemalinnen, unter ihnen auch eine Brandenburgische Prinzessin, heimgeführt, und dennoch keinen Leibeserben erzielt hatte, daher er das große Erbe der Rosenberge seinem gleichfalls kinderlosen Bruder Peter Wock V. hinterlassen mußte.

Peter Wock V. von Rosenberg war Ritter des Ordens „vom Todtenkopf" ordo calvariae, welchen Herzog Sylvius von Württemberg und Oels als Groß-Prior in Verbindung mit seiner verwitweten Mutter, der Fürstin Maria Magdalena, Herzogin zu Liegnitz und Brieg, als Großpriorin — zur steten Erinnerung an die allgemeine Nothwendigkeit des Sterbens und zur Erweckung aller adeligen Tugenden — im Jahre 1652 erneuert hatte, und dessen Decoration in einem Todtenkopfe, welcher mittelst eines Ringes an einem schwarzen Bande an der linken Hand getragen wurde und die Worte momento mori enthielt, bestand, später aber an einem mit einem goldenen Ringe befestigten schwarzen Bande an der Brust getragen wurde.

*) Im Jahre 1814 hat man das Innere dieses Thurmes, der keine Thüre hat, untersucht. Man stieß auf ein eisernes Fallgitter, unter welchem es in die grausige Tiefe hinabging, in welcher die unglücklichen Opfer verschmachtet haben mochten.

Damals bestand in Wittingau das Stift der Chorherren von Wittingau und Borowan, dessen Mitglieder nur mehr wenige waren und als dessen letzter Vorstand Abt Kotasek fungirte.

Das Haus der Rosenberge, damals bereits, insbesondere durch den großen Aufwand, welchen Wilhelm von Rosenberg als Gesandter des Kaisers am polnischen Hofe machte, tief verschuldet, warf seine Augen auf das Besitzthum des genannten Chorherrenstiftes und strebte die Aufhebung des Stiftes Wittingau und Borowan und die Einführung der Jesuiten statt der bisherigen Chorherren an. In der That gelang es den Herren von Rosenberg, den Erzbischof von Prag, Anton, auf ihre Seite zu bringen, und so erfolgte im Jahre 1567 wirklich die Expropriation des genannten Stiftes. —

Der letzte der Chorherren von Wittingau und Borowan mußte die Schlüssel des Klosters herausgeben. Der Gewalt weichend, trat er aber hinter den Hochaltar der Kirche und verzeichnete mit großen Lettern einen „Bannfluch", des Inhaltes: „Daß Wilhelm von Rosenberg ohne Leibeserben versterben, und das Geschlecht der Rosenberge, bisher gewaltig und hochgeachtet im Reiche, erlöschen solle!"

Die alte Chronik der Rosenberge bringt hiervon nachstehende merkwürdige Kunde: „Anno 1567 hat Herr Wilhelm von Rosenberg bei Ihro Römisch-kaiserlichen Majestät Maximilian II. den Canonicos dergestalt denigrirt und eingeben, auch den Erzbischof von Prag auf seine Seite gebracht, daß beiderseits (doch ohne Consens des Apostolischen Stuhls) bewilliget worden, das Kloster Canonicorum Regularium zu cassiren und an derostatt die Jesuiten einzuführen, welches auch per vim et violentiam vollzogen worden, indem Herr Wilhelm keine Nvitium mehr aufzunehmen gestattet, damit die Canonici also nacheinander absterben und das Kloster vergehen möchte. Er hat aber (später) aus Begierde, die geistlichen Güter zu besitzen, solches nicht erwarten mögen, sondern den letzten Canonicum, Kotaseckh genannt, gezwungen, den Schließl zu extendiren; weil aber wohlgedachter Kotaseckh auf Ertzbischöflichen Befelch die Schließl nicht aushändigen wollte, sindt Ihm die Schließl gewaltthätiger weis abgenommen worden, praesente et mandante Archi-Episcopo, Er aber in's Gefängniß gelegt worden. Nach diesem hat sich Wilhelmus der geistlichen Güter zu Wittingau und Borowan bemächtigt, solche occupirt und seiner Herrschaft incorporirt. Hingegen hat der letzte Canonicus hinter dem hohen Altar den Fluch eingeschrieben: Daß Er, Wilhelm, von Gott dem Allmächtigen soll verflucht sein, kein Glückh, Seegen, noch Leibeserben haben, sondern mit seinem Geschlecht gänzlich untergehen soll, was auch erfolgt." —

In der That ließe sich behaupten, daß dieser Fluch in Erfüllung gegangen sei. Wilhelm von Rosenberg starb am 31. August des Jahres 1592 an der Wassersucht ohne Kinder zu hinterlassen, aber mit Hinterlassung einer ungeheuren Schuldenlast . . . Die alte Chronik der Rosenberge berichtet dies mit den Worten: „Endlich ist Herr Wilhelm am 31. August anno 1592 an der Wassersucht ohne Erben gestorben im neun und sechzigsten Jahre seines Alters, und hat die Herrschaft des

Hauses Rosenberg seinem Bruder Peter Wock, bei neben aber eine große Schuldenlast in Sechzehnmalhunderttausend Gulden überlassen." . . . Und in welcher Weise sich der Bannfluch des letzten Chorherrn von Wittingau und Borowan weiter erfüllte, erzählt der Chronist mit nachfolgenden Worten: „Als gedachter Herr Wilhelm mit sonderbarer Pracht und Zurlauff deß Volks zu Grab bekleidet wurde, hat sich dieser denkwürdige Casus zugetragen: als die Leich aus dem Prager Schloß in die Kirche zu St. Thomas auf die Klein seithen geführt worden undt vor der Hauptkirche St. Viti vorbey passirte, ist am schwenkhl (Schwengel) auß den Glockhen auch die Zeuger von dem großen Uhrwerkh herumgesprungen undt auf die Erde gefallen." — „Die Leich ist auf Crummau geführt undt vor dem hohen altar zu seiner Gemalin Anna Maria Markgräfin von Baden beigesetzt worden."

Wilhelm von Rosenberg war also todt und es hieß auf Schloß Wittingau: „Es lebe der neue Gebiether: Peter Wock V. von Rosenberg!"

Allein die Wirthschaft auf Schloß Rosenberg ging nach Wilhelms Tode noch schlechter.

Schon Herr Wilhelm von Rosenberg hatte sich neue Mittel zu seinem Hofhalte zu verschaffen gesucht, indem er sich einen „Goldmacher" hielt. Claudio Sirro hieß der Wundermann und „waßmaßen der Herre Rosenberg durch diesen Goldkünstler über den Daumen gedreht wurde", erzählt die Rosenberger Chronik mit nachstehendem Worte: „Noch was Seltzames Erzehlet Balbinus von diesen Herrn Wilhelm in epitome rerum Boemicorum lib. 5 fol. 607, daß er in seinem Alter, wie wohl er sonst ein Witziger und Hochverständiger Herr war, sehr possirlich betrogen worden von Einem Enggälendischen Alchimisten Claudio Sirro genannt; dieser hat sich von einen Goldmacher außgeben, der also Herrn Wilhelm beredet, das Goldt könnet gleich andern Früchten gesäet werden und angebaut, und muß Frucht und Procentus bringen, hat also von dem alten Herrn nicht wenig gulden Pfenning erlanget, in die Erden Vergraben und mit gewissen chemischen Wässern begossen, aber den Herrn Wilhelm, welcher eine guldenreiche Erndte hoffte, ist schändlich hintergangen worden, weil dieser Claudio Sirro bei nächtlicher weill diese guldenen Pflänzen aufgehöbt in seiner Beyl versetzt undt sich damit auß dem Staub gemacht." —

Die Wirthschaft auf Schloß Rosenberg, Wittingau und Krummau ging nun immer schlechter; um die ungeheure Schuldenlast allmälig zu tilgen, mußte die Herrschaft Krummau verkauft werden und die Expropriation der Stifte Borowan und Wittingau brachte dem Hause Rosenberg wahrlich keinen Segen! —

Das Volk aber erzählte sich, daß der seit einiger Zeit verstorbene letzte Abt Andreas im Kloster „umgehe" und allnächtlich mit lautem Seufzen den Fluch wiederhole, der gegen das Haus Rosenberg ausgesprochen war. — Die Chronik der Rosenberge erwähnt dieß mit den Worten: „Wilhelmus hat zwar die Jesuiten in das Kloster Canonicorum Regularium Sancti Augustini eingeführt, welches Wenceslaus Sturmius S. S. Theologiae Doctor in Posses genohmen; Er hat sich

aber länger nicht als zwei Jahren mit seinen Sociis zu Wittingau aufgehalten, sondern das Kloster mit folgenden Motivis wieder verlassen: 1. Weill Herr Wilhelm den Jesuiten die angehörigen Güter zu dem Kloster und absonderlich den besten Hof Dworcze nicht abtreten wollen. 2. weil sie in dem Kloster keine Ruhe gehabt, denn der verstorbene letzte Abt Andreas ist sichtbarlich Umbgegangen und hat die Jesuiten beunruhigt und hiedurch verursachet, daß sie den Ort verlassen mussen. 3. Weil der Ort Morastig und ungesundt." — Das letztere wird wohl der Hauptgrund gewesen sein, weßhalb die Väter Jesu den Platz wieder verließen.

Aber die Profezeihung des Abtes Kotasek erfüllte sich: daß nach Peter Wock, der V. und letzte Rosenberg kinderlos bleiben werde. Im Jahre 1601 starb seine Gemalin Katharina von Budowic und Krumau, welche ihn verleitete zur utraquistischen Lehre überzutreten. Nach ihrem Tode ging eine „sonderbare Wirthschaft" wie der Chronist sich ausdrückt auf dem Schloße Wittingau los — der alte Wock von Rosenberg qualificirte sich zum förmlichen Don Juan — doch wir lassen den Chronisten reden:

„Herr Peter Wokh, berichtet er, hielt im Schloß zu Wittingau 16 Damen Unterschiedlicher nationen, auß Indien, Spanien, Frankreich, Wälschlandt, Türkey, Pohlen, Deutsche und auß Juden-Geschlecht, auß welchen allen die Beste Stell vertreten und erworben hat eine Böhmin mit nahmen Susanne, eines Mühler's Tochter, welche sowohl nach dem Kschaft (Testament) als bei Lebenszeiten des genannten Herren Viel schmoaschim (Geschenke) Viel viel Tausende auch Kleinodien undt in Sobieslaw ein Hauß bekhommen, auf welches Hauß sie sich nach dem Todt deß Herrn begeben, alwo sie einen Mäzkher (Metzger) mit namen Owczizka geheyrathet; dieser war guteß Lebens, Saufte Tag und Nacht, verkaufte Kleinodien Eines nach dem anderen, undt versetzte solche, bieß er auch durch überflüssiges trinkhen sein Geist aufgeben; aber Susanne stuerbe Ehender als Er; wie gewunnen so zerrunnen; nach dieser Verstorbenen hat er noch einmahl geheyrathet und verließ nach sich einen sohn in größter Armuth. Unter denen oben benannten Damen hat sich Herr Joannes Chlumpansky ein Hofbedienter deß gnädigen Herrn mit der türkin bekhannt gemacht und dieselbe verführt; dieser Ursach halben ist Er ad publicos carceres gezogen worden. — Nach dem tode des Herrn hat sich das Frauenzimmer hin und wieder zerstreut, daß man nichts gewußt, wo es hin khommen, aber ein Jede ist vor ihre Dienstleistung wohl belohnt worden. —

Wir geben eben diesen ungeschminkten Bericht des Chronisten über das Hofleben des letzten Rosenberg in der derben Weise, wie ihn der Erstere gibt — er mag den Pessimisten unserer Tage den Beweis liefern, daß auch die vielgepriesene „gute alte Zeit" nichts weniger so entschieden preiswürdig ist, wie sie häufig hingestellt wird — der Unterschied liegt unserer Ansicht nach eben nur darin, daß damals das Laster weniger verschleiert und kecker als in unseren Tagen auftrat.

Peter Wock V. und letzte der Rosenberge starb aber in der That, wie es der Bannfluch des letzten Abtes von Wittingau und Borowan verheißen hatte, kinderlos, und mit der Kirche, von der er abgefallen war, in Zwiespalt. — Sein Todestag war der 6. November des Jahres 1611. „Anno domini," schreibt der Chronist, „lag Herr Peter Wokh von Rosenberg, Letzter aus diesem Geschlecht, auf seinem Todtenbette, ohne Zweifel betrachtend, wie alle seine Vorfahren Von Viell Hundert Jahren an dem Katholischen Römischen glauben gehalten und mit ihrem Bludt wider die Ketzer versuchten Alß (Alles), daß Keiner von der Katholischen Kirchen abgefallen, als er Einsig und allein, und zwar der letzte auß dießen Vornehmen geschlecht, deshalb schickhte Er seinen Lakeyen Förbitz zum Eltesten Capellan Andreas in das Kloster bittend, Er wolle Ihm den Tittl Ihro Päbstlichen Heiligkeit übersenden, welches genannter Herr Capellan also Baldt gethan mit Berichtung zu gedachten Herrn von Rosenberg: wenn Er wolle in die Katholische Kirche eintretten undt Von denen Unkatholischen abtreten, Er solle sich nur Erklären, dieweilen Er alß ein Priester die macht habe, in Articulo mortis Ihm von der Ketzerey zu absolviren. — Die Agnaten aber, welche alle Ketzer waren, verhinderten, indem sie den Lakey, der seinem Herrn die Antwort bringen sollte, in Arrest verstießen und also ist weder der Titul, noch die antworth des Priesters Andreas dem Herrn vorgetragen worden, bis er endlich also verschieden. Anno 1611 am Sonntag — schließt der Chronist — nach allerheiligen, das ist den 6. Novembris, ist vor tags der letzte Herrschende aus dem Rosenberg'schen Hauß, Herr Peter Wockh, zwischen 4 und 5 Uhr auf seinem Schloß in Wittingau friedsamb und sanft entschlafen mit Seufzen zu Jesu Christi seinem Erlöser; obschon die Brüder, den Glauben ingehalten, beywesend nach ihrem Gebrauch Ihm ermahnten, nichts destoweniger schaffte er sie alle von sich undt hörete ihnen im geringsten nit zu."

Der letzte Rosenberg erhielt eine sehr imposante Leichenfeier, über welche der Chronist gleichfalls einen langen Bericht liefert. Seine Leiche wurde im Cistercienser Stifte Hohenfurth beigesetzt, wo sich noch jetzt die Gruft der Rosenberge befindet, ohne daß der Platz derselben genau bezeichnet werden kann.

Also erlosch das gewaltige Geschlecht dieses Dynasten Böhmens. Die Dichter damaliger Zeit, namentlich der Hofpoet der Rosenberge, Simon Bomnitzky, ermangelten nicht, den erloschenen letzten Stern dieses berühmten Geschlechtes mit hochklingenden Leichengedichten zu verewigen, von denen eines gegen zweihundert Strophen enthielt und die beiden kürzesten, als Probe damaliger Poeterei, hier ihren Platz finden mögen; sie lauten:

Pakh dich fort du Morgenrödt
Es folgt nach dem Regen
Tonner Blütz von dir entsteht
Erdt und Sone bewegen
Roßen blühen auch gar schnell

Wann die Sonn sie khüsset,
Oder wann der Regen quell
Cleben sie begießet
Klar und hell so manches Jahr
Vns Ursinne Rößlein
Oft erquickhet; auf der Bahr
Nun sie ganz verwelkht sein!
Roßen hoben nun verblüht
Oeth und stüll Verlassen
Stamm und Namen ganz verschied
Ey Ey muß Erblassen;
Nun sie in den Himmelreich
Blühet ganz Vergnüget
Engelischen Geistern gleich
Rosenberg obsieget
Glory bei Gott ginget.

Ad arma pie defnucti illustris ac Magnifici Dei. Dei Petri Wock Ursini a Rosis.

Edler Ritter leget ab
Nur die Währ und Waffen,
Ruhet sanft im Rosengrab,
Es ist Zeit zu schlaffen.

Pantzer, Küraß, Helm und Schildt
Habt Ihr wohl geführet,
Dieses alles nichts Mehr gilt,
Tugent Euch nur zieret.

Leget ab, der streidt ist auß,
Und die Zeit zu kriegen,
Es wird in deß Herrenhauß
Triumphirend siegen.

Dan will er den letzten Feindt
Den todt überwunden,
Ihm die Himmelssonne nur scheindt,
Satan ist gebunden.

Vivat Petrus von der Roß
In des Himmels Freiden
Ruhet er in Christi Schooß,
Der wird ihn bekleiden

Sein Kleidt ist Unsterblichkeit
Glory ist sein Degen,
Den er nur in Ewigkeit
Nimmer wird ablegen.

Gedichte

von

Karl Gründorf.

1.

Guter Wille — üble That.

Ein Ritter besaß eine Wildniß,
Und drinnen lebt' eine Fee;
In dieser grünenden Wildniß
Da war sein Wohl und Weh.

Einst mußte der Ritter zum Kampfe,
Und als er zurückkam bald,
Da war die Wildniß gelichtet,
Und urbar gemacht der Wald

Es wollten ihn seine Leute
So recht überraschend erfreu'n;
Die Fee, sie war entflohen,
Den Ritter beschlich schwere Pein.

Er weinte; — die Menschen glaubten,
Er weine vor Seligkeit;
Nicht ahnend, daß sie ihm bereitet
Sein größtes Herzensleid! —

2.

Liebestaufe.

Einstens liebt' ich eine Jüdin,
Allen Christinnen zum Hohn,
Liebte treu sie und so innig,
Wie ein König seine Kron'!

Da geschieht's, daß meinem Auge
Eine Liebesthrän' entlauft,
Und auf ihre Stirne perlet. —
Liebe hat sie so getauft.

3.

Eine Schlittenfahrt.

Es fahren rasch vier Menschen
In Mäntel dicht verhüllt;
Die Herzen beider Paare
Sind voll von Lieb' erfüllt.

Sie schweigen, denn vor Kälte
Friert schier das Wort im Mund;
Doch reicht das Eis von Außen
Nicht bis zum Herzensgrund.

Es knarrt der Schnee am Wege,
Die Schellen klingeln laut,
Als lachten sie der Schwüre,
Die man sich still vertraut.

Die Bäume fliehn vorüber,
Im fahlen Dämmerschein,
Und strecken ihre Arme
Fast in den Schlitten hinein.

Sie strecken und sie recken
Die Arm' gespenstisch aus,
Und klappern, windgerüttelt —
Das Herz faßt schier ein Graus.

Sieht man die Bäume starren
In ihrem Winterschmerz,
Dann fühlt man warm das Leben
Und schmiegt sich, Herz an Herz.

Slavische Poesie.

In Uebersetzungen
von
H. Teisler.

1.

Kann es freilich nicht verrathen!

(Aus dem Böhmischen.)

Als ich Rößlein jüngst geweidet,
Kam mich süßer Schlummer an,
Linder lieber leiser Schlummer,
Rößlein sich das Korn ersahn.

Kam auf mich der schlimme Bauer,
Dem das Korn gehört, im Zorn:
Sag' was treibst du Schelm, du loser,
Läßt die Rosse mir ins Korn!

Ei, ich bin kein Schelm, kein loser,
Bin ein ehrlich Mutterkind;
Sagte solches mir ein And'rer,
Stellt' ich mich ihm wol geschwind.

Dien' euch doch schon sieben Jahre,
Nichts verlor ich euch bis jetzt:
Einen Nagel nur vom Rade
Und den hab ich euch ersetzt.

Dien' euch doch schon sieben Jahre
Hab' euch noch um nichts verkürzt:
Als ein Käschen, dafür bin ich
Von der Stiege schwer gestürzt.

Dien' euch doch schon sieben Jahre
Und ihr gebt mir keinen Lohn:
Nur ein altes schlechtes Röckchen,
Das selbst nahmt ihr wieder schon

Bin ein Bürschlein sonder Tadel,
Niemand weiß ein böses Wort,
Euer Lieschen nur, das holde —
Doch verräth sie's nicht sofort.

Kann es freilich nicht verrathen,
Wollte sie's verrathen auch:
Führte sie mich doch zum Garten,
Rosen brechen von dem Strauch.

2.

Die Verlassene.

(Aus dem Böhmischen.)

Ach, wie ist's gar so fern,
Was mich beglücken kann,
Ach wie ists gar so fern,
Was mich beglückt,
Was einst mir Wonne gab,
Zog mit der Flut hinab;
Ach wie ists gar so fern,
Was mich beglückt!

Immer gewähren sie,
Was ich begehre nie,
Immer gewähren sie,
Was ich doch flieh:
Den, auch, ein Witwersmann
Halb' Herz nur geben kann,
Halb' hat's die Selige,
Halb ich erst dann.

Wie es um's Ackern steht,
Fehlt Roß und Pfluggeräth,
Wie es um's Ackern steht,
Fehlt's Räderpaar:
So es um's Ackern steht,
Wie's einer Liebe geht,
Wie's einer Liebe geht,
Die Kusses bar.

3.

Versöhnung.

(Aus dem Mährischen.)

Vor dem Fenster helle
Hüpft des Wassers Welle,
Hemmen kann ich nicht die Flut:
Ihn, der mich geliebet,
Hab' ich sehr betrübet,
Und ich mach' es schwerlich gut.

Dennoch will ich gehen,
Will ihn herzlich flehen,
Daß er lasse seinen Groll;
Weil mein Herz im bangen
Leide schier vergangen.
Mach' er's wieder freudenvoll

Dort im Spätheu drüben
Sah ich meinen Lieben
Weiden schwarzer Rößlein vier;
Eine Blume pflückt' ich,
Mit der Blume schmückt' ich
Ihm den Hut zu froher Zier.

4.

Der Zerstreute.

(Aus dem Böhmischen.)

Wenn ich dich auf den Knien erblicke,
Du süßes Mädchen, am Altar,
Vermag ich nicht zum Herrn zu beten,
Muß nach dir schauen immerdar.

Und könnt' ich Gott auch also lieben
Wie dich, du liebes, holdes Kind,
Ich wäre heilig längst geworden,
Wie es des Himmels Englein sind.

5.

Verloren.

(Aus dem Böhmischen.)

Hatt' einen Schatz, nichts hab' ich jetzt,
Schenkt' ihm ein Tuch, ich gab's zuletzt;
O weh, was mich beglückt so sehr,
War gestern mein, heut ist's nicht mehr!

Nach Schlesien zog mein Schatz hinein,
Nahm meines Herzens Schlüsselein,
Nahm meines mir, nahm seines mir
Und ließ zurücke keines mir.

Wohl hat's mein Herz vorausgeseh'n
Und mocht' sich's doch nicht eingesteh'n,
Daß eine Liebe Stand nicht hält,
Die sich muß bergen vor der Welt.

Eine Stunde auf dem Bettel.

Von

C. M. Sauer.

Eines Abends — es war zu Anfange der fünfziger Jahre — hatte mir der Zufall einen Fauteuilsitz im Carltheater neben Herrn Ernst von W., einem jungen, reichen, geistvollen und dabei etwas excentrischen Lebemann, mit dem ich oberflächlich bekannt geworden war, angewiesen. Man gab den „Verschwender." Herr von W. tauschte ab und zu mit mir einige Bemerkungen über Raimunds tiefpoetisches Märchendrama. Gerade hatte der „Bettler" unter dem lustigen Accompagnement der Champagnergläser im Flottwells Palast sein Lied zu Ende gesungen, als sich W. mit der Frage zu mir wandte. „Ob wohl Raimund jemals selbst gebettelt hat? Was meinen Sie?"

Ich sah meinen Nachbar verwundert an.

„Die Frage kommt Ihnen wohl sonderbar vor?" fuhr Herr von W. fort. „Und doch ist sie nur ganz natürlich. Ich denke mir, so wie der Dichter z. B. die Liebe nur dann ganz und voll zu schildern vermag, wenn er selbst geliebt hat, ebenso muß der echte Dichter auch selbst hinabsteigen zu den Stätten des Elends, wenn er uns ein vollkommen wahres Bild davon geben will."

„Sie vergessen den divinatorischen Instinkt des Dichters," entgegnete ich.

„Ganz recht," meinte W. lächelnd, „Instinkt ist eine große Sache, sagt Sir John. Mir steht jedoch die eigene Anschauung höher."

„Aber wer möchte sich wohl zu einem derartigen Experimente hergeben?" erwiderte ich.

„Nun, derjenige dem es um Wahrheit zu thun ist. Ich zum Beispiele. An Gelegenheit dazu würde es mir wahrhaftig nicht fehlen, denn unser gutes Oesterreich ist ja nach dem frommen Spanien und dem nicht minder frommen Italien bekanntlich das gelobte Land des Bettels.

Es scheint eine Wahlverwandschaft eigenthümlicher Art zwischen der officiellen Frömmigkeit und dem Bettel zu bestehen.“

„Und Sie wären wirklich im Stande ein solches Experiment auszuführen!“ sagte ich bei dem Gedanken unwillkürlich lachend.

„Ganz gewiß! Und jetzt werde ich es auch thun! Ich habe mir manchmal gedacht, wenn ich einem Bettler eine Gabe reichte, daß wir da eigentlich an einem uns völlig unbekannten Stück Menschenleben gedankenlos vorüber gehen. Wie ist's? Wollen Sie mir bei meiner ersten Bettelstudie Gesellschaft leisten?“

„Nein, wahrhaftig, dafür danke ich bestens!“

„Als Schriftsteller sollten Sie eine solche Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen,“ meinte Herr v. W. vollkommen ernsthaft, „aber wenn Sie schon nicht mitkommen wollen, so interessirt es Sie vielleicht doch, die Erlebnisse eines „Stündchens auf dem Bettel“ zu erfahren. Besuchen Sie mich nächsten Dienstag Abends. Bei einem Glase Bordeaux und einer guten Cigarre werde ich Ihnen dann meine Abenteuer erzählen.“

Die Idee war barock. Aber Ernst v. W. war ein Original, dem man Mancherlei zutrauen konnte. Neugierig zu erfahren, ob er wirklich Wort halten werde, stellte ich mich am bestimmten Tage pünktlich in seiner Wohnung ein.

Janko, sein Diener, ein mit der Sprache Schiller's und Goethe's auf dem gespanntesten Fuße lebender Croat, dabei ein fast ebenso großes Original als sein Herr, öffnete mir die Thüre.

„Ist Herr von W. zu Hause?“ fragte ich.

Der Diener verzog den Mund zu einem Lächeln, das von einem Ohrläppchen bis zum andern reichte.

„Is e furt, beteln!“ rief der Croat. „Schaut er aus wie sieben Todsünd! Bitte, spazieren herein! Kummt er bald z'ruck. gnä' Herr; hat er gesagt! Geht er beteln in Fiaker! Ha! Ha!“

Der Croat wollte sich ausschütten vor Lachen.

Kaum hatte ich im Salon der eleganten Garçonwohnung Platz genommen, als ein Wagen drunten vorfuhr, gleich darauf hörte ich Janko's Gelächter im Vorzimmer, die Thüre öffnete sich und herein trat Ernst von W. in einem Costüm, das des Croaten kühnen Vergleich von den „sieben Todsünden“ zur Genüge rechtfertigte.

Ein formloses, zerknittertes, in allen Farben des Regenbogens schillerndes Ding von Cylinder bedeckte zur Hälfte eine mächtige Glatze aus Hausenblase. Nur an den Schläfen zeigte sich spärliches wirres Haar. Das Gesicht starrte von Schmutz. Rock, Hosen, Stiefel und Weste bildeten ein Conglomerat von Fetzen und Löchern. In der Hand hielt Herr v. W. den obligaten Bettelstock in Gestalt eines derben Ziegenhainers.

Ich lachte laut auf bei diesem Anblicke. Anstatt jedoch, wie ich dies erwartetete, in meine Heiterkeit einzustimmen, machte der Pseudobettler ein auffallend ernstes Gesicht.

„Ich habe auf meiner Gastrolle Mancherlei erfahren“ sagte

Herr v. W. indem er mir die Hand zum Willkommen reichte," was man eben nur durch eigene Anschauung erfahren kann. Erlauben Sie mir jetzt, mich zu reinigen und anzukleiden, denn vom Umkleiden kann dermalen bei mir natürlich keine Rede sein. In einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen." —

Meine Neugier war auf's höchste gespannt. Es dauerte eine geraume Weile, bis Herr v. W. in Schlafrock und Pantoffeln erschien und an meiner Seite Platz nahm, während Janko Wein und Cigarren vor uns auf den Tisch setzte.

„Also zu ihrer Bettlerodyssee," sagte ich, indem ich nach einer Cigarre langte.

„Sie sollen Alles erfahren," sagte Herr v. W. „vorerst aber versprechen Sie mir bei keinem unserer Bekannten etwas von der Geschichte zu erzählen, nicht wahr? Ich bin leider, Gott weiß warum, ohnehin schon viel zu sehr als Original verschrieen, so daß ich es nicht nöthig habe meinem Renommée ein neues Lustre zu geben."

Ich gab Herrn v. W. die bündigsten Versicherungen meiner Discretion, und er begann:

„Nachdem heute Nachmittag mein in's Vertrauen gezogener Friseur unter Janko's Beihilfe meinen Kopf in den gehörigen Stand gesetzt hatte, schlüpfte ich bei Anbruch der Dämmerung in meine Lumpen und befahl meinem gehörig instruirten Fiaker mich hinter der Stephanskirche abzusetzen und dort meine Rückkehr zu erwarten. Einen Augenblick, wo Niemand in der Nähe war, benutzend, schlüpfte ich aus dem Wagen, schritt langsam über den Platz und postirte mich zunächst in einer halbdunklen Ecke des großen Durchhauses von der Wollzeile nach dem Stephansplatze.

Auf Dilettantenbühnen hat man mein dramatisches Talent oft gerühmt. Zu meiner Schande muß ich jedoch gestehen, daß es mich, wenigstens zu Anfange meiner Bettlerrolle, total im Stiche ließ. Die stereotypen tausendmal gehörten Bettlerphrasen, blieben mir im Halse stecken. Ich mußte mich begnügen den Hut stumm vor mich hinzuhalten. Jemanden fest in's Gesicht zu sehen, war mir ganz und gar unmöglich.

Der Ort ist, wie Sie wissen, sehr frequent. Dutzende von Menschen gingen an mir vorüber ohne die geringste Notiz von mir zu nehmen. Die meisten sahen mich gar nicht an, andere ließen den Blick so kalt und gleichgiltig über mich weggleiten, als wäre ich ein Abweisstein oder eine jener Kisten, die im Hofe herumstanden. Die erste Person, die Notiz von mir nahm, war ein etwa zwölfjähriges Mädchen. Eine Mappe und ein Notenbuch unter dem Arme, kam das Kind trällernd des Weges daher. Bei meinem Anblicke blieb es stehen, suchte erst in der rechten dann in der linken Tasche und brachte endlich ein kleines Portemonnaie zum Vorscheine, in welchem einige Kupferkreuzer klapperten. „Aber so setzen Sie doch Ihren Hut auf!" sagte sie, indem sie mir einen Kreuzer reichte. „Hier zieht es, und Sie haben ja gar keine Haare mehr auf dem Kopfe!" — Während ich mein „Gott vergelts!" heraus stotterte, „ging die Kleine trällend davon.

Nummer zwei war ein Dämmerungsfalter. Das Hütchen keck im Nacken, rauschte die Dame mit mächtiger Krinoline an mich heran. Wollte sie bei der Vorsehung Captivirungsversuche machen, oder war es einfach menschliches Mitleid mit dem alten Bettler — „gut sind sie ja Alle“ — genug, ein Silbersechser rollte in meinen Hut. Diesmal brachte ich mein krächzendes „Gott vergelt's“ schon deutlicher heraus. Sie sehen, Uebung macht auch hier den Meister! Die nächste Viertelstunde bekam ich gar nichts. Endlich trat ein junger Mann, ein Commis, Student oder kleiner Beamter von unverkennbar tuberculosem Habitus auf mich zu, zog hüstelnd die Börse und reichte mir einen Kreuzer.

Meiner Approximativschätzung nach mochten bis dahin mindestens fünf- bis sechshundert Menschen an mir vorbeigegangen sein. Nur drei von allen, also $^1/_2$ Percent hatten Mitleid mit meiner Jammergestalt empfunden, und diese drei waren ein Kind, ein untergeordnetes Mitglied der Demi-Monde und ein Kranker! Ist das Kleeblatt nicht bezeichnend?

Während ich noch meine Betrachtungen hierüber anstellte, wurde ich plötzlich durch einen gediegenen Rippenstoß höchst unerwartet aus meinem Nachsinnen aufgeweckt.

Die Worte „Marsch! Hinaus da, Lump! Vagabund!“ schlugen in brummenden Baßtönen an mein Ohr, und vor mir stand der leibhaftige Hausmeister.

Alle Fibern in meinem Leibe zuckten. Noch eine Sekunde und ich hätte den groben Zinsburgvogt mit meinem Ziegenhainer zu Boden geschlagen. Aber ich faßte mich, dachte mir: das gehört auch mit zum Geschäfte, setzte meinen Deckel auf und trollte mich, eine Fluth von Schimpfworten im Gefolge, zum Thore hinaus.

Das Resultat des ersten, passiven Stadiums meiner Studien waren also ein Silbersechser, zwei Kupferkreuzer, ein Rippenstoß und mindestens ein Dutzend vollklingender Ehrentitel. Jedenfalls genug für die ersten fünfundzwanzig Minuten!

„Gehen wir nunmehr zur Offensive über“ dachte ich, indem ich durch den Domherrnhof in die kleine Schulerstraße einbog. Ich stellte mich unter die nächste Gaslaterne, und begann die Physiognomie der Vorübergehenden zu studieren.

Ein dicker Börsianer, mein Sperrsitznachbar in der Oper und gewaltiger Kunstfreund vor dem Herrn, watschelte die Straße herauf. Ich zog meinen Hut, trat auf ihn zu und sprach ihn um „a Bissel was auf a Brod“ an.

Der Kunstfreund brummte etwas wie „alter Vagabund und Schnapsbruder“ und ging vorüber. Gleich hinter ihm kam ein Maurer in seinem Arbeitsanzuge, ein in weißes Papier geschlagenes Päckchen in der Hand.

„Penize (Geld) hobsme nix, Vatterle“ sagte der Maurer bei mir stehen bleibend. „Ale (aber) do hobt's Stückl Wurscht! Behüt Gott!“ — Damit öffnete der Mann sein Papier, reichte mir ein Stückchen Blutwurst, wahrscheinlich die Hälfte seines soeben gekauften Nachtmahls und ging seiner Wege.

Der Maurer war dem Dialekte nach ein Sohn Libussa's, deren Kinder bekanntlich nicht zum Besten bei uns angeschrieben stehen.

„Sollten unsere Possendichter wirklich Recht haben," dachte ich, „wenn sie die unteren Klassen auf Kosten der höheren ins vortheilhafteste Licht setzen? Gehören wir in der That zu jenen „glücklich gehärteten Menschen," von denen Heine spricht?" —

Das Klirren eines Schleppsäbels unterbrach meine Reflexionen. Ein junger Officier mit feingeschnittenen Zügen kam auf mich zu und zog sein Portemonnaie, ehe ich noch meine Bitiformel völlig heraus hatte.

„Setzen's Ihren Deckel auf!" sagte der Soldat. „Und dann schauen's, daß Sie etwas Warmes in den Magen bekommen bei der Kälte!" Dabei rollten zwei Silbersechser in meinen Hut.

Von allen Uebrigen, die noch nachkamen — und es waren ihrer eine sehr beträchtliche Anzahl — erhielt ich nichts. Auf St. Stephan schlug es dreiviertel. Ich hatte somit noch eine volle Viertelstunde zu betteln.

Nach und nach wurde mir die Sache langweilig. Die Minuten zogen mit bleiernen Sohlen dahin. Ich fing an ungeduldig zu werden und benutzte einen Augenblick, wo gerade niemand in der Nähe war, um auf meiner Uhr nachzusehen, wie viele Minuten mich noch von dem ersehnten Stundenschlage trennten. Denn meine Stunde mußte ich vollständig ausbetteln, das stand fest bei mir. Da kam aus dem Bogen des Domherrnhofes ein zerlumpter Mensch auf mich zu, faßte mich fest in's Auge und ging dann langsam vorbei.

„Alle Wetter" — dachte ich „am Ende gar ein Concurrent! Das Ding kann amusant werden!"

Mein College — denn das war der Zerlumpte ohne Zweifel — blieb nach einigen Schritten stehen, kehrte wieder um, stellte sich breit vor mich hin und sah mir mit empörender Unverschämtheit in's Gesicht.

„Was wollen Sie?" — fuhr ich, mich vergessend, den Menschen an.

Der Kerl lachte laut auf.

„Ich hab' mir's doch gleich gedacht, daß das Keiner vom Geschäft ist!" sagte er höhnisch. „Herr, wie können Sie sich unterstehen, ehrlichen Leuten in's Handwerk zu pfuschen?" —

„Was soll's? Was wollen Sie!" — rief ich meinen Stock erhebend.

„Ruhig, Männchen! Keinen Lärm gemacht!" fuhr der Schlingel mit der vollen Ueberlegenheit der Unverschämtheit fort. „Wenn Sie nicht gleich andere Saiten aufspannen, so reiße ich Ihnen Ihre falsche Glatze ab! Das gibt dann Lärm, die Leute laufen zusammen, man sieht, daß Sie ein falscher Bettler, ein verdächtiger Mensch, vielleicht gar ein Dieb sind. Die Polizei kommt und Sie marschiren in's Loch! Das gibt einen prächtigen Skandal! Haben Sie mich verstanden?"

Was sollte ich thun? Der Vagabund hatte mich wirklich in seiner Gewalt. Wahrscheinlich war meine Uhr, die der Strolch gesehen hatte, zur Verrätherin an mir geworden.

„Seien Sie vernünftig," sagte ich leise, „Sie haben Recht, ich

bin kein Bettler! Aber es gilt eine Wette, die ich gewinne, wenn Sie mich nicht verrathen. Was muß ich Ihnen zahlen, damit Sie mich ruhig weiter betteln lassen?"

Der Ehrenmann dachte einen Augenblick nach.

„Unter fünf Gulden thu ich's nicht!" sagte er: „Das fehlte noch, daß sich die feinen Leute auch noch auf's Betteln verlegen! Das Geschäft geht ohnehin schon schlecht genug!"

„So, da haben Sie Ihr Geld, und nun lassen Sie mich zufrieden." der Ungewaschene steckte gemächlich die Banknote ein.

„Ich küß d'Hand, Herr von Bettelmann!" sagte er spöttisch seinen Hut lüftend. „Wünsche gute Verrichtung!"

Damit trollte sich mein würdiger College. Vom Stephansthurme dröhnte der volle Stundenschlag herab.

Ich hatte genug. Den Hut fest auf die Glatze drückend, ging ich rasch durch den Domherrenhof zurück nach dem Stefansplatze. Schon hob ich den Arm, um meinen harrenden Fiaker herbeizuwinken, als ich plötzlich Frau von M., die Sie ja auch kennen, die bekannte Sammlerin für fromme Zwecke erblickte, wie sie am Arme ihrer Gesellschafterin in der Richtung vom erzbischöflichen Palais her über den Platz schritt. Der Versuchung, diese notorisch milde Seele zum Schlusse noch anzubetteln, konnte ich nicht widerstehen. Ich trat heran, machte mein jämmerlichstes Gesicht und meine Hausenblasenglatze im vollen Gaslichte präsentirend, stammelte ich tiefgebeugt die Bitte um eine kleine Gabe.

Frau von M. würdigte mich keines Blickes, keines Wortes. Kalt und gleichgiltig schritt sie an dem alten Bettler vorüber. Natürlich! Hier war ja Niemand, der ihre Wohlthätigkeit hätte bewundern können! —

Fünfzehn Secunden später saß ich im Wagen. Meine, mir selbst gestellte Aufgabe, war gelöst! Ich hatte eine volle Stunde gebettelt." —

Mit einem kräftigen Schluck Bordeaux, schloß Herr v. W. seine Erzählung.

„Die Ergebnisse Ihrer Bettelodyssee", sagte ich, „sind nicht ohne Interesse. Aber Alles in Allem genommen, werden Sie daraus doch kaum besonders tiefe physiologische Aufschlüsse erhalten haben." —

„Hm" — meinte Herr v. W. nachdenklich, „Einiges habe ich denn doch erfahren. Zunächst, daß von tausend Menschen, — denn so viele dürften im Laufe dieser Stunde wohl an mir vorbeigekommen sein — nur sechs einer spontanen Regung des Mitgefühls für fremdes Elend fähig waren. Mögen die Ursachen davon sein, welche sie wollen — das Faktum steht fest! Ich habe ferner erfahren, daß zwischen dem armen Arbeiter, der sich durch eigene Kraft sein kärglich Stückchen Brod erwirbt, und dem Bettler eine weitere Kluft gähnt, als zwischen allen anderen Schichten der Gesellschaft, daß aber gleichwohl dieser Standesunterschied nicht jene Wirkung übt, wie sie sich bei andern durch Rang und Mittel höher gestellter Menschenklassen äußert. Sie mögen es immerhin Zufall nennen, daß ein Arbeiter und ein Soldat es waren, denen ich meine besten Gaben zu danken habe; mir dagegen erscheint es psychologisch begründet, daß gerade Jene, die Arbeit und Ehre am besten zu wür-

digen wissen eine Regung des Erbarmens verspüren gegenüber einem Wesen, daß Beidem — dem Erwerbe wie dem Ehrgefühl — entsagen mußte, ehe es sich so tief erniedrigte. Und was ist natürlicher, als daß dieser Gedanke in ihnen die grellste Vorstellung weckt von dem Seelenkampfe, der einem solchen Entschluße vorhergesehen mußte. Denn wahrlich, so possenhaft mein Abenteuer erscheint, die Ueberzeugung mußte es dennoch in mir wachrufen, daß bei einem Menschen, der nicht von Kind auf systematisch zum Bettel erzogen wurde, entweder die moralische Versumpftheit eine unermeßliche oder die Liebe zu dem Leben oder zu den Seinigen eine wahrhaft heroische sein muß, wenn er, anstatt die Last des Lebens verzweifelnd von sich zu werfen, lieber, das letzte Restchen Menschenwürde abstreifend, zum Bettelstabe greift. Und schließlich habe ich auch erfahren, daß Sie Recht hatten mit Ihrem devinatorischen Instinkte des Dichters. Es ist wirklich etwas an der Sache." — Lächeln Sie darüber, wenn Sie wollen, aber mir ward, als ich so dastand zu Muthe, als beginne ich einen doppelten Frevel, als versündigte ich mich gegen das Heiligste im Menschen, seine Würde, als trieb ich Blasphemie mit der edelsten Regung, dessen ein Herz fähig, dem Mitleid!"

In der That waren wir Beide, Erzähler und Zuhörer, ernst geworden. Um meinen Partner nicht zu sehr den trüben Gedanken nachhängen zu lassen, unterbrach ich das Stillschweigen mit der Frage:

— „Und gedenken Sie Ihre so glücklich begonnenen Studien bei Gelegenheit weiter fortzusetzen?"

„Gott soll mich bewahren!" rief W. mit einer Geberde des Abscheues. „Einmal gebettelt und nicht wieder! Meine erbettelten Kupferkreuzer und Sechser aber hebe ich mir auf zum ewigen Andenken." —

Berghymne.

Von

Karl Beck.

Wie lieblich im Lenze mit lindem Gemüth
Durch klingende Wälder zu schwanken!
Es wispern die Wipfel, die Erdbeer blüht,
Und duftet in deine Gedanken;
Doch, Hütten zu bauen, es freut dich nicht,
Wo listig der Finkler die That verbricht,
Der Förster sich waffnet, in kalter Pflicht
Zu freveln an Rehen und Ranken;
Ein dürftiges Restchen des Himmels ist dein,
Du naschest verstohlen vom Sonnenschein,
Entmannendes Grübeln, es schleicht sich ein,
Die Geister beginnen zu kranken.

Mit Vater Homeros an schwellender See,
Gehobenen Sinnes zu schreiten,
Wie herrlich! Doch wisse, die Wasserfee
Mag gerne den Menschen verleiten:
Verlasse die Scholle, du stumpfer Gesell,
Es harret in Kolchis ein güldenes Fell,
Es müssen sich Welten im Grundgewell
Für jeden Columbus bereiten —
Da lässest du plötzlich, der Treue bar,
Was sicher bestanden so manches Jahr,
Dir täglich den Segen erneut gebar,
Um endlich — zu betteln im weiten.

Die Wälder, sie laden und lullen dich ein,
Greif über! so donnert die Welle;
Du möchtest in Grenzen der Freie sein,
Gewaltig an stetiger Stelle:
Es zeugen die Berge von ruhiger Kraft,
Vom schäumenden Leben der Leidenschaft,

Vom Feuer des Busens in weiser Haft,
Von Stirnen, die kühl und helle;
Wo throute Jehovah? Wo Meister Apoll?
Wo schwuren die Besten mit männlichem Groll
Zwing Uri zu brechen? Das Maaß war voll
Auf Bergen erbaue die Zelle!

Erklimme die Gipfel, halloh, hollah!
Den Schatten, dem Wirbel enteile,
Daß göttlicher Odem, Hallelujah,
Von neuem dich heilige, heile!
Wo Firnen zu Füßen das Röslein glüht,
Ums Weibchen im Horste der Aar sich müht,
Der farbige Bogen versöhnend erblüht
Auf tosenden Wässern, da weile;
Belausche der Hirten melodisch Getön,
Die jache Lawine, den barschen Föhn,
Gewaltigem gatte was zart und schön
In weithin hallender Zeile!

Die Alten vom Berge belausche sodann
In ewigen Sorgen und Wonnen:
Die Gnomen erscheinen, der graue Mann,
Behäbig die Glieder zu sonnen;
Sie weisen dem Pilger das sichere Gleis,
Die letzenden Quellen der Gemsengeis,
Und haben beflissen das Edelweiß
Aus silbernen Fäden gesponnen;
Dann schaffen sie rüstig im grausigen Schacht,
Da werden die Gluten mit Macht entfacht,
Für welkende Menschen bei Tag und Nacht
Zu kochen verjüngende Bronnen.

Hochoben ist Friede! Die wallende See
Mag Stürmer und Dränger bethören;
Mag buhlen der Träumer mit seinem Weh
Im Banne der Fichten und Föhren;
Dir rolle vom Herzen die eigene Pein,
Wie mälig vom Berge verwittert Gestein,
Es nehme das Ganze dich gänzlich ein,
Das wolle von neuem beschwören;
Am Morgen, am Abend, in Nöthen und Pracht,
Als Weiser gepriesen, als Schwärmer verlacht,
Sei ewig des Ganzen getreulich bedacht,
Es feiernd mit brausenden Chören.

Ali, der Sklave.

Von

J. Tandler.

Auf der weichen Ottomane
  rastet träge der Khalife;
Schweigen schließt die bleichen Lippen,
  doch des Kummers offne Briefe
sind der Stirne eingegraben,
  drohend ernste Bilderschriften;
eingeätzt hat sie die Schwäche
  mit des Argwohns schärfsten Giften.
Ihm zu Füßen, und im Anschau'n
  seines Herren ganz verloren,
hockt der angsterfüllte Diener
  er, der treu'ste aller Mohren,
jedem Winke des Gebieters
  lauschend in gewohnter Weise.
Doch nach stundenlangem Harren
  redet flehend er und leise:
Zürne, Herr, nicht deinem Sklaven,
  wenn er spricht mit Ueberwinden!
Täglich sehe ich wie rascher
  deine Kraft und Schönheit schwinden.
Nenne mir den Sitz der Schmerzen,
  sie, die meuchlings dich verzehren,
dir die sonn'gen Tage trüben,
  dir den Traum der Nacht zerstören.
Sprich, wo soll den Arzt, den klugen,
  wo den Talisman ich holen?
Pilgern will ich durch der Wüste
  glüh'nden Sand auf nackten Sohlen,
hin nach Siwah, der Oase,
  wo an blumenreicher Stelle,
überflutend, lebenweckend,
  sich ergießt die Wunderquelle.

Will von Libnan's Cedernwalde
bis zu Babor's mos'gen Schlünden
mit den Wurzelsuchern wandern,
dir das Heilkraut aufzufinden.
Sollt' allein aus frisch'rem Blute
neues Leben dir ersprießen,
o, dann laß aus meinen Adern
es in deine überfließen!
Was Vertrau'n dir weckt, was Hoffnung,
ziehe ein durch deine Pforte.
Ach, beglücke deinen Sklaven
Herr, mit einem einz'gen Worte!" —
„„Deine Treue, Ali, rühme
ich an dir, und wäre eigen
dir das Erbe tiefer Weisheit
dann — doch nein! O laß mich schweigen!
Selbst genüge sich der Herrscher.
Nahen darf der Majestät,
engeres Vertrauen heischend,
nur ein Seher, ein Prophet."" —
Und der blasse Mund verstummte
matter schloßen sich die Lider,
tiefer sanken in die Kissen
bleiern schwer die schlaffen Glieder.
In dem dicht verhan'gnen Kiosk
war es dunstig, schwül und schaurig;
Der enttäuschte Neger starrte
in das bleiche Antlitz traurig,
Fächer schwingend, daß dem Kranken
nicht der Kühlung Labe fehle.
Horch! da haucht der Fürst, als spräche
er aus einem Traum: „Erzähle!"
Wie ein Imamsruf durchzieht es
Ali's Herz, das tief beklommen.
Ha, wie heißt die treue Seele
dieses einz'ge Wort willkommen!
Mit erregter weicher Stimme,
mit verklärtem Angesicht
bietet er, wie er betheuert,
nur Erlebtes, kein Gedicht:

Von verruchter Hand getödtet
war mein Vater, ein Wombare.*)
Seine Leiche noch umklammernd
ward ich Karvan-Baschi's Waare,

*) Wombar, Mitglied eines Areopages der Weisesten am Hofe der Könige von Habesch.

nach den Märkten fortgetrieben
neben seinem Berberrosse.
Einmal war's, daß Ruh' er gönnte
dem gehetzten Sklaventrosse
an dem Pfeil benannten Strome —
da — da sandte Allah Hilfe!
Als ich lag am Ufersande,
kühl umweht vom schwanken Schilfe,
glitt, die Flut geräuschlos theilend,
nah' ein Kahn mir mit dem Fergen.
Nur ein Wink — ich lieg' im Nachen,
und entkomme nach den Bergen
unverfolgt, doch ach, ein Flüchtling!
Aus der stillsten aller Buchten
klimme ich auf rauhen Pfaden
zu den nächt'gen Schreckensschluchten.
Immer näher, immer enger
rücken die granit'nen Massen;
zaghaft schreite ich, und fröstelnd,
durch die öden Felsenstraßen,
wo die droh'nden Riesenwände
höher sich und schroffer bauen,
in geheimnisvollen Grotten
still des Himmels Wässer stauen,
bis empört sie die Gesteine,
die verwitterten zersprengen,
wild in Wirbelwellen brausend
nach der finst'ren Tiefe drängen;
hin zur Kluft, die ihre Schrecken
dicht in feuchte Nebel hüllend,
ewig grollt in Löwenstimmen,
jedes Herz mit Grau'n erfüllend.
O, wie war vom Niegeseh'nen
mir der kranke Sinn befangen!
Schwindelnd hielt ich angeklammert
mich an dürren Buchenstangen.
Dunkler wurd' es — ja, fast plötzlich
gieng das Tageslicht zur Neige;
matter fühlte ich mich werden
auf dem trümmervollen Steige.
Aufgezehrt so Mut als Stärke
hatten kummervolle Tage,
mein Verhängnis, wie mir dünkte,
holte aus zum letzten Schlage.
Vor den nachtumflorten Blicken
zuckt' es auf wie Irrlichtflammen;
ängstlich ringe ich nach Athem —

kraftlos breche ich zusammen.
Doch noch immer nicht unrettbar
von dem Leben losgerissen
war die Seele, nur umnachtet
von der Ohnmacht Finsternissen.
Aber konnte hier noch jemand
meinen Lebensfunken nähren?
Wer dem gänzlichen Erlöschen
mitleidsvoll und sorglich wehren?
Wer mir todesmutig nahen
auf gemied'nen, bösen Wegen,
wo ich lag, schon angefächelt
von der Geier Flügelschlägen?
Doch von allem, was vernichtend
mich zu Boden hat gerungen,
ist in meinen Ohnmachtschlummer
kein Erinnern eingedrungen.
Waren es die ersten Blicke
in des Paradieses Räume,
oder eines Fieberkranken
lichtumfloss'ne Kinderträume,
die mit steigendem Empfinden
mir das Herz, das stille schwellten,
mir ein neues süß'res Leben
durch erstarrte Pulse wellten?
Mich umflossen Blütendüfte,
wie sie aus den Gartengittern
Deines Harems in den Nächten
wonnig durch die Lüfte zittern;
fühlte mich gewiegt, getragen
wie von eines Vaters Armen;
wie vom Feuerquell des Weines
mich im Innersten erwarmen.
Ja, vor den erquickten Sinnen
fieng es mählich an zu tagen,
Athem strömte, Pulse pochten,
als den Blick ich aufgeschlagen.
Doch wo lag ich? Nicht am Rande
eines Abgrund's, im Gerölle
ich erwacht', auf Mos gebettet,
in des Siedlers Felsenzelle!
Wie getaucht in blaues Mondlicht
schimmerten die rauhen Wände;
tief im Grunde nur umnachtet
gähnte eine Mauerblende;
und ein menschenähnlich Bildnis
ruhte dort im Dämmerscheine,

als ob selbst es Stein geworden,
 auf dem hohen Opfersteine.
Dicht gehüllt das Haupt in Schleier,
 wie sie fromme Büßer tragen,
um die Glieder schillernd graue
 Linnen des Gewand's geschlagen. —
Grabesstille rings. Das Schweigen
 wagt' ich nicht zu unterbrechen;
da begann vom hohen Sitze
 die Gestalt zu mir zu sprechen:
„Enkel Minas! Als du nahtest
 diesem Ort auf Flüchtlingssohlen,
warst du längst von deines Vaters
 Geiste meinem Schutz empfohlen.
Du gedachtest zu entrinnen
 all der Qual des Misgeschickes,
und bist thöricht nur gewichen
 von dem Pfade deines Glückes.
Aus der Quelle, dir zur Rechten,
 schöpfe mit den holen Händen,
dieser Trunk vermag für immer
 alles Siechtum abzuwenden.
Eile dann getrost zur Eb'ne,
 wo die Krone aller Städte,
in des Morgens Purpurschleier
 liegt in einem Blumenbette;
wo der König aller Fürsten,
 zu gar Hohem auserkoren,
das Begehren trägt im Sinne
 nach der Treue eines Mohren.
Liebe ihn, wie deinen Vater,
 diene treu ihm sonder Wanken,
Edens wonnereichste Stunden
 wirst du seiner Milde danken." —
Kaum noch war des Siedlers Rede
 in dem engen Raum verklungen,
als er schattengleich verschwebte
 in der Höhle Dämmerungen.
Ernst erwägend, wiederholend
 jedes seiner Trostesworte,
trat ich neubelebt, beseligt
 vor die blattumrankte Pforte.
Welche Wandlung! Vor den Blicken
 wogt ein zarter Duft im Thale,
ihm entsteigen zwischen Bäumen
 Thürme, Zinnen und Portale.
Deiner Ahnen Hallen prangen

dort im blühenden Gefilde,
anzuschau'n wie Afghanistans
zauberhafte Luftgebilde.
Ueber Erker, Dächer, Giebel
schlanke Minarette regen
und Rotunden der Moscheen,
die der Kuppel Lasten tragen.
Sanft im Morgenhauche wiegen
sich die Palmen und Cypressen;
gastlich öffnen sich die Thüren,
kräuselnd dampfen Schlott und Essen.
Aus der tiefen blauen Ferne
silberlichte Wässer flirren,
durch die ros'gen, lauen Lüfte
des Propheten Tauben schwirren.
Ein geschäftig reges Leben,
Klang und Ruf nach allen Seiten;
sonn'ge breitgetret'ne Pfade
zu beglückten Menschen leiten.
Ha, da treibt's wie Heimgefühle
mich in taumelndem Entzücken,
zu der Stätte der Verheißung
nieder von des Berges Rücken,
dir zu Füßen Herr! Es traf mich
huldvoll Deiner Augen Schimmer,
und ich folgte diesen Sternen,
ward dein Sclave — dein für immer!" —

Anfangs schien noch der Khalife
matt, gelangweilt und verdrossen;
Zweifel blieben, ob er horche,
da die Augen er geschlossen.
Doch als hätten würz'ge Tropfen
des Gebieters Stirn befeuchtet,
also wirkten Ali's Worte —
des Khalifen Auge leuchtet.
Und noch war mit seinem Märchen
der Erzähler kaum zu Ende,
als vom Pfühl der Ottomane
sich der Fürst erhob behende.
„In die Berge" ruft er heftig.
„Ob du wahr, ich will's erkunden,
ob, was ich so heiß ersehnte,
endlich, endlich ich gefunden!
Nun kein Zögern mehr, kein Weilen,
rasch gethan, wie ich beschlossen.
Auf zu Roß! Noch sind vom Mondlicht

alle Pfade übergossen.
Krieger, dir bekannt, erprobte,
wähle, daß sie uns begleiten,
um den Fels, den klüftereichen,
überwachend zu umschreiten;
und so weit beschwingte Pfeile
nach den fernsten Zielen schwirren,
möge in des Siedlers Nähe
sich kein Sterblicher verirren.
Gleich dem Mörder ist der Lauscher,
der verwegene zu tödten:
Allah sei allein der Zeuge
spricht der Fürst mit dem Propheten!“—
Als der erste Ruf zur Andacht
eines Muezzins erschallte,
längst die kleine Karavane
nach den Wunderbergen wallte;
und noch war von Sonnenfäden
nicht das ganze Land umsponnen,
als die wolberitt'nen Pilger
schon die letzten Höh'n gewonnen.
An den lauten Berggewässern,
die durch Trümmerhalden rasen,
lagern die erhitzten Reiter,
schaumbedeckte Rosse grasen;
während der Khalif in Demut,
doch beherzt und unbegleitet,
in's geheimnißvolle Dunkel
durch die Felsenpforte schreitet. —

Stunden schwinden, und noch weilt er.
Bangen schon beschleicht die Seinen;
wachsam sie den Fels umkreisen —
endlich tritt er aus den Steinen!
Als ob er im Licht gebadet
leuchten rosig seine Wangen,
seiner Stirne Runen schwanden,
aus den Blicken wich das Bangen.
Und schon wiegt er sich im Sattel
einer schlanken Täbris=Stute,
kaum erreicht von seinem Trosse,
raf't er heim im Uebermute. —
Was im dunklen Schoß der Höhle
er vertraute, er vernommen,
niemals über seine Lippen
ist davon ein Wort gekommen:
doch zur That ist es geworden!

Reinen, stärkeren Gewalten
wich der Zauber, der die Seele
lang in Banden ihm gehalten.
Nicht vereinsamt mehr, verlassen
auf den eis'gen Höh'n des Thrones,
kann er nahen einem Greise
mit der Zuversicht des Sohnes.
In die Schatten seines Geistes
leuchten fremde Lichtgedanken;
fest von fremder Kraft gehalten,
scheint gebannt sein inn'res Schwanken.
Für den Trug, der ihn umdüstert,
tauscht er sonnenhelle Wahrheit;
selbst in tagesscheue Wirren
leuchtet ihm ein Blick der Klarheit.
Kennt die Arglist der Veziere,
kennt die Treu'n in ihrer Mitte;
küßt versöhnt die würz'gen Lippen
der verkannten Favorite.
Gegen Feinde, die entlarvten
übt er eine weise Milde;
die Bedrängten deckt er schützend,
mit des Rechtes Demantschilde.
Jubelnd ruft ihm zu die Menge,
die ihn sonst doch kaum beachtet;
Herrscherlob erschallt aus Kehlen,
noch vom Elend halb verschmachtet.
Keime eines frisch'ren Lebens
sind im Land emporgeschlagen,
aus der Höhle Finsternissen
scheint die gold'ne Zeit zu tagen.
Auch des Mohren denkt er fürstlich,
zeigt, wie er mit ihm zufrieden,
läßt um Nacken ihm und Arme
schwere gold'ne Reife schmieden.

Monde sind dahin geschwunden,
reich an Thaten, an Erfahrung
auch an Zweifeln, Sehnsucht weckend
nach dem Wort der Offenbarung.
Wieder waren kaum in Osten
Rosenschleier ausgebreitet,
als in Demut der Khalife
durch die Felsenpforte schreitet.
Wieder schwinden Stund' um Stunde,
Bangnis schon beschleicht die Seinen,
wachsam sie den Fels umkreisen,

einen Pfeilschuß fern den Steinen.
Nah' am Strauch' in dessen Schatten
Ali sich zurückgezogen,
wo umnickt vor Lorberrosen,
süßer Ruhe er gepflogen,
dort am Rand des Höhlenberges
scheint ein menschenähnlich Wesen
vom zerklüfteten Gesteine
kollernd fast, sich abzulösen.
„Acht! Ein Lauscher!" lärmt's im Kreise.
„Ein Verräther! Spannt den Bogen —
„Schießt!" Und schon sind sieben Pfeile
nach dem einen Ziel geflogen.
Von der schmalen Felsenkante
über scharfe Klippenstufen,
rollt herab der blut'ge Körper
fast bis an der Rosse Hufen.
Und die Krieger, schreckbefangen,
trauen nicht den wachen Sinnen —
Ali ist es — der getreue,
eingehüllt in graue Linnen.
Stummes Staunen — wirres Klagen!
Wie sie rathlos noch im Streite,
ob dem Fürsten sie es bergen,
steht er schon an ihrer Seite.
Nur ein Blick — und seine Züge
sind vom tiefsten Ernst umdüstert;
ungewiß ob Grimm, ob Klage,
seine welke Lippe flüstert:
„Hier auch Trug? Wo ich vom Himmel
Offenbarung mir erbeten,
ihr, nicht ohne Kampf, mich beugend —
spielt mein Sklave den Propheten!
Wol, der Schütze war im Rechte;
Ali zählte zu den Todten,
seit er im Gewand der Lüge
thöricht — Wahrheit mir geboten."

Josef Freiherr von Eötvös.

Biographisches Fragment

von

Johann Falke von Lilienstein.

Der 3. Februar des Jahres 1871 war im hellen Glanze eines schönen Wintertages über den beiden Schwesterstädten an der unteren Donau hereingebrochen; in zweifacher Geschäftigkeit wogte die Menge durch die breiten Straßen und Plätze — die hoch auf den Zinnen der königlichen Hofburg in Ofen lustig flatternde Flagge verkündigte ja die Anwesenheit des geliebten Monarchen im Lande. —

Da erscholl plötzlich der dumpfe Ton der Todtenglocke und die Herzen Aller erzitterten in schmerzlicher Ahnung, welche leider nur zu bald zur traurigen Gewißheit wurde. —

Der Genius der Nation stand mit verhülltem Antlitz an der Bahre eines der edelsten Söhne des Landes — und der Schmerzensschrei, welcher sich dem beklommenen Herzen der Landeshauptstadt entrang, flog mit Blitzeseile über die unabsehbaren Steppen und Ebenen des Landes, um, gebrochen an den Höhen der dasselbe im Halbkreise einrahmenden Karpathen in millionenfachem Echo an den Ausgangspunkt zurückzukehren, zu ersterben in einem leisen pietätvollen Hauche der Erkenntniß des großen Verlustes, welcher nicht Einzelne, nicht Ungarn allein — welcher die ganze civilisirte Welt getroffen.

Der Sarg, welchen an diesem Tage die Bewohner der Landeshauptstadt mit thränenden Blicken umstanden, barg die irdischen Ueberreste des aus ihrer Mitte für ewig geschiedenen ungarischen Ministers für Cultus und Unterricht, Joseph Freiherrn von Eötvös.

Wenn ich bald nach der Jahreswende seines Hinscheidens hier einen schwachen Versuch mache, die geneigten Leser für eine kurze Stunde in der Erinnerung an den Verstorbenen festzuhalten, mit einigen schwachen Zügen das Bild dieses als Denker, Dichter, Staatsmann und Mensch

gleich großen Mannes vor unserem geistigen Auge zu fixiren: so geschieht es gewiß nicht in der eitlen Ueberhebung, über den in seinen Werken der Unsterblichkeit angehörenden Todten etwas überraschend Neues bieten zu können, sondern lediglich, um das pietätvolle Andenken an Ihn in uns neu aufzufrischen, dasselbe möglicherweise auch in entferntere Kreise zu tragen, wohin es bisher vielleicht nicht eingedrungen war.

Dieser Wunsch möge auch den schwachen Versuch, dem großen Todten in vorliegenden Zeilen einen bescheidenen Kranz zu weihen, entschuldigen.

I.

Joseph Freiherr von Eötvös wurde am 3. September 1813 in Ofen geboren, wo dessen Vater zu jener Zeit als königlich ungarischer Hofkammerrath fungirte. Die ersten Jahre seines Lebens brachte der junge Eötvös theils in Ofen, theils in Ercsi, im Hause seines Großvaters von mütterlicher Seite, zu. Von Natur mit einem lebhaften Geiste mit idealer Richtung bedacht, fing Eötvös schon frühzeitig an zu lernen und las, nicht mehr als 7 Jahre alt, Schiller's Werke, besuchte mit leidenschaftlicher Vorliebe das deutsche Theater in Ofen, und machte in seiner kindlichen Phantasie Skizzen zu großen Dichtungen und Dramen, getreu dem Ideale, das ihm bereits damals im Geiste vorschwebte als das Ruhmvollste, dem Streben, ein großer Schriftsteller zu werden.

Von der nachhaltigsten und wohlthätigsten Einwirkung auf die Entwicklung des Geistes und Gemüthes des jungen Eötvös ward dessen Mutter — eine geborne Baronin Lilien — deren edler, von reinster Weiblichkeit durchgeistigter Charakter am schlagendsten gekennzeichnet wird in den wenigen Worten, welche ihr Sohn einem ihrer Briefe entlehnte, um dieselben als Motto an die Spitze seiner dem Andenken der Mutter geweihten „Gedanken“ (eines der hervorragendsten Werke des Philosophen Eötvös) zu stellen: „Glaube nie an einen Gedanken, welchem dein Herz widerspricht.“

Nebst der von ihrem Sohne buchstäblich vergötterten Mutter, waren auch der Großvater mütterlicher- und die Großmutter väterlicher Seits von nicht zu unterschätzendem Einfluße auf die Entwicklung und Richtung des Charakters des jungen Eötvös.

Der mütterliche Großvater Baron Lilien war ein aus Westpfahlen stammender Edelmann, welcher nach längerer Dienstzeit in der österreichischen Armee als Cavallerie-Rittmeister sich in Ercsi nächst Ofen ansiedelte und die Landwirthschaft daselbst in großem Style betrieb. Der oberste Grundsatz dieses kraftvollen und geistig begabten Mannes, der Grundsatz, welcher all' sein Thun und Lassen bestimmte, war der, „daß ein Cavalier vor Allem in jeder Beziehung ein Ehrenmann sein müsse,“ ein Princip, das er im vollsten Sinne des Wortes auf seinen jungen Enkel vererbte.

Die Großmutter Eötvös' von väterlicher Seite war eine geborne Baronin Szepeßy, eine prächtige Frauengestalt von echt ungarischem Schlage. Im vollen Gegensatze zu der ganzen Familie des Baron Lilien, welche durch und durch von deutschem Geiste beseelt war, hegte diese Frau, soweit ihr Gemüth dessen fähig war, einen förmlichen Haß wider Alles, was nicht ungarisch war. Selbst nur gebrochen deutsch sprechend, gefiel sie sich in Behauptungen, wie z. B. alle Deutschen zusammen genommen seien nicht einen Schuß Pulver werth und nur der alte Baron Lilien sei der einzige honette Deutsche. Diese von hoher Religiosität durchdrungene Dame führte ein eisernes Regiment in ihrem ganzen Hause, welchem sich Alles unbedingt unterordnen mußte.

Sie war es, von der des Enkels empfängliches Gemüth als Erbtheil jene glühende Vaterlandsliebe überkam, welche denselben bis zu seinem Lebensende erfüllte und für jede Handlung seines thatenreichen Lebens zunächst maßgebend war.

Der Vater Joseph's — Baron Ignaz Eötvös — welcher in späterer Zeit die höchsten Würden des Landes, als Obergespan im Sarosér-Comitate, als königlich ungarischer Vice-Hofkanzler und wirklicher geheimer Rath und zuletzt als Landes-Tavernicus bekleidete, war ein origineller Mann, welcher bei stark vernachlässigter äußerer Erscheinung, eine hohe Bildung mit seltener Dialektik in sich vereinigte, die ihn in seinen Reden häufiger, freilich im Sinne der damaligen Zeit, zu gewagten Streifzügen auf das Gebiet der Sophistik verleiteten. Auf die Entwicklung des Geistes und Gemüthes seines Sohnes war er wohl von wenigem Einflusse, höchstens insoferne, als seine sehr geringe Sorgfalt für den äußeren Menschen bis zu einem gewissen Grade auch auf Letzteren überging. —

Unter diesen an sich glücklichen Verhältnissen, geleitet und geführt von den hochbegabten und edlen Wesen seiner nächsten Umgebung, verfolgte der junge Eötvös seine scientifische Ausbildung, welche er im Jahre 1830 an der Pester Universität vollendete. Während der Studienzeit an der Universität knüpft sich zwischen Eötvös und einem seiner Studien-Collegen, dem nachmaligen berühmten ungarischen Historiker Ladislaus Szalay ein Band innigster Freundschaft in der würdigsten Bedeutung des Wortes, welches sie Beide bis zu ihrem Lebensende ungebrochen und ungeschwächt erhielten.

Zur Charakterisirung dieser beiden Männer sei es hier gestattet, eines Vorfalles Erwähnung zu thun, welchen der geistreiche ungarische Essayist Dr. Max Falk in seiner am 30. November 1871 in der Pester Kaufmannshalle gehaltenen Gedächtnißrede an Eötvös in Folgendem erzählt:

„An einem Nachmittage des August 1830 — Eötvös und Szalay waren 17 Jahre — trat Szalay unerwartet mit einem dickleibigen Reisesacke bei Eötvös ein und forderte denselben auf, einen Ausflug nach der romantisch gelegenen Margarethen-Insel zu machen. Dort angelangt, suchte Szalay einen entlegenen, die herrlichste Aussicht auf die Donau gewährenden Punkt auf. Dahin lagerten sich die beiden Freunde. Szalay öffnete den Reisesack und zog einige Zeitungsblätter hervor.

Sie enthielten ausführliche Nachrichten über die Juli-Ereignisse in Paris. Gierig wurden die Neuigkeiten verschlungen. „Und nun", sagte Szalay, nachdem Alles gelesen war, „leeren wir ein Glas auf die Freiheit der Völker." Damit zog er zwei Flaschen Champagner aus der Reisetasche, und die beiden Busenfreunde verweilten nun, über die wichtigen Zeitereignisse plaudernd, an dem einsamen Orte stundenlang. Indessen war der Abend hereingebrochen, über ihren Häuptern glänzte der Mond, zu ihren Füßen rauschten die Wellen der Donau.

Szalay riß zwei kleine Blättchen aus seiner Schreibtafel und reichte das eine dem Freunde mit den Worten: „Da schreiben wir unsere Namen darauf." Dann steckte er in jede Flasche eines der Blättchen, trieb den Pfropf fest hinein und warf die Flaschen in die Donau. „So", sagte er dann, ihnen nachblickend, „das schwimmt jetzt weit, weit hinaus in's schwarze Meer und Gott weiß, wohin noch; endlich einmal wird es Jemand doch finden, und so werden wir w e n i g s t e n s a u f d i e s e A r t b e r ü h m t e M ä n n e r." —

Bald führte der Nachen die Freunde dem Pester Ufer zu. Ob die Flaschen jemals gefunden wurden? wer weiß es! aber daß die Beiden berühmte Männer geworden, das weiß man von einem Ende der gebildeten Welt zum anderen."

Eötvös begann unmittelbar nach Vollendung der Studien seine öffentliche Laufbahn als Vice-Notär des Stuhlweißenburger, sodann des Borsod'er und Sáros'er Comitates. Während dieser Zeit studirte er mit tiefem Ernste die mit dem allseitigen Fortschritt der Zeit und der Cultur in so grellem Widerspruche stehende ungarische Comitatswirthschaft, ein Studium, welches er später in seinem weltbekannten „Dorfnotär" so meisterhaft zu verwerthen wußte.

Später erhielt Eötvös auf Wunsch seines bereits als Vice-Hofkanzler in Wien lebenden Vaters eine Conzipistenstelle bei der ungarischen Hofkanzlei. Allein die Beamten-Carriere, für welche ihn der Vater ausersehen, mit ihrem geistlosen Formenwesen, konnte der genialen Geistesanlage dieses jungen Mannes in keiner Weise genügen. Bald hatte er die Fesseln derselben abgestreift und befand sich auf einer großen Reise durch den westlichen Theil Europa's. Der Drang, aus dem Leben zu schöpfen, sich aus unmittelbarer Anschauung mit der Welt vertraut zu machen, hatte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt der Amtsstube entrissen.

Die Jahre 1835 und 1836 waren dieser Reise gewidmet. Zunächst zog es ihn nach der Wiege des Constitutionalismus, und mehrere Monate verweilte er an den Ufern der Themse, um das constitutionelle Leben und den unter dessen Schutze sich mächtig entwickelnden Welthandel zu studiren. Hier fand er durch die angesammelten ungeheuren Schätze den hohen Werth tüchtiger Arbeit und Sparsamkeit zur klaren Anschauung gebracht. Sein warmes Herz für menschliches Elend zog ihn dann auch nach Irland, um hier die tiefe Wunde der Menschheit, den P a u p e r i s m u s, kennen zu lernen. Die Sehnsucht nach der auf empfängliche Gemüther so mächtig einwirkenden Natur führte ihn hierauf in die Schweiz, — und nach langen Wanderungen in den wunderbaren Thälern derselben und einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris, kehrte er über Deutschland nach seiner Heimath zurück.

Diese Reise war von ganz überwältigender Wirkung auf das Wesen des jungen Eötvös. Zunächst wurde dessen Phantasie durch die Schweiz am meisten ergriffen. Seine durch und durch poetische Seele

war geradezu bewältigt von den wunderbaren Bildern, die dort an ihm vorüberzogen. Seinem Geiste aber bot die Beobachtung der Schweizer Sitten und sozialen Zustände eine so mächtige Anregung, daß er schon damals den Entschluß faßte, diese Eindrücke in einem Buche zu vereinigen, welches halb Reisebeschreibung, halb Roman sein sollte.

Das Werk ward auch sogleich begonnen; der Titel „Svajcvi utazás“ (Schweizer Reise) und das erste Kapitel war vollendet — doch in Druck erscheinen sollte es nie: denn zwischen die Schweizer Eindrücke und die Rückkehr in die Heimath fiel sein Wiederaufenthält in Paris, welcher in der lebhaften Phantasie ein Complement der Erinnerungen an die Natur-Scenen der Schweiz hervorrief, und sie zu einem eigenthümlichen Gemisch von Gedanken und Empfindungen verschmelzte, dem die ungarische Literatur eine ihrer kostbarsten Perlen, den „Karthäuser“ verdankt.

Im Hause des damaligen österreichischen Botschafters Grafen Anton Apponyi mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, fand Eötvös die beste Gelegenheit, in den Salons der eleganten Welt das raffinirte Leben und Treiben der Pariser Gesellschaft kennen zu lernen. Er verschmähte es aber auch nicht, halbe Nächte in den Vorstadtgärten zuzubringen, deren weibliche Gäste ausschließlich jener Klasse angehörten, für welche später der Name „Halbwelt“ erfunden wurde. Eötvös dachte noch in späten Jahren gerne an seine Pariser Erlebnisse und die vielen tollen Streichen, bei welchen ihm ein junger Graf Apponyi redlich Gesellschaft leistete.

Inmitten der Vergnügungen ließ er jedoch auch den ernsten Zweck seiner Reise nicht außer Auge und besuchte sehr fleißig die Pariser literarischen Salons; aus dieser Zeit datirte sich auch dessen persönliche Bekanntschaft mit Guizot und Montalembert, mit welch' Letzterem er bis zu dessen Tode in stetem Briefwechsel stand.

Bis zum Ueberströmen voll war die Brust unseres Eötvös bei seiner Rückkehr in die Heimat von den mächtigen Impulsen, die er besonders in der Schweiz und in Paris empfangen. Nach monatelangem Ringen mit den auf ihn einstürmenden Erinnerungen, wurde ihm das Eine klar, daß er sich des ungestümen Drängens seiner Empfindungen nur dann verwehren könne, wenn er denselben einen sichtbaren Ausdruck zu leihen versuche.

Und so entstand denn sein erster großer Roman „der Karthäuser,“ welcher die Selbstbiographie eines jungen französischen Grafen behandelt, der mit hochfliegendem Geiste begabt, edlen Ideen nachstrebend, sich in das Gewühl des Lebens stürzt, die Freuden und Täuschungen desselben bis zur Neige verkostet, und nachdem er in Folge der großen Lüge des Welttreibens, an sich, an Gott und der Welt, irre geworden, schon die frevelnde Hand gegen sich selbst erhebt. In einem Karthäuserkloster findet er dann den langersehnten Frieden und die Ruhe des Gemüthes, bis er endlich der Schwäche des im Taumel der Jugend zerstörten physischen Theiles erliegt.

Das Buch wurde bei seinem Erscheinen, im Jahre 1838 vom ersten Momente an mit ungeheuerem Aufsehen aufgenommen; von einer

gewissen literarischen Clique aber verketzert, von den Standesgenossen des Verfassers, welchem es den Spottnamen „barmherziger Bruder“ eintrug, als Schwärmerei behandelt.

Ueber diesen ersten großen Roman Eötvös' sagt der geistreiche ungarische Literar-Historiker Paul Gyulai in seiner am 12. Februar l. J. in der Kisfaludy-Gesellschaft gehaltenen Denkrede unter Anderem: „Der Karthäuser“ riß den ungarischen Leser plötzlich in die Interessen und Ideen der Menschheit, in die socialen Kämpfe und Leidenschaften hinein, und erfüllte ihn mit den Schmerzen eines verwundeten Herzens, mit den Zweifeln eines grübelnden Geistes. Er gab dem Weltschmerz Ausdruck, jedoch in Begleitung des Trostes und der Beruhigung. Die rein menschliche Richtung, welche sich in diesem Werke Eötvös' offenbarte, verschmolz sich mäßigend und veredelnd mit dem Entwicklungsprocesse der regenerirten ungarischen Dichtung; diese philosophische Betrachtung und religiöse Erhebung, die auf moderner Bildung beruhte, und von den Gefühlen eines warmen Gemüths durchdrungen war, befruchtete die Geister und brachte sie der europäischen Cultur näher.“ So Gyulai.

Der „Karthäuser“ bildet in Eötvös' Leben den Abschluß der im Reiche der Ideale schwärmenden Jünglingsjahre, welche Eötvös selbst in einem Briefe an seinen Jugendfreund Szalay, in folgenden Worten kennzeichnet.

„Wie in der Natur der Uebergang vom Winter zum Frühjahr durch die Regenzeit vermittelt wird, so ist auch der Uebergang vom Kindes- zum Jünglingsalter reich an Thränen und erst, wenn diese Epoche überwunden ist, dann eröffnet sich rings um uns lachender Frühling, dann ist der Jüngling zum Manne geworden.“

Bei Eötvös bezeichnet der „Karthäuser“ das Ende dieser Regenszeit, den Abschluß des inneren Kampfes, aus welchem der Jüngling als reifer Mann hervorgegangen.

Mit diesem Werke schied Eötvös von seiner von edler Begeisterung durchglühten brausenden Jugend, um den politischen Kampfplatz aufzusuchen.

II.

Es weicht nunmehr der Poet dem nachmaligen berühmten politischen Kämpen und Schriftsteller.

Bezeichnend für die Individualität Eötvös' ist es, daß er vom ersten Momente seiner Thätigkeit auf politischem Gebiete, von seinen ersten Reformvorschlägen an, mehr durch das allgemein menschliche, als das rein nationale Gefühl geleitet wird. Nicht die politischen Verwicklungen, sondern die socialen Fragen sind es, die ihn zum Kampfe herausfordern.

„Die Barbarei unserer Gefängnisse“ — sagt Gyulai hierüber — „empörte seine Gefühle, und er tritt im Interesse der Verbesserung derselben als Verfechter des Zellensystems auf. Die Leiden des jüdischen Märtyrervolkes ergreifen seine

Seele tief, und in seinem glänzenden Essay: „Die Emancipation der Juden“ verkündet er dem ungarischen Publicum Ideen, von deren Wahrheit viele überzeugt sind, deren Verwirklichung sie aber für einen schönen Traum halten. Und der Traum geht nach achtundzwanzig Jahren in Erfüllung, und Eötvös selbst ist es, der ihn als Minister vollführt.“

Es folgte nun die fruchtbarste Epoche des Schriftstellers Eötvös. Der glänzende Erfolg, den er bereits errungen, spornte ihn zu neuen Anstrengungen an. Dem Herzen hatte er im „Karthäuser“ den schuldigen Tribut gezahlt; nun trat er nacheinander mit allen jenen Errungenschaften, die sein scharfer praktischer Verstand von seiner großen Reise heimgebracht hatte, vor die Oeffentlichkeit. Dieser Epoche verdanken wir, nebst der schon vorberührten glänzenden Studie „Ueber die Emancipation der Juden“, eine andere größere Arbeit „Ueber daß Gefängnißwesen,“ endlich eine geistreiche Abhandlung „Ueber den Pauperismus in Irland.“ Ehe noch das 4. Jahrzehent unseres Jahrhundertes zu Ende ging, war Eötvös im ganzen Lande als einer der gefeiertsten Poeten, der gewiegtesten Politiker bekannt.

Mitten in dieser vielseitigen literarischen Thätigkeit traf den an die Ansprüche und Bequemlichkeiten der höheren Stände von Jugend an gewöhnten, wenn auch denselben wenig huldigenden Eötvös ein schwerer Schlag in der über seine Familie im Jahre 1840 hereinbrechenden finanziellen Katastrophe.

Sein Vater hatte sich daheim in mehrfache größer angelegte Güter- und Pachtungsspekulationen eingelassen, welche, da er ihnen wegen seines Aufenthaltes in Wien nicht die nöthige volle Aufmerksamkeit widmen konnte, schließlich im September 1841 zu einer Katastrophe, zum Concurse führte, bei welchem das ganze Eötvös'sche Vermögen in die Brüche ging.

Es wäre dem jungen Eötvös gewiß nicht schwer gefallen, aus den Trümmern mindestens einen Theil für sich zu retten; doch auf solche Hilfe freiwillig verzichtend, raffte er seine Bibliothek, und einige wenige Möbelstücke, die selbsterworbenes Eigenthum waren, zusammen, und zog leichten Herzens und gehobenen Gefühls über die Donau zu seinem Jugendfreunde, späteren Schwager, August Trefort, um mit ihm, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, Freud' und Leid zu theilen.

Nicht blos verwandschaftliche Bande, sondern auch die innigste Freundschaft verband diese beiden geistig hervorragenden Männer bis zu Eötvös' Tode, und jede für die Nation wichtige Epoche fand sie Hand in Hand auf dem politischen Kampfplatze.

Der schraffe Realismus des Kampfes wider die drückenden Alltagssorgen, welche an den jungen Magnaten herantraten, legte dessen Geisteskraft nicht lahm, sondern steigerte vielmehr seine Thätigkeit zu neuem Kampfe, zu neuen Siegen.

Die öffentliche politische Tribune betrat Eötvös zuerst im Jahre 1840, wo er in den Comitatsversammlungen des Borsoder Comitats seine ersten ausgezeichneten Reden hielt.

Im Landtage desselben Jahres nahm er seinen Sitz in der Magnatentafel ein, und errang sich hier sogleich durch sein glänzendes

maiden-speech in der Religionsfrage die allseitige Anerkennung — schon in diesem Jahre ward er thätiges Mitglied der aus dem Reichstage entsendeten Regnikolardeputation, die mit der Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzes betraut wurde.

In dieser Eigenschaft hatte er ausgedehntere Studien auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft gemacht, welche er später im Vereine mit seinem Jugendfreunde Moriz Lukacs in einer zweiten eingehenden Abhandlung über die „Reform des Gefängnißwesens“ verwerthete.

In diese Periode fällt auch der erste Plan und die Sammlung des historischen Materiales für ein großes Werk, welches ihn sein ganzes ferneres Leben hindurch beschäftigte, und mit welchem er seine literarische Thätigkeit beschließen wollte. „Die Geschichte der christlichen Civilisation“ war der Vorentwurf, den er sich gewählt, und in seinem schriftlichen Nachlaß soll sich das für dieses Werk bereits angehäufte reichliche Materiale vorfinden.

Im Jahre 1842 vermählte sich Eötvös, und unternahm mit seiner reizenden geistreichen und seines Herzens in jeder Beziehung würdigen jungen Gattin eine kurze Reise nach Ober-Italien.

Dieses Eheband schuf eines jener seltenen Familienleben, in welchem der Geist der hingebenden edlen Weiblichkeit, gepaart mit wechselseitiger aufopfernder Liebe, jenen inneren Frieden schafft, welchen die stille glückliche Häuslichkeit allein dem Menschen zu bieten vermag.

Der im Mai des Jahres 1843 zusammengetretene Preßburger Reichstag, führte auch Eötvös mit seiner jungen Gattin in die alte Krönungsstadt, wo der stille, anziehende Herd des jungen Ehepaares bald der Sammelpunkt der zahlreichen politischen und literarischen Freunde des in allen Kreisen hochgeachteten jungen Magnaten wurde. Ladislaus Szalay, August Trefort und der treue Genosse Graf Ladislaus Serényi waren die täglichen Gäste in Eötvös' bescheidenem, einfach ausgestatteten Arbeitszimmer, in welchem die reizende und geistreiche junge Frau geschäftig waltete.

Aus dieser Zeit datiren auch die freundschaftlichen Beziehungen Eötvös' zu dem damaligen Beregher Abgeordneten, derzeitigen Minister-Präsidenten Grafen Melchior Lónyay, über welche sich der Letztere selbst in seiner jüngsten Gedächtnißrede folgendermaßen ausspricht:

„Eötvös würdigte mich zu Beginn meiner politischen Laufbahn seiner Freundschaft, eiferte mich mit seinem Beispiele zur Arbeit an, und ermunterte mich, den jungen Anfänger, durch guten Rath. Zwischen ihm und mir war damals ein Altersunterschied von neun Jahren; es läßt sich denken, wie sehr ich mich gehoben und ermuntert fühlte, als er sich mir in Freundschaft näherte, und mich in seinen stillen Familienkreis aufnahm, mich zur Thätigkeit anspornend, edle Bestrebungen und Ideen in mir erweckend, und in meinen rednerischen und literarischen Erstlingsversuchen unterstützend.“

An den eben eröffneten Reichstag wurden im ganzen Lande die größten Hoffnungen geknüpft. Der vorangegangene 1840er Reichstag wurde nach langer Verhandlung der Gravamina des Landes unter der weisen Leitung Franz Deák's zur allgemeinen Zufriedenheit geschlossen: Während der dreijährigen Pause wiederhallten die Comitatssäle und die

von einem frischen Geiste durchwehte Tagesliteratur von weitausgreifenden Reformvorschlägen, deren Verwirklichung man allseitig von dem nächsten Reichstage mit Zuversicht hoffte.

Die Engherzigkeit der Wortführer des Zala'er Comitats, welchen es mit theilweiser Anwendung roher Gewalt gelang, die wichtigste der damaligen Fragen, die Besteuerung des Adels, von der den Abgeordneten zu jener Zeit noch bindenden Deputirteninstruktion zu streichen, machte jedoch alle Hoffnungen zu Nichte. Der Sitz des Zala'er Abgeordneten, der Sitz Franz Deák's, blieb über die ganze Dauer des Reichstages unbesetzt.

Die Reichstagsmajorität entbehrte hiedurch ihres Führers, der mit seinem erleuchteten Einfluße dem vergangenen Reichstage zu seinen Erfolgen verhalf.

Eötvös, einer der eifrigsten Reformer in der Frage der Steuer, der Religion und der Gleichberechtigung, nahm bald mit dem Grafen Stefan Széchenyi und Ladislaus Teleki eine hervorragende Stelle in den Reihen der Opposition ein und als nach monatelangen Debatten die Reformläufe, wohl zum Theil durch den Ungestüm einzelner Exaltados des Unterhauses selbst, an der Halsstarrigkeit des Oberhauses und der Regierung scheiterten, da fühlte sich Eötvös im Mißmuthe über die erfolglosen Kämpfe zu dem prophetischen Ausrufe hingerissen:

„Daß die hartnäckige Verweigerung der berechtigten Forderungen der Nation die friedliche Entwicklung unmöglich machen werde."

Als der Reichstag fast ohne jedes Resultat auseinanderging, bewog Eötvös seinen treuen Freund Ladislaus Szalay zur Uebernahme der Redaktion des „Pesti Hirlap", des zu jener Zeit einflußreichsten politischen Blattes, um an seiner Seite und mit offenem Visir den Kampf für die politische Reform des Landes, Beseitigung des faulen Comitatssystems, Vereinigung der Regierungsgewalt und Inauguirung des verantwortlichen echt konstitutionellen Regierungssystems, aufzunehmen.

Es gehörte in jener Zeit noch viel Entschlossenheit und politischer Muth dazu, mit solchen Ideen aufzutreten, welche der Allmacht der Comitate und deren politischen Coterien mit gänzlicher Beseitigung drohten.

In der That begegnete dieses Unternehmen im ganzen Lande, ohne Unterschied der Parteien, offener Mißbilligung und die Verfechter solcher Ideen mußten es über sich ergehen lassen, von den Conservativen als Doktrinäre, von den Liberalen als Schwärmer verschrieen zu werden.

Je heftiger sich der Kampf gegen die von ihm vertretene Richtung in den einzelnen Comitaten gestaltete, mit umso größerer Entschiedenheit, ja Begeisterung, trat Eötvös für dieselbe ein. Der feste Glaube an die von ihm verkündete politische Lehre konnte selbst durch die ernsten Zweifel, die seine nächsten Freunde an deren baldiger Durchführbarkeit hegten, nicht erschüttert werden. Allerdings dürfte zu jener Zeit Eötvös selbst wohl kaum geahnt haben, daß er nach kaum zwei Jahren im ersten ungarischen verantwortlichen Ministerium einen Platz einzunehmen berufen sein sollte. Die in den Comitaten gegen seine Reformpläne sich immer steigernde Opposition reifte in ihm zunächst den Entschluß mit

seinem schon in frühern Jahren vorbereiteten Tendenz-Roman „Der Dorfnotär“ vor die Oeffentlichkeit zu treten, um seiner Nation in demselben über die verlotterten Zustände des ganzen Comitatswesens ein Spiegelbild vorzuhalten, welches sie wohl zur Erkenntniß führen müsse.

Das Buch machte im ganzen Lande eine ganz ungeahnte Sensation und bald fand es in mehreren Uebersetzungen den Weg in die gesammte gebildete Welt.

Eötvös war anfangs tief betrübt darüber, daß dieses Buch manchen einsichtsvollen Politikern des Auslandes Gelegenheit gab, über die politische Reife seiner Nation einfach den Stab zu brechen, und wiederholt sprach er sein tiefes Bedauern darüber aus, daß dieser der eigenen Nation zugedachte Spiegel auch in das Ausland seinen Weg gefunden habe.

Und doch bleibt dieses Werk eines der bedeutendsten Denkmäler der ungarischen Geschichte. Paul Gyulay sagt darüber:

„Der Dorfnotär war nicht allein ein schönes Buch, sondern auch eine gute That, ein Schmerzensschrei der Demokratie, die ihre Leiden klagt und ihre Rechte fordert, eine Thräne des Schmerzes und des Hohns, welche die Qualen von Millionen ausdrückt, ein Blitzstrahl, der den Horizont beleuchtet und auf den nahenden Sturm aufmerksam macht“;

und Graf Melchior Lonyay bemerkt in seiner Gedächtnißrede darüber:

„Dieses Werk wird für dessen Verfasser, den tiefen Forscher politischer und sozialer Verhältnisse, den tieffühlenden Philantropen, den Mann der festen Ueberzeugungen eines der dauerndsten Denkmäler sein.“

In die Zeit zwischen dem 1843/44 Reichstag und den Ereignissen von 1848 fällt auch der vortreffliche historische Roman Eötvös' „Ungarn im Jahre 1814“, in welchem durch ein Bild aus der Vergangenheit die Freiheitsbestrebungen der misera contribuens plebs, wie in Ungarn das Volk betitelt wurde, vorgeführt werden.

III.

Dieser Periode des zurückgezogenen glücklichen Familienlebens, der unausgesetzten geistigen Thätigkeit Eötvös folgte die Einberufung des 1847/48 Reichstages nach Preßburg; es folgten die Wiener und Pester Märztage, und das 1848er ungarische verantwortliche Ministerium, welches auch unsern Eötvös gegen seinen Willen in den Vordergrund der Aktion stellte. Hier tritt nun der hochgefeierte politische Schriftsteller und Parteiführer zurück, um dem praktischen Staatsmanne Raum zu geben, als welcher er sich in gleich glänzender Weise bewährte.

Die Ereignisse jener Zeit sind wohl noch in zu frischer Erinnerung, um es hier nothwendig zu machen, des Näheren nachzuweisen, daß diese Sturm- und Drangperiode für das Wirken eines Geistes, wie jener Eötvös', kein geeignetes Feld schaffen konnte.

Für das zum Theil gewaltsam entrungene und in beiden Theilen der Monarchie inaugurirte System des Constitutionalismus waren — in

Ungarn wenigstens — die Ideen durch die politische Schule vorbereitet, für welche eben Eötvös seit zwei Jahren gekämpft, und welche sich allmälig um ihn gruppirt hatte. Allein an eine rechtzeitige Regelung des Verhältnisses zwischen den beiden Hälften der auf Grundlage der pragmatischen Sanktion vereinigten Monarchie auf gesetzlichem Wege und mit Berücksichtigung der Rechtsansprüche beider Theile, hatte Niemand gedacht.

Die beiden Reichshälften, bisher von der absoluten Macht des Herrschers zusammengehalten, standen sich auf einmal selbstständig gegenüber. Der Unverstand in der Handhabung der über Nacht erlangten Freiheit bot der reaktionären Partei nur zu bald die Handhabe, um die beiden an einander angewiesenen Theile in tödtlicher Feindschaft gegen einander zu stellen.

Eötvös' empfängliches Gemüth und etwas wie ein Zug von Sehergabe ließen ihn schon in den Märztagen den Schatten erkennen, welchen die später eintretenden großen Ereignisse vorauswarfen. In einer peinlichen Situation zwischen Hoffnung und Besorgnissen verbrachte Eötvös den Frühling des Jahres 1848 als Minister in Pest, und vertrat mit Batthianyi, Deák und Klauzal die friedliche Lösung und den ehrlichen Ausgleich mit Oesterreich.

Einer der unerschrockensten Reformer, vermochte er nie Revolutionär zu werden. Als er daher sah, daß die Richtung, welche er vertrat, welcher er eigentlich die Bahn gebrochen, einen Weg einschlug, der eine friedliche Beilegung, eine Harmonie der zum Antagonismus künstlich getriebenen Interessen unmöglich machte, ja zum gewaltsamen Zusammenstoße führen mußte, da trat er nicht nur — gemeinschaftlich mit Franz Deák und Klauzal — aus dem Ministerium aus, sondern verließ, nachdem er durch die schroffe Zurückweisung der vom ungarischen Reichstag nach Wien entsendeten Deputation alle Hoffnung in die Zukunft verloren, sein so heiß geliebtes Vaterland am 29. September 1848, um erst im November 1850 dasselbe wiederzusehen.

Diese zwei Jahre der freiwilligen Verbannung waren wohl die bittersten im Leben Eötvös'. Sein Seelenzustand während dieser Zeit, während welcher er fern vom Vaterlande für dasselbe zittern mußte, war ein verzweifelter und ließ ihn weder im Familienkreise, noch in der Arbeit, die gesuchte Ruhe finden.

Die großen Ereignisse, welche damals den ganzen europäischen Continent erschütterten, mußten seinen denkenden Geist zur Reflexion führen; er vertiefte sich in die französische Revolution und diese Contemplation brachte ihn auf die Idee, die Geschichte der ersten französischen Revolution und deren Consequenzen für seine Nation niederzuschreiben; jedoch in solcher Richtung, daß Ungarn daraus erfahre, wie Völker zu der mit Ordnung gepaarten Freiheit gelangen.

Den Winter 1848/49 verlebte Eötvös in München, um für dieses geplante Werk in den dortigen Bibliotheken Studien zu machen. Der Sommer, welchen er in einer bescheidenen, aber wundervoll gelegenen Villa im Aigner Parke nächst Salzburg verlebt, war dazu bestimmt, den gesammelten Stoff zu verarbeiten. Doch die aufeinanderfolgenden

schweren Schläge, welche sein Vaterland zu Boden warfen, raubten ihm die nöthige Sammlung, um an eine so ernste Arbeit denken zu können. So wurde auch der so emsig gesammelte Stoff über die 1790er Ereignisse nie verwerthet.*)

Kurz vor seinem Tode im Herbste des Jahres 1870 kehrte Eötvös in Begleitung seines Sohnes — wie wir später noch erwähnen werden — noch einmal nach Salzburg und Aigen zurück, um die mächtige Erinnerung an die hier angesichts des Unglücks und Verfalles seines Vaterlandes verlebten qualvollen Stunden in sich wachzurufen — um diese Erinnerungen auch der Seele seines einzigen männlichen Sprossen einzuprägen.

Den Winter 1849 und den Sommer 1850 verlebte Eötvös mit seiner Familie theils in München, theils am Staremberger See. Das tragische Ende der Revolution in Ungarn führte ihn schließlich auf den Gedanken, die Klärung der aus den 90er Jahren des verflossenen Jahrhunderts entsprossenen, aber in ihrer Entstellung nur Verderben säenden Ideen, zu versuchen.

Diesem Gedanken entstammte dann das große Werk Eötvös' „über die herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts", wovon der erste Band noch im Auslande vollendet wurde.

Diese von der gesammten gelehrten Welt mit ungetheilter Anerkennung begrüßte Arbeit hier in Kürze zu würdigen, ist geradezu unmöglich. Thatsache ist, daß dieselbe zu den vorzüglichsten und berühmtesten Denksäulen der ungarischen Literatur gehört, ohne deshalb an ihrem Werthe für alle Völker einzubüßen.

Die großen Ideen, welche Eötvös unter die Loupe seines scharfen Verstandes bringt, um deren falsche Auffassung und Anwendung in das richtige Licht zu setzen, sind keine geringeren, als: Die Freiheit, Gleichheit und die Nationalität; Ideen, die mit ihrer unwiderstehlichen Macht unser Jahrhundert beherrschen, und welche beinahe zu gleicher Zeit in dem berühmten englischen Reformer Stuart Mill einen so geistreichen Interpreten gefunden hatten, mit dem Eötvös später durch direkten Briefwechsel in näheren geistigen Contakt getreten war. Als Charakteristikon der Anschauungen Eötvös' über seine Nation in ihrem Bezuge auf die herrschenden Ideen dieses Jahrhunderts, möge hier aus dieser Correspondenz ein Bruchstück eines aus dem Jahre 1869 stammenden Briefes Platz finden, welches wir hier nach dem französischen Originale in treuer Uebersetzung folgen lassen:

Eötvös schreibt an Stuart Mill:

„. . . . . . . Ich kann meine Ueberzeugung nicht unterdrücken, daß Sie, indem Sie über die allgemeine Anerkennung, die Ihre Werke in unserem Vaterlande finden, Ihrer Ueberraschung Ausdruck geben, ein ganz bescheidenes Urtheil über jenen Einfluß fällen, welchen Ihre literarische Thätigkeit auf Ihre Zeitgenossen übte.

---

*) Dank dem gütigen Entgegenkommen des Herrn Reichstags-Abgeordneten August Trefort, Schwagers des verewigten Baron v. Eötvös, sind wir in der angenehmen Lage, aus dem literarischen Nachlasse des Letzteren den Entwurf der Einleitung zu dem oben besprochenen Werke als Anhang zu dieser Skizze in deutscher Uebersetzung zu bringen.

Von Denen, die sich den Staatswissenschaften ernstlich widmen, gibt es zur Zeit wohl Niemanden, auf den dasjenige, was Sie auf diesem Gebiete geleistet, ohne nachhaltige Wirkung wäre; und nachdem in Folge der allgemeinen Bildung die Wissenschaft in unserem Jahrhunderte auf das Leben einen größeren Einfluß übt denn je, gibt es wohl kein Volk, in dessen Entwicklung die Wirkung nicht aufzuweisen wäre, welche Ihre Werke auf die Richtung derselben hervorrief.

Die Völker des Continents, vielleicht mit einziger Ausnahme der Schweiz, hat der Absolutismus dazu herangebildet, wie wir sie jetzt finden. Sie standen unter der Zuchtruthe strenger Schulmeister, und es erscheint natürlich, wenn die Rückerinnerung an die Leiden, die sie zu bestehen hatten, ihr Herz mit Erbitterung erfüllt; allein wir müssen zugeben, daß Vieles, auf das sie stolz sind, der Bildung und eben nur der Bildung zu verdanken sei. Diese schuf die großen Nationen, diese entwickelte im Kreise einzelner Staaten jenen Grad der Civilisation, der zwar nur aus dem Grunde patronisirt wurde, um die Völker gefügiger zu machen, der sich aber nichtsdestoweniger zur Grundbedingung jedes weiteren Fortschrittes machte."

. . . . . . „Wir Ungarn fühlen wohl die Gefahr, welche daraus resultirt, daß jene Ideen, die in anderen Ländern den socialen Verhältnissen entsproßen, bei uns nicht entsprechend cultivirt erscheinen, und daß wir zwar mit unseren neueren konstitutionellen Formen in die Reihen der vorgeschrittenen Nationen getreten sind, unser civilisatorischer Höhepunkt aber, gegenüber unseren politischen Institutionen, eine niedrigere Stufe einnimmt, was hauptsächlich auf unsere ökonomische Entwicklung hemmend einwirkt. Wenn uns aber der Umstand, daß wir die strenge Schule des Absolutismus nicht durchmachten, einzelne Vortheile benahm, so hat dieß auch seine gute Seite; denn hiezu kommt, — was die Hauptsache ist — daß der Charakter unserer Nation dadurch vor Erniedrigung verschont blieb, und von nicht geringerer Bedeutung ist, daß sich die Idee der Freiheit in dem Sinne aufrecht erhielt, in welchem dies die anderen Völker des Continents lediglich aus Ihren Arbeiten neuerdings erkennen lernten . . . . .

Jedenfalls sind diese Strebungen, mit welchen ein numerisch kleines Volk, unter schwierigen Verhältnissen auf dem Boden der Civilisation — von dem es zurückblieb — vorwärts schreitet, der Beachtung eines Mannes werth, welcher auf die politische Entwicklung unserer Zeit einen so mächtigen Einfluß übte, wie Wenige seiner Zeitgenossen.

. . . . Ich übersende Ihnen meine, „über den Einfluß der Ideen des XIX. Jahrhunderts auf den Staat" vor mehr als 10 Jahren erschienene Arbeit.

Wenn ich im Jahre 1850, als diese Arbeit erschien, Ihre vorzüglichen Leistungen nicht kannte, so möge mir als Entschuldigung dienen, daß ich in vieler Beziehung ganz dieselbe Richtung befolgte, welche, Dank sei es Ihrem mächtigen Geistesschwunge, jetzt bereits durch viele Andere nicht blos theoretisch anerkannt, sondern auch praktisch geübt wird."

Als im Jahre 1850 der zwischen Oesterreich und Preußen ausgebrochene Conflikt eine Wendung nahm, welche den Ausbruch des Krieges ernstlich besorgen ließ, kehrte Eötvös nach mehr als zweijähriger Abwesenheit schweren Herzens in sein Vaterland zurück. War es ihm doch, als fürchtete er das Wiedersehen seiner durch so großes Unglück niedergebeugten Heimath und in derselben die Vorzeichen einer hoffnungslosen Zukunft.

Gar bald überzeugte er sich jedoch, daß diese in Jahrhunderte langem Kampfe gestählte Nation durch Unglück wohl zu beugen, aber nicht zu brechen sei, und mit dieser Wahrnehmung erhob sich sein starker Geist zu freudigem Hoffen.

Eötvös verlebte die ersten der 50er Jahre theils bei seinen Eltern, den Sommer jedoch stets in seinem der schönsten Lage sich erfreuenden Sommerhause auf dem Schwabenberge nächst Ofen.

Diese Periode rastlosen Schaffens entstammt zunächst die Vollendung seines kulturgeschichtlichen Werkes „die herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts," ferners einer seiner idealsten Romane „die Schwestern" und mehrere der lieblichen Erzählungen aus dem ungarischen Volksleben.

Als Freiherr von Eötvös aus seiner freiwilligen Verbannung in sein Vaterland zurückkehrte, lag die Nation in politischer Erstarrung, nach dem furchtbaren Schlage, welchem sie blinde, zum Theil wohl egoistische Leidenschaft soeben entgegengeführt hatte.

Die große Masse, durch die Beschlüsse des letzten Preßburger Landtages zur politischen Freiheit gelangt, war sich der ihr zugefallenen Rechte noch gar nicht bewußt geworden und konnte unter den furchtbaren Nachwirkungen des mörderischen Bürgerkrieges ebenso wenig zur Besinnung kommen; der begüterte Adel des Landes war durch den furchtbaren Eindruck der Arader Schreckensthat vollständig eingeschüchtert und gelähmt und die edelsten Patrioten vermochten sich nicht der Verzweiflung an dem künftigen Geschicke der Nation zu entschlagen.

War ja vielleicht noch nie der Moment so nahe, um das vom Grafen Stefan Széchényi in prophetischer Begeisterung ausgesprochene stolze Wort „A magyar nem volt, hanem lesz" (der Ungar war nicht, sondern wird erst sein) in den vollsten Gegensatz zu verwandeln — und nicht geringen Antheil mag das tief in den Wurzeln erschütterte Vertrauen in eine glückliche Zukunft seiner Nation an dem Entschlusse dieses edlen Geistes gehabt haben, welcher ihn in die freiwillige Gefangenschaft der Döblinger Anstalt führte.

Unter solchen Umständen war nun die Wiener Regierung berufen, nicht blos in dem an seinen frischen Wunden noch blutenden Lande, sondern auch in den von Leidenschaften tief unterwühlten übrigen Provinzen des Reiches Ordnung zu schaffen, und die beinahe auseinander gesprengten Glieder der Monarchie zusammenzufassen.

Hätte man damals in Wien den Muth gehabt, in das volle Leben kühn hineinzugreifen, so wäre wohl hier der einzige Moment geboten gewesen, um den „österreichischen Gedanken" zu verwirklichen, um das urkundlich bestehende Kaiserthum Oesterreich auch der Wirklichkeit nach in das europäische Staatengebilde hineinzufügen.

Doch anstatt offen und ehrlich an die Völker Oesterreichs zu appelliren, sie an die große Arbeit der Neugestaltung mit heranzuziehen, zog man es in den damals entscheidenden Kreisen vor, einen Versuch zu machen, um die Todten der vormärzlichen Tage zu galvanisiren, sie zu einem künstlichen Scheinleben zu erwecken.

Eine Reihe grober Fehler, folgenschwerer Irrthümer, unheilvoller Uebersehen bildet die Marksteine jener Epoche, verwickelte die edelsten Intentionen in die Maschen eines Netzes von Fehlgriffen, dessen Fäden einst die Geschichte zu entwirren haben wird.

Es wird dem Schreiber dieser Zeilen nicht leicht, sich von jenem dunklen Zeitabschnitte, den heute zu beurtheilen freilich sehr wohlfeil erscheinen könnte, zu trennen, ohne in das Selbsterlebte und Selbstmitgemachte des Nähern einzugehen. Gehört es doch unleugbar in den Rahmen dieser flüchtigen Skizze dieses Bild voll Nebel und Wirrsal. Oder wie denn sonst, wenn nicht an der Hand der Geschichte jener Tage, will man den Schlüssel finden, zu der unglaublich dünkenden Erscheinung, daß ungeachtet all' der volkswirthschaftlichen Errungenschaften, welche die absolutistische Aera der 50er Jahre Ungarn unleugbar gebracht — ungeachtet der geregelten Justiz, der verbesserten und vermehrten Schulen, der hergestellten Straßen, der durchgeführten Grundentlastung, welch' letztere besonders sich nicht blos dem früher hörigen Bauer, sondern auch dem besitzenden Adel gar wohlthätig fühlbar machte — daß trotz dieses ungeheuern Fortschrittes in der innern Entwicklung des Landes, im entscheidenden Momente das ganze Land wie Ein Mann zu seinen Führern stand, die nichts Anderes als die Wiederherstellung des beim Landvolke eben nicht in der besten Erinnerung stehenden alten Zustandes status quo ante forderten?

Nur jenen Irrthümern und schweren Mißgriffen der Regierung, und ihren furchtbaren Consequenzen, ist es zuzuschreiben, daß diese zehn Jahre hinreichten, um den österreichischen Staatsgedanken, welcher eben in Ungarn erst Wurzel fassen sollte, von dem Unkraut der Unzufriedenheit und des Mißtrauens ganz überwuchern zu lassen, um auf seine Kosten den ungarischen Staatsgedanken auch in der Masse aller Nationalitäten des Landes zum vollen Durchbruche zu bringen.

Und so hatten eben in jenem Augenblicke, wo Graf Stefan Széchényi dem Verhängnisse seines umnachteten Geistes erlag, die Fehler seiner erbittertsten Feinde seinem prophetischen Spruche „A Magyar nem lesz, hanem volt“ zur Verwirklichung verholfen.

IV.

Einer der ersten, welcher in ruhiger Beobachtung die Hoffnung auf die Zukunft seiner im Kerne ungebrochenen Nation in seine Brust zurückkehren fühlte, war Josef Freiherr von Eötvös.

Mit der allmälig erstarkenden Zuversicht auf die Wiedergeburt eines selbständigen Ungarns, erlangte bei Eötvös zugleich die Erkenntniß die Oberhand, daß die Zeit des starren passiven Widerstandes ein Ende nehmen müsse. Seine große Seele erkannte, welch' unersetzlicher Verlust ein verlornes Decennium im Leben jeder Nation sei, die sehr Vieles, wenn nicht Alles noch nachzuholen habe. Es galt vor Allem im ganzen Volke jenen innigen Contakt wachzurufen und aufrecht zu erhalten, welcher für die Zeit der politischen Aktion erste Grundbedingung jedes Erfolges war. Konnte dieß auch nicht auf dem Felde der Politik ge-

schehen, so beschloß Eötvös wenigstens das literarische und volkswirthschaftliche Gebiet zu pflegen und hier das Nationalbewußtsein nicht einschlummern zu lassen.

Mit dem vollem Eifer seines Wesens nahm er diese selbstgestellte Aufgabe auf, und nicht einmal begegnete Schreiber dieses dem gefeierten Staatsmanne in den Räumen der damals vom gesammten Adel Ungarns ostentativ gemiedenen königl. Burg in Ofen, um heute die Angelegenheiten des Museums, morgen jene der Akademie der Wissenschaften, des Nationaltheaters, oder der Landwirthschaftsgesellschaft bei dem damals als Generalgouverneur in Ungarn weilenden Herrn Erzherzog Albrecht zu vertreten — unbekümmert darum, wie man im Lande sein freiwilliges Hervortreten auch deuten möge.

Ueber die Zeit dieses geräuschlosen Wirkens sagt Graf Melchior Lonyay in seiner neuesten Gedächtnißrede:

„Seinem (Eötvös) Namen begegnen wir überall, wo um diese Zeit (1850 bis 1860) in der sozialen Wirksamkeit Neues und Gutes begonnen wurde — er war der Bannerträger der ungarischen Cultur auf dem Felde der Wissenschaft und der Literatur, er war es auch vorzüglich, der das Wiederaufleben des Industrievereines erwirkte. Er dachte viel nach über Volk und dessen Gewohnheiten, er nahm die Keime des Guten und Edlen in ihm wahr und indem er auch die Schattenseite und Vorurtheile nicht übersah, sann und dachte er viel über die einzig wirksame Panacée gegen diese Mängel, über Volkserziehung und Bildung.“

Einen würdigen, auch geistig ebenbürtigen Bundesgenossen in diesem seinem vorbereitenden Wirken fand Eötvös in einem zu jener Zeit noch ganz unbekannten und wenig beachteten Publizisten, welcher von seiner bescheidenen Amtsstube aus die Fäden seiner Thätigkeit spann und die ganze Nation auf dem politischen Felde rege zu erhalten wußte.

Ganz unbewußt beugten sich alle politischen Kreise des Landes allmälig den Darlegungen dieses ihnen noch persönlich unbekannten Mannes über die politische Lage der Welt und deren unfehlbar zu gewärtigende Rückwirkung zu Gunsten der historischen Rechtsansprüche der ungarischen Nation — und in wenigen Jahren hatte dieser mit erstaunlicher Produktivität ausgestattete einfache Journalist in den damals maßgebenden Journalen des Landes sozusagen die Alleinherrschaft.

Es war dies der derzeitige Reichstagsabgeornete und noch immer einflußreichste Publicist Ungarns, Dr. Max Falk, welcher in seiner unansehnlichen Stellung eines Sparkassa-Beamten, sich um seine Nation das zweifache Verdienst erwarb, sie aus ihrem politischen Halbschlummer zur Empfänglichkeit für alle Vorkömmniße der Welt aufzurütteln, und zugleich der wärmste und sozusagen einzige kompetente Vertreter ihrer Rechtsansprüche dem außer-ungarischen Oesterreich und dem Auslande gegenüber gewesen zu sein.

Diese beiden Männer, welchen Ungarn es zunächst zu danken hatte, wenn es das Jahr 1860 vorbereitet fand, fanden sich nicht blos in ihren Gedanken und geistigem Wirken, sondern waren während ihres ganzen späteren gemeinschaftlichen Wirkens in engster Freundschaft verbunden, und gleich war die hohe Achtung beider vor des Andern geistiger Begabung.

Unvergeßlich bleibt mir für immer ein Moment, aus der Zeit dieser stillen Wirksamkeit Eötvös' auf politischem Gebiete, welcher am deutlichsten die Energie und den unbeugsamen Muth charakterisirt, welcher diesem schwachen schmächtigen Körper innewohnte.

Es war zu Ende der 50er Jahre, als eine Anzahl hervorragender ungarischer Patrioten bei dem eben im Lande weilenden Monarchen einen Versuch machte zur Wiedererlangung der historischen Rechte der Nation. Damals that eine der zu jener Zeit maßgebendsten Persönlichkeiten den drastischen Ausspruch: „ob denn die Herren sich auch dessen bewußt seien, daß sie mit ihren Köpfen spielen?“ Dieses Dictum drang durch Vermittlung zu Eötvös, welcher die Petition an den Kaiser mitunterzeichnet hatte.

„Nun“ — antwortete er dem Mittelsmann mit ruhigem gewinnendem Lächeln — „dies wird weder mich noch meine Gesinnungsgenossen je davon abschrecken, für die Rechte Ungarns, so oft es nöthig, mit gleicher Offenheit einzutreten. Eines ist aber sicher, daß die angedeutete Procedur, wenn sie eingerathen werden sollte, Diejenigen weit mehr brandmarken würde, die sie einrathen, als Jene, gegen die sie empfohlen wird.“

Mit dem erwähnten, zwar vollkommen fehlgeschlagenen Schritte der Großen des Landes, war Eötvös das Signal gegeben zu entscheidendem Eingreifen.

Die Ueberzeugung, daß jedes weitere Verharren auf der Passivität von Seiten Ungarns dem Reiche und dem Lande gleich verderblich werden muß, reifte in ihm den Entschluß zur Herausgabe seiner bedeutendsten politischen Schrift: „Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs“, welche in seinem eigenen Parteilager große Ueberraschung hervorrief.

Angesichts der zu jener Zeit herrschenden Stimmung im Lande war die Veröffentlichung dieser Schrift eine That echten politischen Muthes. Denn nicht nur mußte Eötvös vorweg außer Zweifel sein darüber, wie die von der jüngsten Kaiserreise triumphirend zurückgekehrten Gegner seines Standpunktes zersetzend über sein Werk herfallen werden, sondern hatte er auch von seiner eigenen Partei die herbsten Vorwürfe darüber zu erwarten, daß er zu früh activ hervorgetreten, und der Idee des Reiches und der Gesammtmonarchie zu weitgehende Zugeständnisse gemacht. Diese Erwartung wurde denn auch nach beiden Richtungen thatsächlich nicht getäuscht.

Doch hat Eötvös nie Rücksichten und Befürchtungen solcher Art Gewalt über sich gewinnen lassen; und so wie er in seinem „Dorfnotär“ von den Mängeln und Blößen der politischen Zustände in seinem Vaterlande schonungslos den Schleier herabgerissen, unbekümmert um Beifall, oder Mißfallen, seiner in ihrer Eigenliebe tief getroffenen Compatrioten; so trat er auch in dieser politischen Schrift offen und ohne Scheu für die Gesammtstaats-Idee und die Union zwischen Ungarn und Oesterreich ein, die Verfassung als die alleinige Panacee gegenüber dem das Reich untergrabenden politischen Marasmus hinstellend.

Die Schrift ist für den Augenblick ohne Erfolg geblieben; wollte es ja damals doch das Verhängniß Oesterreichs, daß die Umkehr nicht

die Frucht rechtzeitiger besserer Erkenntniß, sondern die traurige Nothwendigkeit des Unglücks am Schlachtfelde sein solle.

Das Jahr 1859 brachte uns den verstärkten Reichsrath, in welchem der aus Eötvös' Schrift vor nahezu zwei Jahren erschallende Ruf nach einer „Verfassung", als den einzigen Rettungsanker, noch strenge verpönt war. Dem verstärkten Reichsrathe folgte das Oktoberdiplom, und letzterem der 1861er Landtag in Ungarn.

Eötvös wurde hier, ganz wider seinen Willen, erneuert in die politische Arena hineingerissen.

Der ungarische Landtag stellte sich, woran wohl Niemand ohne Selbsttäuschung zweifeln konnte, auf den Boden der 1848er Gesetze, und forderte von denselben aus zunächst bedingungslose Anerkennung seiner Rechtsbasis.

Anstatt daß man diese Basis, sie principiell acceptirend, in ruhiger Discussion von den Schlacken, welche sich an dieselbe während des verhängnißvollen Jahres 1849 angesetzt, gereinigt, und sodann durch freie Vereinbarung mit den Lebensbedingungen des Reiches in Einklang zu bringen gesucht hätte, verwarf man die Rechtsgrundlagen einfach, und wies durch Zurückweisung der über specielles Verlangen der Krone in ihrer Ueberschrift amendirten Adresse des Landtages, den nach langen Mühen glücklich angesponnenen Faden, schroff befangen in dem Wahne ab, daß es möglich sein werde, neben der principiellen Anerkennung der historischen Berechtigung des Landes, nach Einräumung der freien durch Imunität geschützten öffentlichen Tribüne, nach Auslieferung aller faktischen Gewalt an die Nation, derselben gegenüber, die wieder hervorgeholte „Theorie der Rechtsverwirkung" aufrecht zu erhalten.

Niemand fühlte diesen verhängnißvollen neuen Fehler tiefer und wehmüthiger als Baron Eötvös, und die darauf folgenden Jahre des zum mot d'ordre gewordenen passiven Widerstandes waren wohl mit die bittersten seines Lebens.

Ob seines gedrückten Gemüthes vermochte er selbst seines, ihn wie eine Oase in der Wüste entgegenlächelnden häuslichen Glückes nicht recht froh zu werden. Unausgesetzte Thätigkeit im Zusammenraffen der Partei und der regste Verkehr mit seinen publicistischen Kampfgenossen, namentlich dem mittlerweile durch innige Freundschaft an ihn gefesselten Dr. Falk in Wien, waren die Lichtpuncte in diesem Lebensabschnitte.

Seine ideale Liebe für Vaterland und Nation ließen ihn jedoch nicht ruhen, und erneuert ist er es, der der erste offen eintritt, um den unterbrochenen Versuch zum Heile des Reiches und des Landes wieder aufzunehmen.

Der Herbst des Jahres 1864 findet ihn bereits in Wien, um hier bei den maßgebenden Personen die Einberufung eines „Nothstands-Landtages" zu urgiren, welcher bei der, der Begeisterung so leicht zugänglichen Nation unter dem mächtigen Eindrucke des kaum beendeten Frankfurter Fürstentages, zu einem zweiten Moriamur pro rege nostro für den zur Linderung der Noth persönlich in's Land kommenden Monarchen, führen mußte.

Aber auch dieser schöne Traum sollte, Dank der rauhen Hand, der er in den entscheidenden Kreisen Wiens begegnete, nicht verwirklicht werden, und Eötvös kehrte tief verbittert nach Pest zurück.

Klar und vernehmlich tönen in mir die Worte wieder, die er mir damals in seinem Unmuthe beim Abschiede zurief:

„Mögen Diejenigen, welche die ehrlich dargebotene Hand erneuert mit Hohn zurückgestoßen, es einst vor Mit- und Nachwelt verantworten, wenn wir der unvermeidlichen Katastrophe macht- und schutzlos entgegensteuern."

War es Ahnung der neuen schweren Prüfungen, denen die Monarchie in kurzer Zeit thatsächlich entgegenging, die aus diesen Worten sprach?

V.

Ueberschlagen wir hier die folgenden geschichtlichen Phasen, die schwere Katastrophe des Jahres 1866; berühren wir ganz kurz das Jahr 1867, und die endlich zu einem gedeihlichen Ausgange führenden Verhandlungen mit dem ungarischen Landtage, an deren entscheidenden Wendungen Eötvös, als Mitglied des 67er Ausschusses, und als Glied jener Immediat-Deputation, welche mit dem Herrscher die schließliche Lösung der Ausgleichsfrage vereinbarte, nicht geringen persönlichen Antheil hatte.

Ungarn stand an der Schwelle der Erfüllung seiner Wünsche. Graf Julius Andrassy war mit der Bildung des verantwortlichen ungarischen Ministeriums betraut. In seltsamer Uebereinstimmung forderte die öffentliche Meinung Ungarns Eötvös' Eintritt in die Regierung.

Die Befürchtung, daß der schwächliche Körper für die volle Entwicklung des in ihm lebenden Geistes zu gebrechlich sei, ließ ihn lang den Bitten seiner Freunde widerstehen.

Endlich entschloß er sich, in dem neuen Ministerium das Portefeuille für Cultus und Unterricht zu übernehmen. War bei ihm einmal ein Entschluß gefaßt, so wurzelte er selbst auch schon mit seiner seltenen Willenskraft mitten in seiner Aufgabe darinnen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Frage der ungarischen Cultur die Frage des gesicherten Bestandes der Nation selbst sei, steckte er sich große weittragende Pläne als Ziel vor, welche er auf diesem Gebiete durchzuführen hatte.

Mit rastlosem Eifer ging er an die Arbeit, und während in Betreff praktischer Reformen alle übrigen Ministerien noch feierten, während die neue ungarische Regierung in vollkommen richtiger Erkenntniß, zunächst die neugewonnene staatsrechtliche Basis und den neu auflebenden ungarischen Staatsgedanken in allen Schichten und Volksstämmen des Landes zu klarem Ausdruck zu bringen sich bemühte, war es das Ministerium für Cultus und Unterricht allein, in welchem mit ameisenartigem Fleiß an die praktische Lösung großer Reformen Hand angelegt wurde.

Im Sommer 1870 trat Eötvös mit seinem Reformwerke vor den Landtag, um dasselbe in der Budgetdebatte zu vertreten. Hier wurde ihm eine der bittersten Enttäuschungen seines Lebens. An Stelle der zwar nicht beanspruchten, doch redlich verdienten Anerkennung, fand er die kleinlichste Opposition auf allen Gebieten seines Ressorts, und des unermüdeten und rücksichtslosen Kampfes von vollen 13 Tagen bedurfte es, um ihn endlich aus der heftigen Debatte als Sieger hervorgehen zu lassen.

Sein Geist hatte längs der ganzen Linie gesiegt; sein Gemüth hatte jedoch, absehend von der physischen Erschöpfung, ein Leck bekommen, welches nicht mehr zu heilen war.

Eine Saite, kostbar und unersetzlich, war gesprungen. Unmittelbar nach Beendigung dieser langwierigen Budgetdebatte trat Eötvös eine Badereise nach Carlsbad an; allein dieser auf ihn sonst wohlthätig einwirkende Curgebrauch brachte ihm diesmal nicht die gehoffte Erleichterung.

Auf der Rückreise besuchte er noch einmal in Begleitung seines Sohnes Salzburg und dessen romantische Umgebung, wo er sich, durchglüht von den edelsten Gefühlen, den Erinnerungen hingab, welche ihm die im Jahre 1849 daselbst durchlebten angstvollen Stunden vor die Seele führten.

Nach Hause zurückgekehrt, nahm er mit unermüdetem Fleiße, wenn auch arg gebrochener Körperkraft, seine Amtsgeschäfte wieder auf; es verfloß damals kaum ein Tag, an welchem er nicht den lebhaften Wunsch zum Ausdruck brachte, daß seine Gesetzentwürfe bezüglich der Universität und des Volksunterrichtes möglichst bald zur Verhandlung kommen mögen.

Dieser Wunsch sollte jedoch für ihn nicht mehr in Erfüllung gehen. Die zunehmende Krankheit fesselte ihn schon zu Ende 1870 an das Zimmer, das er nicht mehr lebend verlassen sollte.

Den Abend seines Lebens verklärten noch zwei freudige Ereignisse in seinem glücklichen Familienkreise: die Vermälung seiner beiden durch ihre Bescheidenheit und liebenswürdige Anspruchslosigkeit allgemein verehrten Töchter unter ganz glücklichen Verhältnissen. An ihrem traulichen Heerde zu weilen war die einzige Zerstreuung, die er sich in dieser letzten Lebensfrist gönnte. Seine letzte Freude war die vollendete literarische Ausbildung seines einzigen Sohnes, des derzeit an der Pester Universität lehrenden ordentlichen Professors Dr. Roland Freiherrn v. Eötvös, welcher ihm die ersehnte Beruhigung bot, daß er dem politischen Kampfe fernstehend, sich mit der ganzen Fülle seiner reichen Geistesanlagen den ernsten Wissenschaften widmete.

Eötvös' Verhalten während des ganzen Verlaufes seiner Krankheit legt Zeugniß ab von einer seltenen Seelenstärke. Am 2. Februar 1871 nahm er noch mit vollem Interesse den Bericht über die Verhandlungen der in jener Zeit in Pest tagenden Delegation entgegen.

Am 3. Februar hatte das edle Herz, welches stets für das Wohl seines Vaterlandes pochte, zu schlagen aufgehört, schlossen sich die Augen für ewig, in denen seine Nation so oft die Eindrücke des Herzens und

des Geistes, der Begeisterung, der Freude und des Schmerzes über ihr Schicksal sich klar abspiegeln sah.

„Jahre werden verfließen," so schloß Graf Melchior Lonyay seine wiederholt erwähnte Gedächtnißrede, „und wenn wir einst Alle, die wir mit ihm gelebt, „gewirkt und gekämpft, längst dorthin gelangt sein werden, wohin er vorausge„gangen, wenn die Zeit, in der wir leben, schon der Geschichte angehören, und „wenn diese Zeit, wie wir glauben und hoffen, in den Blättern der Geschichte ver„zeichnet sein wird als solche, in welcher unsere Nation die schwere Umgestaltungs„periode durchlebte, durch welche der Grund gelegt wurde, zu einer schöneren, ruhi„geren und sicheren Zukunft, dann wird zwischen den edelsten Faktoren dieser denk„würdigen Zeit sein Name ruhmvoll, glänzen umgeben von einem doppelten Lorbeer„kranz, der ihm als Schriftsteller und Philosoph, als Redner und Staatsmann „mit Recht gebührt."

Vier Männer waren es zunächst, welche die am Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhundertes aus ihrer Lethargie erwachende ungarische Nation mitten durch zahlreiche Klippen und blutige Kämpfe siegreich in die Reihe der Cultur-Nationen eingeführt haben: Graf Stefan Széchényi, der „größte Ungar," Franz Deák, der „Weise des Landes," Ladislaus Szalay der tiefe Forscher, endlich Josef Freiherr v. Eötvös, der edle Denker.

Haben ihnen auch Männer, wie Kazinszky, Kisfaludy, Kölcsey, Vorösmarti, Dessеöffy und viele andere der erwählten Geister rüstig vorgearbeitet, sind ihnen auch all die Edlen der Nation in Sturm und Kampf, in Freud und Leid treu und redlich zur Seite gestanden, der endliche friedliche Sieg, welchen das Land über seine Gegner und über sich errungen, ist diesen vier Männern wohl in erster Linie zu danken.

Und wahrlich, dem Freiherrn v. Eötvös fiel bei diesem großen Werke nicht der geringste Theil zu. Wohl hat Deak das von verblendeter Leidenschaft dem Verderben geweihte Staatsschiff seines Vaterlandes mit seltener Geistesgegenwart trotz zahlloser Brandungen glücklich in den Hafen des gesicherten öffentlichen Rechtes gesteuert, wohl hat Graf Stefan Széchenyi die wirthschaftliche Apathie der Nation brechend, ihr den Werth der Arbeit und des Fleißes zum Bewußtsein gebracht, hat sie Lad. von Szalay zur genauen Umschau in sich gebracht: Eötvös war es jedoch, welcher den Geist und das Gemüth der Nation gebildet, welcher sie nicht blos denken, sondern auch fühlen gelehrt.

Er hat ihr die in seine ideale Seele mit Feuereifer aufgesogene deutsche Cultur, deutsches Denken, deutsches Wissen in ihrem ureigenen Idiome vermittelt, er war für sein Land und seine Nation der erste und größte Apostel, der feurigste Missionär westländischer Kultur. Seine Werke haben ihm die Unsterblichkeit, seine Vaterlandsliebe hat ihm das unvergängliche Andenken in dem Herzen seiner Nation gesichert.

Mögen als treffendste Charakteristik der idealen Individualität Eötvös' hier noch die Worte Raum finden, die Paul Gyulay in seinem am 11. Februar 1872 in der Kisfaludy-Gesellschaft gehaltenen Vortrage dem Dahingeschiedenen nachrief:

„Eötvös ist als Mensch, Staatsmann und Dichter einer der hervorragendsten Repräsentanten der Reform Ungarns. Von seinem zwanzigsten Jahre bis zu seinem Tode diente er seinem Vaterlande, kämpfte er für seine Ideen ebenso uneigennützig wie begeistert, mit ebenso viel Erfolg, als Ausdauer.

Die wichtigsten Momente in der neueren Entwicklung der ungarischrn Literatur und Politik tragen das Gepräge seiner Ideen, als Privatmann war er der ideale Ausdruck der ungarischen Gesellschaft. Das Schicksal seines Vaterlandes lag ihm eben so sehr am Herzen, wie das der europäischen Menschheit, von welcher er jenes nicht zu trennen vermochte. Begeistert für die Vorkämpfer der westlichen Civilisation fanden die Leiden, Bedenken, Hoffnungen und Ideen dieser Civilisation nie einen gedankentieferen, hinreißenderen Dolmetsch, als in ihm. Eötvös war Dichter der Liebe, ein zärtlicher, geliebter und sorgsamer Vater, ein treuer und aufopfernder Freund, der Trost und die Stütze der Armen."

So Paul Gyulay.

Wir aber möchten unser Urtheil über Eötvös in folgenden wenigen Worten zusammenfassen:

„Eötvös' Leben und Wirken war ein einziger großer, helltönender, durch keine Dissonanz gestörter Accord reinster Vaterlands- und Menschenliebe."

Skizze der Einleitung zu einer Geschichte der französischen Revolution.

Von

Joseph Freiherrn von Eötvös.*)

(Aus dem Ungarischen.)

Jede Revolution beginnt mit einer Negation. Man kann das Volk, welches für jede Revolution das Werkzeug ist, auf seiner gegenwärtigen Bildungsstufe für Ideen nicht begeistern. Nur wenn seine materiellen Leiden unerträglich geworden, erhebt es sich zum Kampfe gegen das bestehende System. Dies der Grund, weshalb Revolutionen, einmal begonnen, so schwer enden wollen; die Revolution selbst bringt neue materielle Leiden hervor und dient so sich selbst zur erneuten Ursache. Das einzige Ziel, welches sie sich steckt oder welchem sie instinktmäßig nachstrebt, ist die Zerstörung dessen, worin das Volk die Werkzeuge seiner Martern sieht.

Das Volk sucht das Glück in dem Aufhören seiner gegenwärtigen Uebel, ihm ist jeder Ort, wo es sich von Egyptens Tyrannen frei fühlt, das gelobte Land.

Jede Revolution — durch Agitatoren künstlich erzeugte Empörungen verdienen diesen Namen nicht — jede Revolution ist das Resultat der Verzweiflung des Volkes. Wer kann sich über ihre Ausschweifungen wundern? Wer sich wundern darüber, daß die Revolution selbst wenig Neues produzirt, ähnlich dem Sturme, der, so stark er auch sei, die See so zurückläßt, wie sie gewesen, ausgenommen höchstens, daß er viel Schmutz und Schlamm ausgeworfen und daß die Wasserflut ihre Lage verändert, indem sie an die Oberfläche gebracht, was unten gewesen und hinunter geschlungen, was im Sonnenstrahle geglänzt hat.

*) Siehe Anmerkung Seite 336.

Wenn wir vor der Geburt Christi, ja von früher angefangen, den Zustand, wenn nicht der Mehrheit, so doch eines großen Theiles der Menschen betrachten, so finden wir denselben so traurig und unglücklich, daß die Revolution jederzeit natürlich scheinen würde. Die einzige Ursache, die sie aufhält, ist die Furcht und so können wir es fast als einen Grundsatz aufstellen: daß eine Revolution immer und überall dort entsteht, wo die Furcht, welche die Menschen davon abgehalten, aufgehört hat.

Dies war in Frankreich der Fall.

Die Furcht ist eine zweifache; sie ist:

Religiös;
Materiell.

Und so finden wir, wenn wir nach den Ursachen der französischen Revolution forschen, außer den materiellen Leiden noch

1) jene Ursachen, in Folge deren die religiösen Gefühle des Volkes erschlafften;
2) Jene Ursachen, durch welche die Macht und Kraft der weltlichen Autorität aufhörte.

Das zweite konnte nur dadurch geschehen, daß die gebildeten Klassen sich mit dem Volke vereinigten und so in der herrschenden Klasse eine Spaltung eintrat.

Dies hat hinwieder zu Ursachen:

1) Die historischen Rechte der privilegirten Klassen:
des Adels,
der Richter,
der Bürger,
2) die Sitten der privilegirten Klassen,
3) die Eitelkeit der privilegirten Klassen,
4) die Lebensanschauungen der privilegirten Klassen,
5) die Gebrechen der Verwaltung, vereint mit der Illusion, daß es möglich sei, denselben auf dem Wege der Reform abzuhelfen, und den durch die Philosophie geforderten Zustand ohne radikale Umänderung zu erreichen.

Das Beispiel Englands war von großem Einflusse auf Frankreich. Weil dort dem alten feudalen Stamme neue Institutionen eingepfropft wurden, so glaubte der französische Adel, daß dies auch hier geschehen könne. Nur wurden zwei Dinge vergessen. Erstens, daß jener Stamm zur Pfropfzeit jünger und lebenskräftiger war und zweitens, daß auch England eine Revolution durchgemacht hatte.

Auch war es ein großer Unterschied zwischen England und Frankreich, daß in England die Aristokratie nie ihre Würde abgelegt hatte. Die englischen grands seigneurs waren jederzeit die natürlichen Führer des Volkes; die französischen, als sie gegen Ludwig auftraten, waren Bediente, die nur deßhalb, weil sie eine glänzende Livrée trugen, zu Führern gewählt wurden.

In einem Kampfe, wo von der Gerechtigkeit ihrer Sache nur die eine Partei überzeugt ist, kann der Ausgang des Ringens nicht zweifelhaft sein. In einem solchen Zustande war Frankreich. Außer einzelnen ungebildeten Landjunkern kämpfte von der Aristokratie vielleicht Niemand mit der Ueberzeugung für seine Privilegien, daß dieselben gerecht, ja auch nur haltbar seien. Sie sahen die Zerstörung all' dieser Privilegien voraus und wollten dieselbe nur hinausschieben.

Auf die Revolution waren noch zwei Umstände von großem Einfluß, welche bisher noch nicht hinreichend gewürdigt waren.

1. Daß das Volk, d. h. die nicht strikt privilegirten Klassen im Besitze der wichtigsten Zweige des öffentlichen Lebens waren.

Den Kriegsdienst hatte wohl der Adel zu Monopol und das Gleiche ließe sich auch von den Gerichtsstühlen behaupten; hier jedoch hatte die Verachtung, mit welcher les hommes de robe von der älteren Aristokratie behandelt wurden, die ersteren von dem eigentlichen aristokratischen Interesse losgelöst.

Die gesammte industrielle und finanzielle Macht und zum großen Theile die Wissenschaft war in den Händen der Söhne des Volkes.

Aus ihnen wurden die Advokaten; ja ihnen war durch die Landpfarrer auch der Religionsunterricht anvertraut. Dies macht es begreiflich, wie es zuging, daß die Gewalt so schnell und so leicht in die Hände des tiers etât gerieth.

2. War es von großem Einfluße, daß mehrere Departements Stände besaßen. Diese ständischen Verfassungen, so mangelhaft sie waren, dienten als Muster und erinnerten an parlamentarisches Leben. Derlei ständische Organismen gleichen dem Saatkorn der heiligen Schrift; es bedarf oft nur ein wenig günstiger Umstände, um sie zu einem Riesenbaume zu entwickeln. . . .

Der Bannerträger.

Eötvös' letzte poetische Schöpfung (1863.)

Aus dem Ungarischen von Ludwig Dóczy.

I.

Zu Mohács auf der Blutstatt
Geschlagen ist die Schlacht,
Da liegen unter Trümmern
Viel Helden umgebracht.

Wo so viel Recken stritten,
Manch' Herz geblutet hat:
Des Abendwindes Seufzer
Bestreicht die Trauerstatt.

Und wach von so viel tausend
Ist nur Ein Streiter mehr;
Von seines Landes Trümmern
Blickt er allein umher.

Sein Schwert ist ihm zerbrochen,
Sein Haupt ihm blutbefleckt,
Noch ganz ist nur die Fahne,
Die hält er ausgestreckt.

Und wie er schaut, sein Auge
All' die Gefährten zählt —
Und alle sind versammelt,
Und keiner, keiner fehlt.

Sie Alle, die des Morgens
Mit ihm gezogen her,
Sie ruh'n gebrochnen Herzens,
Mit unbefleckter Wehr.

Und gegen Himmel schaut er:
„Dich preis' ich, ewig Licht!
Viel Helden sind gefallen,
Doch Árpàds Volk noch nicht.

Das Volk, daß so besiegt ward,
  Das solchen Tod gesehn,
Wird spät noch aus dem Grabe
  Zum Leben neu erstehn."

Er spricht's, und geht von dannen
  Durch der Verheerung Bild;
Nur seine Schritte dröhnen,
  Und stumm wird das Gefild.

II.

Aus tiefem Thal hervor lugt
  Ein einsam Hüttendach,
Der Fichtenwald rauscht oben,
  Und unten rauscht der Bach.

Rings strebt die steile Matra
  Dem Firmamente zu,
Und schirmt mit starkem Walle
  Des kleinen Thales Ruh'.

Darüber blauer Himmel,
  Mit wolkenlosem Strahl,
Erquickt mit warmem Segen
  Die Blumen in dem Thal.

Indessen Kampfes-Toben
  Durchzieht manch' ferne Flur,
Stört dieses Thales Frieden
  Des Laubes Flüstern nur.

Nur Vogelsang und Rauschen
  Des Bach's der Wanderer hört,
Hier, wo seit Alters hauset
  Ein Klausner, allverehrt.

So ruhig, wie die Gipfel,
  Und wie der Himmel klar,
Und einsam, wie die Quelle
  Sein friedlich Leben war.

Einst war, in jüngern Tagen,
  Sein Name wohl dem Land,
Sein Arm und Schwert dem Freunde
  Und auch dem Feind bekannt.

Das Vaterland es weihte,
  Des Siegers stets gedenk,
Gar manchen frischen Lorbeer
  Dem Edlen zum Geschenk.

Doch als die Sonne nieder
  Bei Mohács ging so trüb,
Als mehr dem tapfern Streiter
  Kein Kampf zu kämpfen blieb,

Da sucht' er vor dem Schmerze
  Im stillen Thale Trost;
Doch nagt' der Gram im Busen
  Und nagt am Schwert der Rost.

Seither in trägen Tagen
  Entschwand des Lebens Füll',
Schneeweiß sind seine Haare,
  Und seine Brust ward still.

Und wie auf öden Feldern
  Aus Decken, schneegewebt,
Ein Strauch nur hin und wieder
  Das kahle Haupt erhebt:

So taucht aus seines Lebens
  Verhängnißreichem Lauf
Erinnerung hin und wieder
  Mit bleichem Antlitz auf.

Doch wenn aus fernen Dörfern
  Das Volk zum Klausner zieht,
Und vor dem Kreuz der Alte
  Vorbetend niederkniet;

Wenn er, die Hände ringend,
  Empor sich hat gewandt,
Daß Gott nicht lass' verderben
  Das tief getret'ne Land,

Daß er nicht lasse sterben
  Das Volk, so brav, so groß,
Daß er nicht laß' verderben
  Des großen Árpád' Sproß:

So ahnet wohl erschüttert
  Die tief andächt'ge Schaar,
Daß, ob die Hand auch bebe,
  Ob auch erbleicht sein Haar,

Für Eins dies Herz noch schlage
  Mit jugendheißer Glut,
Für Eins ihm nie versiege
  Der Thränen bitt're Flut.

III.

So zieht — er fühlt's ermüdend —
Dahin des Lebens Fluß,
Und längst Geahntes fühlt er —
Fühlt, daß er scheiden muß.

Sie, die er oft erhoben
Mit seiner Rede Schall,
Umstehen seine Hütte,
Die treuen Horcher all:

„Seid einmal noch gegrüßt mir,
Ihr Frommen, treu geschaart,
Die Ihr im schweren Wandel
Mir Freunde, Stützen war't.

Ihr gabt mir auf dem Wege,
Dem langen, treu' Geleit:
Seid mir zum letzten Male
Willkommen Alle heut!

Wißt, daß in dieser Hütte,
Ein Schatz ruht — nie erschaut:
Ich schirmt' ihn, da ich lebte,
Nun sei er euch vertraut."

Er geht und kehret wieder,
Ein Banner hoch im Arm:
Der bebt von seiner Bürde —
Und staunend steht der Schwarm.

„Dieß ist mein Schatz, den einstens
Mein Fürst mir übergab,
Den ich bei Mohács festhielt,
Da Alles sank zu Grab.

Ihn hütet lange Jahre
Die stille Klausnerei:
Hier sind sie, rein von Makel
Der Farben heil'ge Drei.

Stolz prangen sie, wie früher,
In Sieges Morgenlicht,
Viel ging bei Mohács unter,
Nur uns're Fahne nicht.

Wohl herrscht jetzt rings der Halbmond
Auf Mátyás' Zinnendach —
Doch mögen auf Tyrannen
Tyrannen folgen nach;

So lang die Fahne unser,
So lang Erinnerung wacht,
Wird nimmer uns zertreten
Der Feinde Uebermacht.

Und kommen muß ein Tagen
Auf bange schwere Nacht,
Und kommen muß die Röthe,
Die Morgenlüfte facht:

Wenn da, die Fahn' zu halten,
Die starke Hand sich find't,
Entrollet ihre Falten
Der freie Morgenwind.

Und diese Hand greift wieder
Nach Schwert und Lanze dann,
Die Hand, die selbst aus Fesseln
Sich neue Kraft gewann.

Und Buda's Mauern werden,
Des Türkenjoches bar,
Zum Vaterland auf's Neue
Wird, was uns Kerker war.

Der Arm jedoch, wo ist er,
Der fest in Stürmen hält,
Wo, der das Banner schirmet,
Wo ist der Mann, der Held?"

Er schweigt — und hundert Arme
Erheben sich gereiht;
Aus hundert Lippen tönt es:
„Wir Alle sind bereit!

Zu wenig ist Ein Leben,
Ein Arm für solche Last,
Uns Alle laß' sie tragen,
Dann ist sie gut gefaßt."

Und hundert Hände fassen
Die Fahne, die er läßt —
Nun über'm Volke weht sie,
Vom Volk geborgen fest.

Er siehts und schließt das Auge
Zu ew'ger Ruh' gewandt;
Er weiß: das Pfand der Zukunft
Es ruht in starker Hand!

II.

Der moderne Staat und der Beamte.

Von

N. Pechhöfer.

Es wird schwer sein, einen Dichter, in welcher Sprache immer zu nennen, der die social-politischen Gegensätze, dieses große Object so vieler Klagen, Bestrebungen und Kämpfe, schärfer und tiefer erfaßt, schöner und wahrheitsvoller zur Darstellung gebracht hätte, als unser Schiller. Wir erinnern in flüchtigster Aufzählung an die „Räuber", „Kabale und Liebe", „Don Carlos," „Wilhelm Tell", an viele Bemerkungen in den historischen Schriften, an das „Eleusische Fest", vor Allem aber an das herrliche Gedicht „Der Spaziergang." Victor Hugo hat doch mit gallischem Elan den Versuch gemacht, der Dichter des Sozialismus zu sein. Aber der französische Poet hat nichts erreicht, als daß er wahnsinnige Theorien einer Partei in nahezu gleiche Formen kleidete, durch eine Reihe von Schreckbildern der überreizten Phantasie verdorbener Gemüther neue Nahrung zuführte. Für Victor Hugo ist die menschliche Gesellschaft ein Sumpf, auf dem Irrwische tanzen; der Ganges dieses Vertreters des Socialismus ist der Petroleumstrom, mit welchem man die Städte verbrennt. Wir nennen Einen für Alle, denn schließlich haben doch alle socialistisch-politischen Dichter in Victor Hugo ihren Meister gefunden.

Auch der größte Geist des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, Göthe, hat dieses Thema berührt. Aber er zog sich objectiv vornehm aus der Affaire, ungefähr wie ein Gott das menschliche Schicksal betrachten würde, was den Dichter nicht hinderte, Töne anzuschlagen, welche die tiefsten Empfindungen wachrufen. Gott läßt den Armen schuldig werden und verurtheilt ihn dann zur Pein. Der Armuth bleibt der Trost, im Himmel für alle Entsagungen Genugthuung zu finden. Das ist die ursprünglich naive Anschauung des Volkes und der Bibel, die deßhalb auch die am Meisten poetische genannt werden muß. Schiller aber hat sich des Problems mit der Kraft eines großen Denkers,

bemeistert. Die Begriffe von Staat, Gesellschaft und Invidualität, von Recht und Pflicht, von gesetzmäßiger Freiheit und ungebändigter Leidenschaft werden in scharfen, unverwischbaren Umrissen gezeichnet. Allen Anschauungen wird Rechnung getragen; selbst Vorurtheil und Aberglaube werden als maßgebende Faktoren anerkannt. Hier trifft man das richtige Verständniß für alles Bestehende, für das Glück nicht weniger als die Leiden. Von Neuem wird der Satz bekräftigt, daß so lange der Idealismus nur im Einklange mit der Wahrheit bleibt, er wohl eine andere Anschauungsform, nicht aber einen Gegensatz des Realismus repräsentirt. Hier braucht auch kaum beigefügt zu werden, daß Schiller bei den politischen Reformatoren des achtzehnten Jahrhunderts und auch bei der französischen Revolution in die Schule gegangen ist. Das persönliche Verdienst mag dadurch geschmälert werden; die Autorität der Ideen kann dadurch nur wachsen.

Die Aufgabe, die sich diese Skizze gestellt, erlaubt es nicht, nun auch den Nachweis zu liefern, in welchem Zusammenhang die Schiller'schen sozial-politischen Ideen zu den nachfolgenden Sätzen stehen. Ich wollte den geehrten Lesern blos einen Fingerzeig geben, daß sie sich auf wohlbekanntem Terrain befinden.

Um über die Stellung des Beamten im modernen Staate in's Reine zu kommen, ist es nothwendig, das Wesen des modernen Staates selbst einer näheren Definition zu unterwerfen.

Der Verein von Menschen zu Zwecken der Wohlfahrt, Sicherheit und Macht, welchen wir Staat nennen, gliedert sich naturgemäß in Nation, Gemeinde und Familienhäupter (Bürger). Die Nation, das heißt die Gesammtheit, ertheilt ihre Normen den Gemeinden, letztere lassen sie durch die Bürger zur Ausführung bringen. Die Gesammtheit kann durch die Volksgemeinde (demokratische Republik), durch einen aus den vornehmsten Geschlechtern gebildeten Senat (aristokratische Republik), durch Einen der Vornehmsten (Monarchie) repräsentirt werden. In so lange der Staat in seiner ursprünglichen Form des einfachen Naturstaates bestand, konnte das primitive Recht seiner Glieder durch die gewählte Form nicht abrogirt werden; ob der Monarch oder der Senat seine Gewalt mißbraucht, um das Recht zu verletzen oder ein Staatsinteresse preiszugeben — immer blieb der bis zur Auflehnung gesteigerte Protest der Gesammtheit als letztes Hilfsmittel (Rechtsmittel) offen.

Die fortschreitende Cultur, die Steigerung der Lebensbedürfnisse, die Corruption der Sitten, die Vergrößerung der Staaten, die Mißachtung gegenseitigen Rechts, die Eingriffe des theokratischen Elements mußten dem Naturstaate ein Ende bereiten. Man kannte nur Rechte, keine Pflichten. Jeder entzog sich der Theilnahme an der Gesammtheit; jeder mißbrauchte die ihm verliehene Gewalt nur, um Andern Unrecht zu thun. So gingen alle Voraussetzungen verloren, auf welche der Naturstaat gegründet war. Dabei bildete die Kirche mit ihrer trefflichen, auf Herrschaft berechneten Organisation bereits einen Kunststaat im Naturstaate. Die europäische Gesellschaft war in Gefahr,

der Macht dieser Organisation ganz und gar zu verfallen. So bildete sich denn, aus dem Mittelalter heraus, als eine Folge der Nothwendigkeit, der Kunststaat. Den damaligen Zeitanschauungen gemäß beriefen sich die Vertreter der Gesammtheit auf die ihnen von Gott verliehenen unantastbaren Rechte. Der Begriff der Volkssouveränetät war rasch hinweg eskamotirt; die Ständevertretung war zur Ohnmacht verurtheilt; die Selbstverwaltung hörte auf. Söldnerschaaren ersetzten das Volksheer, die Beamtenhierarchie trat an die Stelle der Munizipien. Der Kunststaat oder Beamtenstaat war hiemit fertig. Vom Volke wurde der Untergang mit Freuden begrüßt. Das Bewußtsein vom Werthe der Freiheit war den Gemüthern längst entschwunden. Der Absolutismus erschien als die Erlösung von der Tyrannei der Oligarchie. Gesetze, denen sich auch der König bequemen mußte, vertraten die Stelle der Verfassungen. Noch bei Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nannte man einen Staat frei, sobald die Gesetze in gerechter Weise gehandhabt wurden und die persönliche Ueberzeugung sich mit Freiheit äußern konnte.

Kein Unbefangener kann es in Abrede stellen, daß der Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts in vieler Beziehung den Fortschritt entwickelte. Bei der Schlaffheit der meisten europäischen Völker diente der Absolutismus als Uebergangsstadium von der Barbarei des Mittelalters zur Civilisation der neuen Zeit. Jedenfalls ist der Kunststaat, wie er in der Gegenwart besteht, eine Schöpfung des Absolutismus.

Gewöhnlich herrscht die Vorstellung, daß im Kunststaat das Individium viel an Freiheit verliere, während es im Naturstaate eben so viel an Freiheit gewinne. Die einfachste Reflexion muß das Irrige dieser Vorstellung darthun. Die Gesellschaft und der Einzelne befinden sich hier im Gegensatze und was der eine Faktor gewinnt, muß der andere verlieren. Wenn man freilich unter Freiheit nur die Ausübung von Rechten und Pflichten versteht, dann ist der Naturstaat, so lange er noch nicht dem Verderben anheimgefallen, gewiß dem Kunststaate vorzuziehen. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn man unter Freiheit das freie Sichgehenlassen, das bequeme Genügen individueller Neigungen versteht.

2.

Ich überlasse es Andern, den alten Widerstreit zwischen göttlicher Vorbestimmung und menschlicher Willensfreiheit zu lösen; das aber weiß ich, daß die politischen Irrthümer großentheils ihren Grund darin haben, daß man sich in die Bedingungen, welche der Staat an den Bürger stellt, nicht zu fügen vermochte. Man sehnte sich danach die Fesseln des Kunststaats, des bureaukratischen Absolutismus zu zerbrechen und glaubte dies durch einige Gesetze und eine geschriebene Verfassung erreichen zu können; im Uebrigen aber wollte der Bürger die Bequemlichkeit bewahren, wie sie nur der Kunststaat zu gewähren vermag. So

entstand der Scheinkonstitutionalismus. Andere wieder stürmten mit leidenschaftlicher Wildheit gegen den Kunststaat und wollten den alten Naturstaat wieder aufrichten, ohne danach zu fragen, ob denn die moderne Gesellschaft einen solchen Zustand ertragen könne? Dabei vergaß man auch ganz der großen Wohlthaten, welche man dem Kunststaate zu verdanken hat. Man rühmte sich des Fortschritts, wollte aber nicht einsehen, auf welchem Wege man so Herrliches erreicht habe. So kam es, daß man im Verlaufe der Revolution das Unmögliche, die völlige Rückkehr in den Naturstaat, anstrebte, um dann durch die Reaktion wieder Alles zu verlieren. Es ist nicht zu leugnen, daß der mittelalterliche Naturstaat ein feudales Gepräge hatte und die Entwickelung der Theokratie begünstigte. Man hatte aber kein Verständniß dafür, daß Feudalität und Theokratie eben die Schmarotzerpflanzen waren, welche das Leben des Naturstaats erstickten. Aus diesem Irrthum entspringt die romantische Reaktion, welche in Meßgewändern und verrosteten Harnischen die Symbolik des Naturstaates sucht. Der Föderalismus ist so ziemlich identisch mit der nothwendigen Gliederung jedes Naturstaates von größerer Ausdehnung. Aber sofort wollte man den Föderalismus auch auf den Kunststaat übertragen und gefiel sich dabei in der Pflichtlosigkeit, zu der man sich durch Mangel an innerem sittlichen Gehalt hingezogen fühlte.

Zu den von uns aufgezählten Irrthümern gehört auch der Haß gegen die Bureaukratie. Der im Ganzen äußerst wohlthätige Organismus des Beamtenthums ist mit dem Kunststaate unvermeidlich verbunden. Das Beamtenthum allein macht es möglich, daß der Kunststaat seinen Verpflichtungen genügen könne. Statt sich von dieser einfachen Betrachtung leiten zu lassen, machte man das Beamtenthum für alle vorhandenen Uebel verantwortlich und dasselbe wurde von den revolutionären Parteien nicht minder heftig angegriffen, als von den Anhängern der romantischen Reaktion. Die Geschichte der österreichischen Politik während der letzten zwanzig Jahre bietet reiche Belegstellen für alle erdenklichen Irrthümer und da diese Erfahrungen noch im Gedächtnisse Aller sind, ist es überflüssig, daß man hier des Nähern darauf eingehe.

3.

Das Wesen des modernen Staates besteht darin, daß man die Formen des Kunststaates mit den Prinzipien des Naturstaates zu vereinigen sucht. Bei unsern heutigen Verhältnissen ist die Rückkehr zur einfachen Einrichtung eines Naturstaates eine Unmöglichkeit. Wir können des Beamtenthums nicht entbehren; aber die Zeit ist auch vorüber, wo der Staat allein durch das Beamtenthum, (die Offiziere waren eben nur militärische Beamte) repräsentirt wurde. Der Bürger, welcher seine Rechte zurück erlangte, die Gesetzgebung und die Controle der Executive in seinen Händen hält, und dem wichtigen Theile der Verwaltung sogar Bürger ausschließlich anvertraut sind, fühlt

sich in mannigfaltigster Weise an das Staatsleben herangezogen und mit dem Maße seiner Pflichten soll sein Interesse für die allgemeine Wohlfahrt wachsen.

Der moderne Staat kann indessen das Recht der Revolution nicht anerkennen, wie es beim Naturstaate der Fall gewesen; denn unter unseren ungemein complicirten Verhältnissen ist die sorgfältige Vertheilung der Competenzen eine Nothwendigkeit, da die Existenz des Staates nicht von dem Pflichtgefühl und dem guten Willen der Bürger abhängig gemacht werden kann, und der Staat anderseits die Freiheit aller seiner Bürger gleichmäßig schützen soll.

So unterscheidet sich der moderne Staat wesentlich vom Naturstaate.

Die Idee des modernen Staates ist wohl kaum zur Hälfte realisirt. Das große Werk wäre aber keineswegs so weit fortgeschritten, wenn nicht England, Nordamerika und das culturarme Ungarn Heimstätten politischer Freiheit geblieben wären. Bei ihnen ging Europa in die Schule und lernte so die schwere Kunst, die alte Freiheit in moderne Formen zu bringen.

4.

Der Beamte und speciell der österreichische Beamte hat, was das Verständniß des modernen Rechtsstaates betrifft, gewiß sich keine andere Irrthümer zu Schulden kommen lassen, als die Anhänger der übrigen Gesellschaftsklassen. Aber das Lied vom verlorenen Paradies ist doch oft genug gesungen worden. Es war eine schöne Zeit, wo Friedrich II. Wunder was Großes gesagt zu haben glaubte, als er sich als den ersten Beamten seines Staates bezeichnete. Jedes Mitglied der Mandarinenkaste hatte etwas von dem Nimbus, welcher der Allmacht entströmt. Dem kleinen Beamten war es auch damals gestattet, bei kärglichem Gehalte zu hungern; aber er repräsentirte einen Bruchtheil der Staatsgewalt, und so konnte ihn ein stolzes Selbstgefühl für alle Entbehrungen entschädigen. Von politischen Gewissensconflicten konnte nicht die Rede sein. Der Beamte brauchte überhaupt nicht über Politik nachzudenken. Seine Obern waren für ihn verantwortlich, und dennoch war auch strenger Gehorsam die höchste Beamtentugend. Der berühmte Cardinal Richelieu hat die Constitution, welche Ignaz Loyala dem Jesuitenorden gab, als eine Meisterschöpfung menschlichen Organisationstalents bewundert. In allen civilisirten Staaten konnte man sich auch wirklich nichts Höheres denken, als eine nach den Regeln des Gehorsams disciplinirte, mit der Pünktlichkeit einer geregelten Maschine arbeitende Beamtenhierarchie.

Aber eben weil der Beamte sich nicht um Politik zu kümmern brauchte, hatte er die größte Freiheit in seinen privaten Anschauungen. Sein Herz, seine Gefühle, seine Ueberzeugungen waren sein persönliches Eigenthum; damit konnte er schalten und walten, wie er wollte. Der Beamte konnte sich auch die Zukunft ausmalen wie er wollte.

Die patriotischen oder unpatriotischen Phantasien, welche die Köpfe durchzogen, waren in keiner Weise realistisch greifbar und so vermochten die verschiedensten Dinge durcheinander schwimmen, ohne daß etwas von einem Contrast zu spüren war. Da man noch nicht am Anfange stand, war es überflüssig, über die letzten Consequenzen nachzudenken. So hatte man ein Herz für Alles, was in der Phantasie sich schön und prächtig ausmalen ließ.

Aber die Schlange der Revolution schlich sich über die wohlverwahrten Grenzen und auch Oesterreich aß vom Baume der „Erkenntniß." Mit unwiderstehlicher Gewalt hat sich die Umwandlung vollzogen. Der österreichische Beamte weiß, daß er ein Bürger neben anderen Bürgern ist, daß er nicht nur den Ansprüchen des Dienstes, sondern auch seinen bürgerlichen Pflichten genügen muß. Die Politik reißt ihn mit in ihre Bewegungen hinein; ja oft wird er zuerst vom Wellenschlage berührt. Vergebens sucht der Beamte sich auf den Boden der Neutralität zu flüchten. Die Menschen der Gegenwart sind politische Gewalten geworden. Der Einzelne wird zur Politik gezwungen und namentlich bei den Beamten sind innere und äußerliche Conflicte heutzutage nicht zu vermeiden.

5.

Die politische Ueberzeugung ist das Recht des freien Mannes. Man kann nicht fordern, daß der Beamte eine Ausnahme bilde. Hier kommen wir nun zu den Kernfragen: 1. Ist es mit Ehre, Pflicht und Gewissen vereinbar, daß ein Beamter einem seiner Ueberzeugung widersprechenden Systeme dient? 2. Thut eine Regierung wohl daran Beamte im Dienste zu erhalten, welche der herrschenden Richtung Opposition zu machen suchen? Meine Aufgabe kann es natürlich nur sein, einige Anhaltspunkte darüber zu geben, was im modernen Staate möglich und zulässig ist.

Ich muß zunächst daran erinnern, daß der moderne Staat nach meiner Auffassung eine Mischung von Natur- und Kunststaat ist. Im Naturstaate deckt der Bürger vollständig den Beamten; oder besser, es gibt gar keine Beamte, sondern die Bürger versehen für eine gewisse Zeit den Dienst des Staates. Hier soll also das Amt nicht einen Beruf bilden. Anderseits erheischt dort das Amt nur wenig Fähigkeiten und für Besetzung der Stellen lassen sich leicht Persönlichkeiten finden. Dadurch erhält der ganze Staatsmechanismus den Charakter der Beweglichkeit. Dem Einzelnen ist es leicht auf den Staatsdienst zu verzichten; während wieder der Staat nicht viel verliert, wenn ihm der Einzelne seine Dienste entzieht. Dennoch hat ein Systemwechsel, so lange derselbe nur in den Schranken der Verfassung bleibt, keineswegs auch einen Wechsel auf dem ganzen Gebiete des Staatsdienstes im Gefolge. Man dient eben dem Staate und nicht der jeweiligen Regierung. Das gilt erfahrungsgemäß auch für die freiesten Staaten.

Etwas Anderes ist es, wenn ein verfassungswidriges Regiment einreißt. Dem Verfassungsbruche darf ein pflichttreuer Beamter nicht dienen. Sobald ein ähnliches Ereigniß in England oder in Ungarn eintrat, sind gesetzestreue Beamte entweder aus dem Dienst getreten, oder sie haben den Gehorsam versagt. Der Einzelne braucht aber in solchen Fällen nicht viel zu überlegen. Hier macht sich eben die Erscheinung geltend, die wir oben berührten, daß der Naturstaat die individuelle Freiheit beschränkt. Der Ungar mußte national und verfassungstreu gesinnt sein. Die starke öffentliche Meinung seines Landes ließ ihm keine andere Wahl. Die dem Magyaren zur zweiten Natur gewordene Unterwerfung unter die Gebote der öffentlichen Meinung ist auch Ursache, daß in Ungarn keine Ausschweifungen möglich sind, wie sie anderswo vorkommen. Der Parteikampf kann gewiß auch dort sehr gefährliche Dimensionen annehmen; aber keine Partei kann auf Recht und Freiheit verzichten, keine Partei kann sich von der Verfassung losmachen, oder gar die Erniedrigung des Landes zu ihrem Ziele wählen. Aus der Freiheit selbst erwächst die Disciplin, welche das conservirende Element der Freiheit ist.

Allein die modernen Verhältnisse machen den Naturstaat selbst da, wo er noch besteht, unhaltbar. Der Bürger kann sich nicht nebenbei den Staatsgeschäften widmen. Ein großer Theil der vom Staate zu erwartenden Wohlthaten geht verloren, wenn keine geschulten Beamten, keine berufsmäßigen, von politischen Strömungen unabhängigen Richter vorhanden sind. Wenn aber Tausende ihr ganzes Leben darauf verwendet haben, um sich für einen bestimmten Beruf vorzubereiten, so wäre es ein großes Unglück für die unmittelbar Betroffenen, wie für die Gesammtheit, wenn diese Tausende plötzlich berufslos würden, und damit der Armuth anheim fielen. Andererseits würden auch für den Staat keine geringe Schwierigkeiten daraus entstehen, wenn er plötzlich seiner bravsten und erfahrensten Arbeiter beraubt würde. Ein solches ewiges Kommen und Gehen müßte auch bald eine weit greifende Demoralisation im Gefolge haben. Es entsteht die widerwärtige Krankheit der Aemterjagd.

Bald wird der Systemwechsel nicht mehr die Ursache der Beamtenbewegung sein, sondern man wird einen Systemwechsel herbeizuführen suchen, damit die Stellen frei werden und von andern Personen besetzt werden können. Daher können die Minister nicht immer die Beamten nach ihrem Geschmacke wählen und noch weniger können die Beamten voraussetzen, daß die Minister immer ihrem Geschmacke entsprechen. Und so beantworte ich die beiden oben aufgestellten Fragen in bestimmter Weise dahin: Die Einheit der Ueberzeugung zwischen Chefs und Untergebenen läßt sich im modernen Staate nicht durchführen. Das ist im Naturstaate möglich, wo entweder die Beamten von der obersten Staatsleitung unabhängig sind, oder mit der Regierung, der sie ihre Dienste gewidmet, auch wieder vom Schauplatze abtreten. Das ist in absoluten Staaten denkbar, wo der Beamte gar keine politische Ueberzeugung besitzen darf. Das geht aber nie

und nimmer im modernen Staate, wo man bei aller Freiheit der Ueberzeugung doch die gute Ordnung in der Verwaltung nicht getrübt wissen will.

6.

Es ist nur eine Vervollständigung des Gesagten, wenn ich hinzufüge, daß nach meiner Meinung der passive Widerstand, wie ihn die Beamten auszuüben vermöchten, ebenso unzulässig ist als eine inquisitorische Verfolgung der Ueberzeugungen, wie sie die Minister in Scene setzen könnten. An und für sich ist es lächerlich, Gewalt gegen Ueberzeugungen anwenden zu wollen. Im besten Falle läßt sich ein heuchlerisches Verschweigen der wahren Meinung erzwingen; es ist aber nicht einzusehen, was damit für den Staat gewonnen sein soll.

In Oesterreich sind nun freilich gerade in Bezug auf die hier erörterten Fragen die größten Schwierigkeiten vorhanden. Anderswo wird die Statsidee nicht leicht zum Gegenstande der Parteidiskussion gemacht; in Oesterreich aber sind es nicht die Staatseinrichtungen, sondern der Staat selbst ist es, um den die Parteien sich streiten. In den Nationalstaaten befindet sich das Nationalgefühl, dieses gewaltigste politische Motor, in vollem Einklange mit dem Staate; in Oesterreich kann gerade das Nationalgefühl zu den gefährlichsten Conflicten führen.

Ja es gibt keinen zweiten Staat, wo der Beamte so viele Klippen zu umschiffen, so viele Untiefen zu vermeiden hätte, wie eben in Oesterreich. Dennoch kann man sagen, daß die große Majorität des österreichischen Beamtenstandes aus allen unvermeidlichen Prüfungen makellos hervor gegangen ist. Der österreichische Beamtenstand hat sich mit den Principien der Freiheit befreundet, noch bevor die Freiheit in Oesterreich gesetzliche Anerkennung gefunden hatte. Der österreichische Beamtenstand hat aber auch erkannt, daß der Freiheit in der vernünftigen Erkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse eine Schranke gezogen ist. Freiheit der Ueberzeugung kann doch nicht heißen, daß man der ersten Eingebung der Leidenschaft gehorche, sich vor den Diktaten einer wahnwitzigen Parteipolitik beuge; sondern daß man nach Kräften das Richtige und Wahre zu finden suche. Wenn der Staat nicht der Tyrann der Beamten sein soll, so ist damit die Bedingun verbunden, daß der Beamte sich nicht selbst einen neuen Tyrann in den Parteien schaffe. Es versteht sich von selbst, daß ein Mißbrauch des Vertrauens, mit welchem der Staat den Beamten ausgestattet hat, ganz einfach ein Verbrechen ist. Aber auch der Fanatismus ist eine Gefahr für die Pflichttreue; wenn die Leidenschaften sich einmal der Herrschaft der Vernunft entzogen haben; so findet das Gewissen auch wohl eine Ausrede, damit die Schranken des Gesetzes durchbrochen werden können.

Der Beamte soll sich nicht der politischen Gesinnung und kann sich nicht des nationalen Gefühls entschlagen; aber es liegt in der Natur der Dinge, daß der Beamte Maß zu halten wisse, und sich nicht

zu einem bureaukratischen Pronunciamento hinreißen lasse. Der moderne Staat kann nicht mit den Ministern seine Beamten wechseln; aber man kann auch nicht verlangen, daß der Beamte mit jedem neuen Ministerium sich neue politische Ueberzeugungen anschaffe, und den bisher gehegten politischen Glauben wie ein altes Kleid wegwerfe. Die Minister müssen durch die Gewalt der Ideen nicht durch administrativen Despotismus wirken. Auch wenn diese Grundsätze beachtet werden liegt die Versuchung zum Servilismus immer noch nahe genug. Denn die politischen Chamäleone bringen es weiter als die politischen Charaktere.

Das Alles hat sicher seine Unbequemlichkeiten; ich sehe wie die Bureaukraten der alten Schule bei dem Gedanken sich empören, daß den Untergebenen das Recht der freien Ueberzeugung zugesprochen und das Dogma der Unfehlbarkeit aus der Administration verbannt werden soll. Aber man vergesse nicht, daß bei der rein mechanischen Subordination wesentliche Zwecke der Verwaltung unerfüllt bleiben. Die Politik zumal kann vom blinden Gehorsam allein gar nichts erwarten. Die werden aktenmäßig erledigt, ohne daß auf die realen Verhältnisse auch die geringste Rücksicht genommen würde. Neue ungekannte Kräfte aber werden sich entfalten, wenn der Beamte nach seiner eigenen politischen Ueberzeugung thätig sein kann. Dann erst ist die erstarrte Administration dem Leben zurückgegeben, erst dann hat der Staat einen wirklichen politischen Organismus und eine Pflanzschule für politische Talente.

Der freie Staat beruht auf dem Grundgedanken, daß die Vernunft an sich eine Macht sei, und daß ihr am Ende doch der Sieg bleiben müsse. Der österreichische Beamtenstand hat bewiesen, daß ihm der Staat über Alles geht, wann und wo immer durch die leitende Politik der Staatszweck gefährdet wurde; so hat auch gerade innerhalb der Beamtenwelt sich dagegen ein beharrlicher Widerstand bemerkbar gemacht. Viel ist geschehen, um das Chaos auch in der Beamtenwelt zu übertragen; aber noch ist der österreichische Beamte unerschüttert in seiner Staatstreue.

So hat der österreichische Beamtenstand sich selbst eine große Mission angeeignet. Er kann dazu beitragen, damit die Einheit und Freiheit des Staates gegen die Attentate der politischen Willkür geschützt bleibe. So wandele denn der Beamte festen Muths die Bahn, die er sich selber vorgezeichnet hat. Möge er im Bunde mit dem Bürgerthume siegreich die Kämpfe bestehen, die des Oesterreichers noch warten. Was aber auch in den Sternen beschlossen sein mag, so hoffen wir dennoch, daß die Nachwelt einst rühmend vom österreichischen Beamten wird sagen können: „Als Alles im Staate wankte, hat er noch seine Pflicht gethan.“

Johannes Keppler in Oesterreich.

Von

Ludwig August Frankl.

„Kein Geist ist je so hoch als Keppler's Geist gestiegen,
Und Keppler starb den Hungertod;
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod."
Kästner.

Es konnte uns nur als die Erfüllung einer pietätvollen Pflicht erscheinen, daß Oesterreich den 27. Dezember 1871 im Kalender roth angestrichen und als einen Feiertag begangen hat. Denn an demselben Tage, drei Jahrhunderte früher, wurde Johannes Keppler geboren.

Wie später drei Ortschaften: Magstadt, Leonberg und Weilderstadt um den Ruhm rangen, die Geburtsstätte Keppler's zu sein, bis Weilderstadt der Sieg zufiel, so sind es auch drei Städte in Oesterreich: Graz, Prag und Linz, in deren jeder wenigstens eine jener für alle Zeiten epochemachenden Entdeckungen und Werke aus dem Geiste des unsterblichen Mannes geboren worden sind.

Mehr als die Hälfte seines Lebens brachte Keppler in Oesterreich zu, das er selbst in seinen Briefen „mein zweites Vaterland" und ein andermal zärtlich „Mein Oesterreich" nennt. Er verlebte in Graz 7, in Prag 11, in Linz 15, zusammen 32 Jahre in Oesterreich, während er an seinem Sterbetage am 5. November 1630 noch nicht voll 59 Jahre alt war.

Es bleibt für Oesterreich ein ewiger Ruhm, daß auf seiner Erde in unserem Jahrhundert ebenfalls ein deutscher, aus der Ferne eingewanderter Mann, der, wie Keppler eines seiner Werke betitelte „die Harmonie der Welt" belauschte und in Tönen wiedergab, in Oesterreich eine zweite Heimath gefunden. Wir meinen Beethoven, dem Oesterreich auch zum zweiten Vaterlande geworden ist.

An Oesterreich knüpften Keppler die edelsten Familienbande, hier blühte ihm zweimal das Glück der Liebe, hier empfand er die Selig=

keit, welche schöne, geistvolle Kinder gewähren, hier forschte und — darbte er; wie denn auch sein Schicksal in politisch-religiöser Beziehung mit unheilvollen Ereignissen in Oesterreich auf's Innigste verknüpft war.

Oesterreich vollzog zugleich eine Sühne, wenn es Johannes Keppler feierte.

Der gelehrte Herausgeber der Werke Kepplers, Frisch, erzählt: „Kaum hatte der zehnjährige Knabe Keppler die Bibel zu lesen gelernt, als er sich an Isak und Rebekka, an Jakob und Rahel ein Beispiel nahm und den Entschluß faßte, sobald er herangewachsen wäre, zu heirathen, um der Vorschrift des Gesetzes zu genügen."

Man sieht, welche gute Lehren oft die Kinder aus der heiligen Schrift schöpfen!

Wirklich hat der sehr junge Mann, wie er selbst schreibt, „nach verschiedenen Wechselfällen in der Liebe" der „löblichen Sitte" und wahrscheinlich auch, „um der Vorschrift des Gesetzes zu genügen", eine edle Steyermärkerin, die, erst 22 Jahre alte, schon zum zweitenmal Witwe gewordene schöne Barbara Müller von Mühleck heimgeführt. Nicht ohne Kämpfe mannigfacher Art, unter denen der geforderte Nachweis seiner adeligen Abkunft nicht der geringste war. Die steyerischen Stände verehrten ihm, der mit einem Gehalte von 150 fl. angestellt war, als Hochzeitsgeschenk einen silbernen Becher im Werthe von 27 fl.

Zur Zeit seiner Vermählung war sein erstes in Oesterreich geschriebenes, epochemachendes Werk: „Das Geheimniß des Weltbaues" erschienen.

Der Friede und das Glück Keppler's, des vielgequälten Märtyrers der Wissenschaft und des Lebens, sollten nicht lange währen.

Ein gelehriger Schüler der Jesuiten, der nachmalige Kaiser Ferdinand II., hatte seine Wallfahrt nach dem Gnadenorte der Muttergottes vollendet und ihr gelobt, „auch mit Einsetzung seines Lebens" aus seinen Landen die Sekten und ihre Lehrer zu vertreiben. Der Bischof von Lavant rieth „zu befehlen, daß alle Unterthanen katholisch, und es sollen die Ungehorsamen selbst mit der Todesstrafe zu bedrohen sein."

Unter denen, die 1598 aus Graz ihres protestantischen Glaubens wegen aus dem Frieden ihres Hauses aus den Armen der Gattin und der Kinder gerissen und zur Flucht nach Ungarn gezwungen wurden, befand sich auch Keppler.

Er hatte unter den Jesuiten, die den gelehrten Mann sehr zu schätzen verstanden, Freunde und er wurde, schon nach vier Wochen, er allein von allen Verbannten, zurückberufen. Man hoffte wohl auch den großen Denker zu bekehren. Keppler hielt aber an der evangelischen Freiheit unerschütterlich fest und hatte den Muth, an den Affilirten der Jesuiten, an Horwart von Hohenburg von Graz aus, zur Zeit wo das Briefgeheimniß noch weniger als jetzt gewahrt wurde, zu schreiben: „Die Autorität ist eine stillschweigende Herrschaft ohne königliche Ehrenbezeugung. So herrschte Luther. Was aber nun? Soll ich in Steiermark bleiben, oder soll ich gehen? Nichts hält mich zurück Ihnen meine Gemüthsstimmung zu eröffnen. Ich bin Christ, ich habe das Augs-

burgische Glaubensbekenntniß aus dem väterlichen Unterrichte, aus oftmals überprüften Gründen, aus täglichen Uebungen in Versuchungen geschöpft; ihm hänge ich an, heucheln habe ich nicht gelernt. Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel, darum bekümmere ich mich auch ernstlich um die Ausübung der Religion, um den Gebrauch der Sakramente. Wie aber? Vertrieben sind aus diesem Lande Diejenigen, deren ich mich bis jetzt als Mittler zwischen mir und Gott bediente. Durch wen sonst kann ich mit Gott verkehren, wenn sie nicht zugelassen sind?"

„Durch sich selbst!" möchten wir antworten; nur möchten wir den eben zitirten Ausdruck eines tiefreligiösen gläubigen Gemüthes, eines der größten Naturforscher aller Zeiten Denjenigen zur Beachtung empfehlen, welche das Studium der Natur als der Religion gefährlich halten. „In der Schöpfung", schrieb Keppler in einer andern Stelle, „greife ich Gott gleichsam mit den Händen. Wenn es Etwas gibt, was den Menschen in diesem niederbeugenden Exil aufrichten kann, so ist es die Sternkunde, weil sie die Verherrlichung des weisesten Schöpfers zum Gegenstande hat."

Er hielt an den dem Ptolomäus zugeschriebenen Worten fest, die er seinem „Geheimniß des Weltbaues" vorausgeschickt hat und die übersetzt also lauten:

„Jeglicher Tag ein Tod, das weiß ich. Doch sterb' ich, indessen
Hoch am Himmel das Aug' ewige Bahnen durchstreift.
Nimmer die Erde berührt mein Fuß. Vor des Ewigen Anblick
Speis't mich Ambrosia, schlürf' himmlischen Nektar ich ein."

Während all die traurigen, die Menschheit entehrenden Vorgänge der Protestantenhetze, die an Keppler selbst den wahrhaftigsten und getreuesten Berichterstatter fanden, sich zutrugen, trafen Keppler auch in seinem Hause tief schmerzliche Ereignisse. Es starben ihm zwei Kinder, mit denen ihn die geliebte Gattin beschenkt hatte. Seine Vermögensverhältnisse waren drückend und die Sorge quälte fort und fort.

All solche Bedrängnisse, die das Gemüth zu verdunkeln, den Geist zu trüben im Stande sind, konnten der unerschöpflichen Kraft des großen Denkers und Forschers nichts anhaben. Er lebte zwei Leben, die einander nicht berührten und keinen Einfluß auf einander zu haben schienen. Er setzte seine Forschungen ununterbrochen fort, er enthüllte wieder neue welterleuchtende Gedanken.

Die Gewaltstreiche, welche gegen die nicht katholischen Menschen in Oesterreich geführt wurden, hörten nicht auf; Gefängniß und Folter, blutiger Tod waren an der Tagesordnung. Keppler schildert dieselben seinem Freunde Mästlin, den er dringend bittet, ihm eine Professur an der Universität zu Tübingen zu vermitteln.

Endlich kam für Keppler Erlösung und diese durch Einen, der ebenfalls verfolgt wurde und von der dänischen Insel Hween an den Hof Rudolf II. nach Prag gekommen war. Tycho de Brahe verlangte vom Kaiser Keppler als Gehilfen bei seinen Studien. Für Keppler war

diese Berufung von unberechenbarem Werthe, indem ihm, der bei seinen Berechnungen sich bis nun „mit einem aus Latten zusammengezimmerten Dreieck“ behelfen mußte, die trefflichen Instrumente Tycho's zu Gebote standen. Der Umgang mit den Instrumenten war wohl ein herrlicher, aber nicht der mit Tycho selbst! Keppler schreibt an Mästlin: „Tycho ist ein Mann, mit dem ich nicht leben kann, ohne mich den größten Beleidigungen auszusetzen.“ Das Schlimmste war, daß Keppler aus jeder Beobachtung die er machte, eine Widerlegung des Tycho'schen und eine Bestätigung des Kopernikanischen Systems fand. Der amtlich tief untergeordnete Keppler, der Tycho mit „Excellenz“ tituliren und jeden Thaler seiner ihm vom Kaiser zugesagten Besoldung, den er brauchte, von ihm demüthig erbitten mußte, litt überdieß an einem dreitägigen Wechselfieber, von dem er fürchtete, daß es in eine Auszehrung übergehen werde.

Tycho de Brahe starb am 24. Oktober 1601. Keppler wurde sein Nachfolger. Auf des Kaisers Frage, wie viel er Besoldung verlange, forderte der Bescheidene nur 1500 fl., während Tycho 3000 Goldgulden bezogen hatte. Wie es aber mit der Auszahlung selbst dieses geringen Gehaltes stand, weist ein Brief Kepplers nach: „Ich stehe ganze Tage vor der Hofkammer und bin für die Studien nichts. Ich stärke mich jedoch“, setzt er mit stolzem Selbstbewußtsein hinzu, „mit dem Gedanken, daß ich nicht dem Kaiser allein, sondern dem ganzen menschlichen Geschlechte diene, daß ich nicht bloß für die gegenwärtige Generation, sondern auch für die Nachwelt arbeite. Wenn Gott mir beisteht und wegen der Kosten Vorsehung thut, so hoffe ich Etwas zu leisten.“

Dieses „Etwas“ war aber nichts weniger als der Umsturz der bisherigen und die Schöpfung der jetzigen Sternkunde Er entdeckte, daß sich die Planeten in Ellipsen um die Sonne wälzen und daß sie sich in der Sonnennähe am schnellsten, in der Sonnenferne am langsamsten bewegen. Als er 1609 diese seine „Neue Astronomie“ veröffentlichte, trug er in diesem Werke nach seiner eigenen Meinung die Physik des Himmels statt der Methaphysik des Aristoteles vor. Das Geheimniß, das sich die antike Welt als von den Göttern vorenthalten glaubte, war somit durch den deutschen Denker enthüllt.

Der Nachfolger Kaiser Rudolf II. bestätigte Keppler in dem Amte eines kaiserlichen Mathematikers; aber er erhielt auch jetzt den Sold nicht. Die Hofkammer schuldete ihm bereits 12.000 Thlr. Keppler mußte, um sich und seine Familie zu erhalten, die von ihm oft verhöhnte und verurtheilte Astrologie treiben, Nativitäten stellen, seine Arbeiten an der Sternwarte langsamer betreiben. Als er darum zur Rede gestellt wurde, gab er folgende merkwürdige Antwort: „Damit die Ehre des Kaisers, bei dessen Kammerbefehlen ich verhungern müßte, geschont werde, schrieb ich nichtswerthe Kalender und Prognostica; dies ist etwas besser als betteln. Als mein Mädchen starb, verließ ich die Tafeln und wendete mich zur Harmonie des Himmels.“ Der Schriftsteller Carl Oberleitner hat die Noth Kepplers und dessen fruchtlose Kämpfe, um den ihm durch

kais. Handschrift wiederholt zugesagten Lohn nach ungedruckten Originalacten in einer von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegebenen Abhandlung geschildert; sie ist ein interessanter biographischer Beitrag.

Noch einen Gram, eh' Keppler von Prag schied, sollte der vielgequälte Mann erdulden. Die letzten Jahre schon war seine Ehe getrübt. Während Kaiser Rudolf's Truppen, denen kein Sold ausgezahlt wurde, in Prag plünderten und mordeten, wurde Keppler's Gattin, die schon längst an Melancholie gelitten, aus Schrecken von Epilepsie befallen, die in Wahnsinn überging, der mit ihrem Tode endete.

Wie früher die Verfolgung ihn von Graz, so trieb ihn jetzt die allgemeine Noth nach Linz, wohin er als Gymnasialprofessor berufen wurde, um wieder neue Verfolgungen zu erdulden, um neues häusliches Glück und das tiefste Weh seines Lebens zu erfahren. Er wurde in Linz damit empfangen, daß ihm ein würtembergischer Theologe, Hizler hieß er, das Brandmal eines Ketzers öffentlich aufdrückte, indem er ihn von der Communion ausschloß, weil er die Conkordienformel nicht unterzeichnen wollte, wohl auch weil er früher gegen die Lehre der Prädestination geschrieben hatte.

Als der Druck, welchen die Protestanten in Oesterreich von ihrem Glaubenstyrannen zu erfahren hatten, immer heftiger wurde, brachte sie dies zu dem verzweifelten Schritte, mit den aufgestandenen Böhmen eine geheime Verbindung einzugehen. Linz wurde belagert, Keppler mußte mit den Einwohnern die Beschwerden der Belagerung theilen, seine Besoldung wurde mit Beschlag belegt, die Jesuiten verschlossen seine Bibliothek. Der Prediger Hizler wurde seines Amtes entsetzt. Keppler bot ihm, der ihn exkommunizirt hatte, nun aber mit ihm in gleicher Verdammniß war, die versöhnende Hand und beobachtete mit ihm in der belagerten Stadt in brüderlicher Eintracht eine Mondesfinsterniß.

Wer denkt hier nicht an den Gelehrten, der, in seine Studien vertieft, erst dann erfuhr, daß die Stadt, in der er lebte, belagert und eingenommen sei, bis ein Krieger ungestüm in seine Stube trat, dem er, unbekümmert um dessen Vorhaben, nur die historisch gewordenen Worte zurief: „Noli turbare circulos meos!“

Keppler sehnte sich wieder nach einem Familienleben. Es wurden ihm, wie er einem Freunde humoristisch schrieb: „eilf Frauenzimmer vorgeschlagen“, deren jeder er eine graphische Schilderung widmet. Den Sieg unter diesen „Frauenzimmern“ trug die schöne, schlichte, wirthschaftliche Susanne Rettinger, eine arme Tischlerstochter aus Efferding, davon. Sie war von der Ortsherrin, einer Freifrau v. Starenberg wohlwollend erzogen und gebildet worden. Die schöne Oberösterreicherin beschenkte den von ihr innig geliebten Gatten mit sieben frischen, fröhlichen Kindern.

Mitten in das neue junge Glück, unter erneuerten Forschungen und Entdeckungen brach das Furchtbarste auf den an Furchtbares schon gewöhnten Mann herein. Ein Brief aus Würtemberg benachrichtigte ihn, daß seine Mutter als Hexe angeklagt und den Feuertod zu erleiden bestimmt sei.

Der große Denker, der Zeitgenosse Galiläis, mit dem er in stetem Briefwechsel stand, der Mann der erhabensten Weltanschauung, der unerbittlich kühne Forscher, und seine Mutter eine zum Scheiterhaufen bestimmte Hexe!

Von dieser Mutter müssen wir Einiges berichten. Sie hieß Katharina Guldenmann und war an Sebald Keppler verheirathet, der, als ihm sein erster Sohn Johannes geboren wurde, sein Haus verließ, wilden Sinnes und unzufrieden mit der Weise seines Weibes, sich im österreichischen Heere anwerben ließ, um gegen die Türken zu kämpfen. Die Seinen erfuhren nie wo und wann er gestorben ist.

Von seiner Gattin wird erzählt, daß sie keinerlei Bildung besaß, weder lesen noch schreiben konnte. Ihre Sitten waren rauh und ihr Wesen unverträglich. Damit wird durch Keppler eine allgemeine, wenn auch oft bewährte Anschauung widerlegt, daß Menschen, die durch Phantasieleben bevorzugt, namentlich wenn sie Dichter sind, immer das tiefere Gemüthsleben, „die Kunst zu fabuliren“, als schönes Erbe von den Müttern besitzen. Ja!

„Die Mütter, die Mütter,
Es klingt so wunderlich!“

Kepplers Mutter trug ihren ältesten Sohn nur sieben Monate unter ihrem Herzen. Schwächlichkeit des Körpers war ihm angeboren, seine Gestalt blieb unansehnlich. Kaum einige Monate alt, gab ihn die unzärtliche Mutter in fremde Pflege, um ihrem ruhelosen Manne in den Krieg zu folgen. Sie wurde allgemein als die Ursache angesehen, daß er Haus und Hof, Weib und Kind verließ. Es wurden wohl auch Aeußerungen laut, „er müsse bei ihr noch mehr gefunden haben, als er anderen Personen habe anvertrauen dürfen.“ Milder Urtheilende nannten sie „ein seltsames listiges Weib.“ Sie that und sprach wunderliche Dinge, sie mischte sich, Unfrieden stiftend und in einer Weise in Angelegenheiten der Nachbarn, daß man in einer Zeit, wo der Hexenglaube im Volke und selbst in den Geistern bei Gebildeten feste Wurzeln hatte, wenn überdies ein böses Spiel des Zufalls sich dazu gesellte, es begreiflich findet, wie die rastlose Frau, die sich in die häusliche Einsamkeit nicht zu schicken verstand, anfangs gemieden, endlich als Hexe verdächtigt und eingekerkert wurde. Sieben lange qualvolle Jahre dauerte der ihr gemachte Prozeß. Keppler suchte durch Sendschreiben an Freunde, an Fürsten, an seine Angehörigen, das über seine Mutter hereingebrochene Verhängniß abzuwenden. Er folgte einem Rufe des Königs von England, der seine materiellen Sorgen für immer verscheucht hätte, dieses Prozesses wegen nicht, und trat endlich, wie er sie nennt, die „klägliche“ Reise nach Württemberg an, um seine Mutter von der Folter und dem Feuertode zu retten. Im Verhörs-Protokolle heißt es: „Die Verhaftete erscheint leider! mit Beistand ihres Herrn Sohnes, des Mathematikers.“ Er hatte in nur 48 Stunden, wiewohl sie 60 Folioblätter füllt, die entscheidende Vertheidigungsschrift geschrieben.

Merkwürdig bleibt Eines in diesem scharfsinnigen, klaren Schriftstücke, daß Keppler, während er die Unvernunft des Verfahrens gegen

Zauberer mit den grellsten Farben schildert, er mit keinem Worte den Zauberglauben selbst angreift; ja sogar die Existenz der Hexen und der übernatürlichen Krankheiten ausdrücklich anerkennt, wodurch die Stärke der Vertheidigung unsäglich leidet. Es wäre dies ein nicht zu lösendes Räthsel, wenn wir nicht wüßten, daß der Zauberglaube zum Kirchenglauben gehörte, und daß die hellsten Köpfe, die klarsten Denker, die in allen anderen Dingen mit vollem Verstande urtheilen, dennoch Thorheiten huldigen, sobald diese mit ihrer religiösen Anschauung zusammenhängen.

Ist hier nicht auch Newton zu nennen, der nach seinen welterleuchtenden Gedanken und Schriften apokaliptische Studien trieb?

Ein früherer Biograph Keppler's, der Freiherr von Breitschwerdt, zählt nichts destoweniger Keppler zu denjenigen Wohlthätern des menschlichen Geschlechts, welche dazu beitrugen, dasselbe von einer seiner größten Plagen, von den Hexenprozessen zu befreien. Wir wissen aber, daß der letzte Hexenprozeß in der Steyermark gegen eine Frau, die man beschuldigte, im Winter Blumen blühen gemacht zu haben, erst im vorigen Jahrhundert spielte. Sie hieß nach Hammer-Purgstall's historischer Darstellung ihres Lebens die Hexe von Riggersburg und wurde verbrannt.

Keppler kehrte nach Linz zurück, wo die schmachvollsten Verläumdungen über seine Mutter verbreitet worden waren, auch die, daß sie wegen Giftmischerei verurtheilt werden sollte. Hier traf den Sohn bald nach der Rettung der Mutter die Nachricht, daß sie am 13. April 1622, siebenzig Jahre alt, durch einen natürlichen Tod von allem Erdenleid befreit worden sei.

Prinz Julius von Medicis, nachmals Papst Clemens, als er vernahm, daß die Republik Venedig Kepplern gewinnen wolle, ging um diese Zeit Galiläi an, Keppler einzuladen, die mathematische Professur an der päpstlichen Universität Bologna anzunehmen. Keppler antwortete, wohl Giordano Bruno's gedenkend, der am 7. Februar 1600 zu Rom den Feuertod erdulden mußte: „Ich bin nach Geburt und Gesinnung ein Deutscher und gewohnt, mich im Reden und Handeln der deutschen Freiheit zu bedienen; diese Gewohnheit könnte mir zu Bologna leicht Gefahr bringen; man wird mir nach dem, was geschehen ist, diese Besorgniß nicht übel nehmen.“

Mitten unter den Drangsalen der letzten Jahre forschte und schrieb der den Jahrhunderten vorauseilende Denker unbeirrt weiter und entdeckte sein die Astronomie aller vorangegangenen Zeit zurücklassende Gesetz, welches die dritte Kepplerische Regel enthält: Die Fixsterne sind Sonnen, jeder Fixstern ist wahrscheinlich mit einer Planetenwelt umgeben; die unserer Planetenwelt im Weltall scheint in der Nähe der Milchstraße zu sein. Das Licht fließt nicht aus der Sonne und aus den Sternen, sondern entsteht durch die Umwälzung. Als seine Schriften in Italien mit dem Banne belegt wurden, schrieb er: „Dieses schlimmste aller Jahrhunderte bedeckt sich mit Schande. Es scheint sich zum Untergange der Wissenschaften verschworen zu haben. Der Tag wird bald anbrechen, wo die fromme Einfalt sich ihres Aberglaubens schämen,

wo man die Wahrheit sowohl in der Natur, als in der h. Schrift erkennen und sich über beide Offenbarungen freuen wird."

Die Wirren der Zeit, die Vorenthaltung seines Soldes machten, daß nach der Vollendung seiner astronomischen Tafeln nicht mehr seines Bleibens in Oesterreich war. Keppler's nun eingegangene Beziehung zu Wallenstein ist bekannt; als dieser durch Mörderhand fiel, war auch sein Aufenthalt in Sagan zu Ende. Tief gekränkt über das Elend des deutschen Vaterlandes, und um seine rückständigen Ansprüche auf dem Reichstage zu Regensburg zu erheben, schrieb er vor seiner Abreise an einen Freund: „Bete mit mir inbrünstig für das Vaterland, für die Kirche, für mich!"

Er bestieg ein Pferd, um dem — Tode entgegen zu reiten.

Von den Beschwerden des Rittes entkräftet, durch Zurückweisung gekränkt, verfiel er in eine schwere Krankheit. Er starb am 15. November 1630 im erst 59. Lebensjahre.

Der vom Leben zu Tod gehetzte Mann wurde auf dem St. Peter-Friedhofe zu Regensburg begraben und die von ihm selbst auf sich verfaßte lateinische Grabschrift lautet in deutscher Uebersetzung:

„Lebend maß ich die Himmel, jetzt meß' ich die Schatten der Erde,
Himmelher stammte der Geist, Erde bedeckt nur den Leib."

Es scheint uns hier der Platz, um dem populär gewordenen Epigramme Kästner's, das wir als Motto dieser Skizze vorangestellt haben, zu begegnen:

Das zu Regensburg aufgenommene Verzeichniß von Keppler's Nachlaß widerspricht gar sehr, daß er von der deutschen Nation dem Hungertode preisgegeben worden sei. Er hinterließ nebst einer stattlichen Garderobe, Rüstung, reicher Leibwäsche, Bücher und Manuskripte, einen mit Brillanten besetzten „Gnadenpfenig" vom Herzog von Friedland, eine nicht unbedeutende Summe baaren Geldes, darunter die kleine nicht unbemerkenswerthe von 11 fl. „für das verkaufte Roß, auf dem er nach Regensburg ritt", folgende rechtskräftige Schuldscheine: von der Eisenhandlungsgesellschaft in der Stadt Steyer über 1000 fl.; von der Landschaft ober der Enns über 1200 fl.; vom Kaiser Rudolf II. über 2000 Thlr.; vom Kaiser Ferdinand über 6000 fl.; vom Herzog von Friedland über 11.817 fl.; vom Landeinnehmer-Amte über 2000 fl. und 90 fl. Dagegen war er selbst nur zwei kleinste Beträge schuldig.

Noch eines Umstandes, der weniger bekannt ist, der poetischen Begabung Keppler's wollen wir hier erwähnen, weil er wieder die Wahrheit bewährt, daß Naturforschern dichterischer Schwung und fantasievolle Begeisterung eigen sein müssen, wenn sie Großes schaffen sollen. Schon der feinfühlige Grieche läßt Phoibos, den schönen Lichtgott, den Beschützer der Aerzte, die nach Anschauung der antiken Welt gleichbedeutend mit Naturforschern sind und der — Dichter sein.

Keppler erzählt in seiner von ihm selbst verfaßten Nativität, daß er schon im frühen Knabenalter sich zu poetischen Versuchen angeregt gefühlt habe. Gereifter schrieb er Oden und Hymnen. Characteristisch für den späteren Erforscher von Himmel und Erde sind die Stoffe, die

er für seine lyrischen Arbeiten wählte; er besang: „Die Ruhe der Sonne“ — „Des Atlas Ausblick auf die Wolken“ — „Den Ursprung der Flüsse.“ Ein gelehrtes Werk in poetischer Form, das er während seines ganzen Lebens dachte und erst in den letzten Jahren desselben vollendete, führt den Titel: „Der Traum vom Monde.“

Unter den kleineren plastischen Denkmalen: Medaillons, Münzen u. s. w. ragt auch eine Büste von einem österreichischen Künstler Wildt hervor. Weniger bekannt ist es, daß Friedrich Schiller mit dem Architekten Atzel den Plan zu einem Kepplerdenkmal entwarf.

König Ludwig I. von Baiern stellte die Marmorbüste Keppler's unter die Wallhallagenossen.

Erst im Jahre 1851 traten mehrere für Keppler's Ruhm begeisterte Männer, an ihrer Spitze der k. würtembergische Oberjustiz-Revisor C Gruner, zusammen, um eine Ehrenschuld der uralten Weilderstadt zu tilgen und ihrem unsterblichen Sohne ein Denkmal zu setzen.

Herr Gruner widmete viele Jahre seines Lebens unabläßig und unermüdet der gestellten Aufgabe.

So wurde auch der Schreiber dieser Zeilen durch einen äußeren Zufall beglückt, zu der Verwirklichung des schönen Unternehmens beitragen zu können. Herr Gruner wandte sich nämlich im Jahre 1863 an die in Karlsbad versammelten Naturforscher und Aerzte, um einen Beitrag zu dem Monumente zu leisten und so wurde der Ertrag der Festvorstellung, mit welcher die Stadt ihre Gäste begrüßte, demselben gewidmet. Das Festspiel, dessen Verfassung uns ehrenvoll anvertraut wurde, wählte zum Grundgedanken das damals durch Europa klingende Wort, welches der Kaiser von Oesterreich zu einer deutschen Deputation gesprochen hatte: „Ich bin ein Oesterreicher, vor Allem aber ein Deutscher.“ Als die Schauspielerin, welche als Austria diese Worte aussprach, ertönte eine maßlose, stürmische Aufregung, die sich erst zu beruhigen im Stande war, als die Gäste — wohl ein einziger Fall — die Schauspielerin zwangen, die kaiserlichen Worte noch einmal und noch einmal zu sprechen. Auf den Zweck des Festspieles übergehend, endete es in eine Apotheose Keppler's, dessen Standbild im Hintergrund der Bühne sichtbar und — während sich Alles von den Sitzen erhob — bekränzt wurde.

Dem Denkmalfonde erwuchs eine sehr bedeutende Einnahme, dem Verfasser des Festspieles wurde die Auszeichnung zu Theil, zum Ehrenmitgliede des Kepplerdenkmal-Comités in Weilderstadt erwählt und zu der am 24. Juni 1870 stattgehabten feierlichen Enthüllung des Monumentes geladen zu werden.

Wir konnten der Einladung damals nicht folgen und so ergriffen wir im August 1871, der uns nach Stuttgart führte, die Gelegenheit, die Geburtsstadt Kepplers zu besuchen.

Es sind gar schöne Wallfahrtorte in diesem Württemberg: Schiller's Geburtshaus in Marbach, Uhland's Geburtsstadt und Monument in Tübingen und Kepplers Denkmal in Weilderstadt. Ein trauriger Pilgergang war es, als wir im Jahre 1845 auch in diesem von der Natur

gesegneten, durch edelste Geister begnadeten Württemberg, durch trüben Novembernebel nach Winnenden kamen, um einen der herrlichsten Geister im Wahnsinn versunken zu sehen: Nikolaus Lenau.

Wir fuhren in später Nachmittagsstunde auf der Eisenbahn nach Weilderstadt durch eine flache, von mäßigen Hügeln begrenzte Landschaft. Die Landbewohner nennen sie die Strohgeigengegend, weil meist nur Kornfelder da liegen. Der früher hier betriebene Weinbau wurde vor einem halben Jahrhunderte, wegen der vom Schwarzwald herwehenden rauhen Luft aufgegeben; er beginnt eine Stunde fern von der Stadt. Es war Nacht geworden, als wir vom Bahnhofe in die nahe Stadt, besser wohl jetzt Städtchen genannt, gelangten. Wir mußten die Besichtigung für den folgenden Morgen aufsparen.

Der Hauptplatz der Stadt stellte sich uns im frühen Sonnenscheine ganz stattlich dar. Ein etwas nach abwärts gesenktes Längenviereck ist von meist einstöckigen Giebelhäusern umgeben. Auf der Höhe des Platzes steht das Rathhaus mit einem Laubengange, ein Adler mit zwei Schüsseln prangt als Stadtwappen an demselben und zeigt, an die Gründung der Stadt erinnernd, die bekannten römischen Buchstaben S. P. Q. R. Von den 24 Thürmen, welche die einst reichsunmittelbare Stadt überragten, waren vor 40 Jahren noch einige zu sehen, auch diese sind nunmehr verschwunden. Vor dem Rathhause steht Kaiser Karl der V. auf einem Brunnen. Am entgegengesetzten Ende des Platzes schmückt ein Löwe den zweiten Brunnen.

Zwischen diesen beiden Brunnen nun, schön beherrschend und plastisch edel, erhebt sich das Kepplerdenkmal. Meister A. von Kreling in Nürnberg hat es geschaffen und in der Werlstätte Lenz-Herold in derselben Stadt wurde es gegossen. Die Hauptfigur, Keppler, zeigt den Forscher in sitzender Stellung. In der linken Hand, die sich auf einen Himmelsglobus stützt, hält er eine Rolle, auf welcher die Zeichnung einer Ellipse. Die rechte Hand hält einen geöffneten Zirkel. Der Blick des edlen Antlitzes ist empor zum Himmel gerichtet. Die vier Nischen des Piedestals sind, während die Gestalt Keppler's 10′ mißt, mit 5′ hohen Statuen geschmückt. Sie stellen dar: Michael Mäßlin, den Lehrer Keppler's, der ihn in die Wissenschaften, der Mathematik und Geometrie einweihte; Nikolaus Kopernikus, den Entdecker des wahren Weltsystems; Tycho de Brahe, den scharfsinnigen Beobachter, und Jobst Jyrg, den Mechaniker, der ihm bei Herstellung optischer und astronomischer Instrumente vorauf förderte. Das Postament zeigt den Namen: Keppler.

Szenen aus seinem Leben sind an den vier Seiten des Sokels als Basrelief angebracht, auf der Vorderseite die Gestalt der Urania; rechts der siebzehnjährige Keppler, dem Mäßlin das auf eine Tafel gezeichnete Kopernikanische System erklärt; links Keppler und Tycho de Brahe disputirend von Kaiser Rudolf und Wallenstein belauscht; auf der rückwärtigen Seite Keppler und Jyrk ein Fernrohr versuchend.

Kepplers Geburtshaus brannte 1648 ab und steht neu erbaut, etwas zurückgeschoben in der Front des Rathhauses. Es ist jetzt Eigenthum des Schultheiß Bäuerl, mit dem ein Banquier aus Stuttgart

wegen Ankaufs desselben in Verhandlung steht. Man hofft, er werde es der Stadt schenken. An einer Mauer des Stadtspitales ist eine Inschrift erhalten, sie berichtet, daß es erbaut wurde, als Keppler's Großvater Spitalmeister war. Er wurde später zum Bürgermeister gewählt.

Herr Gruner hat sich aber im Vereine mit gleichgesinnten für die Sache begeisterten Männern nicht durch das Monument allein ein unvergängliches Verdienst erworben; er war rastlos bemüht, noch ein zweites geschriebenes Denkmal für Keppler ins Leben zu rufen. Er scheute bis zur Selbstanfopferung keine Mühe, die Stätten auf denen Keppler wirkte, zunächst Graz, Prag, Linz und Regensburg, wo sich ihm zu gleichem Zwecke der Dichter und Historiker Woldemar von Neumann, Major im k. bayerischen Dienste anschloß, zu bereisen, die Archive zu durchforschen und immer neues Materiale aufzufinden. Zufolge weiterer Forschungen gelang es ihm directe Nachkommen Keppler's, deren Vorhandensein bis nun in Abrede gestellt wurde, aufzufinden und die Verwandtschaft der Familie Keppler's mit denen der Schiller, Uhland, Hauff und Pfitzer herzustellen.

Wir selbst rühmen uns die Bekanntschaft Herrn Gruner's mit dem Schriftsteller Carl Oberleitner und mit noch einem anderen Oesterreicher, dessen Tragödie „Johannes Keppler" Aufmerksamkeit erregt hatte, Herrn Professor der Physik, Dr. Edmund Reitlinger eingeleitet zu haben. Diesem übergab Gruner vertrauensvoll das reiche von ihm und Neumann gesammelte Materiale um es zu einer populären Darstellung der wissenschaftlichen Bedeutung und zur Biografie Keppler's zu benützen. Der erste dieses auf vier Theile berechneten Werkes ist schon im Jahre 1868 erschienen und fand durch seine neuen biografischen Aufschlüße, durch warme und geistvolle Darstellung, Beifall.

Bedrängnisse und Sorgen aller Art jedoch, die Herren Gruner in Folge seiner unausgesetzten vieljährigen Anstrengungen trafen und selbst seine geistige Gesundheit störten, brachten das Werk ins Stocken.

Gruner ist, einer uns soeben zugehenden Nachricht zu Folge, am 1. März d. J. seinem Leiden erlegen.

Auf dem Schlößchen Mühleck wurde am 15. October v. J. eine schöne Keppler-Vorfeier begangen und eine Gedenktafel angebracht mit der Legende: „Hier an der Heimatstätte seiner geliebten Hausfrau Barbara Müller von Mühleck lebte und forschte der Astronom Johann Keppler." Darunter sind die Wappen der Familie Keppler und Mühleck in einem Sternenkranz vereinigt.

Am 27. Dezember 1871 feierte die Universität zu Graz das 300jährige Geburtsfest Keppler's. Wir haben nicht gelesen, daß sich das zunächst auch zu einer Feier berufene Prag irgendwie „deklarirt" hätte. Wien betheiligte sich durch eine billige Adresse und Linz? Da fällt uns das Epigramm eines österreichischen Dichters auf diese Stadt ein.

„Es ist so langweilig in der Provinz!
Zum Beispiel in Linz."

Die Herrschaft der Zahlen im Reiche des Stoffes und des Wissens.

Eine kultur- und naturwissenschaftliche Skizze

von

Johann Hammerschmied, Med. Dr.

k. k. Rechnungsrath.

I.

Zahlen regieren die Welt, oder besser gesagt, durch Zahlen lassen sich die Gesetze ausdrücken, nach welchen die Welt regiert wird.

Zahlen geben ferner unserem Wissen in den mannigfachsten Richtungen der Wissenschaft, wie des gewöhnlichen praktischen Lebens die festeste und sicherste Unterlage und Stütze und machen dasselbe zu einem wahrhaft positiven, über jeden Zweifel erhabenen; sie führen, mit einem Worte, die Oberherrschaft in unserem Wissen.

Um sich von der Wahrheit und Richtigkeit dieser beiden Sätze zu überzeugen, brauchen wir uns nur zu erinnern der 3 großen, durch Rechnung, also durch Zahlen gefundenen, und auf Zahlen sich stützenden Gesetze, wodurch Kepler (geb. 1571 in Würtemberg) Einfachheit und Harmonie in das ganze Weltensystem brachte und welche lauten:

1. Die Bahnen der Planeten sind Ellipsen, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet;
2. Die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten sich wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernungen;
3. Die Bewegung in der Ellipse geschieht so, daß in gleichen Zeiten gleiche Räume beschrieben werden.

Wir brauchen uns ferner nur zu erinnern der durch Galilei (geb. 1564 zu Pisa) festgestellten Gesetze des freien Falles, der Pendelbewegung, der Wurfbewegung; endlich uns zu erinnern des von Newton (geb. 1642 in England) aufgefundenen, die eigentliche Mechanik des Himmels begründenden Gesetzes, nach welchem je zwei materielle Theilchen mit einer Kraft sich anziehen, welche ihren Massen direkt, und dem Quadrate ihrer Entfernung umgekehrt proportional sind.

Aber nicht blos diese, die gesammte Materie in der sichtbaren Körperwelt beherrschenden Grundgesetze, und alle davon abgeleiteten, oder daraus entspringenden, rein physikalischen Gesetze finden in ganz genau bestimmten Zahlen ihren präcisesten Ausdruck; sondern die Zahlen haben auch dort, wo man bis in die neueste Zeit nur ein buntes Gewirre von Erscheinungen zu erblicken gewohnt war, Licht, Ordnung und Gesetzmäßigkeit gebracht. Vergegenwärtigen wir uns nur z. B. einige Ergebnisse, welche die jüngste der Zahlenwissenschaften, die Statistik, über Bevölkerungszunahme, also über Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse, über Trauungen und Ehescheidungen, über die Zu- und Abnahme von Verbrechen aller Abstufungen, über Irrsinn und Selbstmord, über die verschiedensten Fragen der Kultur und Volkswirthschaft zu Tage gefördert hat, worauf wir später zurückkommen werden: und wir werden an diesen Ergebnissen, wie sie durch Zahlen zum Ausdrucke kommen, dieselbe unerbittliche Abhängigkeit von Gesetzen finden, mit der sämmtliche Himmelskörper im Sinne der Eingangs gedachten Gesetze ihre Bahnen beschreiben, und mit der die kleinsten Theilchen der Materie — die Moleküle — der gegenseitigen, chemischen Attraktion folgen müssen.

Welche Wichtigkeit die Zahlen im praktischen Leben haben, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Sie sind hier die einzigen verläßlichen Werthmesser für alle Bedürfnisse und Luxusgegenstände, sie sind die von der Handelswelt des ganzen Erdenrundes verstandene Sprache, sie sind die Stützen und die Säulen, auf denen die Einnahmen und Ausgaben im Budget von Staaten, wie im Haushalte der kleinsten Familien aufgebaut werden und ruhen müssen, soll Ordnung daselbst herrschen.

Auch werden wir in allen Wissenschaften und namentlich auf allen Gebieten der Naturwissenschaften Zahlen begegnen, die uns einen näheren Einblick in viele Erscheinungen verschaffen, wie er so scharf und genau in den meisten Fällen noch vor einigen Jahrzehenten nicht möglich war.

In einige dieser Gebiete nun, und zwar in solche, wohin die wissenschaftliche Forschung erst in jüngster Zeit ihre Leuchte getragen hat, wolle der geschätzte Leser uns folgen. Nicht berühren werden wir, als von unserem Ziele zu weit abführend, die Gebiete der Geographie und Geschichte und auch nicht der rein mathematischen Wissenschaften, wo, wie bekannt, die Zahlen ebenfalls eine hervorragende Rolle spielen.

Zuvor möge es jedoch gestattet sein, die Feststellung der Begriffe von Zeit und Raum und eine Definition von den, diese Begriffe bezeichnenden Zahlen in einigen Worten vorauszuschicken.

II.

Die beiden Grundformen unseres Erkennens und Bildens sind nach Kant (Canon der Erkenntnißtheorie):

1. Die Form der Zeit, das ist die Form des Nacheinander aller Erscheinungen.

2. Die Form des Raumes, d. i. die Form aller in den äußeren Sinnen angeregten Erscheinungen und ihres momentanen Nebeneinander.

Diese beiden Grundformen unserer Geistesthätigkeit finden ihren sichtbaren Ausdruck in der Zahl, womit Zeit und Raum gemessen werden; oder mit anderen Worten: Die Zahl ist die reinste und abstrakteste Erscheinung von den beiden genannten Grundformen unserer Seelenthätigkeit. Sonach ist es begreiflich, daß bei Völkern, deren Geistesleben und Geistesthätigkeit noch auf einer sehr tiefen Stufe sich befindet, die Zahl noch eine sehr untergeordnete Rolle spielt.

Auf der tiefsten Stufe der menschlichen Geistesbildung stehen die schwärzlichen Ausstralneger, einige Stämme der polynesischen Papuas, dann in Afrika die Buschmänner, die Hottentotten und einige Stämme der Neger. In den Sprachen mehrerer dieser wilden Völker gibt es blos Zahlwörter für Eins, Zwei und Drei; keine australische Sprache zählt über Vier; viele dieser wilden Völker können nur bis 10 oder 20 zählen, während man einzelne gescheidte Hunde dazu gebracht hat, bis 40 und selbst bis 60 zu zählen.

Zahlen sind eben, wie bemerkt, Begriffe, und zwar die schärfsten Begriffe von Zeit und Raum, von Menge und Größe. Und wie die genannten wilden Völker in der Begriffsbildung von Zeit und Raum, in der Zeit- und Raummessung, mit einem Worte in der Zählung zurückgeblieben sind, so sind sie es auch in der Begriffsbildung überhaupt. Dieses zeigt die Sprache dieser Völker, die der wichtigste Charakter des echten Menschen ist. Manche dieser Völker haben nicht einmal die Bezeichnung für die abstrakten Begriffe: Thier, Pflanze, Ton, Farbe und dergleichen, wogegen sie für jede einzelne auffallendere Thier- oder Pflanzenform, für jeden einzelnen Ton oder Farbe ein Wort besitzen. Es fehlen also die nächst liegenden Abstraktionen.

Auf der untersten Stufe sehen wir den Australier, — ein Wesen, welches an das Thier streift, ein Wesen ohne alle anderen als rein thierischen Bedürfnisse. Der Australneger lebt gleich dem Thiere von der zufällig aufgefundenen Nahrung; seine Wohnung ist eine sehr mangelhafte; sein Gemüth ist stumpf; nur die Befriedigung thierischer Triebe, wie Hunger, Durst, Geschlechtslust, vermögen es einigermaßen zu erregen. Von bestimmten, religiösen Ideen, von der Verehrung bestimmter Gottheiten sind nur geringe Spuren vorhanden (Prof. Friedr. Müller). Solche wilde Stämme gibt es auch im südlichen Asien und im östlichen

Afrika, die von der ersten Grundlage aller menschlichen Gesittung, vom Familienleben und der Ehre gar keinen Begriff haben; sie leben in Heerden beisammen wie die Affen, größtentheils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend; sie kennen das Feuer noch nicht und gebrauchen als Waffen nur Steine und Knüppel, wie es auch die höheren Affen thun. Alle Versuche, diese niederen Menschenarten der Kultur zugänglich zu machen, sind bisher gescheitert. Der tüchtige österreichische Missionär Morlang, welcher viele Jahre hindurch die affenartigen Neger am oberen Nil zu civilisiren suchte, sagt ausdrücklich: „daß unter solchen Wilden jede Mission nutzlos sei. Sie ständen weit unter den unvernünftigen Thieren. Diese letzteren legten doch wenigstens Zeichen der Zuneigung gegen diejenigen an den Tag, die freundlich gegen sie sind, während jene viehischen Eingeborenen allen Gefühlen der Dankbarkeit völlig unzugänglich seien."

Der geringe Abstand zwischen dem Geistesleben dieser wilden Naturvölker, dieser niedersten Menschen der Australneger, Buschmänner u. s. w. einerseits und zwischen den gewöhnlich schlechthin als Instinkt bezeichneten geistigen Thätigkeiten der höchst entwickelten Thiere, z. B. Affen, Hunde, Elephanten anderseits ist für die sogenannte Descendenz-Theorie (Abstammungslehre) und der Pithekoidentheorie (Affenlehre) die vorzüglichste Stütze, nach welcher Theorie sich der Mensch aus niederen, und zunächst aus affenartigen, schon längst ausgestorbenen Säugethieren entwickelt habe, und zwar nach den Gesetzen der Anpassung der Organismen an Klima und Nahrung, und der Vererbung ursprünglicher oder angeborener und durch die Anpassung erworbener Eigenschaften, so daß in Folge dieser beiden Grundeigenschaften aller Organismen alle Arten des Thier- und Pflanzenreiches sich stufenweise eine aus der anderen herausbildeten oder differenzirten.

Wie ganz anders und um wie viel erfreulicher gestaltet sich dagegen das Menschenbild, wenn wir die höher entwickelten und vorgeschrittenen Menschenrassen betrachten! An der Spitze aller Menschenarten, gewiß nur vermöge einer vollkommeneren, ursprünglichen und durch die Geistesthätigkeit immer weiter entwickelten Gehirnkonstruktion, stand, soweit nämlich die Geschichte reicht, und steht jetzt die kaukasische oder nach Friedrich Müller die Mediteran-Rasse oder die mittelländische Rasse.

III.

Nach dieser Abschweifung auf das Gebiet der Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen) wollen wir nun zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Zeilen zurückkehren, nämlich die Wichtigkeit der Rolle zeigen, welche die Zahlen im menschlichen Wissen spielen, indem wir eine Reihe ziffermäßiger Daten vorführen, wie sie eben durch die menschliche Forschung und die Wissenschaft, namentlich durch die von der bemerkten mittelländischen Rasse sorgsam gehegte und gepflegte Wissenschaft, festgestellt worden sind. Zu diesem Behufe wählen wir zunächst

die Sternkunde oder die Astronomie, diese älteste der Wissenschaften, die vorzugsweise auf der Mathematik beruht, von welcher wieder die Zahlen der erste Anfang und die unerläßliche Grundlage sind. Wir wollen von der Pflege und dem Stande dieser Wissenschaft bei den ältesten Kulturvölkern, den Egyptern, Babyloniern, Chaldäern, Indiern und Chinesen, dann den späteren Griechen, so viel des Interessanten von ihnen auch hierüber zu berichten wäre, absehen und gleich zu den Haupt-Errungenschaften dieser Wissenschaft übergehen. Wir lassen zu diesem Behufe eine kurze Uebersicht vom Weltensysteme folgen, wobei unser Sonnensystem den Vorrang einnimmt.

Masse und Volum, das der Erde gleich 1 gesetzt:

	Masse		Volum
Sonne	355500		1409725
Merkur) die unteren Planeten	0,73		0,059
Venus) die unteren Planeten	0,85		0,996
Erde mit einem Satelliten dem Monde (die oberen Planeten)	1—	(mit 118000 Trillionen Zentner)	1 —
Mars	0,132		0,136
Jupiter	340—		1491
Saturn besitzt einen lockeren Ring und 8 Satelliten	102		772
Uranus mit bloßem Auge nicht sichtbar	14,5		86,5.

Mittlere Entfernung von der Sonne, die der Erde in runder Zahl mit 20 Millionen Meilen = 1, dann Umlaufszeit und Geschwindigkeit:

	Entfernung	Umlaufzeit um die Sonne.								Geschwindigkeit in der Secunde	
Merkur	0,387			87	Tage	23	Stunden			6,7	Meilen
Venus (Abendstern) (Morgenstern)	0,723			224	=	17	=			4,9	=
Erde	1—			365	=	6	=	9	Minuten	4,7	=
Mars	1,523	1	Jahr	321	=	22	=	—		3,4	=
Jupiter	5,02	11	=	315	=	14	=	—		1,7	=
Saturn	9,05	29	=	161	=	22	=	—		1,3	=
Uranus	19	84	=	5	=	—		—		—	

Sonach ist der Uranus 20 × 19 = 380 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, deßwegen auch, obwohl er 14½ mal größer als unsere Erde ist, mit freiem Auge nicht sichtbar.

Jenseits des Uranus kreist noch ein Planet, der Neptun, um die Sonne, dessen mittlerer Abstand von ihr 744 Millionen Meilen, dessen Umlaufszeit um die Sonne 217,4 Jahre beträgt.

Zum Bereiche der Sonne gehören aber noch viele andere kleinere Planeten, Planetoiden oder Asteroiden genannt, deren bekannte Zahl schon über 100 beträgt.

Ferner umkreisen die Sonne ganze Schwärme von sogenannten Meteoriten, die beim Durchschneiden unserer Erdatmosphäre in Höhen von 3—30 Meilen die Erscheinung der Sternschnuppen hervorrufen.

Alle die aufgezählten, zu unserem Sonnensysteme gehörigen Himmelskörper würden zusammen kaum den 600ten Theil der Sonnenmasse ausmachen.

Fixsterne zählt man mit freiem Auge 5000—6000, mit einem guten Teleskope schätzt man ihre Anzahl auf mehr als 30 Millionen. Viele bloße Lichtschimmer z. B. in der Milchstraße lösen sich durch gute Teleskope in Sternhaufen von mehreren Millionen Einzelnsternen auf; solcher unaufgelöster Lichtmassen gibt es mehrere Tausend.

Die Entfernung der nächsten Fixsterne beträgt schon über 4 Billionen Meilen. Nach Herschel, dem ältern, soll das Licht, dessen Fortpflanzungsgeschwindigkeit in der Secunde 42.100 Meilen beträgt, von einem unauflösbaren Lichtschimmer erst in 2 Millionen Jahren zu uns kommen; nach Hartley soll das Licht von den Fixsternen erster Größe (Aldebaran, Arktur, Altair, Kapelle, Procion, Regulus, Wega — alle im nördlichen Himmel, daher bei uns gut sichtbar); Sirius Spika (in der südlichen Hemisphäre und bei uns nur kurze Zeit sichtbar) über 12 Jahre bis zu uns brauchen. Als Maßeinheit für die Entfernung der Fixsterne nimmt man die Sternweite an, welche $4^1/_2$ Billionen Meilen beträgt. Es gibt Gestirne die 3, 6 und noch mehr Sternweiten von uns entfernt sind; andere Gestirne sind noch unvergleichlich viel weiter entfernt. Ihr ermattetes Licht hat Herschel Distanzen von 10.000 Sternweiten vermuthen lassen.

So rückt die Mathematik die Grenze des Meßbaren weit über die Grenzen unserer Phantasie hinaus. Man kann höchstens durch Vergleichungen mit meßbaren Größen zu einer beiläufigen Vorstellung so außerordentlich großer Zahlen, wie wir sie soeben kennen gelernt haben, gelangen, z. B. wenn man sich vorstellt, daß ein Mann 130.000 Jahre leben müßte um $4^1/_4$ Billionen Pulsschläge (eine Sternweite in Meilen) zu machen, oder daß eine Armstrongkugel oder eine Kanonenkugel, die eine Geschwindigkeit von 2400 Fuß in der Secunde hat, 6 Jahre bis zur Sonne brauchen würde, oder daß der schnellste Vogel den Umfang der Erde, 5400 Meilen, etwa in 3 Wochen zurücklegen würde, wozu das Licht fast nur $^1/_8$ Secunde, etwa die Dauer eines Flügelschlages jenes Vogels, brauchen würde.

Unsere Sonne sammt den zugehörigen Planeten bewegt sich als Ganzes oder als System im Weltenraume, und es soll diese kreisförmige oder elliptische Bahn in 18 Millionen Jahren zurückgelegt werden; der Durchmesser dieser Bahn soll 14 Billionen Meilen betragen. Dieselbe Bewegung um einen gemeinschaftlichen Drehungspunkt, den Mädler in die Plejadengruppe nahe bei der Alcyone verlegt, und der nach den bei der Bewegung der Himmelskörper in Wirksamkeit stehenden Kräften (Anziehung und Abstoßung) kein materieller Punkt oder kein besonderer Himmelskörper zu sein braucht, macht auch der ganze Fixsternhimmel.

Es dürfte manchem der geschätzten Leser interessiren, die Methode kennen zu lernen, wie man so kolossale Entfernungen der Himmelskörper mißt oder richtiger gesagt berechnet. Es geschieht dieses in ähnlicher Weise, wie bei irdischen Gegenständen, die so gelegen sind, daß man zu ihnen hin nicht messen kann. Man visirt einen solchen Gegenstand von zwei verschiedenen in ihrer gegenseitigen Entfernung genau bestimmbaren Punkten (Standpunkten), zeichnet am Linial des Visirrohres (Diopterlinial)

die Richtung dieser Linien, die offenbar gegen einander convergiren und endlich sich schneiden werden, und berechnet nun das so erhaltene Dreieck, worin die Grundlinie, d. i. die durch Messung gefundene Distanz der bemerkten zwei Punkte, von welchen aus auf den zu bestimmenden dritten Punkt (Gegenstand, Stern) visirt worden ist, und worin die anliegenden zwei Winkel bekannt sind, eine der zwei convergirenden Linien, d. i. die zu suchende Entfernung des Gegenstandes.

Bei Himmelskörpern mißt man die Winkel, unter welchen sie an zwei von einander entfernten Punkten der Erdoberfläche zu gleicher Zeit gesehen werden. Man erhält auf diese Weise eine auf der Erde meßbare Standlinie, die man Parallaxe eines Sternes nennt und die beiden ihr anliegenden Winkel eines Dreieckes, das nun berechenbar ist, und worin sich somit auch der Abstand jedes beliebigen Punktes jener Grundlinie von dem gegenüber liegenden Scheitel, d. i. von dem fraglichen Himmelskörper, also die Entfernung desselben durch Rechnung finden läßt. Die größte auf unserer Erde erreichbare Grundlinie ist der Erddurchmesser, nämlich 1719 Meilen, und der kleinste mit unseren Instrumenten meßbare Winkel ist $^1/_{10}$ einer Sekunde. Auf diesem Wege fand man die Entfernung des Mondes 51.500 Meilen, die der Sonne beiläufig $20^1/_2$ Millionen Meilen. Für Fixsterne erhält man auf diese Weise jedoch keine Parallaxe, d. h. ihre Entfernung von uns ist so groß, daß die Richtungen, unter denen sie von verschiedenen Punkten der Erde gesehen werden, nahezu parallel sind, und daß unsere schärfsten Instrumente die Convergenz dieser Richtungen gegen den Stern zu nicht ersehen lassen. Man wählte für diese Fälle eine viel größere Standlinie, die hier Parallaxe heißt, nämlich diejenige, die sich ergiebt, wenn man die Fixsterne von verschiedenen Punkten der Erdbahn beobachtet. Da der mittlere Durchmesser der Erdbahn (um die Sonne) 41 Mill. Meilen beträgt, so hat man eine Standlinie von dieser enormen Größe zur Verfügung. Dennoch hat auch bei dieser Beobachtungsweise nur eine geringe Anzahl von Fixsternen eine Parallaxe ergeben, obwohl bei einem Winkel von nur 1 Sekunde der Scheitel des Dreieckes dieser kolossalen Grundlinie in eine Entfernung von $4^1/_2$ Mill. Meilen fällt.

Die von Bessel bestimmte Parallaxe des Doppelsternes 61, ein Sternbild des Schwanes, beträgt 0.3483" oder nach den Correcturen von Peters 0.3744 Sekunden. Daraus berechnet sich die Erfernung des genannten Sternes mit 11 Billionen 394.000 Millionen Meilen, ein Abstand, der vom Lichte erst in beiläufig $8^2/_3$ Jahren durchlaufen wird. Für die Alcyone gibt Mädler die Parallaxe zu 0,0065" an, wonach ihr Licht 500 Jahre zu uns braucht. Rosse's großes Teleskop zeigt noch Lichtpunkte am Himmelsgewölbe, deren Licht 60,000 Jahre braucht, um zu unserer Erde zu gelangen.

IV.

Wenden wir nun für einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit den kleinsten materiellen Theilchen zu, von denen die Zahlen uns noch eine beiläufige Vorstellung zu geben im Stande sind.

Alle sichtbare Materie baute und baut sich noch auf aus kleinsten, nicht mehr theilbaren Atomen, die in ihrer Natur, d. i. Größe, äußere Gestalt oder Configuration und in ihrer attractorischen Kraft, oder in ihrem Gewichte (Atomgewichte) unveränderlich sind, und in dieser Hinsicht Grundstoffe oder Elemente heißen, deren bis jetzt bekannte Anzahl gegen 70 beträgt.

Die Anzahl dieser Atome hat sich seit ihrer Werdung oder Entstehung in der uranfänglichen, den Weltenraum ausfüllenden Nebelmasse weder um eines vermehrt noch vermindert, nur die Gruppirung oder Aneinanderlagerung dieser Atome war und ist noch eine wechselvolle, in fortwährender Veränderung begriffene, wie z. B. bei allen chemischen Prozessen und mechanischen Theilungen und Verbindungen. Es ist dies das Prinzip der Constanz oder Unveränderlichkeit der Quantität der Materie. Ebenso unveränderlich oder constant ist auch die Quantität der Grundkraft der Materie, nämlich die Anziehungskraft oder die Attraction, die nur nach der Verschiedenheit der Vertheilung der Materie ihre Wirkung ändert.

Um von der Theilbarkeit der Materie und von der Größe der kleinsten, nicht mehr theilbaren Theilchen, die man Atome, beziehungsweise Moleküle nennt, eine beiläufige Vorstellung zu erlangen, dazu mögen folgende Daten dienen.

Nach Bunsen's und Kirchhoff's Versuchen zeigt das durch ein Glasprisma erhaltene Spectrum vom Natrium noch die charakteristische glänzendgelbe Doppellinie, wenn nur der 30,000.000 Theil eines Milligrammes (1 Millg. = 0.01 Gran des österr. 24 Loth haltenden Medizinal-Gewichtes) Natrium einer sonst schwach leuchtenden Flamme beigemischt war. Andere Belege für die außerordentliche Theilbarkeit der Materie sind: 1 Gran Carmin (gleich $^1/_{480}$ Unzen oder $^1/_{240}$ Loth des österr. Medizinal-Gewichtes) färbt 20 Pfd. Wasser merklich roth; Moschus erfüllt einen Raum von vielen Kubikklaftern mit riechbaren Stofftheilchen, ohne einen nachweisbaren Gewichtsverlust zu erleiden, Platin kann zu Draht von $^1/_{30\cdot000}$ Zolldicke gezogen werden; eine vergoldete silberne Stange läßt sich zu einem so dünnen Draht ausziehen, daß die Goldschichte nicht mehr als $^1/_{14\cdot000\cdot000}$ Zoll dick ist. Und doch haben wir in diesen Fällen bei weitem noch nicht die Atome vor uns. Wie weit dieselben hinter den Grenzen unserer Vorstellung zurückbleiben, mag auch aus der Beobachtung Ehrenberg's hervorgehen, welcher durch Rechnung fand, daß auf 1 Kubikzoll des aus Resten von Infusorien bestehenden Trippels und Polierschiefers 40.000 Millionen solcher Geschöpfe oder Organismen kommen, deren doch jedes wieder aus einer großen Anzahl von Atomen bestehen muß. Der schottische Physiker Will. Thomson fand durch eine sehr scharfsinnige Berechnung, daß in einem Kubikcentimeter irgend eines Gases 6000 Trillionen Atome vorhanden sind. Nach Thomson's Berechnung würden in einem Regentropfen, diesen vergrößert gedacht bis zum Umfange der Erde, die dem entsprechend vergrößert gedachten Moleküle noch immer die Größe kleiner Flintenkugeln besitzen. Und dennoch hat man von diesen unendlich kleinen,

diesen kleinsten materiellen Individuen, von den Atomen sämmtlicher einfachen Körper oder Grundstoffe, die relativen Gewichte bestimmt, indem man dafür die Verhältnißzahlen nimmt, in welchen sich diese Grundstoffe oder Elemente zu zusammengesetzten Körpern chemisch verbinden. Jedes chemische Lehrbuch (auch des Verfassers naturwissenschaftliche Rundschau) enthält diese Zahlen oder die Atomengewichte. Erhebt man nun von diesen winzig kleinen Bausteinen mit so ungemein kleinen gegenseitigen Entfernungen den Blick zu jenen gewaltigen Himmelskörpern, die ohne Unterschied aus jenen kleinen Bausteinen sich aufgebaut haben, betrachtet man die Sonne mit ihren Planeten, überschaut man ferner das unzählbare Heer der Fixsterne in ihren ungemessenen gegenseitigen Abständen: so weiß man wirklich nicht, ob man mehr staunen soll über die Kleinheit oder über die Massenhaftigkeit, in der die ponderable oder wägbare Materie im Raume vertheilt ist, dessen freie, nämlich nicht von ponderabler Masse eingenommenen Räume sowohl zwischen den Atomen eines Körpers als auch zwischen den Himmelskörpern von jenem unsichtbaren und unwägbaren, nur durch seine Wirkungen, als Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus, sich bemerkbar machenden Stoffe — Aether genannt — ausgefüllt sind*), in welchem Stoffe die ponderable Materie, das Atom im eng begrenzten Raume eines Sonnenstäubchens wie das Weltsystem im unendlichen Himmelsraume ihre Bewegung ausführen, sie ausführen einzig und allein vermöge oder in Folge der Grundkraft, die wir die Anziehung oder Attraction (auch Schwerkraft) nennen, von deren Thätigkeit oder Wirksamkeit die sogenannte zweite Grundkraft, die Abstoßung, nur eine Folge oder eine Wirkung ist, und aus welcher ersten Grundkraft somit alle Erscheinungsweisen der Bewegung der Materie, alle sogenannten physikalischen Erscheinungen ihre Entstehung herleiten.

V.

Wir wollen uns nun nach einer kleinen Blumenlese von Zahlen auf einem anderen wissenschaftlichen Gebiete von allgemeinerem Interesse umsehen, auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers.

Der menschliche Körper, obschon äußerst kunstvoll aus sehr vielen und verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt, ist doch nur aus beiläufig 14 Grundstoffen oder Elementen aufgebaut, nämlich aus: Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Calcium, Kalium, Natrium, Phosphor, Schwefel Chlor, Magnesium, Silicium und Eisen.

Hievon ist es der Kohlenstoff, der in Verbindung mit Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff in den manigfaltigsten Verhältnißzahlen oder Percentantheilen, die verschiedenen Eiweißkörper bildet, die dem Organischen, sowohl thierischer als auch pflanzlicher Natur,

---

*) Die Physik auf Grundlage einer rationellen Molekular- und Aethertheorie zur Erklärung sämmtlicher Naturerscheinungen. Von Dr. Joh. Hammerschmied.

seinen Grundcharakter aufdrücken, und es vom Anorganischen unterscheiden, indem sie das Leben, d. i. den Stoffwechsel in der Pflanze wie im Thiere einleiten und erhalten.

Die Körperlänge bei Neugebornen beträgt im Durchschnitte 16—20 Zoll, das Kind wächst im ersten Jahre ungefähr 6—8″, dann bis zum 7. Jahre etwa 3″ jährlich; von welcher Zeit an das Wachsen langsamer vor sich geht. Um die Zeit des Beginnens der Reife oder der Pubertät, welche bei Mädchen gegen das 14. Jahr, bei Knaben gegen das 16. Jahr beginnt und bei ersteren mit dem 20., bei letzteren mit dem 24 Jahre endigt (Jungfrauen- und Jünglingsalter), tritt aber nochmal ein merklich schnelleres Wachsthum ein. Im Sommer soll die Längenzunahme des Körpers merklicher sein als in den übrigen Jahreszeiten.

Das Gewicht der Neugebornen beträgt ungefähr 6—7 Pfund und nimmt im ersten Jahre um 10—12 Pfund zu; im 7. Jahre beträgt das Körpergewicht bis 40 Pfund. Das weibliche Kind ist schon von Geburt an leichter als das männliche.

Die mittlere Körperlänge beträgt bei den Männern 60—64″, das Gewicht 125—150 Pfund, bei den Frauen 56—60″ und 110 bis 130 Pfund.

Die Oberfläche des Körpers wird im Mittel auf 15 Quadratfuß geschätzt. Das Knochengerüste des menschlichen Körpers besteht, von oben nach unten betrachtet, nach der neuern Eintheilung aus 3 Schädelwirbeln, nämlich aus dem Stirnbein, Scheitelbein und Hinterhauptbein, welche Knochen die eigentliche Schädelkapsel, das Gefäß und zugleich den Maßstab für das Gehirn bilden. Der Kubikinhalt des Schädels also das Gehirn eines Engländers, eines Deutschen, überhaupt eines intelligenten Mannes der kaukasischen Rasse, beträgt 96 Cub.-Zoll; der auf der mindesten Stufe stehende Australier hat nur 75 Cub.-Zoll Gehirn.

Die menschenähnlichen (anthropoide und anthropomorphe) Affen in Afrika, nämlich der Chimpanse und der Gorilla, dann in Asien der Orang-Utan und der Gibbon, haben 28 bis 30 Cub.-Zoll Gehirn. Der Neanderschädel, ein fossiler Menschenschädel, hatte doch 75 Cub.-Zoll Hirnmasse.

Von den 1400 Grammen Gehirn, die der Mensch besitzt, entfallen 1100 Gramme auf die beiden Großhirnhemisphären, den Sitz der Intelligenz und 300 Gramme auf das im Hinterhaupte liegende kleine Gehirn. Je mehr dieses Massenübergewicht des Großhirns gegen das Kleinhirn abnimmt, desto mehr tritt in der Thierwelt die Intelligenz zurück. Mit den Schädelknochen mehr oder weniger innig verbunden sind nach vorne 14 Gesichtsknochen, davon ist es das Kiefergerüst, welches den Menschen am meisten von den Thieren unterscheidet. So viel Aehnlichkeit in der Schädelform und selbst der Gehirnmasse noch junge Affen mit Menschenkindern auch haben, so unähnlich werden die alten Affen mit erwachsenen und ausgebildeten Menschen, vorzüglich in Folge der immer stärker hervortretenden, immer mächtiger sich entwickelnden

Kieferknochen mit ihren mächtigen Greifzähnen und gewaltigen Kaumuskeln (Virchow).

An das Hinterhauptbein des Schädels fügt sich beim Menschen wie bei allen Wirbelthieren, die feste Grundlage, gewissermaßen das Fundament des Rumpfes, die Wirbelsäule, oder das Rückgrat an, bestehend beim Menschen aus 26 einzelnen Knochen und zwar aus 7 Halswirbeln; 12 Brustwirbeln die mit Rippen in Verbindung stehen; aus 5 Lendenwirbeln, worauf das Kreuzbein oder das heilige Bein und endlich das Schwanzbein oder Steißbein folgen. Die Zahl der gesammten Knochen im menschlichen Körper (ohne die 32 Zähne) beträgt 205. An jedem derselben setzt sich an bestimmten Stellen eine gewisse Anzahl von Muskeln an, die bei ihrer Zusammenziehung oder Contraction einen Zug auf die betreffenden Knochen ausüben, welche dann, wenn sie beweglich sind, oder Gelenke bilden, gleich Hebelarmen wirken, also Glieder strecken oder beugen.

In diese Muskeln, welche man, weil sie dem Willen gehorchen, willkürliche Muskeln, von ihrem Aussehen auch quergestreifte nennt, zum Unterschiede von jenen Muskeln, welche ohne Willenseinfluß sich zusammenziehen und ausdehnen und ein glattes Aussehen haben z. B. die des Magens, des Darmes, des Auges, der Gefäße rc., die man unwillkürliche oder glatte Muskeln nennt, — in allen diesen Muskeln pflanzen sich und zwar in jedem eine bestimmte Anzahl von Nerven ein, die für den elektrischen Strom, der die Umlagerung, das ist Querlagerung der cilindrischen Muskeln — Primitivfasern und dadurch die Muskelcontraktion bewirkt, die Bahnen von den Nervencentren, Gehirn und Rückenmark zu jenen Muskeln sind, gleichwie es der Telegraphendraht für den elektrischen Strom der galvanischen Batterie zwischen den einzelnen Stationen ist. In dieselben Muskeln, gleichwie in die übrigen Provinzen des menschlichen Körpers begeben sich, ebenfalls in bestimmter Zahl die Gefäße, welche die allgemeine Ernährungsflüssigkeit, das Blut, dahin überführen, Arterien der Pulsadern auch Schlagadern genannt, welche sich im Muskelgewebe in ungemein feine dünnwändige Zweige (Kapillaren oder Haarröhrchen) auflösen, hier die Ernährungsflüßigkeit, das Blutplasma, durchtreten lassen und dann wieder zu größeren Stämmen sich vereinigen (Venen), die das Blut zur Regeneration im Wege des Herzens in die Lunge zurückführen.

VI.

Die ganze Bewegungs- und Arbeitsmaschine, wie sie der menschliche Körper, vom mechanischen Standpunkte aus betrachtet, ist, wird in letzter Instanz zur Thätigkeit angeregt und darin erhalten durch zwei Lungen, eine rechte und eine linke, in welche durch eine, entsprechend den beiden Lungen, in zwei Hauptäste, sich theilende und weiter unten baumförmig sich verästelnde Luftröhre beim Einathmen die atmosphärische Luft bis tief hinab in die letzten bläschenförmigen Endigungen

der Luftröhre, in die sogenannten Lungenbläschen geschafft wird. Hier tritt der in der eingeathmeten Luft enthaltene Sauerstoff durch die äußerst zarthäutigen der die bemerkten Lungenbläschen umspinnenden Gefäßcapilaren zu den in diesen dahinrollenden Blutkörperchen (linsenförmige Scheiben von $^1/_{132}$ Millimeter im großen Durchmesser), von denen Millionen in einem Bluttropfen enthalten sind, und zwar an das Blutroth (Hämatin) dieser Körperchen. Auf 350 farbige Blutkörperchen kommt etwa 1 farbloses Körperchen, das seinen Ursprung aus den Lymphdrüsen noch verräth; denn die rothe Färbung der in den Drüsenfollikeln des der venösen Blutbahn zueilenden Chylus- und Lymphstromes sich loslösenden farblosen Lymphkörperchen erfolgt erst nach dem Hinzutritte des Sauerstoffes in der Lunge zu diesen Körperchen. In gewissen Krankheiten der Leber, der Milz rc, nimmt die Anzahl der farblosen Blutkörperchen selbst bis zur weißlichen Färbung des Blutes (Leukämie) zu.

Das Bildungsmaterial zur Entwicklung der Blutkörperchen in den Lymphdrüsen ist der aus der Nahrung stammende Chylus, welcher von den Darmzotten aufgesaugt wird, deren Anzahl man auf 4 Millionen schätzt.

In die Lunge kommt oder strömt das Blut vom Herzen und zwar von der rechten Kammer desselben und aus der Lunge strömt das Blut zur linken Herzkammer zurück, von wo es durch das nach Art einer Pumpe arbeitende Herz bei jeder Contraction der Herzmuskeln, die sich durch den Herzstoß oder Herzschlag kundgibt, gewaltsam in die Arterien und durch diese in alle Theile der Oberfläche und des Innern des Körpers getrieben wird, aus welchen es durch die Venen wieder zur rechten Herzkammer zurückströmt.

Das Hauptgeschäft jener Blutkörperchen nun ist der Transport der Gase und zwar, wie gesagt, des Sauerstoffes einerseits, um ihn in alle Provinzen des Körpers zu tragen, und alle jene chemischen Prozesse einzuleiten, die zur Wärmeerzeugung und zur Erzeugung der den Muskelbewegungen zu Grunde elektrischer Ströme dienen, und die in der Wesenheit Oxydations- oder Verbrennungsprozesse sind, dann zum Transporte (Rücktransporte) der aus diesen Verbrennungsprozessen entspringenden Kohlensäure, die in der Lunge aus den Lungencapillaren austritt, und ausgeathmet wird, ferner zum Transporte der übrigen zur Ausscheidung bestimmten Zersetzungsproducte und unbrauchbar gewordenen Gewebsbestandtheile.

Denkt man die das soeben geschilderte, zum Leben unerläßliche Athmungsgeschäft vermittelnden Lungenbläschen, deren Anzahl auf 1800 bis 2000 Millionen geschätzt wird, auf eine Ebene ausgebreitet, so würde man eine Fläche von 2000 Quadratfuß erhalten. Diese große Respirationsfläche passiren in 23.1 Secunde sämmtliche Blutkörperchen einmal, wenn die mittlere Pulsfrequenz mit 72 in der Minute angenommen wird. Demnach durchkreist das Blut die Lunge in 24 Stunden 3757mal. Die Blutmenge des ganzen Körpers kann, dem Gewichte nach, mit

$^1/_{13}$ des Körpergewichtes angenommen werden. Die Anzahl der rothen Blutkörperchen in dieser Blutmenge beträgt in einem erwachsenen gesunden Menschen nicht weniger als 60 Billionen!

Die täglich eingeathmete Luftmenge berechnet sich bei 12 Athemzügen in der Minute und bei 500 Cub.-Cent.-Met. Luft mit einem Athemzuge auf 10 Millionen Cubik-Centimeter oder auf 10 Cubik-Meter (1 Meter = 3.1634 Wiener Fuß) oder ungefähr auf 1000 Cubik-Fuß. Diese Zahlen und die nachfolgenden variiren natürlich sehr nach Alter, Geschlecht, Verdauung, Bewegung, Gemüthsstimmung, äußere Temperatur 2c. Vergleicht man die Bestandtheile der Einathmungsluft mit jenen der Ausathmungsluft, so zeigt sich nach Perzenten in der:

	Einathm. Luft	Ausathm. Luft
Stickstoffgas	79.2	79.3
Sauerstoffgas	20.8	15.4
Kohlensäure	— (0.004)	4.3
	100	99

Die äußere athmosphärische Luft enthält 0,004 Kohlensäure, die ausgeathmete Luft aber 4.3%. Die Kohlensäure wirkt erst bei einem größeren Prozentgehalte der Luft schädlich, bei 12 — 18% tödtlich. In geschlossenen, schlecht ventilirten Räumen kann sich die Kohlensäure bis zu 0.5% anhäufen.

Im menschlichen Körper wird, gleichwie in jedem andern thierischen Körper, Sauerstoff aufgenommen und von demselben der in der Nahrung und zwar im Stärkemehl der Getreidearten im Zucker, Fett 2c. enthaltene Kohlenstoff zu Kohlensäure verbrannt.

Umgekehrt wird im Pflanzenorganismus durch das Chlorophyll (grüner Farbstoff der Blattorgane) die Kohlensäure der Luft unter Einwirkung des Lichtes in Kohlenstoff zerlegt und in der Pflanze deponirt. Hierauf beruht der Hauptunterschied zwischen Thier- und Pflanze-Organismus.

Die ausgeathmete Luft hat nahezu die mittlere Körpertemperatur, die im gesunden Zustande, in der Achselhöhle gemessen, zwischen 36 und 37° des hunderttheiligen Thermometers (Celsius) schwankt, am häufigsten aber 37°, in der Mundhöhle 34—36° beträgt. 30 mehr oder weniger in der Atmosphäre ändern die Eigenwärme des Körpers oft nicht um $^1/_2$° C. und zwar im Winter kaum 1° C. weniger als im Sommer.

In den fieberhaften Krankheiten, namentlich im Fieberstadium des Typhus, steigt die Körperwärme bis auf 41° Cels. während die Pulsschläge, die im ungesunden Zustande beim Erwachsenen und in der Ruhe 72 in der Minute betragen, rascher aufeinander folgen. Dieses letztere Kennzeichen, die vermehrte Pulsfrequenz, war bis in die neueste Zeit und ist noch häufig das einzige Kriterium für das Fieber, bei weitem aber kein so zuverläßliches, als die erhöhte Körpertemperatur. Und doch ist gerade die Fieberhitze, die Fiebergluth das Verderben bringende, selbst Tödtliche; denn der innere Brand verzehrt nicht blos die von Außen eingeführten Nahrungsstoffe, sondern er ergreift auch

die Gewebe des Körpers selbst, consumirt, verzehrt sie oft in erstaunlich kurzer Zeit, oder langsamer im hektischen oder Zehrfieber.

Zur Erkennung dieses Gefahr drohenden innern Brandes führt einzig und allein der richtige Gebrauch des Thermometer; denn auch im Fieberfroste glüht der Körper in seinen innern Theilen, während nur die Oberfläche des Körpers eine Erkältung erfährt, die den Kranken selbst und noch mehr seine Umgebung täuschen kann. Zur Linderung dieser Fiebergluth und somit zur Beseitigung des verderblichen Fiebers selbst, ist das einzige verläßliche Mittel, wie es schon Hipocrates, der größte Arzt aller Zeiten, erkannte, das kühlende beruhigende Verfahren. Dieses Verfahren kommt am reinsten in der Hydrotherapie zum Ausdrucke, die nunmehr ein unentbehrlicher Bestandtheil der praktischen Medizin geworden ist. (Virchow.)

Wie für das eigentliche Nervenfieber, oder den Typhus, ist für jedes andere Fieber, sei es ein Wechselfieber, oder ein Entzündungs- oder Ausschlagsfieber oder ein sogenanntes Infectionsfieber nach Einführung fremder Stoffe, z. B. Leichengift, Eiter (Pyämie) 2c. in das Blut, die gesteigerte Körpertemperatur das Hauptsymptom; die Beschleunigung des Pulses ist zwar meistens, aber nicht regelmäßig dabei vorhanden und entspricht dann nicht immer der Heftigkeit der Erkrankung. In allen jenen Fiebern ist die gesteigerte Oxydation oder Verbrennung der Blutbestandtheile und selbst der eigentlichen Gewebsbestandtheile des Körpers die eigentliche Ursache der erhöhten Körpertemperatur, und das Product dieses abnormen, einem Gewebszerfalle gleich zu setzenden chemischen Prozesses ist stets die Vermehrung der Zersetzungsproducte (Harnstoff, Harnsäure, Harnpigment, Kreatinin, Leucin, Tyrosin, Hypoxanthin). Diese abnorm im Blute sich anhäufenden Zersetzungsproducte aus dem Körper zu entfernen, dazu dienen die Nieren (Horn) und die Schweißdrüsen. Der Umfang der Thätigkeit der letzteren läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß die menschliche Haut 2 Millionen solcher Schweißdrüsen besitzt. Die Wandungen dieser knäuelförmig gewundenen Drüsen sind gleichwie die Wandungen der Ausführungsgänge anderer Drüsen und wie die Wandungen der Arterien und Venen von einer Lage glatter Muskeln ausgestattet, die mit Nerven, hier vasomotorische genannt, in Verbindung stehen, ferner umspannen Kapillarschlingen diese Drüsenwandungen. (Vide V.) Die Ausdehnung dieser Muskeln und Gefäße in den Schweißdrüsenwandungen bewirkt einen vermehrten Zufluß von Blut zu ihnen und damit eine stärkere Sekretion, wie es in der Wärme der Fall ist. Das Umgekehrte bewirkt die Kälte, wie es sich bei der sogenannten Gänsehaut zeigt. Tritt die Thätigkeit der Schweißdrüsen im Fieber in genügendem Grade ein, so stellt sich reichlicher Schweiß ein, gewöhnlich nach vorausgegangenem Froste, und mit ihm die sogenannte Krise.

Der Regulator für dieses wechselvolle Spiel in der Mechanik des Körpers ist, wie gesagt, das Nervensystem, welches die Anstöße zu seiner Thätigkeit von außen, nämlich durch die Sinneswerkzeuge oder durch andere äußere Einwirkungen (Kälte, Hitze 2c.), also auf rein mechanischem Wege,

oder aber vom Blute, also auf chemischem Wege erhält. Schädliche Stoffe im Blute müssen daher Störungen in der den Blutumlauf und die Blutvertheilung in den verschiedenen Provinzen des Körpers regulirenden Thätigkeit des Nervensystems zur Folge haben, welche Störungen mit einer Schwäche oder Widerstandslosigkeit einzelner Körpertheile oder des ganzen Körpers gleichbedeutend sind, indem selbst dann, wenn irgend ein Körpertheil, z. B. das Herz, stärker thätig ist, darauf immer Schwäche und Abspannung in diesem Theile folgt. Daß eine übermäßige körperliche und geistige Anstrengung das Nervensystem bis zu einem solchen Grade schwächen kann, daß sich selbst Zehrfieber einstellt, besonders wenn schon ursprünglich schwächliche Körperinstitution vorhanden war oder wenn die Ernährung, der Genuß reiner Luft mangelhaft ist — unterliegt keinem Zweifel.

Auch bloße Gemüthszustände können die Thätigkeit der Schweißdrüsen (Angstschweiß) wie überhaupt aller Drüsen z. B. der Brustdrüsen bei Säugenden, alteriren. Der Grund eines solchen Einflusses von Empfindungen, ob diese nun von den äußeren Sinnen, (Gesicht-, Gehör-, Geruch-, Geschmack-, Tast-, Wärme- und Muskelsinn) oder von Vorstellungen (den Producten der durch die Sinne erhaltenen Eindrücke) ausgehen, liegt in der wunderbaren Verknüpfung der die Leitung von der Peripherie zum Gehirne (centripetal) fortpflanzenden Empfindungsnerven und der vom Gehirne (von dessen Zellen) auslaufenden Nerven mit den die Impulse von innen nach außen (centrifugal) leitenden Bewegungsnerven in den Ganglien des Rückenmarkes.

VII.

Wir nehmen an, daß wir mit den Zahlen, die wir bisher aus einigen Gebieten des menschlichen Wissens, aus dem Gebiete der Astronomie und Physik, dann der Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers, vorgeführt haben, dem geneigten Leser und auch den geschätzten Leserinnen, den Frauen, die sonst vielleicht beim Anblicke von Zahlenreihen ein Gefühl von gähnender Langweile zu beschleichen pflegt, nicht lästig gefallen sind, und wir geben uns sohin auch der weiteren Hoffnung hin, mit einigen Zahlen, die der Statistik entnommen sind, die Geduld und Aufmerksamkeit noch für einige Augenblicke wach zu erhalten. Denn mit diesen Zahlen, die auf Massenbeobachtungen beruhen, erschließt sich eine ganze Reihe von Bildern und Betrachtungen; diese Zahlen legen, indem sie einen mathemathischen Rythmus befolgen, dort Regelmäßigkeiten und Gesetze dar, wo der oberflächliche Blick nur Regellosigkeit und blinden Zufall, ein wirres Durcheinander sieht; solche Zahlen führen auch in der sichersten Weise zu einer gesunden religiösen und sittlichen Weltanschauung.

Man nennt die durch Massenbeobachtungen gewonnenen ziffermäßigen Daten oder Zahlen, die dadurch festgesetzte Gesetzmäßigkeit statt der

anscheinenden Regellosigkeit das Gesetz der großen Zahlen. Dieses Gesetz kommt nur da in seiner vollsten Reinheit und Schärfe zum Vorscheine, wo eine Hauptursache oder mehrere derselben auf eine größere Anzahl von Menschen und Lebensverhältnisse wirkt. Es läßt sich dann sagen: gleiche Zahlen lassen auf gleiche Ursachen schließen. Treten aber zu diesen Hauptursachen von gewissen Erscheinungen noch andere accidentelle oder Nebenursachen hinzu, so wird das genannte Gesetz dadurch modificirt, nie aber ganz verwischt; nur müssen dann zur Beobachtung eine noch größere Menge von Menschen oder Erscheinungen gewählt werden, als es beim ausschließlichen Walten einer oder einiger weniger Hauptursachen nöthig ist.

Wenn also in einem Lande, bei irgend einem Volke das Gesetz der Sterblichkeit durch Zahlen festgestellt werden soll, so kann man nicht bei der Beobachtung von 30 oder 40 Personen stehen bleiben, sondern man muß hierin viel weiter gehen, eben weil auf die Sterblichkeit bei einem ganzen Volke oder bei der Einwohnerschaft einer größeren Stadt ein ganzer größerer Complex von Hauptursachen und Nebenursachen nämlich: Abstammung, Altersverhältnisse oder Altersclassen, Beschaffenheit der Lebensart, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung, Klima u. s. w. einwirken. Dasselbe gilt auch von allen Naturerscheinungen. Erst aus den in dieser Richtung angestellten derartigen Massenbeobachtungen ergibt sich die Durchschnittszahl, welche den Grad der Wahrscheinlichkeit feststellt, daß z. B. in einem Lande von 33 Menschen jährlich einer stirbt, oder daß z. B. in Wien im Durchschnitte unter 1000 Winden 270 Nordwest-, 220 West-, 185 Südost-, 110 Nord-, 105 Süd-, 45 Südwest-, 35 Ost-, 30 Nordostwinde wehen.

Ebenso wie mit der Sterblichkeitsziffer verhält es sich mit den Geburten, mit den Verbrechen, den Irrsinns- und Selbstmordsfällen, mit der Erkrankung, Verarmung ꝛc. bei einer größern Anzahl von Menschen.

Im Nachstehenden geben wir aus der Bevölkerungsstatistik einige der Hauptresultate über Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse:

Die Zählung von mehr als 100 Millionen Geburten hat gezeigt, daß auf 100 Mädchen 105—106 Knaben kommen. Der Ueberschuß von Knaben ist nothwendig, weil sowohl unter den Todtgeborenen, als auch unter den in den ersten Lebensjahren Sterbenden mehr Knaben als Mädchen sich befinden. So kommen im ersten Jahre auf 100 Mädchen, die sterben, 124 Knaben, die das zweite Lebensjahr nicht erreichen. Demungeachtet stellt sich gegen das zwänzigste Lebensjahr das volle Gleichgewicht zwischen der männlichen und weiblichen Jugend her; so daß auf jedes Mädchen ein Mann käme, wie es die Monogamie erfordert, wenn dieses Gleichgewicht eben nicht gestört würde, was aber thatsächlich der Fall ist, wie z. B. in Oesterreich, wo nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1870 auf die Gesammtbevölkerung von 35,943.592 Individuen, 17.797.610 männliche und 18,145.982 weibliche Individuen kommen. Der Grund einer solchen Störung liegt vorzüglich in Kriegen und in der Auswanderung der männlichen Jugend. Auch wurde die

Wahrnehmung gemacht, daß dort, wo das männliche Geschlecht unter 50 Procent der Bevölkerung sinkt, die Sterblichkeit der Männer etwas abnimmt, und die Zahl der Knabengeburten etwas zunimmt; und ebenso ist es ziemlich sichergestellt, daß durchschnittlich aus Ehen, in welchen der Mann bedeutend älter ist, als die Frau, etwas mehr Knaben als Mädchen entspringen, und daß solche Ehen in den Zeiten, wo das weibliche Geschlecht überwiegt, etwas häufiger vorkommen: lauter Momente zur Herstellung des bemerkten Gleichgewichtes.

Was die Sterblichkeit betrifft, so ist diese, wie bekannt, in den Kinderjahren am größten. Beinahe die Hälfte aller Gestorbenen, nämlich 45 Procent sind Kinder unter 5 Jahren. Von 100 Geborenen erreichen im Durchschnitte der europäischen Staaten 18.83 Procent nicht einmal ihren ersten Geburtstag. In einzelnen Staaten mit stärkerer Kindersterblichkeit erreicht die Zahl der im Laufe des ersten Lebensjahres Sterbenden sogar 37 Procent aller Geborenen. Noch schlimmer steht es in einzelnen Gegenden und Städten, z. B. in Paris, wo die Mütter ganz allgemein die Mühe scheuen, ihre Kinder in den ersten Lebensjahren selbst zu beaufsichtigen und sie in Findelanstalten oder zu Ammen auf das Land geben.

Die Gesammtzahl der jährlichen Todesfälle, alle Altersklassen zusammengefaßt, eines Landes schwankt (besonders nach den Nothjahren) zwischen 1 Todten auf 30 oder 1 Todten auf 38 Lebende. Wird die Sterblichkeit in der Hauptstadt von Staaten und im Gesammtgebiete dieser Staaten in das Auge gefaßt, so erhält man folgendes Resultat: Ein Todesfall entfällt auf Einwohner: in England 43.3, in Frankreich 42.2, in Belgien 40.0, in Holland 37.2, in Preußen 38.0, in Oesterreich 35.7, in Rußland 29.5; in den Städten: London 38.9, in Paris 35.7, in Brüssel 27.5, in Amsterdam 27.3, in Berlin 25.2, in Wien 21.2, in Petersburg 24.3. Also ist unter den genannten Städten die Sterblichkeit in Wien am größten. Eine Menge sehr interessanter und lehrreicher Zahlen ließe sich aus diesem Kapitel anführen, allein der Raum gestattet dieses nicht, und es möge erlaubt sein, Diejenigen, die sich für diesen Gegenstand interessiren, auf die Schrift: „Die menschliche Familie in ihren wichtigsten körperlichen und geistigen Zuständen", vom Verfasser dieser Zeilen, aufmerksam zu machen. (Wien, bei Czermak.)

Die jährliche Heirathsfrequenz zeigt ebenfalls eine ziemliche Beständigkeit unter normalen Verhältnissen, und selbst die hier vorkommenden, größtentheils von der wirthschaftlichen Lage der Jahre abhängigen Schwankungen gleichen sich in einer größeren Reihe von Jahren wieder aus. So kommt gegenwärtig in Preußen durchschnittlich eine Trauung auf 115 Einwohner.

Aus der Zahl der Geburten und Sterbefälle zusammen ergibt sich der natürliche Zuwachs der Bevölkerung, wobei natürlich von dem Zuwachse durch Einwanderung abgesehen werden muß.

Es bestehen in diesem Puncte zwischen den einzelnen europäischen Staaten mancherlei Differenzen; es stehen nämlich voran Preußen und einige andere Länder Deutschlands mit $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ jährlicher Bevölkerungs-

zunahme, während Frankreich eine sehr langsame Zunahme, ja eher einen Stillstand zeigt, der selbst einem Rückgange gleich sieht.

Englands Bevölkerung nahm in einer auffallend regelmäßigen Gleichförmigkeit seit dem Jahre 1811 bis 1861 zu und zwar durchschnittlich im Jahre um 1.4 Procent.

Gleichwie die Bevölkerungs-Statistik zeigt auch die Moral- oder Kultur-Statistik feste Zahlen, die nur nach dem jeweiligen Kulturzustande, nach den bestehenden Erziehungs- und Lehrsystemen, nach der herrschenden Religion und Nationalität eines Volkes, endlich nach seinen socialen und politischen Einrichtungen Abänderungen oder Modificationen erleiden.

Die Anführung der hierauf Bezug nehmenden Zahlen würde hier zu weit führen, sie sind in meiner, schon oben erwähnten Schrift getreu niedergelegt und auch erklärt, d. i. auf ihre Grundursachen zurückgeführt, woraus die Wege der sittlichen Hebung eines Volkes oder gewisser Berufsklassen von selbst sich ergeben.

Eine kurze Bevölkerungs-Statistik von Europa in seiner neuesten Situation möge hier noch ihre Stelle finden.

Europa, das vor dem italienischen Kriege noch 66 Staaten zählte, umfaßt heute, nach Beseitigung der deutschen und italienischen Kleinstaaten, nur noch 18 selbstständige Staaten mit einem Flächeninhalte von zusammen 179.632 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 300,900.000 Seelen; hievon fallen auf das deutsche Reich 9888 Quadratmeilen mit 40 Mill. Einwohnern nach der Zählung von 1867; es bildet sonach kaum den achtzehnten Theil der Grundfläche, und enthält weniger als den siebenten Theil dieses Erdtheiles. Die großen europäischen Staaten d. h. diejenigen, welche über 25 Mill. Einwohner haben, sind: Rußland mit 71 Mill., Deutschland mit 40 Mill., Frankreich mit 36½ Mill., Oesterreich-Ungarn mit 36 Mill., Großbritannien mit 32 Mill. und Italien mit 26½ Mill.; sie bilden mithin mit ihren zusammen 242 Mill. Einwohnern acht zehntel der gesammt-europäischen Bevölkerung, während noch vor einem Jahrhundert, vor Beginn der polnischen Theilungen, auf die Großmächte etwa die Hälfte der damals 160 Mill. zählenden Seelen Europas kam, nämlich auf Rußland 18 Mill., auf Oesterreich 17 Mill., auf Preußen 5 Mill., auf England 12 Mill., auf Frankreich 26 Mill., zusammen etwa über 80 Mill. Nach Confessionen gruppirt, zählt Europa 148 Mill. römische Katholiken, von denen auf Frankreich 35½ Mill., auf Oesterreich 28 Mill., auf Italien 26 Mill., auf Spanien 16 Mill., auf Deutschland 14½ Mill. entfallen; ferner 70 Mill. griechische Katholiken, davon: Rußland 54 Mill., die Türkei 5 Mill., Rumänien 4 Mill. und Oesterreich 3 Mill.; 71 Mill. Protestanten: Deutschland 25 Mill., England 24 Mill., Schweden und Norwegen 5½ Mill., Rußland 4 Mill. und Oesterreich 3½ Mill. Juden gibt es in Europa 4,8 Mill.: Rußland 1,700.000, Oesterreich 822.000, Ungarn 1,300.000, Deutschland 500.000. Nach den Nationalitäten vertheilt, zählt Europa 82 Mill. Slaven: Rußland 51 Mill. Russen

und Ruthenen und 5,700.000 Polen; Oesterreich 16 Mill., (Czechen Slovaken, Polen, Ruthenen, Serben, Slovenen). Gegenüber den 82 Millionen Slaven stehen 97,5 Mill. Romanen und 93.5 Mill. Einwohner germanischer Rasse, von denen 55 Mill. Deutsche sind. Von Letzteren kommen auf Deutschland $36\frac{1}{2}$ Mill., auf die österreichisch-ungarische Monarchie 9 Mill., auf Belgien 2,611.000 (Flamländer), auf die Schweiz fast 2 Mill., auf Rußland 1 Mill.

Zum Schlusse dieses Abschnittes folgt eine kurze Uebersicht der 12 Menschenspecies, wie sie *Häckel*, abweichend von *Blumenbach*, der fünf Menschenrassen annimmt, auf Grund der Beschaffenheit des Kopfhaares aufstellt.

I. Büschelhaarige mit circa 2 Millionen.	1. Papua	2 Mill.	In Neuguinea u. Melanesien, Philipinen, Malakka.
	2. Hottentotten	$\frac{1}{20}$ "	Südliches Afrika (Kapland).
II. Vließhaarige mit circa 150 Millionen.	3. Kaffern	20 "	Südafrika (zwischen 30° südl. Br. und 5° nördl. Br.
	4. Neger	130 "	Mittelafrika (zwischen dem Aequator und 30° nördl. Br.
III. Straffhaarige gegen 600 Millionen.	5. Australier	$\frac{1}{12}$ "	Australien.
	6. Malayen	30 "	Malakka, Sundanesien, Polynesien und Madagaskar.
	7. Mongolen	550 "	Asien zum größten Theile, und nördliches Europa, Türkei und Magyaren.
	8. Arktiker	$\frac{1}{25}$ "	N. Asien u. nördlichst. Amerika.
	9. Amerikaner	12 "	Ganz Amerika mit Ausnahme des nördlichsten Theiles.
IV. Lockenhaarige gegen 600 Millionen.	10. Dravida	34 "	Südasien (Vorderasien und Ceylon).
	11. Nubier	10 "	Mittelafrika, (Nubien und Fulaland).
	12. Mittelländer	550 "	In allen Welttheilen, von Südasien aus zunächst nach Nordafrika und Südeuropa gewandert.
	13 Bastarde der 11 Arten		In allen Welttheilen, vorwiegend jedoch in Amerika u. Asien.
	Summa . .	1350 Mill.	

VIII.

Nachdem wir so einige der Schätze des menschlichen Wissens aufgezählt haben, die der menschliche Geist in seiner unermüdlichen, immer fortschreitenden Thätigkeit aufgespeichert und in Zahlen zum Ausdrucke gebracht hat, dürfte es von Interesse sein und die Mühe lohnen, der *Entstehung dieser so einfachen und doch so viel sagenden Schriftzeichen*, die wir *Zahlen* nennen, nachzuforschen.

Will man die Entstehung der Zahlzeichen ergründen, so muß man mit der Erforschung der Entstehung der Schriftzeichen sich befassen: denn Schriftzeichen und Zahlzeichen sind eben nur Zeichen, jene für die verschiedenen, durch unsern Sinn wahrgenommenen Gegenstände der Außenwelt und für die davon abgeleiteten höheren Begriffe (Sammelbegriffe), während die Zahlzeichen, wie im Eingange nachgewiesen wurde, zur Bezeichnung der Zeit- und Raummaße (Größe und Menge) dienen. Die Frage ist also in der Wesenheit die, woher kommen unsere Schriftzeichen, unsere Buchstaben?

Die Antwort darauf läßt sich an der Hand der Geschichte — der geschriebenen wie der mündlichen (der Sage) — dahin geben, daß unsere Schriftzeichen von den Römern, die Schriftzeichen der Römer von jenen der Griechen, die der Griechen von jenen der Phönizier, die der Phönizier von dem ältesten uns bekannten Kulturvolke, den Egyptiern abstammen, daß also den letzteren, die schon 6000 Jahre vor Christi Geburt eine hohe Stufe der geistigen Entwicklung einnahmen, die Ehre der Entdeckung der seither natürlich vielfach veränderten, der Hauptsache nach immer mehr vereinfachten Schriftzeichen, gebühre.

Ein langer Zeitraum mag verstrichen sein, bis die Aegypter zu den ersten Schriftzeichen gelangten, in welchen wir die erste Anlage von unseren Schriftzeichen erblicken. Vielleicht durch Jahrtausende mögen sie sich mit der Bilderschrift, wo Bilder die Bedeutungszeichen sind, beholfen haben, bis dieselben nur jenen Grad der Ausbildung erlangte, wie sie ihre Grabsteine und ihre, vor ungefähr 4000 Jahren vor Chr. erbauten Pyramiden zeigen. Die Bilderschrift ist bei allen Naturvölkern dieselbe, wie die Geberdenschrift bei allen Taubstummen überall dieselbe ist. Wir finden da den Menschen noch auf gleicher Stufe mit dem höher organisirten Thiere, die sich wie z. B. die Vögel, Hunde u. A. durch Töne, Flügelschlag, Körperbewegungen, Blick ꝛc., also durch Geberden verständlich machen, oder ihren Gemüthzuständen, ihren Empfindungen und ihrem Willen äußerlich Ausdruck verleihen.

Mit der artikulirten oder der Lautsprache und mit der Schriftsprache allein, also mit Hilfe einiger Organe, nämlich des Sprachorgans und der Hand, vermochte der Mensch aus dem thierischen Zustande sich herauszuarbeiten, indem er erworbenes Wissen oder die geistigen Güter seinen Nachkommen durch Sprache und Schrift überlieferte, die Neues erwarben und zum Ererbten hinzufügten, bis die riesigen geistigen Schätze entstanden, wie wir sie jetzt auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens und Schaffens vor uns sehen.

Auf derselben Stufe der Entwicklung, die einstens die Sprache der Egypter einnahm, dürfte sich gegenwärtig noch die Sprache der Chinesen befinden. Dieselbe ist, wie die alte egyptische Sprache, eine rein einsilbige, die nur 400 Worte, Wurzelworte enthält, wovon jedes zur Bezeichnung und Benennung von einer größeren oder kleineren Anzahl von Gegenständen und Begriffen dient. Trotzdem gebieten die Chinesen über 36.000 Worte in Schrift und Sprache. Im mündlichen Verkehre ist bei den Chinesen die Betonung oder eine Handgeberde das

Unterscheidenste; in der Schrift dienen 36.000 Zeichen oder Bilder zur näheren Bezeichnung und Unterscheidung der ursprünglichen 400 einsilbigen Worte. Es scheinen, wie gesagt die Egypter in ganz gleicher Weise verfahren zu sein, nur waren sie und nach ihnen die Phönizier praktischer und suchten sie, vorzüglich von den Bedürfnissen des Handels dazu angetrieben, nach einer Schnellschrift (Cursiv-Schrift), die sie darin fanden, daß sie die Bilderzeichen immer mehr und mehr abkürzten und vereinfachten. So entstand z. B. aus dem Bilde eines Korbes (◡) das Zeichen) für das K, woraus die Römer das Zeichen C machten, das Zeichen) also umkehrten. Sie und die Griechen schrieben nämlich nicht mehr wie die Phönizier und Aegypter von rechts nach links, sondern wie wir heutzutage schreiben von links nach rechts, wobei z. B. ꓭ in B verwandelt wurde. Auch die Zahlzeichen, wie wir sie von den Römern überkommen haben, die sogenannten römischen Zahlen sind Ueberreste der alten egyptischen Geberde- oder Bilderschrift. I bezeichnete bei den Egyptiern 1, II bezeichnete 2; III 3; IIII 4; aus $\frac{\text{III}}{\text{II}}$ entstand später V u. s. w. bis 10, das mit einem doppelten V in der Form von X bezeichnet wurde. Die jetzt in Anwendung stehenden sogenannten arabischen Zahlen brachten die nach Spanien eingewanderten Araber nach Europa. Diese Zeichen sollen von den Indiern herstammen, weil sie mit Sanskritzeichen übereinstimmen, stammen aber wahrscheinlich auch von Aegyptern, indem z. B. zwei liegende Striche = in einer schnellen Handbewegung an der rechten Seite miteinander verbunden wurden, woraus das Zeichen 2 entstand.

IX.

Wir können nun mit Rücksicht auf das hier und weiter vorne Angeführte über das wahrscheinliche Alter der Menschheit einige Betrachtungen anstellen, wobei wir dem Ideengange in dem von Professor Müller in einem, in der anthropologischen Gesellschaft von Wien im Jahre 1870 gehaltenen Vortrage über das Alter des Menschen vom anthropologisch-ethnographischen Standpunkte folgen:

Das Alter des Menschen, der jüngsten organischen Schöpfung unserer Erde, welches die sagenhaften Berichte der Hebräer auf nicht ganz 6000 Jahre schätzen, ist, gestützt auf die Untersuchung der Erdrinde, in welcher eine Reihe höchst werthvoller Ueberreste der früheren Zeiten bis auf unsere Tage sich erhalten hat, nach Zehntausenden von Jahren zu berechnen. Es ist konstatirt, daß die Anfänge der egyptischen Staatenbildung unter einem königlichen Oberhaupte schon mindestens vor 6300 Jahren begannen.

Nun aber setzen Völker monarchischer Einheitsstaaten, welche nicht auf Eroberungen, sondern auf einer entwickelten Cultur beruhen, wie der egyptische Staat es war, den Zustand einer langjährigen Culturentwicklung voraus. Wir werden daher nicht irre gehen, wenn wir im Hinblick auf das moderne Europa, welches, trotzdem, daß ihm Griechen

und Römer bereits vorgearbeitet hatten, lange brauchten, um sich aus der Barberei des Mittelalters herauszuarbeiten, mindestens 1000 Jahre für den Zeitraum der ältesten vorhistorischen Cultur der Egypter, während welcher Zeit sie nach ihrer Sage von Göttern regiert wurden, annehmen, mithin die Egypter als Volk bereits auf das Jahr 5500 vor Beginn unserer Zeitrechnung ansetzen.

Nun aber sind die Egypter keine Autochthonen des Nilthales, sondern, wie sich nachweisen läßt, aus Asien dort eingewandert. Sie zeigen sich nämlich als ein Zweig der kaukasischen Rasse und bilden mit anderen Völkern Nordafrikas (den Berben, den ausgestorbenen Guanchen, Bedschas, den Samalis, Domkalis und Challas) einen eigenen Stamm, den chamitischen. Die Ursprache der Chamiten zeigt eine Verwandtschaft mit den semitischen Sprachen, daher eine ursprüngliche Einheit der Semiten und Chamiten obgewaltet habe, und daß beide Stämme in grauer Vorzeit sich von einander abgetrennt und sich dann jeder für sich ganz eigenthümlich entwickelt haben. Von den nach Afrika ausgewanderten Chamiten müssen die Egypter, nachdem wir sie an der Schwelle Asiens ansäßig finden, die letzten gewesen sein. Man kann füglich den Zeitraum, welcher von der Auswanderung der Chamiten aus dem iranischen Hochlande bis zur vollständigen Ansiedlung der einzelnen Völker im Norden von Afrika verfloß, auf 1000 Jahre ansetzen. Nachdem nun die Anfänge der egyptischen Cultur etwa in das Jahr 5500 vor Chr. fallen, kann man annehmen, daß die Auswanderung selbst 6500 Jahre vor Chr. stattgefunden.

Wir haben Grund anzunehmen, daß die verschiedenen Völker der mittelländischen Rasse eine Einheit bildeten, und daß damals, wo der Mensch keinem Volke, sondern einer Rasse angehörte, den Menschen die Sprache noch vollkommen gefehlt habe. Welch' eine Zeit muß von dem Augenblicke, wo sich Gesellschaften bildeten, denen die menschliche Sprache fehlte, bis zu dem Punkte, wo die Nachkommen dieser Menschen als Mitglieder eines bestimmten, durch die Sprache mit einander verbundenen und von den anderen geschiedenen Volkes auftreten, verbunden sein! Welch' ein Zeitraum war erforderlich, um aus den einfachen Tönen, welche der Brust des ersten sprachbildenden Menschen entquollen, ein so kunstvolles Gebilde zu schaffen, wie es die chamitischen, semitischen und indogermanischen Sprachen sind! Gewiß war dieser Zeitraum im Vergleich mit den anderen ein ungeheuer großer und wir werden seinen Werth nur annähernd ausdrücken, wenn wir etwa die Zahl von 3000 Jahren substituiren. Rechnen wir nun diese 3000 Jahre zu den oben bereits gefundenen 6500 Jahren hinzu, so gewinnen wir die Summe von 9000—10.000 Jahren, welche uns etwa den Zeitraum bezeichnen, innerhalb dessen die Völker der mittelländischen Rasse bis Anfang unserer Zeitrechnung aus dem Zustande thierischer Roheit zu der Höhe menschlicher Gesittung sich emporgearbeitet haben. Nach dieser ungefähren Berechnung bestand also 9000 bis 10.000 Jahre vor Chr. eine mittelländische Rasse. Es steht fest, daß die Wirkungen der Umgebung auf den Menschen, namentlich in Betreff der Rassencharaktere so unmerklich

sich äußern, daß man dieselben fast gar nicht wahrnimmt, und daß der Rassencharakter diesen Einwirkungen gegenüber sich so zähe behauptet, daß sie selbst nach hundert und tausend Jahren keine merkliche Veränderung innerhalb desselben hervorzubringen vermögen. So stimmen unter anderen die auf den Denkmälern der Egypter, Babylonier und Perser enthaltenen Typen der damaligen Völker mit den heutzutage daselbst sich findenden Rassen und Völkern so genau überein, daß man glauben möchte, sie seien den jetzt lebenden Exemplaren abgenommen worden. Es hat also der große Zeitraum von 2800—3000 Jahren nicht vermocht, den Rassencharakter namhaft umzugestalten. Wie groß mag also der Zeitraum gewesen sein, welchen der Mensch dazu brauchte, um aus der einen Species homo durch den Einfluß der verschiedenartigsten auf ihn wirkenden physischen und psychischen Factoren jene Rassen zu entwickeln, in welche aufgelöst wir ihn heute wahrnehmen, und welche gleich beim ersten Auftreten als sprachlich vernünftiges Wesen abgegrenzt waren! Gewiß muß dieser Zeitraum gegenüber der kurzen Spanne Zeit von etwa 12.000 Jahren, welche für die Entwicklung des Menschen aus dem Individuum einer sich bildenden und die Sprache schaffenden Gesellschaft bis auf den Punkt der heutigen Culturstufe angenommen wurde, ungeheuer groß sein, den wir nicht nach tausenden, sondern nach zehntausenden von Jahren veranschlagen müssen.

Ganz im Einklange damit steht das, was die **Geologie** über das Alter des Menschen voraussagt; ja sie verschafft uns noch einen viel tieferen Einblick in dasselbe.

Auf die Erörterung dieses allerdings sehr anziehenden Gegenstandes können wir jedoch der uns gesetzten Grenzen wegen nicht eingehen und müssen wir diese einer anderen Gelegenheit vorbehalten.

Es dürfte jedoch schon das kleine Heer von Zahlen, das in den vorstehenden Zeilen vorgeführt worden ist, genügen, um die Eingangs derselben aufgestellten beiden Sätze zu beweisen, und so schließen wir mit dem Wunsche, daß dieses uns auch gelungen und daß wir den an und für sich trockenen, todten Zahlen einiges Leben abgewonnen haben.

Beamtenpensionen und Lebensversicherung.

Von
Julius Kaan.

Die Denkschrift des Beamtenvereines hat die traurige Lage des größten Theiles der Staatsbeamten in Oesterreich als eine unzweifelhafte Thatsache nachgewiesen und deren Ursachen und gemeinschädliche Wirkungen mit seltenem Freimuthe dargelegt. Dennoch bleibt, sobald man sich über den bureaukratischen Standpunkt erhebt und die Beamten-Misère vom volkswirthschaftlichen Standpunkte betrachtet, die Frage offen: Was ist der eigentliche Grund dieses Uebelstandes, dieser socialen Wunde, welche, wenn länger ungeheilt, den ganzen Staatsorganismus zu vergiften droht? Warum zeigt sich nicht hier wie auf allen andern Gebieten des wirthschaftlichen Lebens die Erscheinung, daß bei Beseitigung aller Hindernisse bei vollkommener Freiheit für die Entwicklung aller Kräfte kein Uebelstand ein gewisses Maß übersteigen kann, ohne daß dieses Anwachsen selbst die ausgleichende Gegenwirkung hervorruft? Ja, hier liegt es eben: „Beseitigung aller Hindernisse, freie Kräfteentfaltung"! Was hindert diese im Beamtenstande? Sollte es vielleicht gerade dasjenige sein, was von den meisten Beamten noch als der einzige Vortheil ihres Standes angesehen wird, um dessen Willen sie bisher Alles mit so übermenschlicher Geduld ertrugen: Die Sicherheit ihrer Stellung, das Recht auf Pensionirung? Wir nehmen keinen Anstand uns offen zu der Ansicht zu bekennen, daß die Anstellung der Beamten ohne Anspruchsberechtigung auf dereinstige Pensionirung von Seite des Staates oder des Dienstherrn überhaupt, dagegen mit ausreichender den Zeitverhältnissen entsprechender Bezahlung der Dienstleistung ein eben so großer Schritt zur Befreiung der Beamten, zur Besserung ihrer moralischen und materiellen Lage wäre, als es die Befreiung von der Leibeigenschaft für den an die Scholle gebundenen Landmann war. Die Aussicht auf dereinstige Pensionirung von Seite des Staates oder Dienstherrn ist die Fessel, welche

den Beamten nicht nur an den Dienst kettet, sondern auch jede freie Selbstbestimmung nimmt, ihn zu einem willen- und energielosen Werkzeug macht.

Die Furcht vor den Verlust des einmal erreichten Pensionsanspruches bestimmt nicht selten die fähigsten Köpfe in einer Stellung auszuharren, welche sie weder geistig noch materiell fördert und ihnen die Möglichkeit entzieht, ihre Kräfte zum Besten des Gemeinwohles und ihrer selbst nutzbar zu machen. Diese Fessel einmal beseitigt, hört der Beamtenstand auf, eine für sich bestehende Kaste zu sein, welche sich beinahe ausschließlich so zu sagen durch Innzucht ergänzt und hierdurch in der Rasse verschlechtert. Warum geschieht es — und gewiß nur zum Nachtheile des Staatsdienstes — so selten, daß sich der Beamtenstand von außen rekrutirt und fähige Staatsbeamte in Privatdienste übertreten oder einen selbstständigen Erwerbszweig ergreifen? Weil der Staat die active Dienstleistung viel zu schlecht zahlt und durch das Pensionswesen sich eine schwere Last aufbürdet, welche für den Beamten eine Zwangslage schafft und selbst — wie wir später nachzuweisen versuchen — den ostensiblen Zweck einer Versorgungsanstalt für die Beamten und ihre Angehörigen nur in höchst unvollkommener Weise erfüllt.

Wir halten die Zeit für nicht mehr so ferne, wo der B e r u f s-Beamte ebenso zu den überwundenen Standpunkten gehören wird, wie der B e r u f s-Soldat.

Kann es geläugnet werden, daß so mancher Buchhalter oder Correspondent eines Handlungshauses als Finanzbeamter, mancher Civil-Ingenieur als Staatsbau-Beamter, mancher Advokat, als Richter dem Staate ausgezeichnete Dienste leisten würde und umgekehrt die im Saatsdienste erworbene Gesetzes- und Administrationskenntnisse und Routine bei so manchen industriellen Gesellschaften in bester Weise verwendet werden könnten? Diese wechselseitige Durchdringung, diese Rassenkreuzung der Staats- und Privat-Beamten würde gewiß beiden, dem Staats- wie dem Privatdienste zu großem Nutzen gereichen. Wie fördersam die wechselseitige Einwirkung der Staats- und Privat-Beamten ist, hat am meisten der Beamten-Verein selbst erfahren. Verdankt er ja dem Gedanken, beide Kategorien in Einem Verein zu vereinigen, seine schönsten Erfolge.

Die Pensionirung von Seite des Staates oder des Dienstherrn als Aequivalent einer geringeren Besoldung während des Activdienstes hatte ihre Berechtigung, so lange es sonst keine Gelegenheit gab, für das Alter und die Hinterbliebenen in wirksamer Weise vorzusorgen. Gegenwärtig aber, wo die Lebensversicherung in ihren verschiedenen Combinationen diesen Zweck allen einzelnen Verhältnissen anpassend erreichbar macht, während der Staat auf die so verschiedenen Verhältnisse des Einzelnen keine Rücksicht nimmt und nehmen kann, sollte man dem Staate oder Dienstherrn die Fürsorge für das Alter oder die Hinterbliebenen seiner Beamten nicht mehr zumuthen, so wenig als es am

Platze wäre, wenn sich der Staat oder Dienstherr damit befassen wollte, seinen Beamten Wohnung oder Lebensmitel in Natura zu besorgen. Diese Fürsorge ist eine Pflicht, welche jeder Mündige am besten selbst ohne Bevormundung erfüllt.

Aber ohne Pensionszusicherung wird der Staat keinen Beamten bekommen, hören wir reden. Freilich nicht, gewiß nicht zu den jetzigen höchst ungenügenden Besoldungssätzen. Das ist es ja eben, was wir anstreben! An die Stelle der durch das Pensionswesen geschaffenen halben Leibeigenschaft, soll das freie natürliche Verhältniß von Angebot und Nachfrage treten und beide Theile werden gut dabei fahren. Selbstverständlich müßten in der Uebergangsperiode die bereits erworbenen Pensions-Rechte und Ansprüche vollständig gewahrt werden und könnte die neue Bestimmung nur auf die künftig anzustellenden Beamten allgemein und auf die bereits Angestellten nur facultativ Anwendung finden.

Die ohne Pensions-Anspruch jedoch mit ausreichendem Gehalt künftig anzustellenden Beamten würden in der großen Mehrzahl die Versicherung eines Kapitals statt einer Pension entschieden vorziehen, ja bei richtiger Würdigung ihrer Verhältnisse vorziehen müssen und zwar eines Kapitals, zahlbar bei Lebzeiten für sich selbst und beim Tode für die Angehörigen.

Die Lebensversicherung allein kann allen Verhältnissen des Beamten und seiner Angehörigen gerecht werden, was die Staatspension zu leisten nicht im Stande ist. Auch ist, selbst in dem Falle, wenn etwa die zweckmäßigste Form der Versicherung ursprünglich nicht gewählt wurde, später immer noch die Verwandlung in eine zweckmäßigere möglich.

Um nachzuweisen, was auf dem Wege der Versicherung mit den Mitteln geleistet werden könnte, welche der Staat für den Pensionszweck aufzuwenden gezwungen ist, müßte man den Werth der Pensionsansprüche ermitteln. Dieß ist im einzelnen wegen der in versicherungstechnischer Beziehung nicht genau definirbaren Natur der dießfälligen Ansprüche nicht gut möglich, wohl aber im Ganzen und Großen durch Vergleichung des Gesammtbetrages der Gehalte der Staatsbeamten mit den bereits zahlbaren Pensionen.

Nach dem Budget für Cisleithanien pro 1872 beträgt der Gesammtbezug der activen Staatsbeamten rund fl. 29.000.000, der Gesammtbetrag der Pensionen aber fl. 11,260.000, welche Pensionssumme als im Beharrungsstande angesehen werden kann, welcher bekanntlich bei jeder lange Zeit bestehenden Pensionsanstalt eintreten muß, da naturgemäß eine Grenze der Pensionssumme erreicht wird, bei welcher jährlich so viel an Pensionen durch Sterbefälle in Abfall kommt, als durch neu erfolgte Pensionirungen zuwächst. Der Aufwand, welcher demnach der Staat fortwährend an Pensionen zu tragen hat, beträgt nahezu vier Zehntel des Gesammtaufwandes für den Activdienst. Würden alle Pensionszahlungen eingestellt, so könnte der Staat die Ge-

halte der activen Staatsbeamten sofort um 40 Percent ohne Mehrbelastung erhöhen. Diese Einstellung der Pensionszahlung kann nun allerdings nicht geschehen. Wir betonen nochmals, daß in jedem Falle nicht nur die bereits zahlbaren Pensionen forbezahlt, sondern auch alle Rechte und Ansprüche der auf Grund der bestehenden Normen bereits angestellten Beamten unbedingt gewahrt werden müßten. Was wir mit dem Gesagten nachgewiesen haben wollen, ist, daß der Staat bisher für das Pensionswesen eine Last trägt, welche derjenigen gleich kommt, welche er zu tragen hätte, wenn die Gehalte um 40 Percent höher wären und keine Pensionsansprüche bestanden hätten. Und was für die Vergangenheit gilt, ist auch giltig für die Zukunft. Nehmen wir an, der Staat würde von jetzt an den neuanzustellenden Beamten keine Pensionsansprüche gewähren, so würde sich seine Pensionslast von Jahr zu Jahr durch das Ueberwiegen des Abfalles an Pensionen durch Absterben der Pensionisten, gegenüber dem Zuwachs, in dem Maße vermindern, daß er den neuanzustellenden Beamten als Aequivalent des Pensionsanspruches 40 Perzent des systemisirten Gehaltes bezahlen könnte, ohne seine Gesammtausgabe an Gehalte und Pensionen zu erhöhen, bis endlich nach gänzlichem Aussterben der Pensionisten sämmtliche Beamten um 40 Percent mehr dagegen keinen Anspruch auf Staatspensionen haben würden. Der Uebergang würde noch schneller bewirkt werden, wenn auch den bereits im Staatsdienste befindlichen activen Beamten frei gestellt würde, auf die Pensionsansprüche für sich und ihre Angehörigen gegen Erhöhung ihres Gehaltes um 40 Perzent zu verzichten. Wir fürchten hierbei nicht dahin mißverstanden zu werden, daß wir glaubten, damit auch die Gehaltsfrage gelöst zu haben. Die dem Werthe der Dienstleistung entsprechende Regulirung der Gehalte ist ein hievon ganz unabhängiges Erforderniß eines geregelten Staatsdienstes. Was wir beweisen wollen, ist nur, daß der Staat um die Pensionsansprüche der Beamten auf Grund seiner bisherigen eigenen Erfahrung abzulösen, jedem Beamten 40 Perzent seines Gehaltes zum Zwecke der Selbstversorgung bieten könnte, um auf dieser Grundlage zu ermitteln, was mit diesem factischen Opfer des Staates für das Pensionswesen auf dem Wege der Lebensversicherung geleistet werden könnte.

Nehmen wir nun an, der Staat hätte zuerst die Gehalte der Beamten — wie dieß in der Absicht der Regierung gelegen ist — den Zeit- und Dienstverhältnissen entsprechend, jedoch vorerst mit Beibehaltung der bisherigen Pensionsnormen, regulirt und sodann noch für diejenigen, welche auf die Pensionsansprüche freiwillig verzichten, und für alle künftig Neuanzustellenden in dem Maße erhöht, welches dem Werthe der verminderten Pensionslast entspricht.

Wir haben nachgewiesen, daß letztere Erhöhung nahezu 40 Perzent des Gehaltes betragen würde, wollen jedoch, um nicht bis an die Grenze zu gehen, und um allen Einwendungen bezüglich gewisser den Pensionsetat belastenden nicht unbedingt nothwendigen Pensionen zu begegnen, nur annehmen, daß ein so regulirter Beamter nur ein Drittel, also

statt 40 Perzent nur $33^1/_3$ Perzent seines Activbezuges als Aequivalent des Pensionsanspruches erhält. Sei dieß z. B. ein dreißigjähriger verheiratheter Beamter mit dem Gehalte von 1200 fl., so würde derselbe 400 fl. als Aequivalent der Pensionsansprüche erhalten.

Mit diesem Betrage könnte er (nach den Tarifen des Beamten-Vereines) durch jährliche Zahlung von 106 fl. sich ein nach erreichtem sechzigsten Lebensjahr zahlbares Capital von 10.000 fl. und durch weitere Zahlung von jährlich 196 fl. ein nach seinem wann immer erfolgenden Ableben an seine Familie zahlbares Kapital von 10.000 fl. sichern, welche beide Jahreszahlungen zusammen erst 302 fl. absorbiren würden, so daß ihm noch 98 fl. erübrigen würden, mit welchen er, wenn ihm vier Kinder geboren würden, jedem derselben einen mit seinem Ableben beginnenden bis zum erreichten zwanzigsten Lebensjahr des Kindes dauernden Erziehungsbeitrag von jährlich 200 fl. sichern könnte.

Wollte er im Alter von 60 Jahren sein Kapital in eine Leibrente verwandeln, so würde er eine jährliche Rente von 1100 fl., also weit mehr erhalten, als die Pension beträgt, auf welche er nach den bestehenden Normen Anspruch hat, wobei noch seine Todesfallsversicherung per 10.000 fl. vollkommen aufrecht bliebe.

Wären z. B. bei seinem Ableben keine Kinder vorhanden oder dieselben bereits versorgt und die Witwe würde vorziehen statt des Kapitals von 10.000 fl. eine lebenslängliche Rente (Pension) zu beziehen, so würde sie, selbst wenn sie nicht älter als 45 Jahre wäre, eine Jahres-Pension von 800 fl. beziehen, also weit mehr als die gegenwärtig normirte höchste Witwenpension.

Würde aber selbst der ungünstige Fall eintreten, daß der Beamte bereits mit 50 Jahren dienstunfähig würde, so würde das an ihn selbst auszuzahlende Kapital 4040 fl. betragen und wenn er fernerhin die Prämie für die Todesfallsversicherung nicht mehr leisten könnte, so würden die dießfalls bisher geleisteten Zahlungen keinesfalls verloren sein, sondern die bezügliche versicherte Summe würde sich von 10.000 fl. auf 4400 fl. reduziren, welche seinen Angehörigen ohne weitere Zahlung unter allen Umständen gesichert bliebe.

Noch wirksamer könnte er für den Fall der früher eintretenden Dienstesunfähigkeit durch die Versicherung einer Invaliditäts-Pension vorsorgen.

Würde er zu diesem Zwecke 60 fl jährlich widmen, welchen Betrag er durch Reduction seiner beiden Versicherungen auf den Erlebensfall und auf den Todesfall von per 10.000 fl. auf je 8000 fl. ersparen würde, ohne die Kinderpensionen zu beeinträchtigen, so würde er im Falle, seine Invalidität erfolgt nach 10 Jahren, eine jährliche Pension von 540 fl., wenn dieselbe nach 20 Jahren erfolgt, eine jährliche Pension von 870 fl., wenn sie nach 30 Jahren eintritt, eine jährliche Pension von 1080 fl., endlich nach 40 Jahren eine jährliche Pension von 1224 fl. erhalten.

Recapituliren wir das Gesagte, so ergibt sich, daß mit dem Aequivalent der gegenwärtigen Belastung des Staates durch den Pensionsan-

spruch eines Beamten mit 1200 fl. Jahresbezug, dieser Beamte sich ein mit erreichtem sechzigsten Lebensjahr zahlbares Capital von 8000 fl. oder im Falle früheren Bedarfes den verhältnißmäßig reduzirten Betrag, ferner seiner Familie für den Fall des Ablebens ebenfalls 8000 fl. und jedem seiner vier Kinder einen bis zum erreichten zwanzigsten Lebensjahr zahlbaren Erziehungsbeitrag von 200 fl. und außer allem diesen noch sich für den Fall eintretender Invalidität eine Pension sichern könnte, welche größer ist, als die gegenwärtig normirte Staatspension.

Daß ein lediger Beamte, welcher für keine Familie zu sorgen hat, sich ein noch weit größeres Capital beziehungsweise weit größere Rente sichern kann, ist ohne weitere Beispiele selbstverständlich.

Wenn also der Beamte an Gehaltsaufbesserung selbst nur das erhalten würde, was dem Aequivalent der Belastung des Staates durch die Pensionen entspricht, so würde er schon mit dieser Mehrzahlung auf dem Wege der Lebensversicherung in weit besserer, viel zweckmäßiger, den speziellen Verhältnissen angepaßter Weise vorsorgen können und dabei an Freiheit, Selbstbestimmung und Manneswürde einen unschätzbaren Gewinn erzielen.

Also auch in der Beamten-Frage gibt es heutzutage, wie auf allen andern Gebieten des wirthschaftlichen Fortschrittes der Freiheit eine Gasse zu bahnen, die Schranke, auch wenn sie uns unter den bisherigen Verhältnissen vielleicht Schutz geboten hat, abzubrechen, weil wir uns diesen Schutz auch ohne sie verschaffen können, aber die Freiheit der Bewegung, die volle Selbstbestimmung, welcher die Schranke wehrt, nicht mehr enbehren können und wollen.

Das nächste Kulturmetall der Menschheit.

Eine Skizze

von

V. Kletzinsky.

Ohne die Möglichkeit der Initiative intellectuellen Fortschritts zu leugnen, und ohne die Bedeutung des letzteren im mindesten abzuschwächen muß es doch anerkannt werden, daß dem materiellen Fortschritte eine zwingende und treibende Gewalt innewohne, die ihm eine beispiellose Fruchtbarkeit und einen nachhaltigen, fernwirkenden Folgenreichthum verleiht.

So ist denn in dem jeweiligen Werkzeuge der Menschheit der kausale Stempel langer Kulturperioden gegeben, und eine Aenderung dieses materiellen Werkzeuges setzt unberechenbare Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Schaffens voraus, unter welchen selbst ethische, politische und soziale Fortschritte sich mit kausaler Nothwendigkeit einstellen.

In jener Vorzeit anthropophager Wildheit, in welcher die Menschheit die Bewohnerin der Pfahlbauten war und den Hornstein, die nichtmetallische Kieselerde, zum typischen Werkzeuge hatte, reicht nicht einmal die dunkelste Sage hinauf; diese älteste Inkunabularzeit der Menschheit, die wahrscheinlich viele Jahrtausende währte, ist erst aus den paläontologischen Funden rekonstruirt worden, welche die rastlose Naturforschung in den durchwühlten Torfmooren zu machen so glücklich war.

Erst mit dem Metall, als typischem Werkzeuge, stellt sich die Sage ein.

Das gediegene Gold scheint sich den Menschen zuerst von den Metallen dargeboten zu haben; nur in der neuen Welt scheint die Goldzeit der kupferfarbigen Rasse im Reiche der Inkas und der Azteken bis tief in die Zeit der Geschichte hereinzuragen; in der alten Welt aber ist die Goldzeit völlig sagenhaft, und die Geschichte beginnt in ihren Anfängen zugleich mit der Broncezeit.

Das Metall, welches nacheinander in den großen Kulturperioden als typisches Werkzeug der Menschheit hervortritt, nimmt immer an Dichte und Eigenschwere ab, und an der Reichhaltigkeit seines natürlichen Vorkommens zu; während das Gold die Dichte 19,3 und das Silber die Dichte 10,5 hat, zeigt das weit häufiger in der Natur vorkommende, unedle Kupfer, das nach der Insel Cypern benannt wurde, die Dichte 8,9; es wurde mit dem noch leichteren Helmmetalle „Kassitoros," dem heutigen Zinn, das die Phönicier von den Zinninseln „den Kassiteriten," dem heutigen Großbritannien holten, zu jener klassischen Bronce legirt, die für Jahrtausende hindurch alle Waffen, die „arma et tella" alle Werkzeuge und Geräthe, den Schmuck und die Scheidemünze, das Schwert und die Pflugschar der klassischen Kulturvölker bildete und eben einer großen belangreichen Kulturperiode der Menschheit den charakteristischen Stempel der Broncezeit aufdrückte.

Auf das Kupfer folgte das noch leichtere, in seinem Erze noch verbreitetere Eisen mit der Dichte 7,7 und es ist wahrlich kein Zufall zu nennen, daß der Beginn der Eisenzeit mit dem Abschlusse der Heidenzeit zusammenfällt.

Welche Fülle von Veränderungen hat in den nahezu zwei Jahrtausenden seiner Verwendung das celtische Eisen auf dem Gebiete des materiellen Schaffens sowohl als der politischen Weltordnung veranlaßt! Der größte Gelehrte, der schärfste Forscher und Denker der Broncezeit vermochte nicht einmal in unbestimmten Ahnungen und Träumen jene Wunder des modernen Fortschritts zu erfassen, die heute als Eisenbahnen und Telegraphenwesen jeder mittelmäßige Realschüler analysiren lernt, und ebenso geht es auch heute den Gelehrten unserer Eisenzeit, die bereits ihren Zenith überschritten haben dürfte und in deren letzter Periode wir leben. — Aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird es der Wissenschaft erlaubt sein, das nächste Kulturmetall selbst zu vermuthen, und dasselbe in dem Aluminium zu suchen, dessen Dichte auf 2,7 gesunken ist und dessen natürliches Vorkommen in der Erdrinde nahezu allgegenwärtig genannt werden muß.

Aus dem von Oersted entdeckten wasserfreien Chlor-Aluminium stellte Wöhler im Jahre 1827 zuerst das Aluminium rein dar und lehrte seine wesentlichsten chemischen Eigenschaften. In neuerer Zeit hat Frankreichs berühmter Pyrochemiker, St. Clair Deville, die fabriksmäßige Darstellung dieses Metalles aus Kryolith, dem grönländischen Eissteine, durch Schmelzen mit Natrium-Metall durchgeführt und eine Reihe von Legirungen dieses Metalles dargestellt, von welchen diejenigen mit Stahl und Eisen und die mit Kupfer, die sogenannte französische Neubronce, die wichtigsten sind; man sieht, daß das Aluminium befähigt wäre, die klassische Broncezeit und celto-germanische Eisenzeit durch seine Legirungen in verjüngter Auflage zu wiederholen; aber auch unlegirt wird dieses überraschend leichte, streckbare, harte und luftstäte Metall, das gegen den „Teufel der Metalle", den Schwefel, völlig unempfindlich ist, berufen sein, eine in ihren Folgen ungeahnte Rolle durch-

zuspielen, wenn es endlich gelungen sein wird, eine billige Darstellung des Metalles aus seinem unerschöpflichen Erze, dem Thone, zu finden, wonach die moderne Wissenschaft, in dunkler Vorahnung von der ungeheuren Tragweite dieser Entdeckung, mit fieberhafter Hast sucht und strebt.

Wahrlich, kein Aristoteles der Eisenzeit ist berufen, die weite Perspektive zu zeichnen, die dieses neue Kulturmetall, das kaum dreimal so schwer als Wasser ist, der materiellen und sozialen Geschichte der Menschheit eröffnet.

Es klingt wie Geistergeflüster durch die Luft, es rauscht in den Wassern und träumt in den grübelnden Gehirnen der nüchternsten Forscher der Zeit, daß die Geburtswehen einer neuen Kulturperiode der Menschheit herannahen: der Sterbliche kann der Geschichte nicht vorgreifen; er kann all die Wunder nicht prophetisch schauen, die eine nahe Zukunft in ihrem dunklen Schooße birgt; aber, — wenn man sich nur als zwei der nächsten Folgen den gründlichen Sieg des menschlichen Geistes über die Finsterniß durch das verwandte Leuchtmetall Magnesium, das mit dem Zehntel-Glanze des Sonnenlichtes verbrennt und (wie der Dichter sagt) die Nacht taghell zu lichten im Stande ist, und die verläßliche Realisirung der Luftschifffahrt, als eines allgemeinen, praktischen Verkehrsmittels, durch das zähe, leichte Aluminium vermittelt denkt, so hat man wahrlich schon eine Ueberfülle des Gedankenstoffes, um in Mußestunden über die staunenswerthen Veränderungen im staatlichen und bürgerlichen Leben der menschlichen Gesellschaft zu träumen, welche dieser materielle Fortschritt in rascher Folge und mit zwingender Nothwendigkeit veranlassen müßte.

Ueber die Thierseele.

Von

Prof. Dr. J. W. Woldrich.

Der einheitliche Bauplan, welcher sich dem forschenden Geiste des Menschen im Kosmos, in der Gestaltung der Sonnensysteme und deren Wiederholung bei den mit Monden versehenen Planeten ebenso kundgibt, wie im Aufbau des organischen Lebens der Erde zu den verschiedensten Formen desselben, erstreckt sich auch auf die psychischen Erscheinungen. Mit Ausnahme einiger der niedrigsten Formen besitzen alle Thiere Organe, Nerven, welche die psychischen oder seelischen Aeußerungen vermitteln und beim Menschen am vollkommensten entwickelt sind. Daher treffen wir auch bei den Thieren nicht blos die sinnliche Wahrnehmung, sondern auch alle anderen geistigen Thätigkeiten und sogar die tiefsten Regungen des Gemüthes gewissermaßen prophetisch vorgebaut. Der Zweck der nachstehenden Zeilen ist es, auf die Analogien der menschlichen psychischen Aeußerungen systematisch und in gedrängter Kürze hinzuweisen.

Wechselbeziehungen zwischen dem Leibe und den psychischen Erscheinungen.

Die Wechselbeziehung zwischen den psychischen Vorgängen und dem Leibe zeigt sich zunächst in der Bewegung, welche durch die motorischen Nerven vermittelt und durch die Muskeln ausgeführt wird. Die Art der Bewegung wird durch die Gestaltung der Bewegungsorgane bedingt; sie hat den Zweck entweder der Ortsveränderung, oder der Abwehr äußerer schädlicher Einflüsse, des Ergreifens der Nahrung, der Herstellung der Wohnung, des Angriffes oder der Vertheidigung, oder der Mittheilung. Im Zustande der Ruhe werden die willkürlichen Muskeln nicht durch die Nerven angeregt, das Thier liegt, wobei sich das Gewicht

des ganzen Körpers unmittelbar auf die feste Unterlage fortpflanzt, oder es sitzt, wobei dasselbe nur durch einen Theil des Körpers auf die Unterlage wirkt. Den Uebergang von der Ruhe zur Bewegung vermittelt das Stehen mit den Enden der Extremitäten auf dem Boden, wobei die Streckmuskeln thätig sind. Zu den Ortsbewegungen auf fester Unterlage gehört das Kriechen, Gehen, Laufen, Hüpfen, Springen und Klettern; die Ortsbewegung im Wasser heißt Schwimmen, in der Luft Fliegen oder Flattern. Die sogenannten Reflexbewegungen der willkürlichen Muskeln entstehen ohne Bewußtsein und spielen bei Thieren eine große Rolle, kommen aber auch beim Menschen vor, wie beispielsweise das Schließen des Auges beim Nahen eines fremden Gegenstandes.

Die Bewegungen, welche die Mittheilung zum Zwecke haben und unter dem Ausdrucke Sprache zusammengefaßt werden, erstrecken sich entweder auf die Athmungsorgane, wobei als Mittheilungszeichen die Stimme dient, oder auf andere Organe, wobei das Mittheilungszeichen nicht hörbar ist. Die Stimme setzt stets auch ein Gehörorgan voraus und wird erzeugt durch die Stimmbänder des Kehlkopfes bei Säugethieren und Vögeln, oder durch die Luftröhre bei Reptilien, oder durch feine Luftröhrchen (Tracheen) bei Insekten, durch eine schwingende Haut bei Cicadeen, durch Reibung der Flügel und Flügeldecken aneinander, oder an den Hinterschenkeln bei Insekten. Ohne hörbare Zeichen erfolgt die Mittheilung durch Betasten und Berühren, wie bei Bienen und Ameisen.

Daß die Thiersprache ebenso die im Innern des Thieres vorgehenden Veränderungen zum Ausdruck bringt, wie die Menschensprache, ersieht man aus der Stimme, welche sie erheben, und deren Ton sie modificiren, je nachdem sie freudig oder schmerzhaft bewegt, oder zornig sind, wenn sie sich fürchten, in Gefahr gerathen, oder Hunger leiden. Die Beantwortung natürlicher oder nachgeahmter Locktöne beweist, daß die Thiersprache auch verstanden wird. Den Verlust der Königin theilen sich die Bienen in kürzester Zeit mit, und alle wissen, woran sie sind.

Wie sehr sich der jeweilige psychische Zustand nicht blos durch die Sprache, sondern auch durch die äußere Haltung des Leibes bei Thieren kundgibt, beweisen Hund und Pferd deutlich. Die heitere Stimmung des Hundes, welcher seinen Herrn begleiten darf, zeigt sich in Sprüngen, die des Pferdes, welches seinen Herrn trägt, in dem stolzen gezierten Gange; die Verstimmung beider, wenn der Herr gestorben, ist ebenso bekannt.

Im Vorhergehenden haben wir den Einfluß des psychischen Zustandes auf den Leib gesehen; die Beeinflussung der psychischen Erscheinungen durch den Leib mag aus Nachstehendem erhellen. Die einzelnen Individuen derselben Thierart, ja ganze Arten, Gattungen, Familien und selbst Klassen zeichnen sich wie beim Menschen durch eine in der Regel angeborene leibliche Eigenthümlichkeit aus, die eine solche psychische zur Folge hat und Naturell genannt wird. Das Naturell ist das Resultat des Einflusses der gesammten Leibesorganisation auf die psychi-

schen Erscheinungen, wobei Klima, Boden, Nahrung u. s. w. eine bedeutende Rolle spielen. Das Naturell der Affen ist rege und ähnlich dem des Kindes, empfänglich für Alles, was durch die Sinne kömmt, und unbeständig; das Naturell der Katzen, der Forellen ist geweckt, das der Bären, der Wölfe träge. Die Klasse der Vögel zeichnet sich im Ganzen durch ein reges Naturell aus, wobei es nicht ausgeschlossen erscheint, daß einzelne Vogelarten ein entgegengesetztes Naturell besitzen. Wie auch bei den Thieren das Naturell durch Klima, Nahrung und Behandlung geändert werden kann, sehen wir an dem Esel, der sich bei uns ein störriges Naturell erworben hat. Der Einfluß der materiellen Nervenbeschaffenheit auf das gesammte psychische Leben heißt Temperament. Das cholerische, bestehend in großer Empfänglichkeit der Nerven, verbunden mit Ausdauer, kommt nicht blos bei einzelnen Hund- und Pferdeindividuen vor, sondern zeichnet auch die Löwenart und ganze Familien aus; so die Katzen, Hunde, die Tagraubvögel. Das sanguinische Temperament, bestehend in großer Empfänglichkeit der Nerven, verbunden mit geringer Ausdauer und gekennzeichnet durch Flatterhaftigkeit, kommt ebenfalls bei einigen Hundindividuen, ferner bei Affen, Mäusen, Vögeln, Schmetterlingen und Wasserjungfern vor, sowie es auch die Jugend der meisten höheren Thiere kennzeichnet.

Das melancholische Temperament, bestehend in beschränkterer Empfänglichkeit der Nerven, verbunden mit ausdauernder Verfolgung des Wahrgenommenen, bei Nachtraubvögeln, Lurchen und Spinnen. Das phlegmatische Temperament, bestehend in geringer Empfänglichkeit der Nerven, verbunden mit geringer Ausdauer und Beweglichkeit bei Faulthieren, manchen Sumpfvögeln, bei Fischen und bei den niederen Thieren, wo das Ernährungsleben vorherrscht.

Im Allgemeinen kann man den Charakter der Säugethiere cholerisch, der Vögel sanguinisch, der Amphibien und Lurche melancholisch und den der Fische phlegmatisch nennen.

Der vorübergehende Einfluß des Nervensystems auf das psychische Leben äußert sich in der Betäubung und im Schlafe. Der Schlaf ist eine regelmäßig wiederkehrende Erschöpfung des Nervensystems, wobei das Bewußtsein schwindet, die willkürlichen Bewegungen aufhören, der Ernährungsprozeß aber entweder ungestört, oder nur in sehr geringem Grade vor sich geht. Derselbe tritt bei den Thieren als Tages- und Jahreszeitenschlaf auf. Die meisten Thiere schlafen bei Nacht, die Dämmerungs- und Nachtthiere bei Tag, höhere Thiere schlafen auch während der Verdauung. Bei Säugethieren und Vögeln beobachtet man auch den Traum als fortgesetzte schwache, aber bewußtlose Nerventhätigkeit.

Der Winterschlaf, welcher in unseren Breiten bei eintretender kalter Jahreszeit und bei Mangel an Nahrung beginnt, kömmt bei Säugethieren, Reptilien, Lurchen, Fischen, Insekten, Spinnen, Würmern und Weichthieren vor. Ein Analogon desselben findet man selbst bei den tiefsten Thieren, welche sich einkapseln. Vor dem Eintritte des Winterschlafes suchen die Thiere geschützte Orte auf. Bei den Säugethieren verlangsamert sich der Kreislauf des Blutes und die Leibestem-

peratur sinkt; manche wachen auf kurze Zeit auf, um von ihren Wintervorräthen zu zehren, andere schlafen ununterbrochen und magern dabei ab, indem sie von ihrem Fette zehren. Zwischen den Wendekreisen verfallen manche Thiere bei eintretender Hitze und Trockenheit in einen Sommerschlaf.

Leicht bewegliche Thiere entziehen sich den ungünstigen klimatischen Verhältnissen durch größere Wanderungen, Wander- oder Zugthiere, andere durch Ortsveränderungen auf kleinere Strecken, Strichthiere; diejenigen Thiere, welche in derselben Gegend ausharren, heißen Standthiere.

Das psychische Leben der Thiere.

Das sinnliche Wahrnehmen, das Vorstellen.

Durch die Einwirkung der Außenwelt auf die Nerven, besonders auf die Sinnesorgane, entstehen Wahrnehmungen, die auch Empfindungen oder Vorstellungen genannt werden. Durch diese erhalten die mit Sinneswerkzeugen versehenen Thiere ebenso gut Kenntniß von den Eigenschaften der umgebenden Welt, als der Mensch. Man unterscheidet Vorstellungen des Gesichts-, Gehör-, des Geruchs-, des Geschmack-, des Tast- und des allgemeinen Vitalsinnes. Sind dieselben so beschaffen, daß sie dem Objecte entsprechen, d. h. daß dasselbe durch sie genau gekennzeichnet erscheint, heißen sie Erkenntnisse. In der Vorstellung des eigenen Individiums, als etwas von der Umgebung Verschiedenes, liegt das Bewußtsein. Daß das Bewußtsein allen Thieren zukömmt, geht aus der Empfänglichkeit derselben für äußere Einflüsse hervor, selbst nervenlose Thiere, wie die Blumenthiere und Infusorien, ziehen sich bei der Berührung zusammen und wählen ihre Nahrung; sie unterscheiden somit, wahrscheinlich in Folge des allgemeinen Vitalsinnes, der auch durch die Gesammtmasse des Leibes vermittelt wird, sich selbst von der Außenwelt.

Sinnestäuschungen kommen bei den Thieren ebenfalls vor. Affen fürchten sich vor gemalten Schlangen, Vögel picken an gemalten Früchten und Fische schnappen nach künstlich geformten Insecten. Die Vorstellungen treten nacheinander in's Bewußtsein als klare Vorstellungen ein, insoweit das Individuum weiß, daß es sie besitzt, dieselben werden aber von nachfolgenden verdrängt und verdunkelt und verschwinden aus dem Bewußtsein, können aber immer wieder in demselben auftauchen oder reproducirt werden, worauf das Gedächtniß beruht, welches die Erinnerung in sich schließt. Nicht nur die paarweise, sondern auch die zu tausenden mit einander lebenden Thiere erkennen einander; die Biene und Ameise erkennt ihre Genossin selbst nach längerer Trennung und empfängt dieselbe freundlich, während sie fremde Eindringlinge ihresgleichen bekämpft. Hunde, Pferde und Elephanten erkennen ihren Herrn, und selbst Karpfen, Bienen und Spinnen ihren Wärter. Das Pferd erinnert sich an das Gasthaus, wo es vor langer

Zeit eingekehrt ist, die Zugvögel erkennen ihre Heimat und ihre alten Nester, die Fische die Laichplätze, die Bienen ihre Weideplätze, und die Katze ist mit den Speicherräumen ganzer Stadttheile bekannt. Die Thiere besitzen nicht blos ein Orts- und ein Personengedächtniß, sondern auch ein Zahlengedächtniß, welches bei dressirten Hunden, Pferden und Elephanten hinreichend bekannt ist. Eine Maus vermißte ihr erstes Junge, das man ihr vorenthielt, Vögel zählen bis zur Zahl ihrer gelegten Eier; wenn man der Henne die Eier wegnimmt, so legt sie getrost weiter, hat sie aber ihre Zahl, so brütet sie dieselben aus; die Elster zählt bis vier.

Die einfache, sowie die Reihenproduction zeigt sich am deutlichsten bei nachahmenden Thieren, letztere besonders bei dressirten Thieren und bei Singvögeln; der Canarienvogel reproducirt vorgespielte Melodien. Lebhaft auftretende klare Vorstellungen wecken die Aufmerksamkeit, wobei andere schwächere Eindrücke spurlos vorübergehen.

Der bettelnde Hund verfolgt unverwandten Blickes jeden Bissen, der zum Munde geführt wird, ohne sich um die Neckereien eines zweiten Hundes zu kümmern; der Habicht verfolgt sein Opfer, ohne die Gefahr inne zu werden, die ihm von Seite des Jägers droht. Die willkürliche Aufmerksamkeit zeigt sich ebenso gut bei der lauernden Katze, wie bei dem apportirenden Hunde; man kann aber auch die Aufmerksamkeit bei Abrichtung von Thieren ebenso gut erzwingen, als bei der Erziehung des Kindes. Als Gegensatz zur Aufmerksamkeit kömmt unwillkürliche Zerstreutheit bei den Affen, Elephanten und Insekten vor, willkürliche Zerstreutheit dagegen bei spielenden Hunden, Katzen, Mäusen, welche durch das Spiel ebenso Zerstreuung finden, wie der Mensch. Mit der Erinnerung hängt als tiefste Aeußerung des Denkens das Unterscheiden zusammen; dieses setzt ein Vergleichen voraus, aus welchem das Urtheil entsteht. Daß die Thiere denken, ist zweiffellos; die Urtheilsfähigkeit des Elephanten, des Pferdes und des Hundes ist nicht unbedeutend; der Schäferhund unterscheidet die bebauten Felder von dem Weideplatze und hält die Herde von den ersteren ab. Durch Erfahrung werden die Thiere ebenso klüger und vorsichtiger, wie das Kind. Auf neu entdeckten Inseln sind die Thiere weniger scheu; alte Thiere sind schwerer zu fangen, oder zu schießen, als junge, auch geht ein Thier nicht mehr in die Falle, der es einmal entkommen ist. Die Messerscheide, eine Muschel, die sich während der Ebbe in den Sand bohrt, wird von den Fischern herausgelockt, indem sie etwas Salz in das offen gebliebene Loch schütten; das Thier kömmt hervor und muß augenblicklich gepackt werden, weil es sonst zurückgeht und nicht mehr zum Vorschein kömmt, soviel Salz man auch einschütten mag. Die Muschel läßt sich also durch die Gefahr belehren.

Auch fremde Erfahrung machen sich die Thiere zu Nutzen und gehen nicht in die Falle, in welcher bereits ein anderes Thier gefangen wurde, wenn nicht sorgfältig jede Spur davon beseitigt ist.

Für die Urtheile der Thiere über Ursache und Wirkung mögen folgende Beispiele dienen: Der Hund stellt sich auf die Hinterfüße, drückt

auf das Schloß, um sich die Thüre zu öffnen, ohne daß es ihm gelehrt würde; dasselbe thut auch der Affe. Die Affen stecken Steine zwischen die Schalen der geöffneten Muscheln, und schlagen Nüsse mit Steinen auf; ein Orang-Utang riß der Katze die Krallen aus, nachdem sie ihn gekratzt hatte. Affen füllen auch solange eine Flasche mit Steinen aus, bis der Inhalt überfließt. Die Ueberlegung der Thiere zeigt sich in der Auswahl der Nahrung, des Versteckes und der Anwendung von List. Eine bessere Nahrung ziehen die Thiere der schlechteren vor; der Ameisenlöwe (ein Insekt) schleudert der aus seiner Grube entlaufenden Ameise Sandkörner nach, damit sie herunterfalle. Der Zweifel äußert sich beim Hunde, der seinen Herrn von Weitem kommen sieht, ihm aber erst dann entgegenläuft, wenn er seine Stimme hört, oder wenn der Herr den Spazierstock ergreift, und der Hund mit eingezogenem Schwanze bei der Thüre steht.

Auch die mit Hilfe des Urtheils gebildeten complicirten Vorstellungen der Zeit und des Raumes kommen bei Thieren vor; weidende Thiere kehren zur bestimmten Zeit nach Hause, Arbeitsthiere kennen die Zeit der beginnenden Arbeit, der Hahn kräht vor dem Grauen des Morgens; vom Hunde gar nicht zu reden.

Säugethiere und Vögel beurtheilen die Entfernung, in welcher ihnen ihre Verfolger gefährlich werden können; Raubthiere richten ihren Sprung nach der Entfernung und Schnelligkeit der Beute ein, Stubenvögel stoßen beim Fliegen nicht an die Wände.

Da wenigstens die vollkommenen Thiere auch Allgemeinvorstellungen besitzen, obwohl sie zur Bildung von einem Begriffe nicht gelangen, so kann man ihnen den niederen Grad der Denkfähigkeit und Intelligenz nicht absprechen. Selbst Witz kömmt bei den Thieren vor; so z. B. wenn der Elephant die Zeichnung des Malers, der ihn reizt, um sein Gebiß zu zeichnen, mit Wasser übergießt. Die Zähmung der Thiere beruht auf ihrer Intelligenz und einem gleichzeitigen ruhigen Naturell; sie ist eine Erziehung, welche sich bis zur Ausübung von Kunststücken steigern kann.

Das Fühlen.

Durch die Rückwirkung, welche eine Vorstellung auf den jeweiligen psychischen Zustand übt, mit dem sie entweder im Einklange oder im Widerspruche steht, wird das Gefühl erzeugt. Die Gefühle können, wie aus ihrer Entstehung hervorgeht, entweder angenehm oder unangenehm sein. Da jede Vorstellung ein Gefühl erzeugen kann, so unterscheidet man so viele Gefühle, als es Vorstellungsgruppen gibt. Allgemein verbreitet im Thierreich sind die Gefühle des Vitalsinnes, die Gemein-Gefühle, welche in Folge allgemeiner Einwirkungen auf das Gesammtwesen, sowie vorzüglich durch Wärme und Licht erzeugt werden.

Unter normalen äußeren Verhältnissen freut sich das Thier des Lebens. Die meisten Thiere werden durch Licht und Wärme angenehm

afficirt, fast alle Säugethiere sonnen sich gerne; die Singvögel singen bei Sonnenschein, sind tonlos bei trübem Wetter; die Schmetterlinge flattern in der Sonne munter herum, die Spinnen weben fleißig ihre Netze, die Bienen und Ameisen sind sehr rührig, und die Laubfrösche steigen auf Bäume. Bei herannahendem Gewitter oder Regen ziehen sich viele Thiere in ihre Wohnungen zurück, wie: die Spinnen; die Ameisen und Bienen entfernen sich nicht weit, Schmerlen und Schlammpeizger werden unruhig. Was die durch Gesichtsvorstellungen erzeugten Gefühle anbelangt, so wirken rothe Farben bei Stieren, Büffeln, Truthühnern, Lämmergeiern, Nashörnern und Alligatoren unangenehm. Die Gefühle des Gehörsinnes sind sehr verbreitet: den Tönen des einen Individuums lauscht das andere und beantwortet dieselben. Pferde und Kameele horchen gerne der Musik zu, während Hunde unangenehme Gefühle äußern. Daß Geruchs- und Geschmacksvorstellungen von Gefühlen begleitet werden, beweist die Vorliebe für gewisse Nahrungsmittel. Affen und Vögel naschen gerne Zucker, Papageien trinken gerne süßen Thee, Affen, Hunde und Pferde trinken Wein und Bier. Die Gefühle der Sympathie und Antipathie, welche ohne bewußten Grund auftreten, zeigen sich am deutlichsten beim Hunde, der nur mit einem bestimmten anderen Hunde spielt, was sich sogar auf den Todfeind der Hunde, die Hauskatze, und selbst auf den Haushahn, erstrecken kann, während er mit andern Hunden und Katzen im beständigem Kriege steht. Miteinander eingespannte Pferde sympatisiren gewöhnlich, können sich mitunter auch nicht vertragen.

Auch höhere Gefühle kommen bei Thieren vor, so die Wehmuth über den Verlust seines Herrn beim Hunde, über den Verlust des Jungen beim Affen. Die edlen Regungen des Mitgefühls (sympatische Gefühle) als Mitfreude und Mitleid, sowie die verabscheuungswürdigen Gegensätze, als Neid und Schadenfreude, treten unter den Thieren nicht nur gegenseitig auf, erstere bei Affen und Störchen, letztere bei Affen und Hunden, sondern auch mit Beziehung auf den Menschen; der Hund springt um seinen heiteren Herrn, liegt ruhig neben seinem verstimmten Herrn, beleckt die Hände des Kranken u. s. w. Die Gefühle können so stark auftreten, daß sie sich äußerlich in Affecten äußern; so die Freude und der Schrecken, Muth, Furcht, Zorn und Erstaunen bei Affen, Hunden und Pferden.

Das Streben oder Begehren.

Die Vorstellungen mit den dieselben begleitenden Gefühlen sind die Quelle einer dritten Art psychischer Erscheinungen, nämlich des Strebens, einen nicht vorhandenen Zustand herbeizuführen, oder einen vorhandenen zu beseitigen; ersteres heißt Begehren, letzteres Verabscheuen, d. h. ein Begehren des Gegentheiles. Das sinnliche Begehren ist entweder dauernd, auf sinnlich Angenehmes im Allgemeinen gerichtet, unbewußt, und heißt Trieb; oder vorübergehend, auf Spezielles gerichtet, bewußt, und heißt Begierde.

Der Trieb erstreckt sich auf Nahrung, Bewegung, Wohnung, Erhaltung der Art, Geselligkeit u. s. w. Derselbe ist beim Menschen ebensogut vorhanden, als bei den Thieren, nur daß der Mensch die Mittel zur Befriedigung desselben frei wählen kann, und hiebei nicht immer das zweckentsprechende Mittel angreift. Das Thier greift gewöhnlich sofort nach dem geeigneten Mittel und besorgt in Folge ererbter Anlage mechanisch die nöthigen Verrichtungen, worin das Wesen des Instinktes gelegen ist; so bereiten die Bienen instinktmäßig ihre Zellen, und gehen die von einer Henne ausgebrüteten Enten trotz der Mahnung in's Wasser. Nichtsdestoweniger ist der Instinkt nicht durchwegs unabänderlich, und kann nicht jede Thätigkeit auf Grund unbewußter Vererbung gesetzt werden.

Die Vögel wählen, in Ermanglung eines gewöhnlichen, ein anderes Material zum Bau des Nestes; in Schachteln eingeschlossene Raupen nehmen Holz oder Papier von der Decke zu ihrer Verpuppung; die Bienen fliegen zum benachbarten Zuckerbäcker u. s. w. Wenn der amerikanische Pillenkäfer aus Mist eine Kugel formt, in die er seine Eier legt, so kann man hierin eine instinktive Verrichtung erblicken; wenn aber die Kugel fortrollt, um sie zu verbergen, hiebei auf Hindernisse stößt, und ihm andere Käfer zu Hilfe eilen; so setzt das ein überlegtes Handeln voraus. Ebenso verscharrt unser Todtenkäfer instinktiv ein todtes Thier, in welches hinein er Eier legt, handelt aber überlegt, wenn er dabei den Boden untersucht, einen geeigneten Platz wählt und Hindernisse beseitigt.

Im Allgemeinen unterscheidet man den Selbsterhaltungs-, den Arterhaltungs-, den Geselligkeits- und den Nachahmungstrieb.

Der Selbsterhaltungstrieb äußert sich in dem Bestreben nach Nahrung, Wohnung und nach Abwehr directer Angriffe. Alle Thiere suchen Nahrung, nur geschieht es nicht immer instinktmäßig, sondern häufiger in Folge von Ueberlegung, die sich bis zur Schlauheit und Anwendung von List steigern kann. Die Wohnungen der Thiere sind oft sehr künstlich und umfangreich, und wie wohl dieselben meist instinktartig errichtet werden, so verräth doch die Wahl des Platzes, des Materials, und selbst der Ausführung eine vorhergegangene Ueberlegung.

Besonders interessant sind die Wohnungen des Bibers, der Vögel, der Bienen, Wespen, Ameisen, Termiten, der Weichthiere und Polypen.

Direct angegriffen wehrt sich ein jedes Thier, und manche besitzen zur Abwehr natürliche Waffen: Zähne, Schnäbel, Hörner, Klauen, Krallen, Stachel, Dolche u. s. w., die oft mit Giftapparaten in Verbindung stehen, wie bei den Schlangen, Immen, Mücken, Wanzen, Skorpionen, Spinnen; andere entleeren ätzende und färbende Stoffe: Die Stinkthiere, Molche, Laufkäfer, Ameisen, Heuschrecken, Grillen und Sepien. Endlich stellen sich einige Thiere todt: Das Schneehuhn, die Wachtel und viele Käfer.

Der Arterhaltungstrieb äußert sich nicht nur dadurch, daß einzeln lebende Thiere derselben Art einander aufsuchen, sondern auch in der Sorge für ihre Jungen. Die Säugethiere ernähren ihre Jungen und vertheidigen sie, ebenso die Vögel, welche Nester bauen; Frösche und Kröten legen ihre Eier ins Wasser, die Fische suchen seichte Gewässer auf, wo die Brut Nahrung und Schutz findet. Bei den Insekten ist die Sorge für die Jungen groß und oft bewunderungswürdig, immer legen sie ihre Jungen dorthin, wo die Jungen Nahrung finden. Die Sandwespen legen Raupen oder Spinnen zu den Eiern und verschließen hierauf den Eiergang; herumstreichende Spinnen tragen die Eier in einem Sacke mit sich. Bei höheren Thieren findet man sogar eine Art Unterricht der Jungen; so lernt die Katze ihren Jungen Mäuse fangen, die Robben locken ihre Jungen in's Wasser, die Vögel lehren die Jungen fliegen und Insekten fangen.

Der Geselligkeitstrieb findet sich besonders bei pflanzenfressenden Thieren durch alle Thierstämme verbreitet und ist so stark, daß gesellige Thiere in der Einsamkeit zu Grunde gehen. Die Affen leben gesellig und haben ihr Oberhaupt, das sich den Gehorsam nöthigenfalls erzwingt; Wölfe vereinigen sich im Winter zu gemeinschaftlichen Angriffen, verwilderte Hunde leben in Rudeln und greifen Stiere an; Pferde, Rinder, Schafe leben gesellig. Die Gesellschaften der Biber und Murmelthiere sind bekannt. Gesellig lebende Vögel brüten gemeinschaftlich, bauen zusammen ein Dach, unterstützen sich gegenseitig, stellen Wachen aus, halten Versammlungen, in denen sie sich berathen (Störche). Die gegliederten Thierstaaten der Ameisen, Bienen und Termiten mit ihren gesonderten Kasten, Theilung der Arbeit, Gastfreundschaft u. s. w. erregten seit jeher unsere Bewunderung. Auch noch tiefer finden wir Gesellschaften bei den Moosthieren, den Polypen, wo die Individuen zu einem Ganzen miteinander verbunden, sind.

Der Nachahmungstrieb äußert sich mechanisch bei Rindern, Schafen, Lachsen und Processionsraupen, welche dem an der Spitze befindlichen Leitthier blindlings nachahmen. Dagegen ahmt der Affe nicht blos mechanisch, sondern auch mit Verständniß nach; ebenso viele Singvögel, welche Melodien wieder geben. Der Spottvogel ahmt die Stimme anderer Thiere nach; Papageien, Raben und Staare die des Menschen, wobei aber von einem Verständnisse des Gesprochenen nicht die Rede sein kann.

Die Begierde oder das vorübergehende Streben nach bestimmter Befriedigung ist bewußt und willkürlich. Wenn die Katze auf eine Maus lauert, so thut sie es instinktmäßig, dem Erhaltungstriebe zufolge, wenn sie aber lauert, um unbewacht von der Milch oder dem Braten zu naschen, so folgt sie der Begierde; ebenso der Fuchs, welcher neben einer Menge von Fröschen und Mäusen lieber dem Haushuhn oder einer Taube aufpaßt. Auch der Affe und der Papagei folgen der Begierde, wenn sie das Futter stehen lassen und um ein Stück Zucker raufen.

Wird die Begierde durch öftere Befriedigung dauernd, so heißt sie Neigung oder Abneigung, woraus Liebe und Haß entspringt.

Die Neigung und Liebe der Affen, der Tauben, der Störche untereinander und zu ihren Jungen ist bekannt, ebenso der Haß der Hunde und Katzen; die Spinnen hassen sich gegenseitig. Die Liebe steigert sich zur Eifersucht bei Affen, Tauben und Störchen; der Hund wird auf einen zweiten eifersüchtig, wenn derselbe sich seinem Herrn nähert.

Wird die Begierde durch innere oder äußere Einflüsse beständig angeregt, so entsteht der Hang, welcher zur Gewohnheit und diese ebenfalls zur Sucht werden kann. Hieher gehört der Hang des Hundes zum Betteln und Raufen, der der Katze zum Naschen, der des Fuchses und des Raben zum Stehlen, die Rauflust einzelner Hunde und die Naschsucht einzelner Katzen.

Die freie Wahl und selbständige Erwägung äußert sich am deutlichsten beim Elephanten, der nicht blos nach einem ihm ein für allemal gegebenem Muster, wie andere lernfähige Thiere, handelt; andere hieher gehörige Beispiele sehen wir an den Pillenkäfern und Todtengräbern.

Was endlich die Störung des Seelenlebens anbelangt, so kann auch der Hund und der Elephant aus eigenem Antriebe verrückt werden, das Pferd kann man verrückt machen.

Wenn wir noch einen Rückblick auf die psychischen Erscheinungen im Thierreiche werfen, so finden wir von den tiefsten empfindenden Wesen angefangen eine allmälige zusammenhängende Steigerung desselben, welche mit der Gesammtorganisation einen nahezu gleichen Schritt hält, und zwar treffen wir zunächst die ersten Spuren einer sinnlichen Wahrnehmung und eine rohe Unterscheidung des eigenen beweglichen Individuums und der Außenwelt oder den Beginn der Vorstellungsthätigkeit, und das Bewußtsein an; hierauf folgen Geschöpfe, bei denen das Gedächtniß auftritt, welche verschiedene Vorstellungen verknüpfen und somit einer einfachen Vergleichung fähig sind; endlich finden wir Wesen, bei denen außer der Weiterentwicklung dieser Fähigkeiten eine Verbindung der einzelnen Vorstellungen zu Allgemeinvorstellungen stattfindet und bei denen die Mittheilung in den Vordergrund tritt.

Die drei Hauptpunkte der psychischen Entwicklung wären also: Das beginnende Bewußtsein, das Gedächtniß und die Verknüpfung von Vorstellungen, die Begriffbildung und Mittheilung.

Der Mensch macht von seinem Kindesalter an diese Stufen durch und erreicht auf der dritten Stufe dieser Entwicklungsreihe den höchsten Punkt. Auch innerhalb der verschiedenen Menschenarten und ihren Rassen treffen wir noch verschiedene Grade geistiger Höhe an; so ragt der Papua auf Neukaledonien, Neuguinea und den Philippinen nur wenig über die geistig begabtesten Thiere hervor, ebenso der viehische

Buschmann und Hottentotte in Capland und der Australier steht noch so tief, daß sich ein Missionär äußert, es wäre gleich, ob man einen Australier oder einen Hund tauft, weil sich beide keinen Begriff von diesem Acte bilden können. Dagegen ragt die mongolische und insbesondere die mittelländische (kaukasische) Menschenart weit über die Thiere hervor und die Kluft, welche in dieser Richtung beide trennt, wird immer größer. Bis in die fernsten Räume, deren Dimensionen nach Milliarden von Meilen zählen, dringt der Geist des Culturmenschen, um daselbst die Gesetze des Seins ebenso zu ergründen, wie auf dem kleinen Punkte, den er bewohnt und Erde nennt.

Parallelen und Randglossen über das Wesen des Beamtenthums.

Von

Dr. Moriz Brühl.

In Preußen hatte, insbesondere von Friedrich II. an, das Beamtenthum in seiner weitern, auch den Officierstand umfassenden Bedeutung, alle Gebiete des öffentlichen Lebens in Beschlag genommen. Somit stand dem politischen Ehrgeiz des Einzelnen kein anderes Feld offen und kannte auch die öffentliche Ehre keinen andern Maßstab, als die officiellen Rangklassen des Beamtenthums. Daraus folgt, daß in Preußen jede öffentliche Thätigkeit und Institution mehr oder weniger den Charakter und Austrich des Beamtenthums annahm und annehmen mußte. Eigentlich sind in Preußen das Civilbeamtenthum, seine Rangstufen und Uniformen nichts anderes als eine Nachbildung der entsprechenden Formen des Militärstandes, so zwar, daß bis zur Einführung der Verfassung Ritterschaft, Corporationen und Magistrate nicht nur das Beamtenthum, sondern mit dem Beamtenthum den Militär-Stand und Staat regiert und dargestellt haben. Derselbe Grund und Gebrauch, welcher die Könige von Preußen bewog, den Soldatenrock als ihr tägliches Kleid zu wählen und damit die militärische Uniform in eminentem Sinne als des „Königs Rock“ zu kennzeichnen und zu ehren, hat auch die Ehrenkleider aller Stände Preußens mehr oder weniger dem Rocke des Königs nachgebildet und auf dem Gebiete der Civilverwaltung eine der militärischen Hierarchie ähnliche Abstufung und Rangordnung und Uniformirung in das Leben gerufen. Noch systematischer und in seiner vollsten Consequenz ist dieser Gedanke in Rußland ausgebildet worden, wo bekanntlich der Adel als solcher gar keinen Rang, und der Fürst, der auf seinen Gütern lebt, einen geringeren Rang hat, als sein Sohn, der als Lieutenant in die Armee tritt, der Rang ist militärisch bemessen; alle Civilbeamten haben einen militärischen Rang, sogar schon die Candidaten und Studenten. Eine Carricatur dieses Systems ist, wenn Kurfürst Wilhelm I. von Hessen neben der Restauration des Zopfes auch die Bestimmung erließ, daß „Niemand, der

nicht ein Beamter war, sich ferner Herr nennen lassen dürfe". Daß das System nicht auch in Preußen bis zur äußersten Consequenz, wie in Rußland, ausgebildet wurde, ist das Verdienst Friedrich II., welcher wohl die Staats-Freiheit als obersten Zweck setzte, daneben aber die überlieferte Stellung der Stände, städtischen Corporationen und Provinzen schonte. Daher das Glück, das ihn bei dem vom Vater überkommenen Stabilisiren der roches de bronze, d. h. der monarchischen Zusammenfassung der obrigkeitlichen Gewalt in Preußen, allein begünstigte, während diejenigen seiner Zeitgenossen, die denselben Gedanken aufnahmen, aber denselben zu gewaltsam und rücksichtslos verfolgten, dem Widerstande sämmtlicher angegriffener Vorrechte unterlagen, wie Pombal in Portugal, Brenda in Spanien, Kaiser Josef in Oesterreich.

In solcher Weise hat Friedrich II. dem gegenwärtig bestehenden Verhältnisse zwischen Adel und städtischen Corporationen einerseits und dem Beamtenthum andererseits vorgearbeitet, welches Verhältniß u. A. auch im Parlamentarismus zum Ausdruck gelangt. Nicht nur daß jene die Beamtenstellung suchen, die Beamten suchen auch umgekehrt eine Theilnahme am öffentlichen Leben durch Sitz und Stimme in den Vertretungskörpern zu gewinnen. Kraft ihrer größeren Schulung in allen Angelegenheiten, die das öffentliche Interesse berühren, ist das Beamtenthum rasch zum vorherrschenden Element in jenen Versammlungen geworden. Die klaren und weitsichtigen Köpfe in den Kreisen des alten Ständethums haben erkannt, daß eine den gegenwärtigen staatlichen Verhältnissen Preußens entsprechende Vertretung des preußischen Volkes der geeigneten Bestandtheile des Beamtenthums nicht entbehren, oder mit anderen Worten, daß die Bildung der neuen herrschenden Klasse in Preußen nur in der Verschmelzung des alten Ständethums mit der staatlichen und staatsmännischen Ausbildung und Bedeutung des Beamtenstandes sich vollziehen kann.

Freilich birgt dieser Zustand die Gefahr in sich, im natürlichen Lauf der Entwicklung dahin zu gelangen, die Staatsverfassung in eine Aristokratie des grünen Tisches umzuwandeln und damit nicht nur die im Volke noch vorhandenen aristokratischen und obrigkeitlichen Elemente (vorzugsweise dasjenige, was man als Selfgovernement bezeichnet) unter die Füße zu treten, sondern auch das deutsche Fürstenthum selbst zu einer Beamtenstellung zu degradiren und dem Beamtenthum gegenüber in dieselbe Stellung herabzudrücken, in welcher sich — um es kurz auszudrücken — das englische Königthum der dort herrschenden Klasse gegenüber befindet.

Das Beamtenthum in solcher Stellung und mit solcher Machtfülle ausgestattet, wird zur Bureaukratie. Das preußische Beamtenthum ist nahe an dieses Ziel herangekommen.*) Wesentlich trägt hiezu die

*) Gneist sagt in seinem berühmten Werk über die englische Staatsverfassung: „Den Respekt und das Ansehen, welches in England die regierenden Klassen durchweg beanspruchen und haben, ist auch bei uns vorhanden: der Soldat hat es vor dem Offizier, der Bauer vor dem Landrath, der Handwerker vor der Polizei-Obrigkeit, Alle vor dem Gericht: und dies Verhältniß ist gerade die Schöpfung des Königlichen Hauses, die Folge unseres geschichtlichen Rechtsganges, der die Landstände bisher dem Beamtenthum untergeordnet hat, nicht umgekehrt."

Unabsetzbarkeit einer wichtigen und großen Kategorie von Beamten bei. Dieselbe ist englischem Muster nachgebildet, geht aber weit über dieses Vorbild hinaus. Während nämlich in England die Selbstständigkeit und Unabsetzbarkeit auf die geringe Zahl der Oberrichter beschränkt ist, die nur entlaßbar sind durch die Krone über eine Adresse beider Häuser des Parlaments, die sechzig Kreisrichter dagegen schon durch den Lordkanzler wegen inability und die Friedensrichter sogar stillschweigend durch Weglassung ihres Namens von der Liste entlassen werden können, nimmt die preußische richterliche Bureaukratie das Recht der englischen Oberrichter auch für den jüngsten Kreisrichter in Anspruch. Noch mehr: derselbe verlangt, weder vom Könige noch vom Justizminister, sondern lediglich von seinen Standesgenossen, die mit ihm dasselbe Interesse haben, entlassen werden zu können. In England findet ferner eine Beförderung innerhalb der Magistratur fast niemals statt, vielmehr pflegte sich der Richterstand aus dem Stande der Anwalte zu ergänzen, endlich pflegt in England der Richterstand sich grundsätzlich von den politischen Parteitrieben fernzuhalten, während der preußische umgekehrt die Theilnahme am politischen Leben als seine Pflicht und sein Recht sucht.

Um die Vergleichung zwischen dem preußischen und englischen Richterstand, auf welche dieses Thema uns hingeleitet hat, nun auch durchzuführen, sei noch bemerkt, daß, abgesehen davon, daß die englischen Gerichtshöfe die Verwalter des öffentlichen und Privatrechts, die preußischen dagegen nur die des letzteren geblieben sind, in England die Entwickelung dahin gegangen, die außerordentlichen richterlichen Gewalten der Krone zu Gunsten der herrschenden Classe der Gentry, in Preußen dagegen zu Gunsten und im Interesse des Richterstandes selbst zu beseitigen. Der wichtigste Unterschied aber ist, daß in England die Stellung der unteren Richter in der Hand des ersten richterlichen Beamten der Krone, des mit den Parteien wechselnden Lordkanzlers liegt, eine Alteration der Stellung der höchsten Richter oder eine Veränderung des lebendigen angewandten Rechts die nämlichen Garantien erheischt, wie eine Umgestaltung des formellen Rechtes, nämlich die Uebereinstimmung der legislativen Gewalten, weshalb eine Entlassung der eigentlichen Oberrichter eben nur auf Adresse der beiden Häuser des Parlaments durch die Krone erfolgen kann.

Wir sind natürlich weit davon entfernt, der Unsicherheit und Beweglichkeit des Richterstandes das Wort zu reden. Es liegt zudem im Interesse einer jeden Regierung, ihren Beamten eine möglichst sichere und geachtete Stellung und damit eine Autorität zu verschaffen, die wesentlich ihre eigene ist; es wird auch eine jede Regierung, je mehr die Beamten als ihre Organe betrachtet werden, und je mehr sie also nach allen Seiten innerlich und äußerlich verantwortlich sind, um so weniger einen Beamten ohne die allerdringendsten Gründe entlassen. Auch in England, wo die meisten Beamten nur auf Widerruf (during pleasure) angestellt sind und alle öffentlichen Anstellungen mit Ausnahme der richterlichen im engern Sinne in der Regel sechs Monate nach einem Thronwechsel erlöschen — wir sagen, auch in England ergibt

die Praxis, daß die Möglichkeit der Entlassung das letzte Präservativ gegen die Nothwendigkeit derselben ist. Von welcher Wichtigkeit aber die Frage in principieller Hinsicht ist, das sagt uns Gneist wenn auch zunächst mit Bezug auf England: „Dennoch ist das Grundprincip von großer Tragweite und von entscheidendem Einfluß auf das Beamtenthum selbst, in welchem die Vorstellung von einer selbstständigen continuirlichen Stellung im Staat danach nicht wohl entstehen konnte. In England ist und bleibt das Parlament der dauernde, feste Organismus des Staates, während das Beamtenthum als Ausschuß der persönlichen Gewalt des Königs mit der Person des Monarchen erlischt. Auf dem Continent herrscht die entgegengesetzte Vorstellung."

Wir wurden dazu veranlaßt, auf die Stellung des richterlichen Beamten etwas näher einzugehen, um, was unser Ausgangspunkt gewesen, den erwähnten Unterschied zwischen Beamtenthum und Bureaukratie deutlicher zu machen. Es sei hier sofort hinzugefügt, daß je mehr in Preußen die Bureaukratie sich ausbildet, desto erkennbarer ein beginnender Verfall des Beamtenstandes daselbst ist. Dessen Ursachen finden wir in dem an sich als berechtigt anerkannten, aber übertriebenen Drang nach der Theilnahme am Staatsleben, in der Monopolisirung des Staats im Beamtenstande, in jener zunftmäßigen Auffassung des Beamtenthums, welche den Staat als ein Object zur Anstellung von Beamten behandelt.

„Was dem Beamtenstande widerstrebte — sagt Gneist — war klar oder unklar das Beste, was in unserm Volke lebte, das Streben nach freier Entwicklung des Individuums im corporativen Verbande, das Bedürfniß der Selbstthätigkeit im öffentlichen Leben, welches mit Censur, geheimem Gerichtsverfahren und dem unaufhörlichen Reglementiren nicht länger zu bestehen mußte. Bestrebungen, die um deßwillen auch ihre Sympathien in dem begabtesten Theile des Beamtenthums selbst fanden."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die constitutionellen Staatseinrichtungen keine Garantie gegen die Uebergriffe der Bureaukratie bieten, ja vielleicht eher dieselben begünstigen. Gegen diese Gefahr bildet allerdings in Preußen die Integrität und Bildung des Beamtenstandes eine mächtige moralische Gewähr, aber daß sie besteht hat sich insbesondere in Frankreich gezeigt, wo das Repräsentativsystem nicht blos in Bund trat mit der Bureaukratie, sondern letztere zur vollsten Entwicklung brachte. In Frankreich wurde allerdings der Versuch unternommen, die Gefahren und die Herrschaft der Bureaukratie dadurch zu beseitigen, daß man die Verwaltungsbehörden ihrer Functionen als Gerichtshöfe für das öffentliche Recht entkleidete, die Folge hievon war aber nur, daß die Mitglieder jener Verwaltungsbehörden zu bloßen Executivbeamten, zu willenlosen, meist auch überzeugungslosen Werkzeugen der Centralverwaltung wurden.

In Frankreich trat förmlich an die Seite der Repräsentativ-Verfassung die constitutionelle Verwaltung als Ergänzung und Vollendung. Daraus ergab sich und muß sich unter gleichen Verhältnissen stets mit Nothwendigkeit ergeben: auf der einen Seite Abhängigkeit der Aemter,

der Kirche, der Wissenschaft, aller der Gewerbe, die direkter oder indirekter Concessionen bedürfen, von der Verwaltung, eine unbegrenzte Polizeigewalt, die Bevormundung der Presse und des Vereinsrechtes,— die persönliche Freiheit Aller, die wirthschaftliche Existenz der meisten Klassen des Volkes auf Diskretion in die Hände Einer Klasse gelegt; auf der anderen Seite und nicht mit minderer Wahrscheinlichkeit Corruption und Demoralisation des Beamtenthums, die um so schneller eintritt, je mehr dem Beamtenthum die wirthschaftliche Selbstständigkeit fehlt und sie nicht, wie die politischen Beamten Englands, die Wahl haben, auf ihre Güter sich zurückzuziehen. Einen solchen Zustand des Beamtenthums haben wir mehr oder weniger in Frankreich, welches seinen Niedergang diesem Zustand wesentlich verdankt, vor Augen, und Macaulay charakterisirt ihn treffend gelegentlich der Geschichte der englischen Restauration, wo er von dem damaligen Beamten sagt: „Er wird schnell im Beobachten und fruchtbar an Hilfsmitteln. Er eignet sich ohne Mühe den Ton jeder Partei und Seite an, zu der er sich zu gesellen kommt. Aber wir werden bei derartig gebildeten Staatsmännern selten Redlichkeit, Beharrlichkeit oder irgend eine der Tugenden von dem edlen Stamme der Wahrheit finden. Er hat keinen Glauben an irgend eine Lehre, keinen Eifer für irgend eine Sache. Er spottet ebenso über die, welche ängstlich zu erhalten, wie über die, welche ewig zu verbessern beflissen sind. Treue für Meinungen und Freunde erscheint ihm als bloße Beschränktheit und querköpfiges Wesen. Die Politik betrachtet er nicht als eine Wissenschaft, deren Gegenstand das Glück der Menschheit ist, sondern als ein aufregendes Spiel, aus Zufall und Kunst zusammengesetzt."

Wir schließen hiermit unsere Bemerkungen über das Wesen des Beamtenthums ab, ohne auch nur entfernt den Anspruch zu erheben, das fruchtbare und wichtige Thema erschöpft zu haben. Daß wir sorglich vermieden haben, Nutzanwendungen zu machen und Hinweisungen auf österreichische Zustände einzuflechten, wird man hoffentlich begreiflich finden. Unser Zweck ist vollständig erreicht, wenn die vorstehenden rein objectiven und geschichtlich erhärteten Randglossen ein Interesse anregen, welches gestattet, im nächsten Jahrgang dieses Buches die begonnene Untersuchung systematisch weiterzuführen und abzuschließen.

Die Weltausstellung und die Frauenarbeit.

Von

Hermann Ritter von Orges.

Mit dem Frühjahre 1873 wird zum ersten Mal in Deutschland, zum ersten Male in Oesterreich einer jener großen Wett- und Preiskämpfe der Arbeit eröffnet werden, welche unter den Namen „Weltausstellungen" seit zwei Dezennien in ziemlich regelmäßigen Perioden von 5 oder 6 Jahren in den Hauptstädten Englands und Frankreichs abgehalten worden sind.

Die Wiederholung dieser Schauspiele in so kurzen Zeiträumen, daß der Fortschritt der Industrie während derselben nur ein relativ geringer sein konnte und an den gleichen Orten, hat vielfach die Bedeutung der Ausstellungen trotz alles Glanzes mit welchen man sie ausstattete, bei Jenen verkennen lassen, welche wesentlich nur die Vortheile berücksichtigten, welche der Industrie und dem Handel unmittelbar daraus erwachsen. Diese Vortheile scheinen nicht immer im Verhältnisse zu dem großen Aufwand an Geld, Zeit und Kraft zu stehen, welcher in London und Paris darauf verwendet wurde und in Wien darauf verwendet werden muß, wenn das Werk gelingen soll.

Das reiche England und das reiche Frankreich könnten sich solchen Luxus allenfalls erlauben, hört man sagen, aber für das arme Oesterreich sei derselbe ein durchaus unwirthschaftlich angelegtes Capital, eine unverantwortliche Verschwendung.

Es lohnt sich wohl diese Ansicht an dieser Stelle zu widerlegen und nachzuweisen, daß die Weltausstellungen in ihren Wirkungen weit über die Gebiete des Handels und der Industrie hinausgreifen und England und Frankreich noch ganz andere und wichtigere Vortheile gebracht haben als die Fabrikation zu entwickeln und dem Handel neue Märkte zu gewinnen. Es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß, wenn die Wiener Weltausstellung ihrer Aufgabe gerecht wird, Oesterreich daraus ein Segen erwachsen kann, welcher noch weitaus den Nutzen übertreffen

dürfte, den jene beiden alten Culturländer, welche auf der Höhe der Civilisation stehen, aus jenen großen Festen gezogen haben, mit denen sie zuerst die Welt bekannt gemacht.

Um der selbst übernommenen Aufgabe gerecht zu werden, müssen freilich Oesterreich und Wien, müssen Regierung, Land und die Einwohnerschaft der Hauptstadt sich klar über die Ziele sein, welche zu erstreben sind, klar über die Mittel, welche zu deren Erreichung führen. Das gilt auch von den Frauen, denen sich in der Wiener Weltausstellung, wie deren Organisation geplant ist, eine überaus werthvolle Gelegenheit zur Förderung jener großen socialen Frage bietet, die am specifischsten unsere Culturperiode charakterisirt: Die wirthschaftliche Gleichberechtigung und Unabhängigkeit der Frau.

Die bisherigen Weltausstellungen sind in der Tragweite ihrer Wirkungen selbst von denen, welche sie in's Leben riefen, stets verkannt und weit unterschätzt worden; es ging dabei wie mit den Eisenbahnen. Man sah in letzteren anfangs nichts als ein besseres Beförderungsmittel und ahnte nicht entfernt, daß durch die von ihnen getragene Riesen-Entwicklung des Verkehres Europa, der ganzen Culturwelt, den politischen, den wirthschaftlichen, den socialen und nationalen Verhältnissen eine andere Gestalt gegeben werden würde.

Der Gedanke zur ersten Weltausstellung, die 1851 zu London abgehalten wurde, ging bekanntlich vom Prinz Albert, dem Gemahl der gegenwärtigen Königin von England, aus; derselbe hoffte durch eine Gesammtausstellung der Arbeitsleistung aller Völker, der Industrie Englands, dieser großen Centralwerkstätte der Welt, einen neuen Aufschwung zu geben. Er rechnete auf die Folgen der unmittelbaren Anschauung, des Vergleichs unter den verschiedenen Fabrikaten. Er hoffte ferner neue commerzielle Verbindungen, einen vortheithafteren Austausch der Producte unter den Nationen herbeizuführen, vor Allem aber der englischen Industrie, der Masseninduſtrie par excellence, etwas mehr Sinn und Geschmack für Kunst einzuflößen. Der englischen Industrie fehlt letzterer bekanntlich in vielen Gebieten eben so sehr wie dem Englischen Volke, vermuthlich weil das Klima den Sinn für die Farbe nicht unterstützt, und kirchlicher Fanatismus und die daraus sich ergebende Pruderie den Cultus des Nackten, diese Basis der Kunst, verhindert und verbietet.

Die erste englische Ausstellung stellte in Folge dessen die Schöpfungen der Kunst, die keinen anderen Zweck haben als sich selbst, in den Vordergrund. Als der Triumph und die Blüthe der menschlichen Arbeit stellte man deren Werke in die mittlere Riesengallerie des berühmten Crystallpalastes des ersten großen Gebäudes aus Glas und Eisen. Von der Mitte nahm der ungeheuere Bau rasch nach den Seiten ab. An die Werke der reinen Kunst schlossen sich die der Kunstindustrie, dann folgten die Fabrikate der Masseninduſtrie, dann die Halbfabrikate und endlich die Rohstoffe, die den äußersten Rand bildeten.

Es war ein schön gedachtes und wundervoll ausgeführtes Gesammtbild der Arbeit der gesammten Menschheit, ein Bild dessen „W a s“ sie leistet.

Ganz England strömte herbei den Wunderpalast zu schauen, und hundert Tausende kamen vom Continent Europas, Tausende aus den übrigen Welttheilen zu gleichem Zwecke.

Ebenso zahlreich war der Besuch bei der zweiten Englischen Ausstellung im Jahre 1862.

In der That war London, welches nach Carl Ritter's geistvollem Ausdruck den Mittelpunkt der Festlandshälfte unseres Erdballs bildet, das im Centrum jener Halbkugel liegt, auf welcher sich das meiste Land findet, vortrefflich geeignet, um die Arbeit aller Völker zu vereinigen. Nirgend zeigt sich sonst ein ähnlicher Knoten von Weltverkehrslinien.

Wer aber die Industrie und den Handel Englands vor und nach den Ausstellungen, wer die heutige Entwicklung der Kunst in England mit dem früheren Standpunkt derselben vergleicht, der wird kaum finden, daß der Fortschritt ein ungewöhnlicher, ein im Verhältnisse zu der früheren Steigerung überraschender gewesen und derselbe in Folge der Ausstellungen einen Sprung gemacht habe.

Wie außerordentlich, wie gewaltig zeigt sich dagegen der Fortschritt in Englands Regierung, in Volk und Gesellschaft, in Sitte und Bildung — in Cultur mit einem Wort, und dieser ungeheure Fortschritt ist wesentlich Folge der Ausstellungen, würde ohne sie überhaupt nicht oder doch nicht in dieser Weise und in diesem Maße stattgefunden haben.

So vortrefflich die Lage Englands für den commerziellen Verkehr ist und noch mehr war, weil die Weltverkehrslinien bisher vorherrschend maritime gewesen und erst jetzt terrestrische zu werden beginnen, so unvortheilhaft liegt doch England für den geistigen, den socialen Austausch, der für den geistigen Reichthum ebenso vortheilhaft, ebenso nothwendig ist, wie der Austausch der Producte für den materiellen.

Die maritime Isolirung Englands hatte dessen Culturentwicklung zu einer einseitigen, wahrhaft insularen gemacht; Regierung und Gesellschaft war voll Widersprüche, Sonderbarkeiten, Verrottungen. Dieses Wesen klebte sogar jedem einzelnen Engländer in solchem Grade an, daß man es auf dem Continent fast als eine angeborne Eigenthümlichkeit der Nation betrachtete. Prüderie, kirchlicher Fanatismus, zopfige Steifheit bis zur gesellschaftlichen Rohheit gesteigert, eine gouvernemental, politisch und social so überlebte Organisation, daß sie ohne rasche durchgreifende Reform nothwendig in nicht ferner Zeit zu einer furchtbaren Katastrophe hätte führen müssen — das war England vor der ersten Ausstellung.

Die von dieser ausgegangene Bewegung, „der Verkehr“, hat das im wahren Sinne des Wortes fast unmöglich Scheinende möglich gemacht; die Ideen, die Sitten und Normen des Continents haben auf England Wurzel gefaßt, und ersterer empfängt bereits jetzt Manches als Ernte zurück, was er dort unbewußt gesäet.

Im politischen Gebiete wollen wir nur an den household suffrage erinnern, dem sicher der manhood suffrage, das allgemeine Wahlrecht bald folgen wird; ferner an die ungefährliche, aber als Ferment für den Fortschritt höchst werthvolle Organisation und Verbreitung republikanischer Clubs

über das ganze Land. — Da zwei Mitglieder des englischen Unterhauses und der Aristokratie, der honorable Aubernon Herbert und Sir Charles Dilke, sich öffentlich als „theoretische Republikaner“ bekannt haben, kann man sogar sagen, daß es bereits eine republikanische Partei im englischen Parlamente gibt. Bei Zuständen wie sie die englischen Agrarverhältnisse geschaffen haben, muß man den Bestand einer solchen Partei als ein werthvolles Sicherheitsventil betrachten, denn dadurch wird das Vertrauen der Ruralarbeiter, welche bis jetzt rettungslos dem Pauperismus verfallen waren und der Verzweiflung nahe gebracht sind — daher zahllose Massen bildeten, welche leicht geneigt werden könnten, ihr Elend gewaltsam zu beseitigen — zur Landesvertretung erhalten. Die Labourers wissen, daß ihre Interessen im Parlament vertreten sind und hoffen auf Reformen durch die Initiative desselben.

Was den gouvernementalen Umschwung betrifft, so zeigt er sich namentlich in der Aufhebung des Officiersstellenkaufes in der Armee, im Impf- und Schulzwang, der sicher in Aussicht steht. Der sociale Fortschritt documentirt sich am deutlichsten in der Agitation für die politische Gleichberechtigung der Frauen, an deren Spitze der größte Denker der Gegenwart, Stuart Mill, sich gestellt hat.

Was die kirchliche Reform angeht, deren England in so hohem Grade bedürftig ist, so genügt es wohl daran zu erinnern, daß der ganze religiöse Fortschritt, der in der Weltauffassung der Culturländer wesentlich unter dem Impuls entstanden ist, welchen England den Wissenschaften gegeben hat. Es ist gewiß, daß George Combe und Thomas Buckle, Stewart Mill und Charles Darwin auch ohne die Weltausstellungen geforscht und geschrieben haben würden, aber daß die Saat, welche sie gesäet so rasch in England aufzugehen beginnt, daß dort die Universitäten endlich ihres rein kirchlichen Charakters entkleidet werden, daß der Volksunterricht als Staatspflicht erkannt ist, daß die Forderung confessionsloser Schulen gestellt worden, daß in nicht ferner Zukunft der Arbeiter nicht mehr durch die englische Sabbathstrenge um den Genuß des Feiertages der Woche gebracht werden wird, das Alles ist Folge der Bewegung und Aufklärung, welche die Londoner Ausstellungen in die Massen des englischen Volkes gebracht haben.

Um es mit einem Wort zu sagen, das englische Volk ward durch die Weltausstellungen in den großen, stätigen Culturprozeß des europäischen Continents eingezogen und nimmt jetzt an demselben nach jeder Richtung in fast organischer Weise Theil.

Von der Fülle des Segens, welcher England aus diesem Vorgange erwachsen ist, kann sich freilich nur der eine richtige Idee machen, welcher sich klar darüber ist, was aus England geworden sein würde, wenn es sich in seiner früheren geistigen Isolirung fortentwickelt hätte. Diese Isolirung würde, dafür sprechen tausend Beweise, zu der furchtbarsten socialen Catastrophe geführt haben, welche jemals einen Staat, ein Volk getroffen, denn in keinem Lande waren mälig die socialen Gegensätze schroffer und unvermittelter geworden.

Auf dem Continent hat man sich freilich lange darüber getäuscht, man verwechselte den Comfort und die Freiheit, das Wohlbefinden der besitzenden Classen Englands mit der Lage der Massen, wie man in dem Uebermuth Englands gegen Schwache politische Energie, in seiner Scheinheiligkeit Moralität sah.

Erst neuerdings hat man erkannt, zu welcher gefährlichen Höhe der Pauperismus in England bereits gediehen ist und wie die immer drohender werdenden Arbeiterbewegungen nur die unvermeidliche Consequenz davon sind. — Der Krimkrieg und überhaupt die Rolle, welche England in allen politischen Verwicklungen seit zwei Jahrzehnten spielt, haben allerdings jetzt wohl allgemein die Ideen über den eigentlichen Character der Politik des Inselkönigreichs aufgeklärt, wie die Haltung seiner Regierung und seiner höheren Classen in dem großen Kriege der Nordstaaten gegen die Südstaaten der nordamerikanischen Union, jede Täuschung über den ebenso grellen als kurzsichtigen Egoismus des englischen Volkes vernichtet hat, denn in diesem großen Kampfe für das Recht und die Ehre der freien Arbeit nahmen in England die den Ausschlag gebenden Kreise mit wahrer Leidenschaft für die Sclavenstaaten Partei.

Ganz anders wie in England wirkten die Weltausstellungen in Paris auf dieses und auf Frankreich.

Es ist bekannt, daß namentlich die zweite Pariser Weltausstellung außerordentlich systematisch organisirt war, nur gipfelte dieselbe nicht, wie in London in den Werken der Kunst, als der höchsten Arbeitsleistung der Menschheit, in dem was diese schafft, sondern im Werkzeug, in dem womit die Menschheit arbeitet, im Instrument, in der Maschine.

Der Pariser Ausstellungspalast war aus einer Reihe concentrischer Ringe gebildet, deren mittelster sich mächtig über die andern erhob. Er bildete den für die Maschinen, Werkzeuge bestimmten Raum. Die nach Außen sich anschließenden Ringe waren dann den Fabricaten, den Kalkfabricaten und endlich den Rohproducten gewidmet, während nach innen die Producte der Kunstindustrie und endlich in der innersten Gallerie die Schöpfungen der reinen Kunst aufgestellt waren.

Dieser letzteren war also, im Gegensatz zu London, nur ein bescheidener Raum zugewiesen. Grade wie im Leben, denn die hohe Freude, welche die Kunst gewährt voll zu empfinden, ist ein Grad von Bildung nothwendig, welcher sich nur selten findet; die Kunst ist, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, ein Luxusbedürfniß der Bildung.

Auf die Wohlfahrt der Masse influirt am meisten die Massenproduction und diese ist bedingt durch die Maschine. Der Absatz der Massenproduction ist nur auf dem Weltmarkt, nur durch den Weltverkehr möglich, und hat große, auf die Weltbedürfnisse berechnete und die Schwankungen des Weltmarktes in Berechnung ziehende Speculationen zur Voraussetzung.

Eine so klägliche Rolle England im Kunstgebiete auf der Londoner Ausstellung spielte und dadurch unverkennbar bewies, wie weit das

Inselkönigreich in rein humanitärer Bildung gegen die continentale Cultur zurückgeblieben ist, eine so übermächtige Stellung nahm England auf der Pariser Ausstellung unter den Werkzeugen, den Maschinen und damit in der Massenproduction und in allen Consequenzen derselben ein, und zeigte umsomehr die Schwäche des doch so erwerbsbegierigen Frankreichs gerade in diesem Gebiete.

Was England fehlte konnte es selbst im eigenen Lande, also unter den günstigsten Bedingungen nicht verstecken, und ebenso erging es Frankreich.

Wie England so ist auch Frankreich ein ungemeiner Nutzen aus den Weltausstellungen erwachsen und ebenfalls ein ganz anderer, als man erwartete und als L. Napoleon gewollt, der nach seiner Maxime, dem panem et circensis, in den Ausstellungen nur der Hauptstadt des Kaiserreichs ein glänzendes, localen Geldgewinn bringendes Schauspiel bereiten wollte.

Das frühere Frankreich war trotz der großen Sparsamkeit, der Genügsamkeit und dem Fleiß seiner Bevölkerung ein auf dem Weltmarkt wenig bekanntes Land. Es arbeitete, aber nicht im großen Styl. Es speculirte, aber ein kleinlicher, ängstlicher Geist herrschte dabei; die Unternehmungslust war eine äußerst geringe. Im Gegensatz zu England, wo die Kaufleute und Industrielle bis zum letzten Rest ihrer Kraft fortarbeiten und niemals mit dem Erreichten zufrieden sind, erstrebte der französische Producent oder Kaufmann nur ein relativ bescheidenes Vermögen. Er wollte lieber langsam, aber sicher gewinnen, das Gewonnene nicht neu anlegen und wagen, er vermied die Verbindung mit fremden Märkten und Ländern; ein kleiner Rentier zu werden war das ganze Ziel seines Ehrgeizes.

Paris, dessen Charakter bei der Centralisation des Landes so maßgebend für den Charakter des Ganzen ist, war die Stadt der kleinen Rentiers.

Wie ungeheuer hat sich das in Paris und ganz Frankreich durch die Ausstellungen geändert.

Man arbeitet jetzt dort im großen Styl, man speculirt, man scheut auch vor den gewagtesten Unternehmungen nicht mehr zurück, fast wie in England.

Wenn das Princip der Verkehrsfreiheit, der Handelsfreiheit in Frankreich, in dieser klassischen Burg des Schutzzoll's Eingang gefunden hat, so ist das Folge der Wirkung der Pariser Weltausstellung. — Wer kannte früher Frankreich auf dem Weltmarkt? Jetzt hat es den halben Continent mit Eisenbahnen versorgt, Oesterreich selbst verdankt Frankreich einen Theil seiner Bahnen, an der Spitze der Verwaltung der letzteren stehen Franzosen, und dasselbe ist in Rußland, in Spanien, in Italien der Fall.

Die Pariser Weltausstellungen haben Frankreich einen Unternehmungsgeist eingeflößt, wie das Land ihn nie vorher gekannt hat. Die Massenproduction, der Weltverkehr, der Welthandel hätte ohne die Weltausstellungen vielleicht nie, gewiß aber nicht so bald und tief

in Frankreich Wurzel gefaßt. — Es ist hier der Ort daran zu erinnern, daß das für die Welt der Arbeit, für Handel und Wandel, für den Verkehr segensreichste Werk der Neuzeit, das Werk, welches namentlich für Oesterreich so außerordentliche Bedeutung hat und noch mehr haben wird — der Suez-Canal — ein französisches Unternehmen ist, ein Unternehmen das selbst den Engländern zu gewagt schien.

Wer die Folgen der englischen und französischen Weltausstellungen gesehen, der muß sagen, daß nie ein großartigerer, hoffnungsreicherer Gedanke für Oesterreich, ja vielleicht für Europa gefaßt wurde, als derjenige, welcher zum Plan der Weltausstellung in Wien im kommenden Jahre geführt hat. — Wenn die Ausführung nur einigermaßen der Großartigkeit des Zieles entspricht, wird man vielleicht von dieser Ausstellung dereinst eine neue Periode der Entwicklung Oesterreichs datiren.

Ganz abgesehen von den speciellen Wiener Interessen, kann die Wahl des Ortes als eine überaus glückliche bezeichnet werden. — London und Paris sind uralte Centren der Cultur, die Hauptstädte der beiden großen europäischen Seemächte, sie liegen in der Mitte ausgedehnter, aber streng geschlossener Culturgebiete.

Wien, an sich culturlich auf dem Continent nicht sehr weit hinter Paris zurückstehend, liegt dagegen nicht in der Mitte, sondern stark an der äußersten Ostgrenze des deutschen Culturgebietes. — Ostwärts von Wien hat das arische Culturgebiet als geschlossenes Ganze ein Ende, nur einzelne Außenposten finden sich weit, bis auf die Höhe des Siebenbürgischen Gebirgslandes und an die Ufer der Wolga vorgeschoben.

Der Orient im engern Sinne, steht unter der Herrschaft der Türken, die Turanier sind. — Culturlich ist der Orient eine Wüste, aber er ist nicht menschenleer, nicht eine Heimstätte roher, unentwickelbarer Elemente, sondern im Gegentheil erfüllt mit einer arbeitsamen, dem christlichen Europa zugehörenden bildungsfähigen Bevölkerung, welche vielleicht nur eines Anstoßes bedarf, um auf's Neue an der großen Culturarbeit Antheil zu nehmen, an jener Arbeit des ganzen Menschengeschlechts, die ihre idealsten, ihre unsterblichsten Schätze diesem Orient verdankt.

Der Orient, die kleinasiatische Küste, namentlich die europäische Türkei, ist größtentheils dicht bevölkert, aber der Mangel an Sicherheit der Person und des Eigenthums ließ diese Bevölkerung bisher auf der untersten Stufe der Civilisation verharren. Sie wagte nicht über das Maß der einfachsten Bedürfnisse zu erwerben, sie wagte nicht ihre Bedürfnisse zu erhöhen, sie wagte nicht zu sparen, aus Furcht alle Frucht ihrer Arbeit sofort von den türkischen Herren geraubt zu sehen. So lange die Rajah in der Türkei rechtslos war, für sie keine Sicherheit der Person und des Eigenthums bestand, konnte nicht daran gedacht werden diese uralte Wiege der höchsten Cultur derselben zurück zu erorbern. Jetzt ist durch die in Folge des Krimkrieges der Pforte abgerungenen Concessionen zu Gunsten der arischen Christen auf der illirischen Halbinsel, Sicherheit der Person und des Eigenthums der Rajah gewährleistet und die im raschen Ausbau begriffenen orientalischen Bahnen werden nicht blos Europa Gelegenheit geben, diese Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit zu

überwachen, sondern sie werden auch dieser nach vielen Millionen zählenden Bevölkerung die Mittel gewähren sich an das cultivirte Europa anzuschließen, mit ihm in Verkehr zu treten.

Der Orient gleicht einer großer Schatzkammer, deren ungeheure Schätze lebendige Kräfte sind, die aber in der Fessel früherer Zustände und Erinnerungen liegen. Die Ketten, welche die Rajah niederhalten, sind längst durchrostet und durchschnitten; eine Bewegung, ein Anstoß und der noch bestehende Schein und die Scheu vor ihrer Macht wird zerstört sein. Diesen Anstoß kann die Wiener Weltausstellung geben, diese Bewegung kann sie hervorrufen.

Das Gebiet auf welchem die Wiener Weltausstellung ihre unmittelbarste Wirkung üben wird, ist somit ein durchaus neues. Und es ist von größter Bedeutung, daß gerade in diesem Gebiete seit der letzten Pariser Ausstellung viele, so tief in das Verkehrsleben eingreifende Verkehrslinien eröffnet sind, wie die orientalischen Bahnen und namentlich der Suez-Kanal, durch welchen die London und Paris noch 1851 und 1867 so fernliegende asiatische Welt jetzt Oesterreich und Wien so nahe gerückt ist.

Die Wiener Weltausstellung kann daher, ich stehe nicht an dies aus tiefster Ueberzeugung auszusprechen, den Grund zur Lösung der sogenannten Orientalischen Frage legen, sie kann die dort im Banne liegenden christlichen Völker aus ihrer Apathie, aus ihrer Passivität aufrütteln, sie in Bewegung setzen, sie befreien; sie kann den Orient der Gesittung, der Bildung, der Arbeit im höheren Sinne des Wortes, der Freiheit und dem Rechte der Cultur mit einem Wort zurückgeben; sie kann Asien aus Europa vertreiben, wenn nicht politisch doch wirthschaftlich und vielleicht social.

Die Wiener Weltausstellung kann jener unglaublichen Anomalie in Sitte, Gesetz und Religion in der Südostecke unseres Welttheiles durch friedliche Mittel ein Ende machen, die zu beseitigen man bisher anstand, weil man keinen anderen Weg kannte um diesen Zweck zu erreichen, als die Mittel der Gewalt, als den Krieg.

Oesterreich war bisher im Gegensatz zu den beiden größten Europäischen West- und Seestaaten, ein streng continentaler Staat, es trägt in seinem ganzen Wesen den Stempel rein continentaler Entwicklung und Wien speziell hat durch und durch den Character einer Binnenstadt.

Freilich steht es im merkwürdigen Gegensatz zu diesem Charakter und diesem Weltgang, daß es Oesterreich war, welches Dank seinem unvergeßlichen Helden Wilhelm von Tegetthoff, den glänzendsten Seesieg der neuen Zeit erfochten hat.

„Oesterreich und das Meer, sagt Freiherr v. Wüllerstorf in einer vortrefflichen Studie, sind fast zwei Gegensätze bei uns geworden. Nur von Zeit zu Zeit kommen von der blauen Adria Klänge herüber, die daran erinnern können, daß ein größerer Zusammenhang zwischen Land und Meer bestehen sollte, und daß auch an jenen Gestaden, in jenen Gegenden Menschen leben, welche zu Oesterreich gehören und das Wohl und Wehe desselben mit empfinden.“

Und doch liegt Wien nur 12 Stunden von dem in Europa am tiefsten einschneidenden Meer entfernt und doch besitzt Oesterreich eine lange Küste, reicher an den trefflichsten Häfen als sie irgend ein Land Europas sein eigen nennen darf, und dieses Meer und diese Häfen eröffnen den Zugang zu der wichtigsten großen maritimen Handelsstraße der alten Welt, zu der kürzesten See-Verbindung zwischen Europa und Asien. —

Dieses österreichische Küstengebiet ist bis heute, man kann sagen eine wahre terra incognita für das eigene Land und Volk geblieben, ein Gebiet von solcher Verwahrlosung, so wenig beachtet, daß dort Zustände der Cultur oder vielmehr Nichtcultur existiren, wie sie viel schlimmer kaum in der Türkei vorkommen.

Freiherr v. Wüllerstorf, der frühere Handelsminister, sagt in einer anderen kürzlich erschienenen Brochüre wörtlich: „Der weitaus größte Theil der österreichischen Küste mit allen ihren Vorzügen ist nahezu vergessen und verschollen und in einem Zustande belassen worden, der für ein civilisirtes Reich beschämend genannt werden darf, weil weder die Pflege des Unterrichtes und der Justiz noch jener der Bodencultur und der Communicationen einen namhaften Fortschritt aufzuweisen haben."

„Wer kennt die Provinzen Oesterreichs am Meere, wer kümmert sich um dieselben, wenn sie nicht in Noth und Elend und Barbarei aufschreien oder im glücklichsten Falle Zeuge sein können historischer Ereignisse, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt für einen Augenblick dahin lenken?"

„Vergessen und verkümmert wie sie sind, bleiben sie ihrem Schicksale überlassen, dienen höchstens dazu den Nationalhader zu vermehren und Parteiumtriebe zu unterstützen. — Ihre Einwohner sind verwildert, in Unthätigkeit, Elend und Unwissenheit versunken." —

Die Wiener Weltausstellung kann und wird diesen, so bedauerlichen Zuständen ein Ende machen. Sie wird ganz Oesterreich das Bild dieser Verwilderung, dieser Unthätigkeit, dieses Elendes, dieser Unwissenheit, vor die Augen führen.

Sicherlich wird die Weltausstellung aber noch in ganz anderer wirkungsvoller Weise im Innern Oesterreichs reformiren, denn sie wird wie nichts Anderes die Bevölkerung zur Thätigkeit anregen, deren Unternehmungsluft aufstacheln, sie wird die so sehr gefährdete Reichseinheit festigen, sie wird ein politisch und wirthschaftlich bis jetzt fehlendes Gesammtgefühl schaffen.

Diese Hoffnungen gehen sicher nicht zu weit, sondern bleiben im Gegentheil noch weit hinter den berechtigten Erwartungen zurück.

Die ersten Stadien jeder Entwicklung sind bekanntlich viel leichter zurückzulegen als die spätern, und wenn England und Frankreich, welche in ihrer politischen und wirthschaftlichen, in ihrer ganzen Culturentwicklung so weit über Oesterreich stehen, so ungemeiner Segen aus den Weltausstellungen erwachsen ist, so muß der Gewinn, welchen Oesterreich davon zu erwarten berechtigt, ein unendlich viel größerer sein.

Um einen Maßstab zu geben will ich nur darauf verweisen, daß der Bruttoertrag eines Jochs Ackerland in Oesterreich vor wenig Jahren nur etwa 22 Gulden Silber, in Frankreich zu gleicher Zeit 80, in England 120, also nahe sechsmal so viel betrug, und doch sind die Preise der gewöhnlichen Feldfrüchte in Wien jetzt fast ebenso hoch wie in London und Paris.

Es wird sicher unendlich leichter sein, den Ertrag eines österreichischen Joches um 22 Gulden zu steigern, als den eines englischen; das erstere würde aber eine Steigerung um das Doppelte, um 100 Procent, letzteres aber nur eine Steigerung um etwa $^1/_6$, d. h. um 16 Procent betragen.

Was Oesterreich in erster Instanz zu lernen hat, ist arbeiten und speculiren, es muß fleißig, es muß unternehmungssüchtig werden, es muß den Werth des Geldes kennen und die Arbeit achten lernen.

In allen diesen Richtungen steht Oesterreich noch weit hinter den andern großen Culturländern zurück; das zeigt sich nirgends deutlicher als in der Hauptstadt des Reiches selbst, die doch sicher culturlich weit allen andern Städten und dem flachen Lande voraus ist. Hier gilt noch arbeiten bis zu einem gewissen Grade für weniger achtungswerth als nichts thun, und das Geld auch im Kleinen nicht nutzlos wegzuwerfen fast für unanständig.

Erst in neuerer Zeit, unter dem Anstoß einer riesig entwickelten Gewinnsucht, welche aber ohne Arbeit gewinnen will und deren Institutionen den nationalen Reichthum nur sehr theilweise mehren, zeigt sich eine Wendung zum Besseren. —

Wien ist zum Glück nicht wie andere Hauptstädte, wie z. B. Madrid oder Petersburg, Darmstadt oder München eine rein künstlich geschaffene Capitale, sondern ein großer, natürlicher Verkehrsknoten; nach Bernhard von Cotta's treffendem Ausdruck eine bodenständige Hauptstadt, das Centrum des obern Donaubeckens, die berechtigte Beherrscherin des Donauthales.

Der ganz besondere Segen, der Wien aus der Ausstellung erwachsen dürfte, wird daher keine Treibhauspflanze fördern. Alle Verhältnisse wohl erwogen, kann selbst Vieles was ungesund scheint, unter den speciellen politischen Verhältnissen des Tages, Oesterreich und Wien frommen, während es ohne letztere vielleicht sehr schädlich wirken könnte.

Ganz Oesterreich ist, in Folge begangener Fehler, aber auch in Folge schwieriger Verkehrsverhältnisse, weit hinter der Culturentwicklung der abendländischen Culturländer zurückgeblieben. Die unter andern Umständen sehr vortheilhafte, jeder abnormen Centralisation entgegenwirkende, so ausgesprochene geographische Gliederung des Donaureiches hat, unterstützt von den nationalen Verschiedenheiten der Bewohner, eine Lockerung der Verbindung der Reichsglieder herbeigeführt, welche zur Zeit die vereinte Action aller Kräfte des Reiches sehr schwierig, vielleicht unmöglich macht. Eine culturliche Centralisation ist in Folge der nationalen Verschiedenheit unstatthaft, eine politische wird durch die Verfassung verhindert, es bleibt also nur noch eine wirthschaftliche möglich.

Sie kann nicht erzwungen werden, sie muß sich von selbst machen, und Dank den natürlichen Verhältnissen macht sie sich von selbst, aber die Ausstellung wird dazu dienen, sie in kaum zu hoffender Weise zu fördern, zu vorzeitigen.

Alle Mobiliarwerthe des ganzen weiten Reiches fangen an nach Wien zusammenzufließen; schon jetzt ist Wien in Wahrheit der einzige Creditplatz des Reiches. Die Ausstellung steigert mächtig die Unternehmungslust, in tausend Richtungen sehen wir eine durch sie hervorgerufene Thätigkeit. Aus dem lebsüchtigen Wien wird unter unsern Augen eine mit fast fieberhaftem Eifer arbeitende und schaffende Stadt.

Die Ausstellung hat vor Allem dazu geführt, daß endlich einem wahrhaft abnormen Zustande ein Ende gemacht wird: der Verwahrlosung der Donau als Wasserstraße und damit in Verbindung, der Unfertigkeit, der Einseitigkeit Wiens als Donaustadt.

Oesterreich ist unfertig, es ist ein Reich, aber ein Staat muß es es erst werden; seine Länder werden fast nur durch den Reif der Krone zusammengehalten. Es fehlt die organische Verbindung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Theilung in der Arbeit, in dem wirthschaftlichen Haushalt. Ebenso unfertig, ebenso unorganisch ist Wien entwickelt.

Es bedarf das wohl keines Beweises, wenn man sich erinnert, daß Wien nur auf einem Ufer der Donau erbaut ist, daß das andere zur Zeit noch eine halbe Wüste bildet, daß sogar die Stadt in ihrem mächtigen Werdeprozeß den Strom meidet, statt ihn aufzusuchen, weil er bisher nur eine Quelle der Gefahr für sie war.

Es war einer der glücklichsten Griffe, vielleicht eine glückliche Nothwendigkeit die Ausstellung in den großen Urwald, in den Wildpark zu verlegen, welchen die Donauauen bilden, und der fast bis hart an das Centrum von Wien, bis an den Stephansthurm heranreicht. — Der Prater ist reizend, aber doch eine Abnormität.

Die Weltausstellung drängt den großen Volkspark zurück und zwingt der Donau einen weniger malerischen, aber dem Verkehr unendlich mehr nützenden Lauf aufzulegen, macht den herrlichen Strom zur großen Wasserstraße Oesterreichs, und Wien, wenn es auch auf dem linken Ufer desselben Fuß gefaßt haben wird, zu dessen Herrin.

Wien wird, und zwar in Folge der Weltausstellung mit einem Sprunge, nicht blos thatsächlich sondern auch in der Ueberzeugung der ganzen Cultur- und Verkehrswelt zur wirthschaftlichen Hauptstadt des Donaureiches werden. — Das wird eine Attraction üben, eine Gravitation dahin hervorbringen, gegenüber welcher alle föderativen und dualistischen Theilungen und Trennungen, weil sie nur politischer und nationaler Natur sein können, zu ertragen sein werden.

Namentlich wird der Impuls, den das geistige Leben in Oesterreich durch die Weltausstellung nothwendig empfangen muß von Bedeutung werden. Die Weltausstellung wird sich nicht blos als eine ungeheure Schule für den Anschauungsunterricht erweisen — und kein Unterricht wirkt ähnlich rasch und mächtig auf das Geistesleben talent-

voller, an Anlagen reicher, aber in Bezug auf Schulkenntnisse arg vernachlässigter Völker, wie deren Oesterreich so viele besitzt — sondern durch die erregte Phantasie wird überhaupt die Intelligenz, das geistige Bedürfniß dieser Nationalitäten geweckt werden, deren Geisteskräfte bis jetzt zumeist schlummerten.

Was auf einem Acker wachsen und gedeihen kann zeigt sich erst, wenn er besäet ist; viele der Nationalitäten Oesterreichs gleichen fruchtbarem, aber nicht bestelltem Boden.

Die Wiener Weltausstellung muß und wird in ihrer Organisation darauf berechnet sein müssen, das Geistesleben dieser Nationalitäten in Bewegung zu setzen und — nur Bewegung ist Leben.

Für Alles, was in den bisher bewährten Richtungen Oesterreich und Wien culturlich, politisch und wirthschaftlich von einer großartig geplanten und entsprechend durchgeführten Weltausstellung zu erwarten haben dürfte, lassen sich, wie dargethan, Belege in den Wirkungen der bisherigen Ausstellungen finden, oder sich mit fast mathematischer Sicherheit aus der Natur des ganzen Unternehmens folgern. Aber auch durchaus neue Wirkungen von höchster socialer Bedeutung können sich ergeben, wenn man bei der Organisation der Weltausstellung darauf Rücksicht nimmt, sie systematisch anstrebt. Nach dem Plane des Generaldirektors der Weltausstellung wird dies geschehen.

Auf allen bisherigen Weltausstellungen verschwand der Arbeiter hinter oder in der Arbeit. Wer letztere geschaffen, unter welchen Bedingungen sie geleistet wurde, welcher Lohn, welcher Gewinn daraus für den Arbeiter erwuchs, davon gab nichts Kunde.

Freiherr von Schwarz will planmäßig und systematisch auch den Arbeiter in den Vordergrund stellen, seine Leistungen, die Beziehungen zwischen diesen und seinen natürlichen Anlagen, seine culturliche und ökonomische Lage berücksichtigen.

Wir wiederholen, daß die Londoner Ausstellung zeigte **was** die Welt erarbeitet; sie lieferte ein übersichtliches Bild des menschlichen Schaffens von dem niedrigsten bis zum höchsten Product.

Die Pariser Ausstellung zeigte **womit** die Welt arbeitet; sie brachte die Bedeutung des Werkzeuges, von dem rohesten bis zur complicirten Maschine und die Leistungen beider zur vollsten Erscheinung.

Die Wiener Weltausstellung soll zeigen **wer** arbeitet, sie soll vor Allem auch zur allgemeinen Kenntniß die Verhältnisse der gegenwärtigen Theilung der Arbeit nach den Geschlechtern bringen, sie soll namentlich zeigen, was die Frauen zur Zeit im Gebiete der Arbeit geleistet haben, leisten können und leisten wollen.

Es kann dadurch der Wiener Weltausstellung eine culturliche und sociale Bedeutung von höchstem Werth gegeben werden, wie sie keine der früheren gehabt hat.

Dreierlei Verhältnisse werden sich namentlich dadurch klar stellen lassen, die für den Erfolg der Bestrebungen, um die Frauen wirthschaftlich, culturlich und social auf ein höheres Niveau zu heben, entscheidend sind:

1. Daß schon jetzt die Frauenarbeit in der Industrie, von der Verarbeitung des Rohstoffes bis zu den höchsten Leistungen der Kunstindustrie, eine viel größere Rolle spielt als man allgemein zu glauben scheint;

2. daß diese Rolle um so größer ist, je mehr bei der Arbeit nicht die rohe mechanische Kraft, die Muskelkraft, zur Verwendung kommt, sondern je mehr die Aufgabe des Arbeiters darauf zielt, seine Intelligenz, seine geistige Kraft wirken zu lassen und die Maschine, welche die Muskelkraft des Einzelnen vertausendfacht, zu lenken und zu leiten;

3. daß je mehr dies der Fall ist der Unterschied zwischen den Arbeitsleistungen beider Geschlechter schwindet, die zarter gebaute, aber intelligente, gebildete und geschulte Frau so viel wie ein Mann zu leisten vermag, und es darum ungerecht ist den Arbeitslohn der Frauen allgemein niedriger als den der Männer zu bestimmen.

Selbst Personen, welche diesen Verhältnissen stätig große und besondere Aufmerksamkeit zuwenden, werden bei einer systematischen Ausstellung erstaunt sein, wie sehr die Industrie auf Frauenarbeit beruht. Man veranlasse nur die Industriellen an jedes bezügliche Product die Etiquette „Frauenarbeit“ zu heften, und man wird sich überzeugen, daß letztere namentlich in der wichtigsten aller Industrien, der Gewebe-Industrie, entschieden dominirt. In dieser Industrie ist die Frauenarbeit freilich uralt; Jedermann weiß, daß schon im Alterthum die Frauen gesponnen und gewoben haben, und in der Gewebe-Großindustrie Englands und Frankreichs sind zur Zeit beim Spinnen und Weben von Leinen, Baumwolle, Wolle, Seide, Jute, Hanf, und endlich bei der Fabrikation der Strumpfwaaren weit mehr Frauen thätig als Männer.

Aber selbst in Industrien, welche anscheinend die Verwendung von Frauenkräfte ausschließen, haben diese, Dank der Anwendung der Maschine, welche mehr und mehr in jedes Gewerbe eindringt, Eingang gefunden. In einem Theil der Metallindustrie sind bereits vielfach Frauen thätig; Nadeln werden vorzugsweise von Frauen gemacht; die Schrauben- und Nägelfabrikation ist ihnen bereits zu einem großen Theile zinsbar.

Es würde irrig sein, darin eine Brutalisirung der Frau zu sehen; nicht die Frau tritt in ein falsches Gebiet, das der Muskelarbeit ein, sondern es erweitert sich umgekehrt das Gebiet der bloßen Geschicklichkeit, der skilled labour, in dem sie ein natürliches Bürgerrecht besitzt.

Die Bestrebungen nun, die Frauen wirthschaftlich durch ihre Arbeit besser und unabhängiger zu stellen, harmoniren durchaus mit der Entwicklung der Arbeit überhaupt. — Nicht die Frauen suchen neue Gebiete auf, sondern neue Zweige der Arbeit fallen in deren Domaine.

Wenn dies weniger der Fall ist als es sein könnte, so ist es nur, weil bei der Maschinenleitung noch immer und zwar ohne Grund mehr Muskelkraft als nöthig verlangt wird. — Man mache die Griffe ein wenig zierlicher, man verlängere die Hebel ein wenig oder hänge ein Getriebe ein und die Frauenkraft wird auch die gewaltigste Maschine zu leiten vermögen. Es ist nicht nöthig, daß die Leitung auf eine

Männerfaust berechnet wird, deren Macht doch gegen die der Dampfmaschine von tausenden von Pferdekraft, welche sie dirigirt, ebenso verschwindend gering ist wie jene der Frau.

Ein zarter Damenfinger dirigirt mit leichtem Druck jeden elektrischen Apparat, und ein solcher Druck genügt heut zu Tage um das größte Kriegsschiff zu steuern und seine gewaltigen Geschütze zu laden, zu richten, abzufeuern, und einen Torpedo zu entzünden, der dieses Kriegsschiff in die Luft sprengt.

Unsere Maschinenfabriken und Gewerke machen sich in dieser Richtung der wunderbarlichsten Widersprüche schuldig, sie construiren die gewaltigsten Maschinen für die Leitung durch die Kraft eines Kindes, und die allgemein verbreitetsten, gewöhnlichsten nur für eine Männerfaust.

Wer hätte nicht schon die Schlüssel einer modernen feuerfesten Casse gesehen und gehandhabt? Sie sind so klein und zierlich, daß man sie an der Uhrkette tragen kann. Gleichwohl genügen sie, um Millionen sicher zu bergen.

Es ist darum nicht klar verständlich, warum z. B. die Schlüssel der Hausthore so gewaltig, die Schlösser derselben so plump sein müssen, daß eine Frauenhand den ersteren kaum zu handhaben, das letztere nicht zu öffnen vermag.

Die Weltausstellung wird Gelegenheit geben zu zeigen, daß, je mächtiger, je vollendeter die Maschinen sind, desto mehr die Frauenhand genügt, um sie zu leiten und zu beherrschen; sie wird Gelegenheit geben zu zeigen, daß, je höher die Cultur steigt, um so weniger die Muskelkraft selbst für die Vollendung der gewaltigsten Arbeit erforderlich ist.

Dieser Mangel an Muskelkraft war es aber, nächst dem Mangel an Schulung, welcher es den Frauen bisher so schwer machte wirthschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen, sich den Lebensbedarf selbst zu erwerben; dieser Mangel war es, welcher sie so sehr auf dem Arbeitsmarkte beschränkte. Die schmalen Arbeitsgebiete, welche den Frauen zugänglich, waren in Folge davon mit Angebot überfüllt, und dadurch werden die Löhne der Frauen herabgedrückt, denn überall regelt Nachfrage und Angebot den Preis. Mit der Maschinenkraft erarbeitet die schwache Frau genau so viel wie der muskelstärkste Mann; was entscheidet ist allein die Intelligenz.

Dies wird sich auf der Weltausstellung nachweisen lassen, wenn dort die Stückarbeit der Frauen und Männer nach Zeit und Güte verglichen wird, und die Weltausstellung wird damit den Frauen geben was ihnen bis jetzt vielfach fehlte: Vertrauen zu sich und Vertrauen zur Gerechtigkeit ihrer Forderung nach wirthschaftlicher Unabhängigkeit und Gleichstellung.

Das ist an sich allein schon ein ungeheurer Gewinn, der den Frauen im Allgemeinen und der Frauenarbeit im Besondern aus der Wiener Weltausstellung erwachsen kann. Es mag dahin gestellt bleiben, wann die professionelle Bildung und Schulung der Frauen so weit fortgeschritten sein wird, daß die Frauen mit den Männern auch auf jenen Gebieten concurriren können, welche vor Allem die natürliche Domaine

der Frauen zu sein scheinen, äußerst lohnenden Verdienst geben, die aber bis jetzt gleichwohl fast allein von Männern bearbeitet werden: wie z. B. die Musterzeichnerei.

Ist es nicht widernatürlich, daß, obgleich die Frauen allein die Mode machen, die Muster zum Buntdruck oder Buntgewebe fast lediglich von Männern entworfen werden, die doch sicher weniger feines Gefühl und Formensinn für die Laune der Tagesmode haben als die Frauen?

Es wäre ein großer Irrthum zu glauben, daß Frauen der Aufgabe nicht gewachsen seien. Es gibt mehr als einen reichen Gewebefabrikanten, der seinen ganzen Reichthum wesentlich — dem Geschmack seiner künstlerisch geschulten und gebildeten Frau verdankt.

Die Frauen tragen allein noch Schmuck und Juwelen; sollten sie nicht fähig sein die Zeichnungen und Modelle dafür zu entwerfen? Thatsächlich arbeitet mancher Juwelier nur nach den Andeutungen der Käuferinnen und empfängt seine künstlerischen Ideen von diesen.

Da in Wien durch den Frauenerwerbverein Fachschulen für die Ausbildung von Mädchen in diesen Gebieten gegründet sind, so würde diesem Verein eine specielle Mission auf der Weltausstellung zufallen. Es genügt nicht dort zu zeigen, in welchen Gebieten der Industrie und der Arbeit im Allgemeinen die Frau bereits festen Fuß gefaßt hat, wo sie die Concurrenz des Mannes besiegt und der Frauenarbeit einen gesicherten Arbeitsmarkt erworben hat, sondern der Frauenerwerbsverein muß die Gelegenheit wahrnehmen zu zeigen, welche neue Bahnen, welche neue Arbeitszweige den Frauen durch diese Fachschulen eröffnet werden sollen.

Vielleicht giebt auch die Weltausstellung, wenn auch nicht unmittelbar aber doch indirect Gelegenheit der gesammten gebildeten Welt zu beweisen, daß es ein Arbeitsgebiet gibt, auf welchem die Männer bis jetzt fast allein thätig sind, wohin sie aber durchaus nicht hingehören.

Es ist dies ein großer Theil des Kleinhandels, namentlich aber der Handel mit Geweben, den eigentlichen Modeartikeln und mit Confections.

Notorisch ist, daß bei Herstellung aller dieser Artikel die Frauenarbeit dominirt. Warum darf die Frau das Werk ihrer Hände nicht verkaufen? Eignet sie sich nicht unendlich besser dazu, als ein Mann? — Es ist sicher nicht zufällig, sondern Folge davon, daß zu der bezüglichen Arbeit Muskelkraft nicht verlangt wird, daß in der öffentlichen Meinung jedem Mann eine Art Lächerlichkeit anklebt, der mit Elle, Nadel und Scheere hantirt. — Der Ellenreiter und der Ziegenbock sind uralte Bilder für den Commis der Modehandlungen und den Schneider.

Männer in solcher Weise thätig zu sehen, wo ihre Muskelkraft todt liegt, ist ebenso widrig als Frauen welche bei Bauten als Zuträgerinnen u. s. w. mit Muskelarbeit beschäftigt sind. Das eine ist eine Kraftverschwendung, das andere eine Brutalität.

Gleich unnatürlich ist die Verwendung von Männerkraft z. B. in den sogenannten Materielwaarenhandlungen. Sollten die Frauen, welche fast ausschließlich die Lebensmittel zum Genuß geschickt machen, nicht auch am besten geeignet sein sie zu verkaufen? Bildet man sich

ein, Frauen könnten nicht die nöthige Waarenkenntniß erwerben? Jede Köchin liefert täglich den Beweis vom Gegentheil.

Wenn Frauen von einer Menge von Geschäften, in welchem nie Muskelkraft gebraucht wurde, bisher ausgeschlossen waren, so ist das doch — das wolle man nicht vergessen — nur Folge einer künstliche Verhältnisse schaffenden Gesetzgebung. Die Handwerks- und Gewerbe-ordnungen schlossen die Frauen von Arbeitsgebieten aus, welche eigentlich ihre natürliche Domaine sind.

Darum fehlen auch noch heute Fachschulen für Frauen.

Erst dann, wenn überall Frauen-Gewerbeschulen — bestehen, aber freilich genügen zu ihrer Errichtung nicht die beschränkten, freiwilligen Gaben von Vereinen, sondern sie müssen von Staatswegen gegründet und reich ausgestattet werden, wie die Fach- und Gewerbeschulen für Männer — und nachdem die Frauen dadurch fachlich und systematisch vorgebildet sind, hat man ein Recht nach dem was beide Geschlechter leisten, deren Leistungsvermögen zu bestimmen.

Es ist nicht blos gerecht und billig, es ist wirthschaftlich die Männerarbeit aus jedem Gebiet zu entfernen, wo größere Muskelarbeit nicht verlangt wird und die Muskelkräfte der Frau genügen; den Männern wird dadurch keineswegs die Arbeit entzogen, denn an Arbeit fehlt es nie, es fehlt nur an Arbeitern. Dem männlichen Geschlecht eine Thätigkeit zu lassen, welche ihm nur durch Vorurtheile überkommen und durch bornirte Mißbräuche geblieben, ist unverantwortlich.

Die Weltausstellung ist der geeignete Moment um dieser Mißwirthschaft ein Ende zu machen, denn der Augenschein wird Tausende belehren, die durch Gründe nicht zu überzeugen sind.

Von Wien würden sich die neuen, durch das Beispiel getragenen Ideen rasch über alle Culturländer verbreiten. — Um in dieser Richtung zu wirken muß jedoch die Wiener Frauenwelt selbst der Leitung der Weltausstellung zu Hilfe kommen.

Jene Frauen, deren Kundschaft eine reiche Einnahmequelle bildet müssen durch letztere bezügliche Handlungen, wenn diese ihr eigenes Interesse verkennen sollten, zwingen den Frauen das Arbeitsgebiet abzutreten was ihnen gehört.

In anderen Richtungen kann die Ausstellung allen Frauen, nicht blos den Arbeit suchenden, direct zu Hilfe kommen; denn durch die Ausstellung kann der Comfort, das häusliche Behagen wesentlich erhöht werden.

Wer kann auch nur einen Augenblick die innere Einrichtung auch der reichsten Häuser betrachten, ohne in tausend Fällen sofort zu erkennen, wie wenig umsichtig noch bei denselben den Bedürfnissen des Einzelnen und der Familie Rechnung getragen wird, wie groß bei dem Gebrauch der Geräthe, in Folge ihrer mangelhaften Construction die Verschwendung von Raum, Zeit, Kraft ist. Und doch hängt so viel von dem Wohlbefinden, ja der Wohlfahrt des Individuums und der Familie von der Einrichtung der Häuslichkeit ab.

Die Bedürfnisse des Lebens wachsen täglich und um so dringender ist die Aufforderung jede Kraftverschwendung zu vermeiden. Es ist das nicht blos wirthschaftlich geboten, es ist eine Forderung der Vorsicht.

Die Zeit wird kommen, in Nordamerika ist sie schon gekommen, wo die Nothwendigkeit gebieten wird den Haushalt mit dem Minimum von Kräften zu führen.

Die Gesindefrage wird auch in Europa auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Es ist zweifellos, daß bei einem durchaus rationell eingerichteten Haus und einer entsprechenden sich daran anschließenden Hauseinrichtung, bei consequent durchgeführter Theilung der Arbeit u. s. w. viele Kräfte bei der Haushaltung gespart werden können. Die Kücheneinrichtungen, die Heizeinrichtungen, die Wascheinrichtungen, die Wasservorsorgung, die Lebensmittelbeschaffung, die Reinigung und Reinhaltung, das Alles liegt noch sehr im Argen, und unter diesen Verhältnissen leidet vor Allem die Trägerin des Haushaltes — die Frau, und das weibliche Geschlecht überhaupt, dem die meisten der häuslichen Arbeiten zufallen.

Bis jetzt arbeiteten nur Männer, und keineswegs systematisch, an der Verbesserung der Hauseinrichtung, also Individuen, welche die kleinen Bedürfnisse des Haushaltes entschieden weniger kennen. Die Frauen müssen die Weltausstellung benützen um die Construction normaler, für die verschiedenen Vermögens- und Bedürfnißverhältnisse berechneter Musterhauseinrichtungen herbeizuführen.

Rasch würden von Wien aus Hauseinrichtungen, die auf der Weltausstellung geprüft worden, und sich bewährt hätten, durch die ganze gebildete Welt verbreitet werden.

Die Sache ist, gerade wegen der socialen Bewegung, die langsam aber stetig jedes Arbeitsgebiet ergreift, ernster als sie scheint. Plötzlich kann der Tag kommen wo sie auch die Haushaltung berührt, und dann ist es zu spät die Hauseinrichtungen zu ändern.

Die obigen Andeutungen werden genügen um darzuthun, welchen außerordentlichen Werth die Weltausstellung nicht blos für die Culturwelt, für Europa, Oesterreich und Wien hat, sondern speziell auch für die Frauen haben wird und zwar nicht blos für die Frauen, welche an der industriellen Arbeit theilnehmen, oder überhaupt darauf angewiesen sind sich wirthschaftlich selbständig zu machen, sondern für Frauen jedes Standes und Ranges, für das ganze weibliche Geschlecht.

Die Weltausstellung wird allerdings diesen Werth nur haben, wenn sie für die anzüglichen Zwecke planmäßig ausgenützt wird. Dazu genügt nicht allein der Wille des Leiters der Ausstellung, über diesen und die thatkräftigste Unterstützung des Freiherrn von Schwarz Senborn besteht kein Zweifel, sondern nächst dem — der betheiligten Industriellen ist auch die lebendigste allseitige Theilnahme der Frauen an der Aufgabe nothwendig.

Die Frauen müssen letztere selbst in die Hand nehmen, mit vereinten Kräften daran arbeiten, dann allein kann die Lösung eine würdige werden und die erhofften Folgen haben.

III.

Der allgemeine Beamten-Verein,

seine Entstehung und Entwicklung, seine Ziele und Erfolge.

Von

Franz von Schmidt-Zabiérow.

Obwohl der allgemeine Beamten-Verein der österr.-ung. Monarchie schon das achte Jahr seines Bestandes zählt, so sind doch im allgemeinen sein eigentliches Wesen und seine Wirksamkeit noch wenig bekannt. Nicht nur im großen Publikum, selbst in Beamtenkreisen begegnet man häufig unklaren und unrichtigen Vorstellungen über denselben. Die Einen halten ihn für eine gewöhnliche Unterstützungs-Anstalt, — die Andern für einen socialen Reform-Verein, während wieder Dritte eine bloße Versicherungs-Gesellschaft oder einen großen Vorschuß-Verein in ihm erblicken wollen. All' diese verschiedenen Meinungen berühren das Richtige; aber keine erschöpft die eigentliche Wesenheit.

Die Herausgabe des vorliegenden Jahrbuches, mit welchem der Verein ein neues Gebiet seiner Bestrebungen betritt, erscheint uns als der geeignete Anlaß, um die Freunde dieser letzteren Unternehmung auch mit dem Unternehmer selbst, mit dem allgemeinen Beamten-Vereine, seiner Entstehung und Entwicklung, seinen Zielen und Erfolgen näher bekannt zu machen. Es wird damit zugleich ein Bild entworfen werden, wie auf der Basis der modernen Principien der Selbsthilfe und Association, wenn sie im Geiste der Humanität mit Intelligenz und Ausdauer zur Anwendung gebracht werden, aus kleinen Anfängen ein großes, kräftiges Gemeinwesen sich gestalten kann.

Der allgemeine Beamten-Verein ist eine wirthschaftlich-humanitäre Institution, wie sie unseres Wissens kaum anderswo in solcher Ausdehnung und Organisation besteht. Indem der Verein die wirthschaftlichen Interessen seiner Mitglieder in gewissen Richtungen zu

fördern und zu unterstützen sucht und zu diesem Zwecke Versicherungs- und Vorschuß-Geschäfte betreibt, ist er auch selbst wieder eine Erwerbsgenossenschaft, deren Erfolge für humanitäre Zwecke der Gesammtheit bestimmt sind. In dieser Verbindung des geschäftlichen Erwerbes mit der Humanität, in dem Zusammenwirken der Einzelnen zu Gunsten der Gesammtheit liegt die Eigenthümlichkeit dieses Unternehmens, das vor wenigen Jahren ohne jede materielle Beihilfe, nur aus der eigenen Kraft der Beamten in's Leben gerufen, heute bereits unter den zahlreich bestehenden humanitären Vereinen und ähnlichen Erwerbs-Anstalten eine ehrenvoll hervorragende Stelle einnimmt.

Der Beamten-Verein ist so recht aus seiner Zeit und aus den Verhältnissen hervorgegangen, welche auf seine Begründung Einfluß nahmen. Einerseits war es die allgemeine Strömung freier Bewegung und individueller Geltendmachung, die seit der Wiederherstellung constitutioneller Zustände in Oesterreich immer weitere Kreise durchdrang und welcher auch der Beamtenstand nicht fremd geblieben ist, anderseits war es wieder die Lage der Beamten selbst, die sich im Laufe der Jahre stets mißlicher gestaltet hatte, und die den Gedanken einer Abhilfe immer dringender und allgemeiner zum Bewußtsein brachte. Man erinnere sich nur, welch' gewaltige Veränderungen im gesammten socialen Zusammenleben, in der Stellung der verschiedenen Gesellschaftsklassen, namentlich aber des Beamtenstandes, während der letzten 25 Jahre in Oesterreich Platz gegriffen haben. Kreise und Faktoren, die seit Jahrhunderten tonangebend und leitend an der Spitze der Gesellschaft standen und deren durch traditionelle Autorität bevorzugte Stellung sich auch der allgemeinen Anerkennung erfreute, traten, da ihnen das Verständniß der Zeit und häufig auch die persönliche Berechtigung zum Anspruch eines socialen Vorzuges mangelte, in unfreiwilliger Isolirung immer mehr in den Hintergrund. Dagegen kamen andere Kreise zum Vorschein und rangen nach Geltung, die ausschließlich von der Werthschätzung materiellen Besitzes erfüllt, zu dessen Erlangung häufig Wege einschlugen, die bisher als verpönt galten, und die durch ihre egoistische Lebensauffassung die schon bestandenen Gegensätze nur noch mehr verschärften. Inmitten dieses socialen Stoffwechsels überall kräftiges individuelles Leben und Streben, üppig emporwuchernde Thätigkeit der Einzelkräfte, Entfernung der einstigen Vorurtheile, Schranken und Hemmnisse mit ungeahnter Entfaltung der reichen im Schoße des Landes wie der Völker schlummernden Kräfte — überall Entwicklung und Aufschwung, gesteigerte Production und Unternehmungslust, — neue Werthe, neue Reichthümer, neue Lebensgrundlagen! —

Und der Beamtenstand? Er ist wohl die einzige Gesellschaftsklasse, die inmitten der großartigen Entwicklung, welche seit dem Jahre 1848 in Handel und Gewerbe, in Industrie und Künsten, in der landwirthschaftlichen Production, kurz auf allen Gebieten des Wirthschaftslebens in Oesterreich stattgefunden hat, von allen diesen Segnungen völlig ausgeschlossen geblieben ist, der allein inmitten des allgemeinen

Fortschritts, was materielle Lage und sociale Geltung betrifft, nur Rückschritte gemacht hat. Es bezieht sich dies allerdings in erster Linie nur auf den Staatsbeamten; denn die Anzahl der Privatbeamten war damals bei dem wenig entwickelten Industrie- und Verkehrsleben noch so gering, daß sie kaum in Anschlag gebracht werden können. Damals, vor dem Jahre 1848 war der Beamtenstand fast ausschließlich auf die Kathegorie der Staats- und Patrimonialbeamten beschränkt. Theilnehmend an dem Nimbus der patriarchalisch-absolutistischen Staatsgewalt und im Genusse einer fast unverantwortlichen Autorität bezog der Beamte in angenehmer und gesicherter Stellung ein Einkommen, das im Verhältniß zu den damaligen niedern Preisen aller Bedürfnisse und zur Einfachheit des ganzen Lebens stets ein genügendes, nicht selten sogar ein reichliches war.

Es ist wohl noch Vielen aus eigener Erfahrnng bekannt, welcher Schätzung und welchen Ansehens sich damals nicht nur der höher gestellte, sondern auch der mittlere und in seinen Kreisen selbst der niedere Beamte erfreute. Allgemein galt es als ein Glück oder wenigstens als ein Vortheil, die aufstrebenden Söhne die Beamten-Carriere einschlagen zu lassen, welche allein — der Militärdienst war damals noch nicht zu jener Geltung, wie in späteren Jahren gelangt — ihnen die Aussicht auf Stellung, Ehren und Würden eröffnete; und seine Tochter an einen Beamten zu verheiraten, wurde stets als eine gute und sichere Versorgung betrachtet.

Die Umgestaltungen, welche die Bewegung des Jahres 1848 zur Folge hatte, brachten in allen diesen Verhältnissen eine tiefgehende, für die Beamten unheilvolle Aenderung hervor.

Der constitutionelle Geist war erwacht, das Verlangen nach verfassungsmäßigen Zuständen war allgemein, wenn auch häufig unklar und verworren; auch der Bürger wollte theilnehmen an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten, die nicht länger eine Domäne des Beamtenstandes bleiben sollte. Als aber nach kurzer Dauer das constitutionelle Leben wieder dem Absolutismus weichen mußte, als die Reaction mit Alles erdrückender Wucht sich breit machte, da wurden Urtheil und Stimmung, die dadurch erzeugt wurden, gar häufig zunächst auf diejenigen übertragen, die noch immer als die Repräsentanten der Staatsgewalt galten und von denen nicht wenige an den altgewohnten Principien und Formen des absoluten Regimes mit Zähigkeit festhielten. Es war nur eine natürliche Folge, daß sich zwischen dem vom Wechsel der politischen Verhältnisse minder abhängigen Bürger und dem durch die Rücksicht auf seine materielle Existenz gebundenen Beamten ein gewisser Gegensatz bildete, der das gemüthliche Verhältniß der alten Zeit immer mehr lockerte, ja nach und nach gänzlich verschwinden machte, und wodurch der Beamte unter der Mitwirkung anderer Umstände, von denen sogleich die Rede sein wird, in eine Art Isolirung gerieth, die mit einer entschiedenen Einbuße von seiner ehemaligen socialen Stellung verbunden war.

Um die Grundzüge und Formen der centralistischen Staatsverwaltung durchzuführen, wurde ein großer Verwaltungs-Apparat geschaffen, und um diesen in Gang zu erhalten, die Zahl der Beamten ins Ungeheuerliche vermehrt. Manche Elemente wurden dabei dem Stande zugeführt, die ihm besser ferne geblieben wären; der Staatshaushalt wurde durch den Besoldungs-Etat für das neu geworbene Beamtenheer in unerschwinglicher Weise belastet; was aber das bedauerlichste ist, dadurch wurde auch der eigentliche Grund zu jener Beamtenmisère gelegt, die seither stetig zugenommen hat und heute kategorisch ihre Lösung verlangt, sollen die obersten Staatsinteressen nicht ernstlich gefährdet werden. Der Umschwung des Jahres 1848 war vielleicht auf wirthschaftlichem Gebiete noch allgemeiner, tiefgehender und nachhaltiger, als auf politischem Gebiete. In mehreren Theilen des Reiches bezeichnet er den Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft. Die Preisverhältnisse aller Lebensbedürfnisse waren seither in ungewöhnlich starker Proportion gestiegen, und es ließ sich voraussehen, daß diese Steigerung mit der angestrebten Entwicklung des Großreiches nur noch zunehmen werde. Statt nun bei der Errichtung der neuen Stellen und Aemter, bei der Systemisirung der Beamten und Gehalte die Zahl der ersteren möglichst zu beschränken, dagegen die Gehalte in einer den geänderten Zeitverhältnissen entsprechenden Weise zu erhöhen, wurden die Dienststellen durch Einbeziehung aller möglichen Funktionen, die von anderen Organen viel einfacher und besser hätten besorgt werden können, in blindem Eifer fortwährend vermehrt, dagegen die Gehalte der Beamten mit denselben Summen bemessen, wie sie lange vor dem Jahre 1848, ja zum Theile noch im vorigen Jahrhundert systemisirt worden waren.

Die traurigen Folgen solcher Einrichtungen machten sich nur zu bald bemerkbar. Der kleine Beamte verarmte vollständig und verfiel dem Wucherer, der mittlere konnte sich nur im Kampfe mit den empfindlichsten Entbehrungen erhalten, und selbst der höher gestellte mußte auf den standesgemäßen Lebensunterhalt von ehemals, auf Annehmlichkeit und Genuß völlig verzichten. Der Ausspruch Maria Theresia's: „Der Hofrath habe 4000 fl., damit er ein Haus führen könne, und der Hofsecretär bekomme 1600 fl., damit er sich ein Reitpferd halte“, klang wie ein ironischer Ruf aus alter Zeit in die rücksichtslos fortschreitende Neuzeit herüber. Die geänderte Lage, in die der Beamte gerathen, mußte sich um so mehr fühlbar machen, als in damaliger Zeit die Sorgfalt der obersten Gewalten einer anderen verwandten Berufsart im reichlichen Maße sich zuwendete. Wohl wurden auch dem Beamten kostspielige Uniformen auferlegt. Doch für die übrigen Einbußen, die er erlitten, wurde ihm keinerlei Ersatz, auch nicht durch Vortheile der gesellschaftlichen Stellung, welche die Werthschätzung seiner Dienstleistung hätten erkennen lassen, geboten. Heute noch ist die Frau des Ministers, wenn sie nicht vom hohen Adel, vom Zutritte zu Hof ausgeschlossen, und der subalterne Offizier hat dort mehr Geltung, als der hochgestellte Civilstaatsdiener. Wahrlich, den Glanz der Uniformen, den Aufwand

der centralistischen Organisation mußte der Staatsbeamte mit materiellen, socialen und moralischen Nachtheilen der empfindlichsten Art bezahlen, und diese Nachtheile wuchsen in immer weiteren Kreisen zu Nothzuständen an, als durch die geänderten Verhältnisse in Italien, Ungarn und Siebenbürgen Tausende von Beamtenfamilien sich rathlos vor eine unsichere Zukunft gestellt sahen. Selbstvertrauen, Initiative, Gemeinsinn waren bekanntlich nicht die Eigenschaften, die bisher im österreichischen Beamtenstande waren großgezogen worden. Diese Eigenschaften mußten erst später geweckt und entwickelt werden; daß sie überhaupt noch vorhanden waren und so rasch sich ausbildeten, ist nur ein neuer Beweis für die Lebenskraft dieses vielgeprüften Standes und der österreichischen Völker überhaupt. Bis dahin dämmerten die meisten Staatsbeamten in Mißvergnügen und Verstimmung dahin, — nicht nach der Möglichkeit einer Besserung aus eigener Kraft sich umsehend, sondern höchstens darauf bedacht, sich immer neue Einschränkungen und Entbehrungen aufzulegen und dadurch immer weiter von dem eigentlichen Ziele jedes thätigen und denkenden Menschen — der Verbesserung seiner Lage — sich entfernend. Man hoffte in altgewohnter Weise auf Hilfe von Oben, und als diese nicht kam und nicht kommen konnte, da Zeit und Mittel zu einer Reform des Beamtenstandes fehlten, da überließ man sich jener Apathie, welche die größte Feindin der Besserung ist und die selbst dann noch einen großen Theil der Beamten in ihrem Banne hielt, als bereits die Wege eröffnet waren, um an die Verbesserung der eigenen Lage selbst Hand anzulegen.

Mittlerweile hatte sich neben den Staats- und öffentlichen Beamten auch die Klasse der Privatbeamten bei Eisenbahnen, Credit-Instituten, Industrie-Anstalten u. s. w. immer zahlreicher herausgebildet. Man hatte in den Kreisen der letzteren richtig erkannt, daß die Tüchtigkeit der Leistung von der Höhe des Entgeldes, von der Sicherung der materiellen Existenz bedingt sei, und wenn auch dieser Grundsatz in der Regel auf die leitenden Kräfte eine ergiebigere Anwendung findet, als auf die untergeordneten Beamten, so läßt sich doch nicht leugnen, daß im Allgemeinen die Entlohnungsverhältnisse der Privatbeamten günstiger sind, als bei den in analogen Funktionen befindlichen Organen des Staatsdienstes. Doch bei der fortwährend steigenden Theurung dehnte sich die Calamität, die auf den Staatsbeamten lastete, bald auch auf einen großen Theil der Privatbeamten aus; die Zahl der in mißlichen Verhältnissen lebenden Beamten wurde gar bald durch das Contingent der großen Industrie- und Verkehrsanstalten, deren Beamtenkörper riesig anwuchsen, bedeutend vermehrt, und bald stellte sich heraus, daß der kleine Eisenbahnbeamte und der kleine Staatsbeamte, was die Schwierigkeiten des Lebens und dessen Entbehrungen betrifft, sich brüderlich und neidlos die Hand reichen können. Gerade auf wirthschaftlichem Gebiete offenbart sich immermehr die Thatsache, daß zwischen den öffentlichen und Privatbeamten eine Interessen-Gemeinschaft bestehe, die in dem berechtigten Wunsche nach Existenzverbesserung zum Ausdrucke kommt. Beide sind an ein fixes, unwandelbares Einkommen gebunden. Während

jeder andere Stand sein Einkommen durch Preisaufschläge angemessen zu erhöhen vermag, steht der Beamte allein der allseitigen Preissteigerung, welche den Werth seiner Rente immer vermindert, wehrlos gegenüber; während überall die Möglichkeit höheren Erwerbes, steigenden Wohlstandes und materiellen Aufschwunges geboten ist, sind diese Ziele eines bessern Daseins mit wenigen Ausnahmen nur dem Beamten versagt. Anderseits bricht sich auch der Gedanke immer mehr Bahn, daß zwischen den beiden großen Gesellschaftsklassen der Produzenten und Consumenten das Beamtenthum mit seiner geistigen, mehr indirekten Produktivität das vermittelnde Medium bilde und daß die Thätigkeit der öffentlichen wie der Privatbeamten in letzter Linie doch nur dem einen großen Zielpunkte — der Gesammtwohlfahrt gewidmet sei.

Die Erkenntniß dieser Interessen-Gemeinschaft, die täglich steigende Ungunst der Verhältnisse, die geringe Aussicht auf eine Abhilfe vom Staate, wie sie damals vorhanden war, vor allem aber die Noth, unter der Tausende von Familien seufzen und die nur manchmal durch das Schreckbild einer erschütternden Katastrophe zur allgemeinen Kenntniß gelangt, drängten in verschiedenen Beamtenkreisen die Frage immer mehr in den Vordergrund, ob denn nicht doch in irgend einer Weise eine Abhilfe möglich und wie dieselbe zu effectuiren sei? Verschiedene Momente nahmen auf die Klärung und Lösung dieser wichtigen Frage fördernden Einfluß. Zunächst war mit der Wiedereinführung des Constitutionalismus im Jahre 1861 auch für die Beamten die Möglichkeit eröffnet, die Förderung Ihrer Interessen, die Erreichung Ihrer Wünsche auf gesetzlichem Wege anzustreben. Aus Deutschland kam die Kunde von der praktischen Anwendung der beiden großen modernen Prinzipien der Selbsthilfe und der Association, sowie von den großartigen Erfolgen, die der Vater des deutschen Genossenschaftswesens Schulze-Delitsch in kurzer Zeit damit errungen hatte.

Diese beiden Prinzipien, dem Charakter unserer Zeit, der Individualisirung der Gesellschaft entsprungen, werden stets wichtige Factoren bei Lösung der socialen Fragen bilden. Schulze-Delitsch, der sie auf seine Fahne geschrieben, der mit unermüdlicher Hingebung und mit seltener Energie für ihre Verbreitung und Verwirklichung eingetreten ist, hat sich dadurch den Dank der Mitwelt, die bleibende Anerkennung der Nachwelt erworben.

Auch von einzelnen Gruppen österreichischer Privatbeamten waren Versuche gemacht worden, diese Grundsätze in kleinen Kreisen zur Anwendung zu bringen. So hatten die Beamten und Diener der österreichischen Staatsbahn-Gesellschaft einem Verein zur gegenseitigen Kranken- und Lebensversicherung gebildet, und im Jahre 1863 war der Vorschußverein der Südbahn-Beamten nach dem Muster der deutschen Vorschuß-Vereine ins Leben gerufen worden.

Diesen Versuchen reihten sich die wiederholten Besprechungen einiger Beamten des damaligen Staatsministeriums in den Jahren 1863/64 an welche die Errichtung einer gegenseitigen Versicherungs-Anstalt unter der Aegide der Staatsverwaltung und mit Hilfe des staatlichen Verwal-

tungsapparates zum Gegenstande hatten. Immerhin waren diese Versuche geeignet, die allgemeine Strömung, die eine Abhilfe der zunehmenden Beamten-Misère verlangte, in eine praktische Richtung zu lenken und den Gedanken zum Durchbruche zu bringen, daß eine Hilfe nur mit Anwendung der beiden obigen Prinzipien möglich sei, daß der Beamte selbst an die Verbesserung seiner Lage Hand anlegen müsse nach dem alten Satze: „Aide-toi et Dieu t'aidera".

Endlich im Jahre 1863 traten zuerst drei Südbahnbeamte L. Hoffmann, E. Keßler und v. Webenau mit dem Projecte hervor, zur Lösung der verschiedenen Fragen des Beamtenstandes und vor allem zur Verbesserung seiner materiellen Lage einen allgemeinen Beamten-Verein ins Leben zu rufen. Der Vorschlag fand Anklang und binnen kurzer Frist hatten über 4000 Beamte sich als Mitgründer eines solchen Vereines unterzeichnet. Es ist das unleugbare Verdienst dieser drei Männer, vor allem aber des zweitgenannten E. Keßler, der sich mit der ganzen Energie eines gedankenreichen Geistes dieser Aufgabe widmete, die erste Anregung zur Begründung eines großen Gemeinwesens im Interesse des Beamtenstandes gegeben zu haben. Ein Kreis gleichgesinnter Standesgenossen fand sich bald in der Absicht zusammen, an der Verwirklichung dieser Idee mit Rath und That Theil zu nehmen.

Diese Männer, zu welchen von den Staatsbeamten: Statthalterei-Rath Fürst Lothar Metternich, Staatsministerial-Secretär v. Schmidt-Zabiérow, Kriegsbuchhalter G. Hruby, Finanzrath Roch, Dr. Hammerschmied, v. Wettstein, der städtische Oberbuchhalter Brodhuber, die Südbahnbeamten v. Hofmann, Keßler, v. Webenau, Wahl, Bondi, Mannheimer; die Staatsbahn-Beamten J. Kaan und de Laglio, der Bankbeamte Dr. Schwingenschlögl, Professor Simon Spitzer, Med. Dr. Buchheim, Oskar Safft u. a. m. gehörten, constituirten sich auf Grund der zur Vornahme der einleitenden Schritte erhaltenen behördlichen Bewilligung als Gründungs-Comité, welches fast während eines vollen Jahres die freien Abendstunden dazu benutzte, um mit unverdrossener Ausdauer die vorgesteckte Aufgabe einem gedeihlichen Ende zuzuführen.

Das Gründungs-Comité trachtete vor allem sich die gestellte Aufgabe möglichst klar zu machen und über die Grundprinzipien des ganzen Unternehmens ins Reine zu kommen. Man war bald einig, daß es sich nicht um die Gründung eines Wohlthätigkeitsvereines handeln könne, der auf unsicherer Grundlage zeitweiliger Unterstützungen beruhte, und der des österreichischen Beamtenstandes wohl auch nicht würdig gewesen wäre.

Sollte der große Zweck, — die Förderung der Beamten-Interessen, die Verbesserung der Beamtenlage mit Ernst und mit Aussicht auf Erfolg angestrebt werden, so konnte dies nur auf der Basis

sittlich-humaner Ideen, auf dem Wege der Association, mit den vereinten Kräften der Beamten selbst geschehen.

Selbsthilfe und Gegenseitigkeit, diese beiden Hebel der modernen Civilisation, welche ihre belebende und schöpferische Kraft schon in andern Lebensrichtungen segensreich entfaltet hatten, sie sollten nun auch im Beamtenstande ihre Anwendung finden, in jenem Stande, der durch Intelligenz, Bildung und Humanität nicht zuletzt berufen erscheint, an den Bestrebungen unseres Jahrhundertes, an der Verwirklichung neuer Ideen und Prinzipien thätigen Antheil zu nehmen. Durch die Anwendung dieser Grundsätze, durch deren Einbürgerung im österreichischen Beamtenstande sollten aber nicht nur materielle Erfolge erreicht, sondern auch moralische Ziele angestrebt werden. Wenn Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit im Beamtenstande verbreitet, wenn Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen im Beamten gestärkt, und wenn zugleich der Sinn für Gemeinsamkeit und solidarisches Zusammenwirken in ihm belebt werden, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dadurch zugleich Kräfte geweckt und verbunden werden, die lange brach gelegen, die aber in ihrer gesunden Vereinigung dem Beamtenstande auch in anderen Richtungen zu Gute kommen, ihm Achtung und Ansehen verschaffen werden. Wenn daher das Prinzip der Selbsthilfe die Selbstbetheiligung der Beamten an dem ganzen Unternehmen in seiner Anlage, wie in seiner Durchführung erheischte, so war wieder durch das Prinzip der Gegenseitigkeit dessen Ausdehnung bis zu den weitesten Grenzen geboten, um eben möglichst viele Einzelnkräfte zur Erreichung der gemeinsamen Zwecke herbeizuziehen und die Vortheile der ganzen Unternehmung allen Beamtenkreisen zugänglich zu machen.

Damit war auch schon die Grundlage des Beamten-Vereines in ihren allgemeinsten Umrissen gegeben. Einerseits: Wahrung und Förderung der Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Selbsthilfe und Gegenseitigkeit" und anderseits: „Ausdehnung des Vereines auf alle Arten von Beamten im weitesten Sinne des Wortes, sowie auf das ganze Gebiet der österreichischen Monarchie."

Doch welche Interessen sind es, deren Wahrung und Forderung zunächst in Angriff genommen, welche sind die Ziele, die behufs Verbesserung der Beamtenlage vor allem ins Auge gefaßt werden sollten? Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß das nächste Ziel, die Hebung der materiellen Existenz des Beamtenstandes sein mußte, daß diese den Ausgangspunkt und gewissermaßen die Bedingung aller weiteren Bestrebungen zu bilden habe. Wenn es richtig war, daß die Stellung des Beamtenstandes gerade durch seine pecuniäre Nothlage untergraben worden, so mußte vor allem diesem Uebel gesteuert und die Abhilfe in jenen Lebenslagen geboten werden, in denen sich die Noth am bittersten und drückendsten fühlbar macht. Und welche sind diese Lebenslagen? Nach welchen Richtungen sollte die Thätigkeit des Vereines zuerst entfaltet werden?

Krankheit und Tod! — Wer kennt sie nicht, diese furchtbaren Gäste eines jeden Familienlebens? — Im kleinen Haushalte des Beamten verschlingen die Kosten einer Krankheit, nicht nur die kargen Ersparnisse der Vergangenheit, sondern auch die geringen Einnahmen der Zukunft. Der an das Schmerzenlager gefesselte Familienvater denkt mit Kummer an die Entbehrungen der Seinigen, und dieser Kummer, welcher an seinem Herzen nagt, erschwert Pflege und Heilung. Im Falle der Genesung bedarf es aber Jahre der strengsten Sparsamkeit und bittersten Entsagung, um den Ausfall zu decken, den die Krankheit des Vaters, die Heilung der Mutter oder eines Kindes verursacht hat.

Noch weit schrecklicher trifft der Tod die Familie des Beamten. Wer beschreibt die Qual des hoffnungslos darniederliegenden, den das entsetzliche Gefühl, die Seinigen trost- und hilflos zurückzulassen, zugleich mit der Ahnung des nahen Todes beschleicht und ihm noch in der letzten Stunde das Elend der Zurückbleibenden vor den schon umflorten Blick stellt? Und die Zurückgebliebenen? Wer vermag den Jammer der Witwe, die Klagen der armen Waisen zu schildern, denen der Ernährer starb, und denen nichts geblieben, als die Aussicht auf ein Leben der Noth, des Kummers und der Hilflosigkeit? Wie soll der Aufwand gedeckt werden, den der Todesfall unmittelbar verursacht und welcher mit jedem Umschwung der Lebensweise einer Familie verbunden ist? Und was soll aus den in der Fortsetzung ihrer Studien gestörten Söhnen, was aus den noch bemitleidenswertheren halberwachsenen Töchtern werden?

Doch nicht nur Krankheit und Tod, sondern auch die momentane Bedrängniß des täglichen Lebens, die augenblickliche Verlegenheit in Folge von Unglücksfällen oder außerordentlichen Ereignissen, oft auch von Leichtsinn und Unerfahrenheit greifen störend und verwirrend in den kleinen Haushalt des Beamten ein. In der Regel des persönlichen Credites entbehrend, sieht er sich, um ein Darlehen zu erhalten, an seinen ärgsten Feind, an den Wucherer gewiesen, und tausende von Beispielen geben den traurigen Beleg, wie diese grausame Hilfe zugleich die Zerrüttung und den Ruin seines Hausstandes für immer mit sich bringt.

Diesen Nothlagen zu steuern, die sich aus den eben geschilderten Verhältnissen für den Beamten ergeben, in diesen drei Richtungen ihm Hilfe und Erleichterung zu bieten, wurde daher als die erste und dringlichste Aufgabe eines Unternehmens erkannt, das der Förderung der gemeinsamen Interessen des Beamtenstandes gewidmet sein soll. Diese Erkenntniß und dieses Streben sollten vorläufig in den drei Hauptabtheilungen der Vereinswirksamkeit, der Krankenversicherung, der Lebensversicherung und der Vorschußvermittlung ihren praktischen Ausdruck finden und zwar:

1. Durch Vorsorge für den Erkrankungsfall mittelst der Versicherung eines wöchentlichen Krankengeldes mit oder ohne Begräbnißgeld. Durch den Erlag kleiner monatlichen Beiträge (Prämien)

soll den Beamten Gelegenheit geboten werden, sich die Deckung kostspieliger Krankheits- und Todfallskosten, sicherzustellen.

2. Durch Versicherung von Capitalien und Renten für den Todes- oder Erlebensfall. Der Beamte soll sich durch die Einzahlung geringer monatlicher Beiträge (Prämien) die beruhigende Gewißheit verschaffen können, daß entweder nach seinem Ableben den Hinterbliebenen ein Capital oder eine jährliche Rente ausbezahlt und sie dadurch vor Noth und Drangsal bewahrt werden, oder daß nach einer bestimmten Reihe von Jahren ihm selbst oder seinen Angehörigen zu den verschiedensten Zwecken, z. B. Heiratsausstattung der Töchter, höhere Ausbildung oder Etablirung der Söhne, Dienstes-Caution u. s. w. ein Capital verfügbar werde, oder endlich, daß ihm beim Eintritt in ein höheres Alter, der Erwerbsunfähigkeit oder Dienstlosigkeit der Bezug einer jährlichen Rente und damit der Unterhalt oder die Verbesserung der Existenz gesichert sei.

3. Durch Vermittlung von Vorschüssen, indem die Beamten selbst durch Einzahlung von Ersparnissen in der Form von Antheilseinlagen einen Capitalsfond schaffen, und durch die gemeinsame solidarische Haftung, zu welcher sie sich verbinden, zugleich eine Creditbasis bilden, welche auch die Herbeiziehung fremder Capitalien und die Ertheilung von Vorschüssen und Darlehen zu weit günstigeren Bedingungen möglich macht, als dies dem Einzelnen je erreichbar ist.

Es dürfte hier schon die geeignete Stelle sein, um in Kürze derjenigen Einwendungen zu gedenken, welche in Betreff der vorstehenden Hauptrichtungen der Vereinsthätigkeit erhoben worden sind. Es würde zunächst die Frage aufgeworfen, ob es zweckmäßig sei, eine eigene Lebensversicherungs-Anstalt ins Leben zu rufen, und ob es sich nicht vielmehr empfehlen würde, blos die Vermittlung von Versicherungen bei schon bestehenden Anstalten zu übernehmen, sohin nur als eine Hauptagentur, für den zahlreichen Abschluß von Versicherungen in Beamtenkreisen zu wirken. Doch bei reiflicher Erwägung mußte man sich für den ersteren Modus entscheiden, wobei hauptsächlich die Rücksicht maßgebend war, daß alle Vortheile des Versicherungswesens den Beamten selbst zugewendet werden sollen. Denn während die auf Actien beruhenden Gesellschaften auf Gewinn arbeiten, Dividenden vertheilen, mehr weniger hohe Organisations- und Regiekosten zu bestreiten haben und zu diesem Behufe auch ihren Prämien-Tarif höher bemessen müssen, konnte bei einer eigenen Lebensversicherungs-Abtheilung jede Gewinnstberechnung entfallen, der Tarifsatz der Prämien niedriger bemessen und zugleich durch die Selbstbetheiligung der Beamten an der Leitung und Ueberwachung des ganzen Unternehmens die möglichste Garantie für die pünktliche Einhaltung der eingegangenen Verpflichtungen gewonnen werden. Außerdem war noch immer die Möglichkeit eröffnet, daß allfällige Ueberschüsse für humanitäre Zwecke der Gesammtheit, also gleichfalls im Interesse der Beamten selbst verwendet werden können.

Man hat auch in Betreff der Vorschußabtheilung die Einwendung erhoben, daß die Vorschuß-Vereine, wie sie in Deutschland bestehen, nur für producirende Klassen berechnet sind, daher auf die vorwiegend consumirende Beamtenklasse keine Anwendung finden können, — ferner daß ihre exclusive Einführung im Beamtenstande mit dem Prinzipe der Gegenseitigkeit und den Forderungen des Creditwesens nicht im Einklange stehe.

Diese Bemerkungen zeigen sich bei näherer Prüfung wenig stichhaltig. Die Sicherheit des stabilen, wenn auch geringen Einkommens beim Beamten ersetzt die Möglichkeit gewinnbringender Production beim Gewerbsmanne, und wenn dem Beamten durch die Gewährung eines Vorschusses, den er nicht als Gnade erbittet, sondern als sein Recht fordert, die Möglichkeit geboten wird, eine unvorhergesehene Auslage ohne Aufnahme kostspieliger Darlehen bestreiten oder gewisse unentbehrliche Anschaffungen zur rechten Zeit, in größeren Partien und daher wohlfeiler machen zu können, kurz, wenn er durch einen Vorschuß, den er mit 10—12% verzinset, vor dem Wucherer, dem er 36, oft 60% und noch mehr bezahlen muß, gerettet wird, so liegt darin für den Beamten ein nicht geringerer Vortheil, als wenn der Gewerbsmann einen Vorschuß zur Ausdehnung seines Geschäftsbetriebes oder zum Ankauf von Rohstoffen verwenden kann. Was aber den Einwand der Exclusivität oder Absonderung des Beamtenstandes betrifft, so wird derselbe dadurch hinfällig, daß sowohl der Lebensversicherungs- wie der Vorschußabtheilung auch andere Personen — Nichtbeamte — zugeführt werden können, welche, ohne das Stimm- und Wahlrecht der Mitglieder zu besitzen, gewissermaßen als die Kunden des Vereines an seinen Geschäften participiren, aber auch das Reinerträgniß derselben, das nur im Interesse der Beamten verwendet wird, vermehren. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß gerade die Vorschuß-Consortien des Beamten-Vereines es sind, welche allenthalben diesen modernen Creditinstituten die Bahn brechen und zur Verbreitung der Grundsätze, auf denen sie beruhen, wesentlich beitragen.

Die Thätigkeit des zu gründenden Vereines sollte aber nicht nur auf die oben besprochenen drei Hauptrichtungen beschränkt bleiben; ein viel weiteres Feld der Wirksamkeit sollte ihm erschlossen werden. Das Streben des Vereines soll nämlich auch dahin gerichtet sein, andere materielle, geistige und sociale Interessen der Beamten zu wahren und zu fördern, gemeinnützige Unternehmungen und Leistungen zu unterstützen, bedürftigen, vom Unglücke betroffenen Beamten und deren Angehörigen Hilfsquellen zu erschließen, sowie auf eine zeitgemäße und wirksame Vertretung der Berufs-Interessen nach Möglichkeit hinzuwirken. (§. 2.)

Durch diese Bestimmung ist der freien Entwicklung des Vereines der weiteste Spielraum eröffnet und die Möglichkeit gegeben, nach Maßgabe der localen Verhältnisse und Bedürfnisse in den verschiedensten Richtungen für die Interessen der Beamten einzutreten.

In der weitesten Ausdehnung des Begriffes werden zu Beamten alle jene Personen ohne Unterschied des Geschlechtes gezählt, die ihre

geistigen Kräfte gegen fixe Besoldung, sei es in Ehrenämtern, sei es gegen Honorare durch ständige und gleichmäßige Thätigkeit zur Geltung bringen. Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Eisenbahn-, Industrie-, Herrschaftsbeamte, Offiziere, Seelsorger, Lehrer, Advokaten, Notare, Aerzte u. s. w. können dem Vereine durch den Erlag einer Gebühr von fl. 2 als Mitglieder beitreten.

Durch den Anschluß an eine Vereinsabtheilung wird man Theilhaber und hat als solcher das Recht, die Vortheile der einzelnen Abtheilungen sowohl sich selbst, als auch seinen Angehörigen und Nichtbeamten zuwenden zu können.

Die gesammte Vereinsthätigkeit wird ausgeübt durch die General-Versammlung der theilhabenden Mitglieder, durch den von ihr gewählten Verwaltungsrath und ständigen Ueberwachungsausschuß und durch die von den Mitgliedern gewählten Localausschüsse. Alle diese Functionen sind unentgeltlich, — die Erfüllung einer Ehren- und Humanitätsmission im Interesse der Standesgenossen.

Die Motive, welche zur Bildung des Vereines geführt hatten, und die Grundsätze, auf welche er basirt wurde, mußten von vornherein jedes Partikular-Interesse ausschließen. In einer Zeit, wo die Jagd nach fetten Verwaltungsrathsstellen und die Ausbeutung des öffentlichen Vertrauens zu selbstsüchtigen Zwecken leider an der Tagesordnung sind, mag ein solches auf der Interesselosigkeit seiner Träger beruhendes Unternehmen vielleicht auffallend erscheinen; doch gerade der österreichische Beamtenstand sollte dafür Zeugniß geben, daß sittliche und humane Ideen, daß Selbstverleugnung und Opferwilligkeit im modernen Cultus des Egoismus noch nicht völlig untergegangen sind, und daß die socialen Gegensätze unserer Zeit die Mitwirkung jedes Einzelnen für das Wohl der Gesammtheit verlangen.

Das Vereins-Vermögen besteht aus den Abtheilungsfonden, welche durch die regelmäßigen Einzahlungen der Theilhaber gebildet und abgesondert verwaltet werden, dann aus dem allgemeinen Fond, in den die Mitgliedsgebühren, Geschenke, Vermächtnisse, sowie die Ueberschüsse der Abtheilungsfonde fließen, und welcher zu allgemeinen humanitären Zwecken, zu außerordentlichen Unterstützungen u. s. w. bestimmt ist.

Die Einzahlungen zu den Versicherungs-Abtheilungen werden durch die Prämientarife bestimmt. Um den Beamten die Betheiligung zu erleichtern, und dadurch die Segnungen des Versicherungswesens im Beamtenstande möglichst zu verbreiten, empfahl es sich vor allem, die Tarife, soweit es nur immer mit den Anforderungen der wissenschaftlichen Berechnung vereinbar war, möglichst wieder zu fixiren. Es wurde daher dieser Bemessung eine 5%ige Capitalsanlage zu Grunde gelegt, und da weder Zinsen noch Dividenden zu bezahlen, auch die Regiekosten verhältnißmäßig gering sind, so konnten die Prämien der Lebensversicherung durchschnittlich um 15—20% niedriger, als die aller andern Versicherungs-Anstalten bemessen werden.

Rücksichtlich der inneren Organisation wurde ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß überall das Prinzip der Selbstbetheiligung der Beamten an der gesammten Vereinsthätigkeit zum Ausdruck komme, daß durch die Bildung von Lokalausschüssen, welche theils selbstständig, theils im Namen der Zentralleitung die Vereinsgeschäfte besorgen, der Gemeinsinn und das gegenseitige Vertrauen belebt, und daß auf diese Weise durch die Verbreitung und Förderung eines gesunden, kräftigen Vereinslebens in die bisher stagnirenden Beamtenkreise Bewegung, Entwicklung und Fortschritt verpflanzt werde.

Im Herbste 1864 waren endlich die Vorbereitungen des Gründungs-Comité's so weit gediehen, daß die Gründerversammlung einberufen und ihr der nach den obigen Grundsätzen ausgearbeitete Statuten-Entwurf vorgelegt werden konnte. Das Gründungs-Comité glaubte dabei nur ein Verdienst für sich in Anspruch nehmen zu können, das Verdienst der unverdrossenen Ausdauer, der eifrigsten Mühe und Sorgfalt, mit der es ein bisher in Oesterreich ödes Feld, — das Feld der Association von Standesgenossen — im Interesse des Gesammtstandes urbar gemacht und so gleichsam den Weg vorgezeichnet hatte, auf welchem unter allgemeiner Theilnahme dem schönen Ziele zugesteuert werden könne. Dieses Verdienst allein sollte der Freibrief sein, mit welchem das Gründungs-Comité sein Werk der Beurtheilung der Standesgenossen vorlegte.

In der am 20. November 1864 unter dem Vorsitze des Fürsten Lothar Metternich abgehaltenen und sehr zahlreich besuchten Gründer-Versammlung wurde unter allgemeiner Acclamation der Erste allgemeine Beamten-Verein der österreichischen Monarchie als constituirt erklärt, der vorgelegte Statuten-Entwurf en bloc angenommen und das aus allen Kreisen der Beamtenwelt verstärkte Gründungs-Comité als Verwaltungsrath ermächtiget, die zur staatlichen Genehmigung der Statuten erforderlichen Schritte und Verhandlungen einzuleiten und mit der Vereinswirksamkeit nach Thunlichkeit zu beginnen.

Der neu constituirte Verwaltungsrath wählte den bisherigen Obmann des Gründungs-Comité's Fürsten Metternich zum Präsidenten, den städtischen Oberbuchhalter J. Brodhuber und den Südbahnbeamten E. Keßler zu Vice-Präsidenten des Vereines. Mit der Einrichtung und Leitung der Vereinsgeschäfte, mit der gesammten Organisation, sowie mit den Vorbereitungen, die zum Beginne der Vereinsthätigkeit nach den verschiedenen Richtungen hin erforderlich waren, wurde ein aus dem Verwaltungsrathe gewähltes Executiv-Comité betraut. Dieses Comité, das in den zwei ersten Jahren unter schwierigen Verhältnissen unentgeltlich die Direction des Vereines führte, das dem todten Buchstaben der Statuten Leben gab und die Geleise legte, in denen sich seither der Gang der Geschäfte sicher und stetig fortbewegt, bestand anfänglich aus fünf, bald aber aus drei Mitgliedern: dem Ministerial-Secretär Schmidt-Zabiérow als Obmanne und speciell

für die allgemeinen Vereinsangelegenheiten und Vorschußgeschäfte, dem Bureau-Chef der Staatsbahn Julius Kaan für die Versicherungsgeschäfte und dem Inspektor der Südbahn Albert Wahl für Kassa- und Buchführung. Als Hilfskraft war dem Comité ein junger strebsamer Mann, Carl Mazal beigegeben, der mit dem Vereine sich entwickelte und heute sein General-Sekretär ist.

Es war in zwei kleinen Hofzimmern im 3. Stocke der Elisabethstraße, die mit zusammengeliehenen Möbelstücken nothdürftig eingerichtet waren, wo sich bald und namentlich in den Abendstunden ein rühriges Vereins- und Geschäftsleben entwickelte. Da wurden täglich Conferenzen und oft bis spät in die Nacht dauernde Sitzungen gehalten, Organisations-Entwürfe durchberathen, Instructionen ausgearbeitet, zahlreiche Correspondenzen nach allen Theilen des Reiches geführt, dann wieder Artikel und Mittheilungen für die Journale geschrieben, Eingaben an Behörden und Anstalten vorbereitet, die ersten Buchungen und Vormerkungen angelegt, kurz mit einer Einfachheit, worüber mancher Bureaukrat mitleidig das Haupt geschüttelt hätte, — aber mit sachgemäßer Präcision und mit reinen Händen der erste Grund zu einer täglich an Umfang und Bedeutung zunehmenden Geschäftsführung gelegt. Die Aufgabe, die den Mitgliedern der Direction gestellt war, zeigte sich oft um so schwieriger, als manchen frühzeitigen Aspirationen im Interesse der Sache entgegengetreten werden mußte und als es bei der Neu- und Großartigkeit des Unternehmens an jedem Vorbilde fehlte, das zur mustergiltigen Richtschnur hätte dienen können. Aber sie erfüllte der Muth der Ueberzeugung, die Energie des Willens und das Vertrauen, daß das Werk, welches einmal begonnen worden war, auch gelingen werde, gelingen müsse — und es ist gelungen!

Die ersten Schritte ihrer Thätigkeit mußten naturgemäß der Popularisirung der Idee, der Aufklärung über Zwecke und Organisation des Vereines, der Hinweisung auf seine Vortheile für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit gewidmet sein.

Die Idee eines allgemeinen Beamten-Vereines fand auch in der ganzen Monarchie, namentlich in der östlichen Hälfte des Reiches lebhaften Anklang und günstige Aufnahme. Trotz der in weiten Beamtenkreisen herrschenden Apathie wurden dem jungen Unternehmen doch von vielen Seiten Vertrauen, Theilnahme und Unterstützung entgegengebracht. Schon im Sommer 1865 waren einige Tausend Mitglieder beigetreten, hatten sich in allen Theilen des Reiches über 20 von den Mitgliedergruppen gewählte Localausschüsse gebildet und waren bereits zahlreiche Versicherungsanträge eingelangt. Der erste Localausschuß, der sich schon im Jänner 1865 constituirte, war jener in Preßburg unter der Leitung des Vicegespans Herrn von Jablansky; diesem reihten sich bald jene in Czernowitz, Graz, Neusatz, Zolkiew, Ofen, Klagenfurt, Kronstadt, Lemberg, Agram, Troppau, Hermannstadt u. a. an, welche als kräftige Stützen des ganzen Unternehmens auch heute noch bestehen und von denen einzelne im Laufe der Jahre zu einem sehr bedeutenden Aufschwung, namentlich der Vorschuß-Geschäfte gelangten.

Auch von Seite der Regierung wurde dem Vereine wohlwollende Förderung zu Theil. Der damalige Staatsminister Ritter von Schmerling, der dem Vereine als Mitglied beitrat, bewilligte ihm ein geräumiges Geschäftslokal (Währingerstraße 1) zur unentgeltlichen Benützung; das Finanz-Ministerium überließ ihm aus den Depots der Dikasterialgebäude-Direction die erforderliche Bureau-Einrichtung und das Handels-Ministerium gestattete ihm die Portofreiheit, welche leider schon nach einigen Monaten in Folge eines allgemeinen Reichsgesetzes wieder aufhörte.

Die Verhandlungen über die endgiltige Statutenfeststellung mit der Staatsregierung dauerten bis in den Monat Juli 1865 und nahmen die Thätigkeit des Verwaltungsrathes und der Direction im hohen Grade in Anspruch.

Zwar waren schon im April 1865 die Gründung des I. allgemeinen Beamten-Vereines für gegenseitige Krankengeld- und Lebensversicherungen bewilligt und die betreffenden Statuten genehmigt worden; dagegen mußten die Statuten der Vorschußabtheilung noch verschiedenen, theilweise principiellen Modificationen unterzogen werden. Der in Oesterreich nicht mehr ungewöhnliche Gegensatz zwischen Centralisten und Autonomisten sollte auch auf diesem Gebiete zum Ausdrucke kommen. Während nach Ansichten der ersteren sämmtliche Spar- und Vorschußgeschäfte behufs Bildung einer ausgiebigen Capitalskraft centralisirt behandelt und zugleich mit Bank- und Depotgeschäften in Verbindung gebracht werden sollten, wurde von der andern Seite geltend gemacht, daß diese Geschäfte, bei welchen die Beurtheilung des Personal-Credits, die Kürze und Einfachheit der Geschäftsbehandlung von so großer Wichtigkeit sind, der autonomen Leitung und Gebarung der einzelnen Mitgliedergruppen innerhalb der von diesen gebildeten Vorschuß-Consortien zu überlassen seien. Nach manchem harten Strauße siegte endlich die letztere Ansicht, wobei jedoch noch immer die Solidarhaft sämmtlicher Consortien für die aufgenommenen Darlehen beibehalten worden ist, und wurde schließlich eine Statutenfassung vereinbart, mit welcher sich auch die Regierung einverstanden erklärte.

Mittlerweile waren bereits über eine Million Versicherungssumme Anträge aus allen Reichstheilen eingelangt und war sohin eine hinreichende Anzahl von Theilhabern zum Geschäftsbeginne sicher gestellt. Anderseits waren auch die organisatorischen Vorarbeiten der Lebensversicherungs-Abtheilung unter der Leitung des im Versicherungswesen als hervorragende Capacität bekannten Directions-Mitgliedes Julius Kaan, der sich durch die Berechnung der Prämien-Tarife, durch die gesammte Anlage, Einrichtung und sachkundige Führung dieser Abtheilung große Verdienste um den Verein erworben hat, so weit vorgeschritten, daß auch von dieser Seite dem Beginne kein Hinderniß mehr im Wege stand.

Doch sollte im letzten Momente noch ein äußeres Hemmniß in abschreckender Gestalt auftauchen. Es war dies die Cholera, die gegen den Herbst 1865 in verschiedenen Orten der Monarchie sich zeigte und

welche den Muth und die Verantwortung des Verwaltungsrathes auf eine nicht leichte Probe stellte.

Es war wohl in Oesterreich das erste Mal, daß eine großartig angelegte Versicherungs-Anstalt, unter den bedenklichen Symptomen einer herannahenden Epidemie, ohne Actien-Capital, ohne jeden Gründungsfond, mit Nichts, als mit dem muthigen Vertrauen auf die Macht wissenschaftlich und praktisch erprobter Principien in's Leben treten sollte. Nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse und um den ohnedies schon verzögerten Anfang des eigentlichen Geschäftsbetriebes nicht noch länger hinauszuschieben, wurde auf Grund des vom Verwaltungsrathe in seiner 71. Sitzung einstimmig gefaßten Beschlusses **am 1. October 1865 mit der Wirksamkeit der Lebensversicherungs-Abtheilung begonnen** und der erste Versicherungs-Vertrag mit einem Gerichts-Präsidenten in Böhmen abgeschlossen, der in wiederholten Zuschriften sein vollstes Vertrauen in das neue Beamten-Institut ausgesprochen hatte und den der Himmel mit noch langem Leben segnen möge. Zur größeren Sicherheit wurde zugleich festgesetzt, daß die Versicherungs-Abschlüsse vorläufig das Maximum von fl. 3000 Capital und fl. 300 Rente nicht übersteigen dürfen, und daß alle Versicherungsbeträge über fl. 1000 Capital und fl. 100 Rente durch Rückversicherungen zu bedecken seien.

Der Lebensversicherung blieb auch in den nächsten Jahren die Hauptthätigkeit des Vereines zugewendet, theils um dieselbe in kürzester Zeit auf ein solches Stadium zu bringen, daß sie vermöge ihrer innern Consolidirung gegen alle Wechselfälle der Zeit geschützt sei, theils um durch die Befestigung dieser Abtheilung und ihr möglichstes Erträgniß eine feste Basis für den Gesammtverein und für andere Zweige seiner Thätigkeit zu gewinnen. Ein wesentliches Verdienst zum raschen Aufschwung der Lebensversicherung beigetragen zu haben, gebührt den **Localausschüssen**, welche dem Vereine zu einer Zeit, wo er noch nicht in der Lage war, große Summen für Abschluß-Provisionen abzugeben, zahlreiche Versicherungs-Anträge zuführten, für welche diese bei anderen Anstalten so bedeutende Ausgabspost gänzlich in Wegfall kam.

Die vom Vereine bis Ende 1866 bezahlten Agenten-Abschluß-Provisionen haben sich nur auf $^1/_5$ Procent der abgeschlossenen Versicherungen belaufen, während die meisten Versicherungs-Gesellschaften 1 Procent und noch mehr an Provisionen zu bezahlen haben. Später, als die Mittel des Vereines es gestatteten, wurden allerdings auch den Localausschüssen die üblichen Abschluß-Provisionen von $^1/_2$ bis 1 Proc. bewilligt und ihnen dieselben zur Deckung ihrer Regiekosten und zur größeren Belebung ihrer eigenen Geschäfte überlassen.

Aber auch die Activirung der Vorschuß-Abtheilung wurde in diesem Jahre noch in Angriff genommen. Die Ausarbeitung der betreffenden Instructionen für die Geschäfts- und Buchführung nahmen, da sie erst später begonnen werden konnten, noch längere Zeit in Anspruch. Zudem war sowohl das Princip der Association überhaupt, als das Wesen der

Vorschußvereine, welche in Deutschland bereits zu großer Blüthe gelangt waren, in Oesterreich noch fast neu. Auch sind die Beamten in der Regel viel weniger an rasche Entschlußfassung, als an Vorsicht und Mißtrauen gegenüber von Neuerungen gewohnt. In Wien, wo das Leben der Großstadt mehr trennt als einigt, war der Anfang besonders schwierig. Nur mit Mühe gelang es im October 1865 einige 20 Staats- und Privatbeamte zur Bildung des I. Wiener Vorschuß-Consortiums zusammen zu bringen und von diesen traten die meisten mehr aus persönlicher Gefälligkeit, denn aus materiellem Interesse dem neuen Unternehmen bei. Heute zählt dieses Consortium über 1000 Theilhaber mit einem Betriebsfond von circa 100.000 fl. und bestehen in Wien allein 7 Vorschuß-Consortien des Beamten-Vereines.

Schon in der 1. General-Versammlung am 13. Mai 1866 konnte berichtet werden, daß der Verein in den weitesten Kreisen warme Freunde gefunden, daß er schon gegen 6000 Mitglieder und bei 30 Filialen in allen Reichstheilen gewonnen hatte; daß bis zum Schluße des Jahres 1865, also binnen eines Zeitraumes von 3 Monaten 549 Versicherungs-Verträge über ein versichertes Capital von 442.400 fl. abgeschlossen und daß 7 Vorschuß-Consortien mit 335 Theilhabern gebildet worden waren.

In dieser ersten Generalversammlung sind auch im Sinne der Statuten zum ersten Male die leitenden Grundsätze für die fruchtbringende Anlage der Fonds der Lebensversicherung, dann für die Ausdehnung der Vorschußgeschäfte festgestellt worden. Es sind dies Bestimmungen, welche zum großen Theile auch heute noch maßgebend sind, und welche zugleich jene innige geschäftliche Beziehung zwischen der Lebensversicherungs- und der Vorschußabtheilung begründet haben, welche schon anfänglich in Aussicht genommen war, und seither im allseitigen Interesse sich so sehr bewährt hat. Es wurde nämlich bestimmt, daß die Fonds der Lebensversicherung bis zu einem Drittel zu Darlehen an die Vorschuß-Consortien und zwar bis zur Hälfte der faktisch eingezahlten Antheilseinlagen und zu dem durch die anderweitigen Capitalsanlagen erzielten Zinsfuße verwendet werden dürfen. Durch diese Belehnung wird der Betriebsfond der einzelnen Vorschuß-Consortien verstärkt und ihr Geschäftsumsatz erweitert. Die Vorschuß-Consortien können aber auch den Personal-Credit der einzelnen Theilhaber erhöhen und leichter Vorschüsse ertheilen, wenn ihnen durch eine Versicherungspolizze des Vorschußwerbers eine größere Deckung geboten wird. Es liegt daher im Interesse der Theilhaber der Vorschußabtheilung, zugleich durch den Abschluß eines Versicherungsvertrages auch Theilhaber der Lebensversicherungsabtheilung zu werden. Durch diese Abschlüsse gewinnt wieder das Versicherungsgeschäft an Ausdehnung und Verbreitung. Diese Verbindung der Versicherungs- und Vorschußgeschäfte bildet eine Creditcombination, welche vom allgemeinen Beamtenvereine zuerst in Oesterreich systematisch und in großem Maßstabe durchgeführt, durch welche der rasche Aufschwung seiner Geschäfte

erheblich gefördert und zugleich Tausenden von Beamten die Möglichkeit einer leichtern Rangirung ihrer Verhältnisse eröffnet worden ist.

Im Jahre 1866 wurden auch die ersten Versuche gemacht, um die Vortheile der Krankenversicherungsabtheilung den Beamten zugänglich zu machen, und wurde deren Geschäftsbetrieb zuerst in Wien und Hermannstadt begonnen. Obwohl alle Mittel in Anwendung gebracht wurden, um das Verständniß für die Zwecke und Vortheile dieser Abtheilung in den weitesten Kreisen zu verbreiten und das Interesse der Beamten für diese Versicherungsart anzuregen, ist doch die wirkliche Betheiligung — im Gegensatze zur Lebensversicherung — weit hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben. Die Abneigung gegen alle Maßregeln der Controle und gegen den zum geordneten Geschäftsbetriebe unerläßlichen Formalismus, — der gleichzeitige Bestand der Vorschußabtheilung, die für denselben Zweck in anderer Weise vorzusorgen ermöglicht, — der Umstand, daß die Beamten im Krankheitsfalle ihren Gehalt fortbeziehen, daher nicht, wie z. B. die Arbeiter, sich für diese Zeit besonders sicherzustellen angewiesen sind, — vielleicht auch die Höhe der auf wissenschaftlicher Berechnung fußenden Tarife im Gegensatze zu jenen der zahlreichen einer solchen Grundlage entbehrenden Krankenvereine — mögen wohl die Hauptursachen sein, weshalb die Krankenversicherung auch bis heute zu keinem bedeutenden Aufschwunge gelangen konnte.

In diesem Jahre hatte der Verein neue Gefahren für seine gedeihliche Entwicklung zu bestehen. Zuerst die Cholera, dann der Krieg, und endlich die allgemeine Entmuthigung und die Unsicherheit aller politischen Verhältnisse, das waren wahrlich nicht die Momente, um das Gedeihen eines noch jungen Unternehmens zu fördern. Doch seine Lebensfähigkeit und die Festigkeit seiner Leitung halfen glücklich über diese Gefahren hinweg; die Cholera forderte nur wenige Opfer und drängte wieder Viele zum Abschluß neuer Versicherungen; die Ereignisse des Krieges brachten wohl eine momentane Stockung hervor, doch wurden die Einzahlungen auch während desselben mit überraschender Pünktlichkeit geleistet und nach Herstellung des Friedens nahmen die Geschäfte bald wieder einen noch lebhafteren Aufschwung.

Bis Ende 1866 war die Zahl der beigetretenen Mitglieder auf 7600 gestiegen, standen in der Lebensversichungsabtheilung bereits 2425 Verträge über ein versichertes Capital von 2,019,000 fl. in Kraft, und waren für 16 Todesfälle schon 12,900 fl. ausbezahlt worden. Die Prämieneinzahlung war mit solcher Regelmäßigkeit und Vollständigkeit erfolgt, daß mit Ende 1866 von einer Prämienvorschreibung von 58,000 fl. nur der geringe Betrag von 1706 fl. im Ausstande geblieben war. Die Vorschußabtheilung zählte schon 16 Vorschußconsortien mit 958 Theilhabern und einem Betriebsfond von 23,947 fl., aus dem 32,445 fl. Vorschüsse ertheilt worden waren.

Durch 40 Localausschüsse, durch 74 Vereinsbevollmächtigte mit zahlreichen Agenten und Aerzten war bereits ein großes Netz

der Vereinsorganisation über die ganze Monarchie ausgebreitet, an welcher sich allenthalben die Beamten der verschiedensten Klassen und Gattungen in eifriger und uneigennütziger Mitwirkung betheiligten. Die Geschäftsberichte derselben, welche an die nach Jahresschluß einzuberufenden Localversammlungen der Mitgliedergruppen erstattet wurden, geben von dem thätigen Gemeinsinne, von der Entfaltung eines kräftigen Vereinslebens ein sehr erfreuliches Zeugniß. Mehrere derselben hatten nach Maßgabe der localen Verhältnisse die Interessenförderung des Beamtenstandes im engern Kreise durch Bildung von Consum-Vereinen, Anstrebung von Erziehungszwecken, Abhaltung von Vorträgen u. s. w. glücklich in Angriff genommen und damit der Ausdehnung der Vereinswirksamkeit im Sinne des §. 2 vorgearbeitet. Der Grundgedanke des ganzen Unternehmens, — der Gedanke der Selbstbetheiligung der Beamten an der gesammten Vereinsthätigkeit und an der Verbesserung der Beamtenlage, war bereits zur Wahrheit geworden.

Diese glückliche Entwicklung des Vereins, sowie die gewissenhafte, auf Sparsamkeit und Solidität beruhende Geschäftsführung machten es der Vereinsleitung auch möglich, die sämmtlichen Gründungskosten des Vereines pr. 12 908 fl. schon im ersten Jahre vollständig zu tilgen. Diese Thatsache allein im Gegensatze zu den Gründungskosten der modernen Credits- und Erwerbsinstitute, welche sich in der Regel auf Hunderttausende belaufen und gewöhnlich durch eine Reihe von Jahren amortisirt, d. h. der Zukunft angelastet werden, charkterisirt den Beamtenverein als ein Unternehmen, das auf ganz andere Grundlagen aufgebaut, dem Particular-Interesse und der Bereicherung des Einzelnen auf Kosten der Gesammtheit keine Stätte bietet. Durch die in so kurzer Zeit erfolgte Abstoßung sämmtlicher Gründungslasten wurde der Grund zu jenem immer steigenden geschäftlichen Credite gelegt, dessen sich der Verein erfreut und wodurch seine weitere Entwicklung so wesentlich gefördert worden ist.

Mit vollem Rechte konnte daher der Verwaltungsrath in seinem 2. Jahresbericht an die Generalversammlung vom 28. April 1867 verkünden, „daß der Beamtenverein consolidirt sei, daß Theilnahme und Vertrauen aus den weitesten Kreisen sich ihm zuwenden, daß er seine Lebensfähigkeit schon in glänzender Weise erprobt habe.“

„Zu diesen günstigen Resultaten hatte — und wir folgen hier den Worten des Jahresberichtes des Verwaltungsrathes — die aufopfernde Thätigkeit der mit der Geschäftsleitung betrauten Mitglieder desselben, wesentlich beigetragen. Da die Mittel des Vereines die Bestellung einer entlohnten Direktion noch nicht gestatteten, und andererseits dem Vereine nicht frühzeitig bleibende Verbindlichkeiten für die Zukunft aufgebürdet werden sollten, mußte die Mühewaltung des Executiv Comités in Anspruch genommen und dasselbe mit der gesammten inneren Organisation und mit der Führung der Directionsgeschäfte betraut bleiben.“

Schon bisher waren zur unmittelbaren Bearbeitung der verschiedenen Geschäfte und im Verhältnisse ihrer Ausdehnung einige jüngere Hilfskräfte gegen bescheidene Entlohnung als Beamte des Vereines engagirt worden. Da nunmehr bei einer Gesammt-Versicherungssumme von mehr als 2 Millionen Gulden dem Vereine bereits so viele Mittel aus seinem eigenen Geschäftsbetriebe zuflossen, um auch für die Leitung der Geschäfte wenigstens ein Organ angemessen entlohnen zu können, so wurde ein eigener Generalsecretär als verantwortlicher Vorstand aller Vereinsabtheilungen und oberstes Executiv-Organ in der Person des bisherigen Verwaltungsrathes und Rechtsconsulenten Oskar Safft bestellt, und demselben ein aus der Mitte des Verwaltungsrathes delegirtes Comité an die Seite gegeben.

In die Jahre 1867/8 fällt auch bereits die erste Statutenrevision, welche von der zweiten Generalversammlung beschlossen und einem zur Hälfte aus ihrer eigenen Mitte, zur Hälfte aus dem Verwaltungsrathe gewählten Comité übertragen worden war. Es mag vielleicht überraschen, daß schon nach so kurzer Zeit und ohne ergiebigere practische Erfahrungen abzuwarten, an den Statuten des Vereins wieder geändert werden sollte. Doch die Aenderungen, die von verschiedenen Seiten, namentlich von mehreren neugebildeten Localausschüssen und Consortien beantragt worden waren, bezogen sich keineswegs auf den grundsätzlichen Aufbau der Vereinsstatuten oder auf deren einzelne sachliche Bestimmungen, sie bewegten sich vielmehr fast sämmtlich nach einer Richtung hin, die in den Statuten selbst schon vorgesehen war, nämlich nach der Richtung einer erweiterten Autonomie der Mitgliedergruppen, und gaben insoferne ein erfreuliches Zeugniß von dem kräftig sich entwickelnden Vereinsleben. Der Gedanke der Selbsthilfe hatte Wurzel gefaßt, der Sinn für Selbstbetheiligung der Beamten an der Wahrung und Förderung der gemeinsamen Interessen war erwacht, da ward denn manche Grenze, die der Selbstständigkeit der Theile anfänglich noch gesteckt worden war, zu eng befunden und in regem Eifer ihre Erweiterung angestrebt. Auch hatten sich aus den bisherigen dreijährigen Erfahrungen bereits manche practische Winke ergeben, die bei einer Statutenänderung nicht unbeachtet bleiben konnten,

Das mit der Statutenrevision betraute Comité hat daher seine Aufmerksamkeit auch hauptsächlich der angedeuteten Richtung zugewendet. So wurde, um nur die wesentlichsten Momente zu berühren, der Umfang der Vereinswirksamkeit (§. 2) durch eine elastischere Fassung noch weiter ausgedehnt; das Stimmrecht und das Recht der Initiative sowohl für die einzelnen Mitglieder, als für die autonomen Mitgliedergruppen thunlichst erweitert, in der Vorschußabtheilung die Solidarhaftung aller Consortien für die aufgenommenen Darlehen aufgelassen und überhaupt das Prinzip der vollsten Autonomie zur Durchführung gebracht, in die Lebensversicherung die s. g. Schablonenversicherung (bis 200 fl. ohne ärztliche Untersuchung), in die Krankenversicherung die Versicherung der ärztlichen Pflege aufgenommen u. s. w.

Die derart revidirten Statuten, welche manche wesentliche Verbesserung enthalten, und welche in ihrer Fassung zugleich den mittlerweile eingetretenen politischen Umgestaltungen Rechnung tragen, sind von der außerordentlichen Generalversammlung am 26. Jänner 1868 angenommen und vom österreichischen, wie ungarischen Ministerium des Innern genehmigt worden. Die Firma des Vereines lautete nun: „Erster allgemeiner Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie."

Die erwähnten Umgestaltungen der Monarchie, welche in diese Vereinsperiode fielen, haben übrigens auf die Entwicklung des Vereines keinen nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Während die Zweitheilung des Reiches auf manch anderem Gebiete tief gehende Veränderungen zur Folge hatte, blieb dem Vereine seine großartige, sich über beide Reichshälften erstreckende Organisation ungeschmälert erhalten, und hat sich die Theilnahme der ungarischen Beamten an dem gemeinsamen Beamtenvereine durch den zahlreichen Beitritt neuer Mitglieder, sowie durch die Bildung neuer Localausschüsse in den östlichen Ländern fortwährend gesteigert. Einige Mitgliedergruppen jenseits der Leitha, namentlich jene in Pest-Ofen, welche über 2200 Mitglieder zählt und im vorigen Jahre in ihrem Vorschußgeschäfte ein Revirement von nahezu 4 Millionen Gulden erzielte, haben geradezu einen überraschenden Aufschwung genommen.

Die Ansicht der Gemeinnützigkeit des Vereines hatte sich bereits Bahn gebrochen und man erkannte, daß er weder politische, noch nationale, sondern ausschließlich wirthschaftliche und humanitäre Zwecke verfolge, welch letztere keine Grenze der Abstammung oder historischer Traditionen kennen.

In der Entwicklung des Vereines begann nun eine neue Periode gemeinnützigen Wirkens, emsiger Thätigkeit und reichen Emporblühens. Die Zeit der Gründung, der Organisirung und ersten Gestaltung war glücklich abgeschlossen; manche Verhältnisse hatten sich geklärt, frühere Gegensätze waren verschwunden und mit vereinten Kräften wurde nun an der weiteren Ausbildung des Vereines und an der Vervollständigung seiner Einrichtungen gearbeitet.

Es wurde schon oben erwähnt, daß sich in den ersten Jahren die Hauptthätigkeit des Vereines in der Lebensversicherungsabtheilung conzentrirte. Dieser Geschäftszweig war bereits hinlänglich gekräftigt; die Summe des versicherten Capitales war mit Ende 1868 auf 3,250.000 Gulden und die jährliche Prämieneinnahme auf 108.000 fl. gestiegen. Es konnten daher nicht nur jene Einschränkungen, welche dem Geschäftsbetrieb im Interesse einer größeren Sicherheit anfänglich auferlegt worden waren, wieder aufgelassen, sondern auch die Erweiterung der gesammten Vereinsthätigkeit im Sinne des §. 2 und deren

Ausdehnung auf andere wirthschaftliche und humanitäre Zwecke in Angriff genommen werden.

Vor allem suchte der Verwaltungsrath einen Zweig der Vereinsthätigkeit organisch zu regeln, der schon seit Jahren im Interesse einzelner Mitglieder unentgeltlich geübt worden war. In zahlreichen Fällen war nämlich die Vereinsleitung von Beamten aus allen Theilen des Reiches um Auskünfte, Ein- und Verkäufe, Einkassirungen, und mannigfache andere Commissionen angegangen worden, welche sämmtlich, so weit es die Kräfte der Geschäftsleitung ermöglichten, mit Bereitwilligkeit besorgt worden waren. Es wurden daher über die Einführung der Geschäftsvermittlung bestimmte Normen aufgestellt, nach welchen die Besorgung und Vermittlung von Agentie- und Commissionsgeschäften im ganzen Umfange des Vereinsgebietes einerseits zwischen dem Centrale, den Localausschüssen und einzelnen Mitgliedern, und anderseits zwischen den Localausschüssen untereinander, sowie zwischen diesen und einzelnen Mitgliedern gegen eine geringe Provision stattfinden soll.

Ebenso wurde auch die Regelung einer anderen analogen Angelegenheit, welche den Zwecken des Vereines, wie den Interessen seiner Mitglieder gleich nahe liegt, nämlich der Stellenvermittlung in Angriff genommen, und wurden nach umfangreichen Erhebungen über die zweckmäßigste Lösung dieser Frage die Formen und Bedingungen festgestellt, unter welchen die Stellenvermittlung in einer sowohl den Vereinsintereffen als dem Bedürfnisse von Angebot und Nachfrage entsprechenden Weise praktisch durchgeführt werden soll.

Diese beiden Arten von Vermittlung sind gewiß geeignet, den Vereinsmitgliedern, namentlich den auswärtigen, unleugbare Vortheile darzubieten; sie haben aber bisher trotz der Einfachheit und Billigkeit der bezüglichen Bedingungen eine verhältnißmäßig nur geringe Anwendung gefunden.

Einen anderen Gegenstand, dem der Verwaltungsrath seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, bildete die Krankenversicherung. Dieser Zweig der Vereinsthätigkeit war noch immer im Stadium der ersten Entwicklung geblieben und vermochte zu keinem gedeihlichen Aufschwung zu gelangen; er sollte daher durch Einfügung neuer Vortheile, die den Theilhabern dieser Abtheilung gewährt wurden, lebensfähiger gestaltet werden. Zu diesem Zwecke wurde die Krankenversicherung in Durchführung der bei der Statutenrevision gefaßten Beschlüsse dahin erweitert, a) daß dieselbe außer den beiden bisherigen Versicherungsarten eines wöchentlichen Krankengeldes und eines Begräbnißgeldes künftig auch noch die Versicherung der ärztlichen Pflege zu umfassen habe, vermittelst welcher gegen geringe jährliche Einlagen die Behandlung durch einen ständigen Hausarzt in gesunden und kranken Tagen gewonnen werden kann, b) daß allen Theilhabern dieser Abtheilung der Mitgenuß jener Vortheile und Begünstigungen gesichert werde, welche der Verein bereits durch erhebliche Preisermäßigungen in Apotheken, Heilanstalten, Bädern, bei Verkehrsanstalten, durch Vermittlung

ärztlicher Consultationen, guter Wärter u. s. w. zu erwirken in der Lage war; endlich c) daß als letztes Ziel einer glücklichen Entwicklung dieser Abtheilung die Errichtung eines eigenen Beamtenkrankenhauses in Aussicht genommen wurde. — Die Vortheile, welche auf diese Weise den Beamten und ihren Familien geboten werden, — es kann z. B. durch einen Jahresbeitrag von 20 fl. für eine noch so zahlreiche Familie die ständige Behandlung durch einen Hausarzt nebst allen sub b) erwähnten Begünstigungen erlangt werden, — sind so evident, daß sich wohl mit Grund eine lebhaftere Betheiligung an dieser Vereinsabtheilung erwarten läßt.

Durch die bisherige Wirksamkeit und Einrichtung des Vereins sollte den Beamten häuptsächlich in drei bestimmten Lebenslagen, nämlich der Krankheit, des Todes und der momentanen Bedrängniß auf dem Wege genossenschaftlicher Selbsthilfe Erleichterung und Unterstützung ermöglicht werden. Durch die Eröffnung der Stellenvermittlung sollte ihnen auch für den Fall der Dienstlosigkeit Beistand geboten werden. Es gibt aber auch noch andere Lagen im Menschenleben, in denen der auf Erwerb angewiesene Beamte der Hilfe und des Beistandes bedarf.

Wenn nach den Gesetzen der Natur die Kräfte erlahmen, wenn das Vermögen zur Arbeit und zum Erwerbe sich mindert oder ganz aufhört, wenn das Alter mit seinen Plagen oder schon früher das Unglück der Erwerbsunfähigkeit eintritt, wer könnte wohl läugnen, daß auch in solchen Fällen Nothlage entstehen, die um so drückender sich fühlbar machen, wenn dem Opfer der Gewohnheiten und Bedürfnisse eines ganzen Lebens zugleich die Hoffnungslosigkeit auf eine bessere Zukunft sich zugesellt. Dieser Nothlage kann und soll durch die Alters- und Invalidenversorgung abgeholfen werden. Wenn auch die Staatsbeamten und ein großer Theil der Privatbeamten durch die bestehenden Dienstespensionen vor solcher Nothlage gesichert sind, so gibt es doch gerade unter den Privatbeamten noch Viele, die einer solchen Sicherstellung entbehren und die darauf angewiesen sind, für die Zeit ihrer Erwerbsunfähigkeit selbst Vorsorge zu treffen. Außerdem ist es gewiß im Interesse aller Beamten gelegen, wenn ihnen auch außerhalb ihrer dienstlichen Pensionsansprüche die Möglichkeit einer Verbesserung ihrer Lage für den Fall des Alters und der Invalidität eröffnet wird. Die Regelung dieser Verhältnisse hängt auch innigst mit jenen Bestrebungen des Beamtenvereins zusammen, welche sich auf seine Mitwirkung an der Lösung der socialen Frage im Allgemeinen beziehen. Wenn die Lösung dieser Frage, welche die Gegenwart bewegt, und die Zukunft in noch höherm Grade beschäftigen wird, in der Schaffung einer dem jeweiligen Culturbedürfnisse entsprechenden Menge von Existenzmitteln sowohl für die Dauer der Erwerbsfähigkeit als auch für die Zeit der Erwerbsunfähigkeit besteht, so werden auch die Bemühungen des Beamtenvereines auf die Verbesserung der Beamtenlage während dieser beiden Perioden gerichtet sein müssen. Für die Zeit der Erwerbsfähigkeit sorgt der Verein durch die Institutionen genossenschaftlicher Selbst-

hilfe, die er bisher ins Leben gerufen und durch die Schritte, die von ihm erst in jüngster Zeit zur Verbesserung der materiellen Lage der Beamten unternommen worden sind. Für die Zeit der Erwerbsunfähigkeit soll durch die Einführung einer rationellen Invalidenversicherung Vorsorge getroffen werden. Die Mangelhaftigkeit des statistischen Materials, und die Schwierigkeit der Invaliditäts-Constatirung waren die Gründe, weßhalb der Gedanke einer derartigen Versicherung bisher noch nirgends bestimmte Formen zu gewinnen vermochte.

Erst dem ausgezeichneten Mathematiker des Vereins Herrn Julius Kaan ist es gelungen, die Formen zu finden und die Grundsätze aufzustellen, um bei möglichster Gerechtigkeit gegen die Mitglieder auch die Solvenz einer solchen Pensionskasse für alle Zukunft sicher zu stellen. Es würde hier zu weit führen, diese Grundsätze und die Modalitäten ihrer Durchführung eingehend zu schildern, es dürfte genügen, hier anzuführen, daß die Versicherung der Invalidenpensionen gleichfalls auf dem Prinzipe der Gegenseitigkeit beruht, daß das Pensionsausmaß nach dem Alter der Versicherten auf Grund eigener Invaliditätstafeln bestimmt, daß jeder Beitrag eines Versicherten als einmalige Einzahlung behandelt wird, wofür ihm die nach der Berechnung entfallende Rente für den Fall der Invalidität gutgeschrieben wird und daß über das Vorhandensein der Invalidität eine Jury von Mitversicherten entscheidet. Ein Beispiel möge die großen Vortheile dieser Pensionsversicherung erläutern. Würde ein 25jähriges Mitglied durch fünf aufeinander folgende Jahre jährlich 100 fl. für die Versicherung einer Invalidenpension einzahlen, so hätte dieses Mitglied, selbst wenn es von seinem 30. Jahre keine weitere Einzahlung mehr leistet, das Recht erworben, von dem Tage, an welchem es als invalid erklärt wird, bis zu seinem Tode jährlich eine Pension von 492 fl. 30 kr. zu beziehen.

Die auf obigen Grundsätzen beruhenden „Satzungen für die Versicherung von Invalidenpensionen“ sind von der fünften Generalversammlung vom 12. Mai 1870 mit allseitigem Beifall angenommen worden. Es kann dem Beamtenvereine gewiß nur zur Ehre und seinen Mitgliedern zum Segen gereichen, daß damit zum ersten Male die Invalidenversicherung auf wissenschaftlicher Basis in die Reihe der Versicherungsarten eingeführt worden ist.

Doch nicht auf das materielle Interessengebiet allein sollte sich die erweiterte Vereinsthätigkeit erstrecken; — auch die geistigen Interessen des Beamtenstandes sollten Förderung und Vertretung finden. Diesem Streben entspringt die Bildung eines Unterrichtsfondes, die Gründung einer Vereinszeitschrift und die Herausgabe dieses literarischen Jahrbuches.

Der erste Impuls, um auch die Zwecke der Bildung und des Unterrichts in den Kreis der Vereinsthätigkeit einzubeziehen, war vom I. Wiener Vorschuß-Consortium ausgegangen. Dasselbe hatte im Jahre 1869 auf Anregung eines seiner Ausschußmitglieder dem Verwaltungsrathe eine Summe von 800 fl. als Grundlage einer Stiftung übergeben, welche zur Errichtung von Freiplätzen an der Handels- und

Gewerbeschule des Wiener Frauen-Erwerbvereines für Töchter und Waisen mittelloser Beamten verwendet werden soll. Der Verwaltungsrath, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Wirksamkeit des Vereines mit der Förderung des Unterrichtes in den Familien der Standesgenossen das segensreichste Feld erschlossen wird, hat diesen glücklichen Gedanken mit freudiger Zustimmung aufgenommen und zugleich die Bildung eines allgemeinen Unterrichtsfondes für Kinder mittelloser Beamten im Namen und unter der Aegyde des Gesammtvereines beschlossen, für welchen vorläufig folgende Verwendungsarten ins Auge gefaßt wurden:

1. Die Complettirung der obigen Stiftung des I. Wiener Vorschuß-Consortiums für Freiplätze an den Schulen des Frauen-Erwerbvereines bis zum Betrage von 3000 fl.

2. Die Errichtung einer höheren Töchterschule für Töchter und Waisen armer Beamten, eventuell in Verbindung mit einem Pensionate für auswärtige Zöglinge.

3. Die Creirung von Stipendien für Söhne mittelloser Beamten zum Behufe des leichteren Besuches höherer Bildungsanstalten in Wien und in den Provinzialhauptstädten.

4. Die Errichtung von fachlichen Vorbereitungscursen für die verschiedenen Gattungen von Beamten.

Die Fondsbildung soll theils aus Mitteln des Vereines, theils durch wohlthätige Beiträge von Beamten und überhaupt von Freunden der Bildungsförderung angestrebt werden. In diesem Sinne wurde zunächst von der vierten Generalversammlung die Votirung des Unterrichtsfondes aus den Mitteln des Gesammtvereines mit 25 Procent der Zinsen des allgemeinen Fonds auf 10 Jahre beschlossen. Außerdem werden auch aus den Geschäftsergebnissen der Vorschuß-Consortien u. zw. namentlich des I. Wiener Vorschuß-Consortiums namhafte Beiträge zur Fondsvermehrung abgeführt. In diesen Beiträgen kommt jene glückliche Verbindung der wirthschaftlichen Unternehmung mit der humanitären Anstalt zum Ausdruck, wie sie im Beamtenvereine gegeben ist, und in welchem ein zukunftsreicher Keim zur Lösung socialer Probleme gelegen ist. Durch diese Zuflüsse und durch die Beiträge einzelner Menschenfreunde ist der Unterrichtsfond bereits auf circa 7500 fl. angewachsen, aus dessen Zinsen vorläufig 12 Freiplätze an den Schulen des Frauen-Erwerbvereines für Beamtentöchter dotirt werden. Von den Stipendistinnen des Vereines haben bereits mehrere vortheilhafte Placements in Handlungshäusern mit einem Jahresgehalte von 3—400 fl. und dadurch vorläufige Versorgung gefunden.

Seit 1. April 1870 erscheint auch die „Zeitschrift des allg. Beamtenvereines der österr.-ung. Monarchie, welche einerseits als Organ für die Zwecke des Vereins und die Interessen des Beamtenstandes im allgemeinen dienen soll, und anderseits die geistige und geschäftliche Vermittlung zwischen der Gesammtheit und den einzelnen Theilen in diesem großen Organismus herzustellen berufen ist. Es sind daher theils Bildungszwecke, theils geschäftliche Rücksichten, denen die

Zeitschrift ihren Ursprung verdankt und sie hat zur Popularisirung des Vereines, seiner Zwecke und Mittel, sowie zum Aufschwung seiner Geschäfte schon wesentlich beigetragen.

Die Mission des Beamtenvereines, soll sie erfüllt werden, durfte auch in den bisherigen Bestrebungen, so wohlthätig und erfolgreich sie in ihren Wirkungen sein mögen, keineswegs ihre Grenze finden. In der Lage der Beamten haben sich im Laufe langer Jahre und im Wechsel der Zeiten so viele Mißverhältnisse und Uebelstände herausgebildet, welche dringende Abhilfe erheischen, daß der Beamtenverein seiner statutenmäßigen Aufgabe wenig entsprochen und sich den begründeten Vorwurf der Einseitigkeit zugezogen hätte, wenn er nicht auch in dieser Beziehung für die Interessen der Beamten einzutreten wenigstens den Versuch gemacht hätte. Namentlich waren es die Staatsbeamten, die ein so großes Kontingent des Vereines bilden, deren materielle und dienstliche Verhältnisse in mehr als einer Beziehung zu ernsten Erwägungen und begründeten Vorstellungen Anlaß gaben.

Schon im Jahre 1868 war in einer dem Reichsrathe überreichten Petition eine den Anforderungen des constitutionellen Rechtsstaates entsprechende Regelung des gesammten Dienstverhältnisses zwischen dem Staate und seinen Beamten durch Erlassung einer Dienstes-Pragmatik in Anregung gebracht worden. Ebenso war in einer zweiten Petition vom Jahre 1870 unter ausführlicher Darlegung der mißlichen pekuniären Verhältnisse, in welche der größte Theil der Staatsbeamten im Laufe der Zeiten gerathen war, die angemessene Erhöhung ihrer Bezüge erbeten worden. Diese ersten Schritte des Vereines waren ohne Resultat geblieben. Die eigentliche Action wurde daher in jüngster Zeit u. zw. diesmal mit günstigerem Erfolge wieder aufgenommen. Die täglich steigende Theuerung aller Lebensbedürfnisse hatte im Laufe der letzten Jahre solche Dimensionen angenommen, daß die Situation der Staatsbeamten mit ihren gänzlich unzulänglichen Gehalten eine unerträgliche geworden, daß schleunige Abhilfe nicht nur aus humanitären, sondern geradezu aus staatlichen Rücksichten dringendst geboten war. Hiezu kamen noch für die in Wien und Umgebung domicilirenden Beamten die Wirkungen der Weltausstellung des Jahres 1873, welche bereits in erschreckenden Preisanforderungen, namentlich was die Wohnungen betrifft, zu Tage traten. Der Verwaltungsrath wandte sich daher zunächst im Interesse der Wiener Beamten im Dezember 1871 sowohl an die hohe Staatsregierung, als an sämmtliche Industrie-, Credit- und Verkehrsanstalten Wiens mit der Bitte, daß „durch rechtzeitige Zusicherung von Theuerungszulagen für die Zeit vor und während der Weltausstellung des Jahres 1873 die unterstehenden Beamten von der Besorgniß, die ihnen eine Unheil bergende Zukunft einflößt, befreit und dadurch vorgebeugt werde, daß der wirthschaftliche Segen, den die Weltausstellung im Gefolge haben wird, nicht für einen so wichtigen Faktor im gesellschaftlichen Leben, wie der Beamtenstand, zum Ruine und offenbaren Verderben sich gestalte.“ —

Zugleich wurde ein eigenes Aktions-Comité zu dem Zwecke eingesetzt, um außer dieser Frage von mehr localer Bedeutung auch die Beamtenfrage im Allgemeinen u. z. zunächst mit Rücksicht auf die Staatsbeamten in Angriff zu nehmen, und in jeder Weise auf deren endliche Lösung hinzuwirken. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Phasen dieser Aktion, welche in der Zeitschrift des Vereines ausführlich besprochen worden ist, eingehender zu verfolgen; es dürfte die Mittheilung genügen, daß einerseits die öffentliche Meinung und die gesammte Presse sich immer lebhafter für die Beamtenfrage interessirten und daß anderseits nach den Anschauungen, die sich im Schooße des Beamten-Vereines gebildet hatten, die Lösung dieser Frage von der Ordnung und Regelung der materiellen und dienstlichen Lage des Beamtenstandes bedingt sei, daß sie daher

a) die Regelung der Gehalte und Aktivitätsbezüge der Beamten,

b) die Regelung der Pensions- und Versorgungsansprüche der Beamten, ihrer Witwen und Waisen,

c) die pragmatische Regelung des Dienstverhältnisses zu umfassen habe.

In diesem Sinne sind bisher zwei ausführliche Denkschriften über die Verbesserung der Lage der Staatsbeamten vom Verwaltungsrathe veröffentlicht und der Staatsregierung sowie der Reichsvertretung überreicht worden. Die erste derselben bezieht sich auf die materielle Stellung der im aktiven Dienste stehenden Staatsbeamten, während sich die zweite mit der Versorgung der Beamten während der Zeit der Invalidität und jener ihrer Hinterbliebenen beschäftigt.

Eine dritte Denkschrift, betreffend die Regelung des Dienstverhältnisses durch Erlassung einer Dienstespragmatik, steht noch zu gewärtigen. Die beiden ersten Denkschriften unterziehen den materiellen Theil der Beamtenfrage einer eingehenden Erörterung, suchen die Art ihrer Lösung auf die Basis feststehender Rechtsgrundsätze in ein rationelles System zu bringen und enthalten zugleich positive, aus dem Leben und den Erfahrungen der Beamten selbst geschöpfte Vorschläge der Abhilfe. Die in der 1. Denkschrift vom 9. Jänner 1872 erstatteten Vorschläge lauten: Geschäftsvereinfachung und Beamtenverminderung. Regelung des Gehaltssystemes nach den 12 Diätenklassen und mit dem Principe der Altersvorrückung. Allgemeine Systemisirung von Quartiergeldern. Aufhebung der Taxabzüge. Befreiung von der Einkommensteuer. Obligatorische Lebensversicherung der verehelichten Beamten.

Unterdessen war die Behandlung der Beamtenfrage auch in jenen Kreisen in Fluß gerathen, von denen ihre Entscheidung abhängt. Se. Majestät der Kaiser hatte schon in der Thronrede bei Eröffnung des Reichsrathes auf die pecuniäre Lage der Staatsbeamten und auf die Nothwendigkeit hingewiesen, daß die Bezüge „dieses für das Staatsleben so wichtigen Standes“ erhöht werden. Eine Regierungsvorlage vom 19. Februar l. J. verlangte zur vorläufigen Aufbesserung der Beamtengehalte im Jahre 1872 einen Credit von 5 Millionen Gulden

und kündigte zugleich an, daß behufs definitiver Systemisirung der Gehalte und Regelung der Pensionen eine eigene Ministerialcommission eingesetzt worden sei. Das Abgeordnetenhaus hat diesen Credit nicht nur bewilligt und die Art seiner Vertheilung festgesetzt, sondern zugleich die Regierung aufgefordert, „in Anerkennung der besonderen Dringlichkeit einer auf allseitig wohl erwogenen Grundsätzen beruhenden definitiven Systemisirung der Bezüge der Staatsbeamten und Diener, so wie der damit in Verbindung stehenden Versorgungsgenüsse die geeignete Vorlage mit dem Staatsvoranschlage für das Jahr 1873 rechtzeitig einzubringen". Die Denkschriften des Beamtenvereines wurden der Regierung zur eingehenden Würdigung abgetreten.

Ein fernerer Anlaß, um für die Interessen des Beamtenstandes und zwar sowohl der öffentlichen als Privatbeamten einzutreten, war dem Vereine durch den jüngst im Abgeordnetenhause eingebrachten „Gesetzentwurf über die Sicherstellung und Execution auf die Bezüge aus dem Arbeits- und Dienstverhältnisse" gegeben. Durch die Bestimmungen dieses Gesetzes erscheinen die wirthschaftlichen Interessen der Privat- und Staatsbeamten, sowie auch das geschäftliche Interesse des Beamten-Vereines selbst nicht wenig gefährdet. Der Verwaltungsrath hat daher jene Modificationen dieses Gesetzes, welche wünschenswerth sind, um dessen Bestimmungen auch mit den Interessen des Beamtenstandes im Einklang zu bringen, in einer „Petition an das Haus der Abgeordneten, betreffend die Pfändbarkeit der Beamtengehalte", ausführlich dargelegt und die Bitte gestellt, daß die Pfändbarkeit des dritten Theiles aller Beamtengehalte ohne Unterschied gesetzlich normirt werde.

Durch all diese Schritte des Verwaltungsrathes, welche von der Oeffentlichkeit mit Beifall, von der gesammten Beamtenschaft mit freudiger Zustimmung aufgenommen worden sind, hat sich der Beamtenverein auch nach außen als das Organ der Interessenvertretung des Beamtenstandes manifestirt. Weitere Schritte, speciell im Interesse der Privatbeamten, sind in Aussicht genommen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß durch diese Action der letzten Monate in Verbindung mit dem immer erfreulicheren geschäftlichen Aufblühen der Beamtenverein an Bedeutung und Geltung nur gewonnen hat. Mit Stolz und Vertrauen können die Beamten Oesterreich-Ungarns auf ein Unternehmen blicken, das sie unter schwierigen Verhältnissen sich selbst geschaffen, — das ihnen die Wege zur Verbesserung ihrer Lage aus eigenen Kräften ebnet und das auch in ächt constitutioneller Weise für die Vertretung ihrer Interessen nach Außen eintritt, — frei von überschwänglichen Zukunftsplänen, stets auf dem Boden der realen Verhältnisse fußend, doch getragen von sittlichen Ideen und von dem festen Willen geleitet, Nutzen und Hilfe den Standesgenossen zu bringen.

Wir kehren zurück zu dem Betriebe der eigentlichen Vereinsgeschäfte und zu den überraschenden Fortschritten, die in den beiden Hauptrichtungen des Versicherungs- und Vorschußwesens erzielt worden sind, und die zur Begründung eines anderen großen Werkes des Vereins geführt haben. Dank der Solidität und Uneigennützigkeit der Vereinsleitung, wodurch das Vertrauen sich immer mehr befestigte und erweiterte, Dank der Billigkeit der Prämientarife, deren Kenntniß in immer weitere Kreise drang, Dank endlich der rührigen Agitation, welche theils durch die Zeitschrift, theils durch die Gründung neuer Localausschüsse, theils durch die Entsendung reisender Bevollmächtigter entfaltet worden ist, hatten die Geschäfte der Lebensversicherung im Jahre 1870 eine solche Ausdehnung genommen, wie sie in den ersten Jahren kaum geahnt worden war, und welche nur von den Ergebnissen des Jahres 1871 noch übertroffen worden ist.

Mit Jahresschluß 1870 waren dem Vereine bereits 16,130 Mitglieder beigetreten und hatten sich 50 Localausschüsse gebildet.

In der Lebensversicherungs-Abtheilung standen 8552 Versicherungsverträge über ein versichertes Capital von 7.101.198 fl. und versicherte Rente von 18.538 fl. in Kraft.

In der Vorschußabtheilung bestanden 37 Consortien mit 10.055 Antheilseinlagen im Betrage von 418.143 fl. womit 4424 Vorschüsse im Betrage von 647.592 fl. ertheilt worden waren.

Diese beiden letzten Summen sind wohl der sprechendste Beweis, welche Erfolge im Wege der Association und Selbsthilfe mittelst kleiner, jedoch beharrlich gesammelter Mittel auch im Beamtenstande erreicht werden können.

Diese glücklichen Geschäftsergebnisse machten es auch möglich, an die Realisirung eines Projectes zu schreiten, das schon längst zu den Lieblingsgedanken derjenigen gehört hatte, die den Verein und sein Gedeihen im Herzen tragen und ihm ihre Kräfte widmen. Es ist dies die Erbauung eines Vereinshauses, wodurch dem Wirken des Vereines eine eigene Heimstätte, zugleich aber auch ein äußerlich sichtbares Denkmal seiner Bemühungen und Erfolge gewonnen werden soll. Geschäftliche Rücksichten förderten die Ausführung dieses Gedankens. Der Effectenbesitz der Lebensversicherung, obwohl nur in anerkannt sicheren Papieren bestehend, welche bei der österreichischen Nationalbank kostenfrei deponirt sind, unterliegt den Cursschwankungen. Um diese zu vermeiden, und zugleich die Vereinsbilanz zu stabilisiren, wurde im Jahre 1871 die Capitalsanlage in Realitäten durch den Bau eines großen Zinshauses beschlossen. Der Zweck eines solchen Baues sollte ein doppelter sein, einerseits die sichere und möglichst fruchtbringende Anlage der dem Vereine von den Beamten anvertrauten Gelder, und anderseits die Gewinnung unentgeltlicher oder wenigstens billiger Vereinslocalitäten.

Zu diesem Behufe wurde dem Vereine von Sr. Majestät dem Kaiser in Würdigung seines humanitären Wirkens eine Baustelle der

Stadterweiterungsgründe außerhalb des Schottenthores Gruppe Z_9 Nr. 4 um den halben Schätzungspreis und vom Ministerium des Innern die daran stoßende Baustelle Nr. 6 gleichfalls um einen ermäßigten Preis überlassen, so daß der Kaufpreis beider Baustellen durchschnittlich auf 155 fl. per □ Klafter zu stehen kommt. Die gesammte Bauarea in der Größe von 351 □ Klafter und mit einer Längenfront von 25 Klftr. ist gegenüber der neuen Börse in einem Stadttheile, der voraussichtlich von der großen Geschäftswelt occupirt werden wird, sehr vortheilhaft gelegen; ihr reeller Werth dürfte heute schon das Dreifache des Ankaufspreises betragen. Das auf diesem Grunde zu erbauende vier Stock hohe Gebäude wird 36 größere und kleinere vermiethbare Wohnungen und in der Unterabtheilung des Erdgeschoßes (Mezzanin) die Localitäten des Vereines enthalten, welche dort ohne Beeinträchtigung des Zinserträgnisses, sohin unentgeltlich gewonnen werden.

Der Bau hat bereits begonnen und wird bis zum 1. Mai 1873 vollendet sein. Es wird ein erhebendes Gefühl für diejenigen bilden, welche seinerzeit die Geschäfte des Vereines in zwei kleinen Hofzimmern der Elisabethstraße mit wenigen Hilfskräften begonnen haben, wenn sie nach kaum neunjähriger Thäthigkeit mit einem Beamtenstande des Vereines von circa 40 Personen in ein eigenes stattliches Haus, das ihrem redlichen Bemühen, sowie dem Vertrauen der Standesgenossen seine Entstehung dankt, übersiedeln können; es wird aber auch für den gesammten Beamtenstand, wie überhaupt für jeden Menschenfreund ein Moment der Befriedigung sein, in diesem Werke ein würdiges Monument jener großen Principien der Assoziation und Selbsthilfe zu erblicken, auf denen der Beamtenverein beruht.

Ein zweiter großer Bau, dessen Vorarbeiten schon vollendet sind, ist für das Jahr 1873 in Marienbad, woselbst bereits durch das menschenfreundliche Entgegenkommen des Stiftes Tepel ein Baugrund in schönster Lage sehr vortheilhaft acquirirt worden ist, in Aussicht genommen. Derselbe wird zum größten Theile als Capitalsanlage dienen, welche um so günstiger sich gestalten dürfte, als die dortigen Wohnungspreise während der Saisonzeit bereits eine enorme Höhe erreichen und die Frequenz des Curortes Marienbad durch dessen Einbeziehung in das europäische Eisenbahnnetz sicher noch steigen wird. Der kleinere Theil (der 3. Stock) ist zur billigen Ueberlassung an Beamte bestimmt, um auch diesen den Besuch dieses Heilortes, auf welchen sonst Viele unter den heutigen Verhältnissen verzichten müßten, zu ermöglichen und auch in dieser Richtung den humanitären Tendenzen des Vereines gerecht zu werden.

Es erübriget noch zum Schluße dieser Darstellung mit einigen Worten der Leitung des Vereines zu gedenken, und dann die Entwicklung der Vereinsgeschäfte im Jahre 1871 zu verzeichnen.

Der erste Präsident des Vereines Fürst Lothar Metternich hatte in Folge seiner dienstlichen Uebersetzung nach Laibach auf sein Ehrenamt, das er in schwieriger Zeit durch mehr als drei Jahre be-

kleidet hatte, verzichten müssen. Seinem edlen und beharrlichen Interesse für das Gedeihen des Vereines wird ein dankbares Andenken stets gesichert bleiben.

Im Jahre 1868 war an die Spitze des Vereines der seitherige Präsident Herr Carl Fellmann Ritter von Norwill, emeritirter Generalsecretär der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, berufen worden, der mit reicher Erfahrung und Geschäftskenntniß sowie mit höchst anerkennenswerther, selbstloser und aufopferungsvoller Hingebung der obersten Leitung und Ueberwachung der Vereins-Geschäfte sich widmet.

Ihm stehen seit einer Reihe von Jahren die beiden Vice-Präsidenten von Schmidt-Zabiérow, k. k. Ministerialrath, und Wenzel De Laglio, Generalinspector der Staatsbahn, unterstützend zur Seite.

Es ist selbstverständlich, daß ein großer Körper, wie der Verwaltungsrath, unmöglich selbst all die zahlreichen Detailgeschäfte zu besorgen und zu überwachen vermag, wie sie in einem so umfangreichen Unternehmen, wie der Beamtenverein ist, täglich vorkommen. Der Verwaltungsrath hat daher die Entscheidung über alle Angelegenheiten der laufenden Geschäftsführung, sowie die unmittelbare Ueberwachung der Vereinsgebahrung in ihren verschiedenen Theilen einem aus seiner Mitte delegirten Comité, dem Directions-Comité übertragen, das aus 6 Mitgliedern besteht und in collegialen Berathungen theils beschließend, theils vorbereitend an der Geschäftsführung sich betheiligt. Die Männer, welche diese specielle Vertrauensmission seit einer Reihe von Jahren ausüben und durch ihre Umsicht und gewissenhafte Mitverwaltung um das Gedeihen des Vereines sich verdient gemacht haben, sind die Herren: Bertele von Grenadenberg, k. k. Oberrechnungsrath, Hofmann von Aspernburg, Bureauchef der Südbahn, G. Hruby, k. k. Ministerialrath, J. Kaan, Inspektor der Staatsbahn und zugleich mathematischer Consulent des Vereines Lange von Burgenkron, k. k. Hofconcipist, und C. Werner, Oberbuchhalter der Nordwestbahn.

Die eigentliche unmittelbare Geschäftsführung, die gesammte Executive, die Leitung und Ueberwachung des zahlreichen Beamtenpersonals des Vereines ist dem Generalsecretär übertragen. Zu dieser wichtigen Funktion wurde, nach dem im Jahre 1869 erfolgten Ableben des ersten Generalsecretärs Oskar Saff, Herr Carl Mazal berufen, der, wie schon früher erwähnt wurde dem Vereine seit seiner Gründung angehört, und der durch strebsames Wirken nicht am wenigsten zum Geschäftsaufschwunge des Vereines in den letzten Jahren beigetragen hat.

Für die Zwecke der Versicherungsabtheilungen steht ihm der Chefarzt Dr. Buchheim, der schon zu den Gründern des Vereines zählte, eifrig unterstützend zur Seite.

Unsere bisherige Darstellung hat sich breiter ausgedehnt, als bei Beginn dieser Arbeit in Aussicht genommen war, und wir besorgen daher, die Geduld der Leser, die uns bisher gefolgt sind, schon zu

lange in Anspruch genommen zu haben. Doch um der Aufgabe, die wir uns gestellt, gerecht zu werden, glaubten wir mit einer Schilderung in großen Zügen oder mit allgemeinen Reflexionen uns nicht begnügen zu dürfen; um das Gesammtbild zu ergänzen und den Ueberblick zu vervollständigen, mußten die Details des Thatsächlichen und Geschäftlichen, so trocken und spröde solch Material sich auch bietet, benützt und einbezogen werden. Wir wollten eben eine geschichtliche Skizze von dem Werden und Wachsen des Vereines liefern, die vielleicht auch für Diejenigen von Interesse sein wird, die lange nach uns die Früchte des Vereines in einem weit reichlicheren Maße genießen werden, als dieß uns bisher gegönnt war. Daß diese Annahme keine sanguinische, sondern in der bisherigen Entwicklung des Vereines und seiner Geschäfte wohl begründet sei, das zeigen auch die Geschäftsergebnisse des Jahres 1871.

Mit Schluß 1871 war die Zahl der Mitglieder bereits auf 21.755 und die Zahl der organisirten Mitgliedergruppen mit Localausschüssen auf 69 angewachsen. Von letzteren bestehen in Oesterreich 40, in Ungarn 29, u. z. in Wien 6, Niederösterreich 4, Oberösterreich 2, Salzburg 1, Thyrol 1, Steiermark 2, Kärnten 1, Krain 1, Küstenländer 1, Dalmatien 1, Böhmen 9, Mähren 2, Schlesien 2, Galizien 7, Bukowina 1, Ungarn 12, Siebenbürgen 7, Croatien 5, Militärgrenze 5. — Außer der Centralleitung und den vorstehenden Localausschüssen waren im Vereinsinteresse noch 88 Bevollmächtigte, 669 Agenten und 472 Vereinsärzte thätig.

In der Lebensversicherungsabtheilung standen 12.754 Verträge mit einem versicherten Capital von 11,010.867 fl. und versicherten Renten von 32.144 fl. in Kraft. Der Zuwachs an versicherten Capitalien betrug in diesem Jahre allein bei 4 Millionen Gulden. Die jährliche Prämieneinnahme ist auf 303,385 fl., die Prämien-Reserve, d. i. der Werth aller am 31. Dezember 1871 in Kraft gestandenen Versicherungen auf 455.720 fl. gestiegen. An versicherten Capitalien sind im letzten Jahre 96.168 fl. und seit Gründung des Vereins 239.484 fl. ausbezahlt worden.

Der Reingewinn der Lebensversicherung im Jahre 1871, über dessen Verwendung die nächste Generalversammlung zu beschließen haben wird, beträgt 20.255 fl.

Die Vorschußabtheilung umfaßt bereits 43 Consortien mit 7683 Theilhabern und 19,269 Antheilseinlagen. Aus den hiedurch gebildeten Betriebsfonden der einzelnen Consortien im Gesammtbetrage von 896,076 fl. und mit Zuhilfenahme des Credits im Centrale sind im vorigen Jahre 5445 Vorschüsse im Gesammtbetrage von 1,090.924 fl. ertheilt worden.

Die Geschäfte des Vereines und deren Ergebnisse haben sich daher in den letzten 2 Jahren mehr als verdoppelt, und diese Geschäftszunahme ist nach den Ausweisen für das erste Quartal 1872 in fortwährendem Steigen begriffen.

Trotz dieses erfreulichen Aufschwunges ist die Bildung des allgemeinen Fonds, dessen Zinsen bekanntlich für allgemeine und humanitäre Zwecke des Vereines bestimmt sind, verhältnißmäßig nur langsam vorgeschritten. Derselbe hat sich mit Ende 1871 auf 36.068 fl. belaufen. — Es ist dieß auch wohl erklärlich. Seine Zuflüsse bestehen aus den Mitgliedsgebühren, aus Geschenken, Vermächtnissen und aus den Ueberschüssen der Abtheilungsfonde. Das Erträgniß der Mitgliedsgebühren ist aber um so geringer, als davon nur die eine Hälfte in den allgemeinen Fond fließt, während die andere Hälfte als Regiebeitrag verwendet wird. Auch werden die Mitgliedsgebühren in der Regel nur einmal entrichtet, indem das einzelne Mitglied, sobald es einer Vereinsabtheilung beitritt, von ihrer ferneren Bezahlung enthoben ist. Es wäre im Interesse der allgemeinen Vereinszwecke gewiß nur wünschenswerth, wenn dem dafür bestimmten Fonde auch von denjenigen ständige Beiträge zugeführt würden, welche die Vortheile des Vereines in den verschiedenen Richtungen genießen, welche an der obersten Entscheidung aller Vereinsangelegenheiten durch die Ausübung ihres Stimm- und Wahlrechtes theilnehmen, die aber von dem Momente, als sie Theilhaber einer Abtheilung geworden sind, zu den allgemeinen Zwecken des Vereines, zu seinen humanitären Bestrebungen directe nichts mehr beitragen. In den, wenn auch noch so geringen jährlichen Beiträgen vieler Einzelnen, wie solche bei den meisten Vereinen üblich sind, könnten die Mittel gefunden werden, um die humanitäre Thätigkeit des Vereines noch mehr zu beleben und namentlich den allgemeinen Vereinszwecken, mehr als es bisher der Fall war, gerecht zu werden.

An Geschenken und Vermächtnissen sind dem Vereine mit Ausnahme einiger Beiträge zum Unterrichtsfond, dann einer hochherzigen Stiftung des jubilirten Herrn Ministerialrathes von Tandler zur Unterstützung verwaister, mittelloser Beamtenstöchter mit Stipendien à 100 fl., wofür dem edlen Stifter der allgemeine Dank gebührt, nur wenige Beiträge zugeflossen. Allerdings ist der Verein vermöge der Principien, auf denen er beruht, nicht in erster Linie auf fremde Wohlthätigkeit zu reflectiren angewiesen; dennoch glauben wir nicht zweifeln zu dürfen, daß ihm, je mehr sein Wirken bekannt wird, derartige Beiträge zu allgemeinen und besonderen Zwecken im Interesse der Beamten zufließen werden. Durch die Organisation des Beamtenvereines ist manchem vom Glücke begünstigten Beamten die Gelegenheit geboten, seinen Wohlthätigkeitssinn in einer Weise auszudrücken, welche ihm sowohl den genauen Vollzug der beabsichtigten Widmung, als auch ein dankbares Andenken seiner Standesgenossen für immer sichern würde.

Was endlich die Ueberschüsse der Abtheilungsfonde, und speciell der Lebensversicherung betrifft, so konnte auch aus diesen, wenigstens bisher kein bedeutender Zuwachs für den allgemeinen Fond gewonnen werden. Bisher war das Sterblichkeitsverhältniß für die Lebensversicherung des Beamtenvereines ein durchaus günstiges. Die aus der Berechnung sich ergebende Summe der jährlichen auszuzahlenden Versicherungen ist niemals erreicht, daher auch jedes Jahr ein Ueberschuß

erzielt worden. Doch konnten diese Ueberschüsse schon wegen der niedrigsten Prämientarife des Beamtenvereines und da ja die Vortheile des Versicherungswesens zunächst den Versicherten selbst zu Theil werden sollten, nicht bedeutend sein.

Diese verhältnißmäßig geringen Zuflüsse des allgemeinen Fonds sind auch die Ursachen, weshalb bisher für allgemeine und humanitäre Vereinszwecke noch keine ergiebigeren Mittel gewonnen werden konnten. Die Möglichkeit hiezu ist zwar in der Anlage des Vereines gegeben, und eine Verwendung des geschäftlichen Erwerbes für allgemeine und humanitäre Zwecke hat auch faktisch, allerdings noch in bescheidenen Grenzen, schon Platz gegriffen. Die Dotirung des Unterrichtsfondes, die Unterstützungen, die in außerordentlichen Fällen an vom Unglücke getroffene Beamte erfolgt werden, geben davon Zeugniß. Doch eine Verwendung in großen Dimensionen und in nachhaltig fühlbarer Weise wird wohl erst dann eintreten können, wenn die Geschäfte der Lebensversicherung einen noch weit bedeutenderen Umfang werden gewonnen haben. In dieser Beziehung ist die Thätigkeit des Vereines noch immer eine vorbereitende; noch immer muß das Terrain für die höhern Zwecke des Vereines erst errungen und bebaut werden Wenn aber einmal die jährliche Prämien-Einnahme z. B. eine Million Gulden betragen wird, und wer könnte bei dem bisherigen Aufschwunge zweifeln, daß es in einigen Jahren der Fall sein wird, — dann werden, da die Regiekosten nicht im selben Maße zunehmen, die Gebahrungsüberschüsse voraussichtlich sich bedeutend erhöhen, und werden auch die Mittel für allgemeine Vereinszwecke reichlicher geboten sein.

Und dennoch wäre nichts ungerechter, als wenn man behaupten wollte, die bisherige Wirksamkeit des Beamten-Vereines komme nur den einzelnen Theilhabern der Versicherungs- und Vorschuß-Abtheilung zu Gute, für die Allgemeinheit, für die Interessen der Gesammtheit und insbesondere für humanitäre Zwecke sei noch wenig geschehen. Auch die Wirksamkeit dieser beiden Vereinsabtheilungen in ihrer Totalität ist eine eminent humanitäre, eine für die Interessen des gesammten Beamtenstandes förderliche. In zahlreichen, geradezu eclatanten Fällen sind die wohlthätigen Folgen des Versicherungs- und Vorschußwesens, namentlich für den Beamtenstand, zu Tage getreten. Durch die 239 489 fl., die seit dem Bestande des Vereines an Versicherungen ausbezahlt worden sind, wer kann es ermessen, wer kann es aber auch läugnen, wie viel dadurch an Unglück abgewendet, an Sorge und Kummer erleichtert, an Wohlthat und Segen gespendet wurde? und wie viel Beamte sind durch die Million Vorschüsse, die aus ihren eigenen Ersparnissen gegen verhältnißmäßig geringe Zinsen ertheilt wurden, vor dem Wucherer gerettet, in ihrem Hausstande geordnet und vor Ruin bewahrt worden? Und kommen diese wirthschaftlichen Vortheile des Einzelnen in ihrer Zusammenwirkung nicht auch der Gesammtheit zu Statten?

Doch weit höher noch können heute schon jene moralischen Wirkungen des Beamtenvereines in Anschlag gebracht werden, die in der

Anregung der Beamten zu Ordnung und Sparsamkeit, in der Belebung von Gemeinsinn und Selbstgefühl, in der Einbürgerung der beiden großen Prinzipien der Selbsthilfe und Association gelegen sind. Würde der Verein den Beamten keine anderen Vortheile bringen, als daß er ihnen die Möglichkeit eröffnet, diese Prinzipien mit ihren weittragenden Consequenzen innerhalb des Rahmens seiner Statuten allenthalben zur Anwendung und zur Verwirklichung zu bringen, würde er nichts erreichen, als der Erkenntniß Bahn zu brechen, daß im Interesse der Gesammtheit neue Bahnen eingeschlagen und mit Beharrlichkeit verfolgt werden müssen, so hätte sich der Verein dadurch allein schon um die Interessen der Standesgenossen verdient gemacht. Daß die Beamten zur Verbesserung ihrer Lage neue und andere Bahnen eingeschlagen haben, als andere Gesellschaftsklassen, wie z. B. die Arbeiter, die im Gefühle der rohen Gewalt phantastischen Utopien nachjagen und nutzlos ihre Kräfte vergeuden, oder die modernen Geldmacher, die in egoistischer Verblendung die Gesellschaft und ihre höheren Ziele gänzlich vergessen, daß sie ihre Bestrebungen auf jene Motoren basirt haben, die in jedem gesunden Staate als bürgerliche Tugenden hochgehalten werden, das verleiht ihrem Werke die Triebkraft seiner bisherigen Blüthe und zugleich die Gewähr dauernden Bestandes.

Ein anderer Vortheil, den das Wirken des Beamtenvereines, wenn auch nur indirekt, mit sich bringt, und der hier nicht unerwähnt bleiben darf, ist das Element der Bildung. Wenn das Vereinsleben überhaupt als eine Schule und Vorbereitung für das öffentliche Leben gelten kann, so ist dies im Beamtenvereine umsomehr der Fall, als in dem Verkehre der verschiedenen Beamtenclassen, in dem Austausche von Meinungen und Ansichten; in der Betheiligung an den mannigfaltigen Geschäften des Vereines, seinen Angelegenheiten und Einrichtungen reiche Gelegenheit geboten ist, um Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, die dem unmittelbaren Berufszweige des Einzelnen fremd und die ihm für das praktische Leben von großem Nutzen sind.

Bei der bisher geschilderten Entwicklung des Beamtenvereines, bei den materiellen und moralischen Erfolgen, die er heute schon erzielt hat, kann es wahrlich nicht überraschen, wenn sich ihm Aufmerksamkeit und Zustimmung aus immer weiteren Kreisen zuwenden, wenn er an Geltung und Ansehen täglich gewinnt. Gar manche, die seine Entstehung und sein erstes Auftreten mit Mißtrauen, oft mit ungläubigem Lächeln aufgenommen haben, können ihm heute ihre Achtung nicht mehr versagen, und andere sind seine Freunde und warme Anhänger geworden. Daß auch das Ausland ihm Beachtung und Anerkennung schenkt, dafür sprechen die zahlreichen Stimmen des Beifalls, sowie die wiederholten Aufforderungen, daß der Beamtenverein seine Wirksamkeit auch außerhalb der Grenzen Oesterreichs und namentlich über ganz Deutschland ausdehnen möge. —

Wir schließen diese Darstellung mit dem Wunsche, den wir schon bei der Gründung des Vereines den Standesgenossen zugerufen haben:

„Mögen Alle theilnehmen an jenem staatlichen Baue, den der „österreichische Beamtenstand sich selbst aufführt, um mit ver„einten Kräften der Mißgunst der Verhältnisse und den Wechsel„fällen der Zeit zu begegnen, um das Gefühl der Zusammen„gehörigkeit und der Interessen-Gemeinschaft zu beleben und „eine bleibende Stätte der Gegenseitigkeit, der Selbsthilfe und „der Collegialität zu schaffen.“

Geschäfts-Entwicklung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Vereins Jahr	Mitglieder	Local-Ausschüsse	Vereins-			Gründungs- und Regiekosten	Allgemeiner Fond	Unterrichts-Fond	Kranken-Versich.-Abthlng.						Lebensversicherungs-Abtheilung								Vorschuß-Abtheilung						
			Bevollmächtigte	Agenten	Aerzte				Theilhaber	Versichgs.-Verträge	Versich. wöch. ntl. Krankengeld	Prämien-Einnahme	Ausgezahlte Krankengelder	Prämien-Reserve	Theilhaber	In Kraft stehende Versicherungs-Verträge	Versichertes Capital fl.	Versichertes Rente fl.	Prämien-Einnahme	Ausgezahlte Versicherungs-Summe	Prämien-Reserve	Rein-Gewinnst	Consortien	Theilhaber	Antheils-Einlagen	Betriebs-Fond	Ertheilte Vorschüsse Zahl	Ertheilte Vorschüsse Betrag	Reserve-Fonds
1865	5500	25	54	48	45	10.176	—	—	—	—	—	—	—	—	423	549	442.400	1500	3240	—	2039	297	7	335	385	2630	132	1010	—
1866	7600	40	74	86	73	16.312	1443	—	39	54	253	349	81	249	1707	2425	2,019.000	6737	53.924	12.900	29.147	1061	16	958	1109	23.947	647	32.445	365
1867	9150	39	69	229	117	15.311	3367	—	50	63	268	359	126	461	2037	3215	2,437.856	11.626	84.911	16.605	76.236	4258	22	1623	1920	58.804	1459	98.440	782
1868	10.529	47	91	296	231	19.880	10.030	—	62	62	284	420	225	657	3284	4155	3,250.334	11.478	108.851	27.533	134.938	13.375	25	2117	5046	97.665	2218	176.291	2206
1869	12.540	49	91	417	311	27.995	21.143	2139	63	75	422	523	150	1030	4040	5538	4,435.664	13.155	130.727	37.182	195.519	22.002	30	3025	4941	188.116	3017	277.720	3215
1870	16.130	59	100	502	374	32.396	29.046	7437	83	105	668	964	258	1707	6441	8552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	11.051	37	4823	10.055	418.143	4424	647.592	7232
1871	21.755	69	88	669	472	41.646	36.068	7543	120	155	1050	1410	1035	2076	9646	12.754	11,010.867	32.144	303.385	96.168	455.720	20.255	48	7683	19,269	896.076	5445	1,090.924	14.647

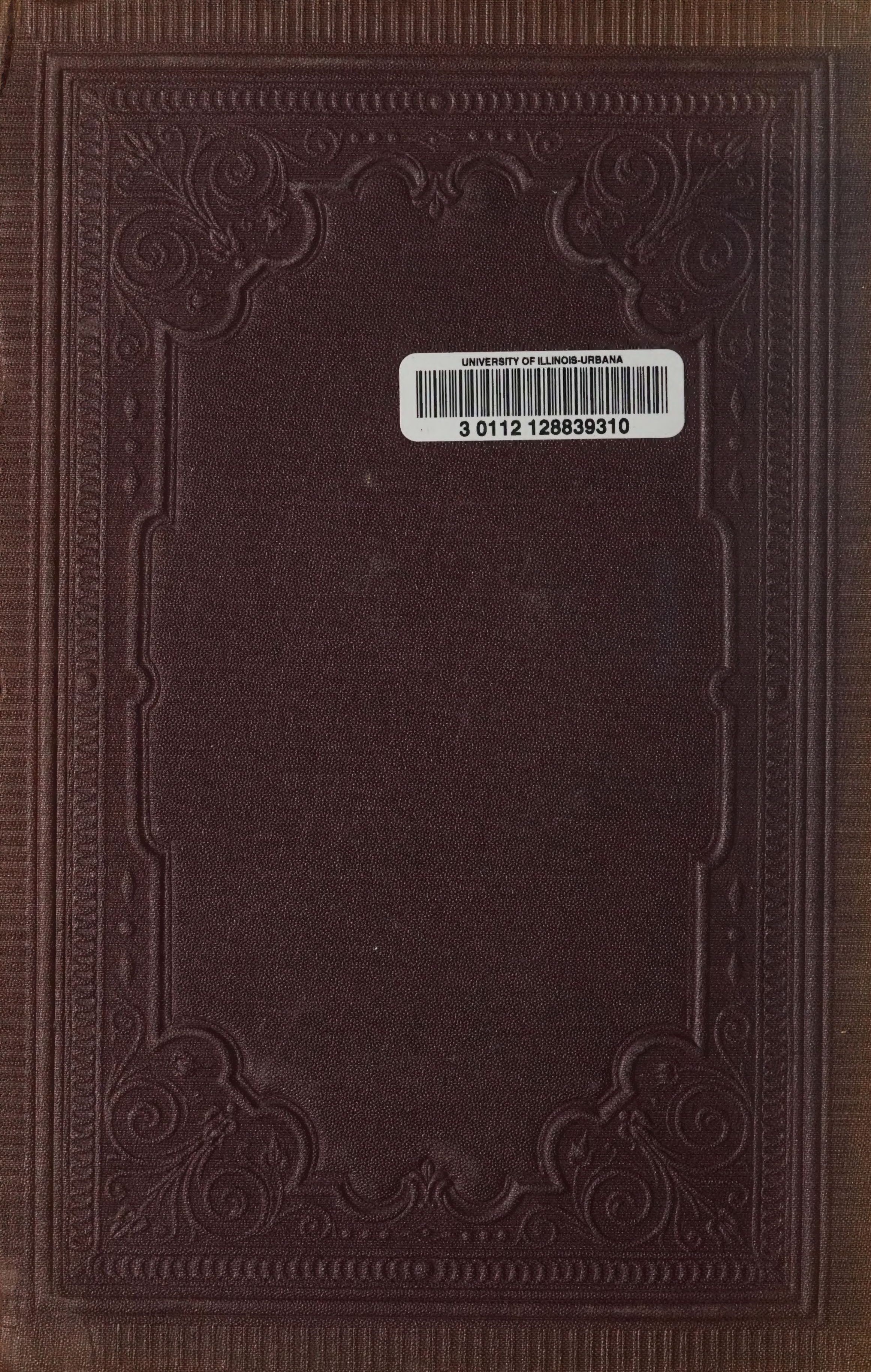
Inhalts-Verzeichniß.

Abtheilung I.

Abtheilung II.

Abtheilung III.


3578


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 128839310